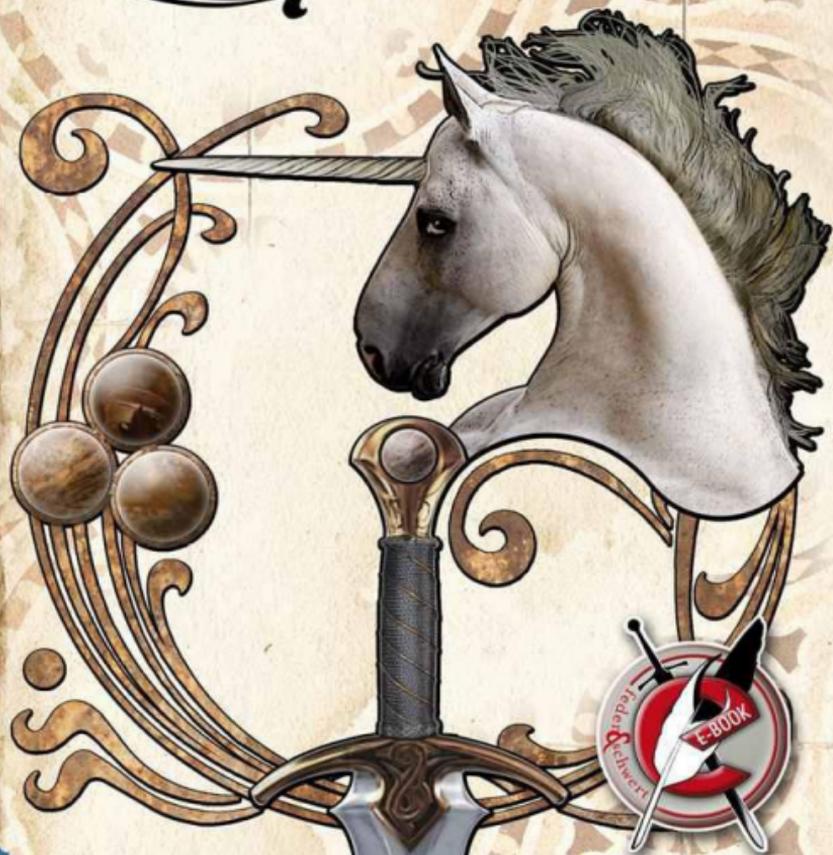


SIMON R. GREEN



DAS REGENBOGEN-
SCHWERT

DER DÄMONENKRIEG BAND 1



Autor: Simon R. Green
Deutsch von: Oliver Hoffmann
Lektorat: Oliver Graute
Korrekturat: Lars Schiele
Art Director, Satz und Gestaltung: Oliver Graute



© Simon R. Green 2000
© der deutschen Übersetzung Feder&Schwert 2013
E-Book-Ausgabe
ISBN 978-3-86762-199-1

Originaltitel: Blue Moon Rising

ISBN der Printausgabe 978-3-86762-177-9

Das Regenbogenschwert ist ein Produkt von Feder&Schwert unter Lizenz von Simon R. Green 2013. Alle Copyrights mit Ausnahme dessen an der deutschen Übersetzung liegen bei Simon R. Green. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck außer zu Rezensionszwecken nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags.

Die in diesem Buch beschriebenen Charaktere und Ereignisse sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit zwischen den Charakteren und lebenden oder toten Personen ist rein zufällig.

Die Erwähnung von oder Bezugnahme auf Firmen oder Produkte auf den folgenden Seiten stellt keine Verletzung des Copyrights dar.

www.feder-und-schwert.com

Für meine Mutter und meinen Vater, die immer da
waren, wenn ich sie brauchte.

Einst gab es Helden und Schurken, und Finsternis wandelte auf Erden. Es galt, Drachen zu töten und Prinzessinnen zu retten, und strahlende Helden vollbrachten, nun, Heldentaten.

Aus jener Zeit sind viele Geschichten überliefert, Geschichten von unerschütterlicher Tapferkeit und Wagemut.

Dies ist keine davon.

Am Ende des Regenbogens

Prinz Rupert ritt auf seinem Einhorn in den Schlingforst und linste mürrisch in den Nieselregen, während er halbherzig nach dem Floh fahndete, der sich irgendwo unter seiner Brustplatte verbarg. Trotz des eiskalten Regens schwitzte er unter seiner Rüstung furchtbar, und seine Stimmung war so tief gesunken, dass er sie beinahe nicht mehr sah. „Zieh aus und töte einen Drachen, mein Sohn!“, hatte sein Vater, König John, ihm unter dem Beifall seiner Vasallen befohlen. Die hatten leicht klatschen. Sie mussten sich dem Drachen ja nicht entgegenstellen. Oder zur Regenzeit in voller Rüstung durch den Schlingforst reiten. Rupert gab die Fahndung nach dem Floh auf und zerzte unbeholfen an seinem Helm, aber das brachte auch nichts; das Wasser triff ihm weiter ins Genick.

Turmhohe, dicht gedrängte Bäume säumten den schmalen Weg und verschwammen zu einem

grünlichen Halbdunkel, das seine Stimmung widerspiegelte. Dicke, fleischige Ranken wickelten sich um die Stämme und hingen in verfilzten Knäueln von den Zweigen. Eine schwere, missmutige Stille lastete auf dem Schlingforst. Im dichten Unterholz bewegten sich keine Tiere, und es sangen keine Vögel. Die einzigen Geräusche waren das ständige Rauschen des Regens, der unentwegt von den wasserschweren Ästen der Bäume rieselte, und die leisen Hufschläge des Einhorns. Zäher Matsch und totes Laub machten den gewundenen, jahrhundertealten Pfad glitschiger als sonst, und das Einhorn schlitterte und stolperte vor sich hin, während es Rupert tiefer in den Schlingforst trug.

Rupert blickte finster umher und seufzte tief. Sein Leben lang hatte er in atemloser Spannung zugehört, wenn an langen, dunklen Winterabenden mit getragendem Ernst von den glanzvollen Abenteuern seiner Ahnen gesungen wurde. Er erinnerte sich, wie er als Kind mit großen Augen und offenem Mund am Feuer im großen Saal gesessen und mit wohligem Entsetzen die Geschichten von bösen Riesen und Hexen aufgesogen hatte, die Legenden von Zauberschwertern und Ringen, die ihrem Träger Macht verliehen. Unter dem Einfluss der Familienlegenden hatte sich Rupert seit frühester

Jugend geschworen, eines Tages den Helden zu geben wie Großonkel Sebastian, der drei Jahre seines Lebens für drei Wünsche eingetauscht und damit Prinzessin Elaine aus dem Turm ohne Tür befreit hatte. Oder wie Opa Eduard, der es gewagt hatte, allein der schrecklichen Nachthexe gegenüberzutreten, von der man sich erzählte, sie verdanke ihre berauschende Schönheit der Tatsache, dass sie im Blut von Jungfrauen bade.

Nun hatte er endlich Gelegenheit, sich als Held zu erweisen, und machte einen Riesenschlamassel daraus. Im Grunde gab Rupert den Barden die Schuld. Sie hatten alle Hände voll damit zu tun, sich lang und breit über Recken auszulassen, die ein Dutzend Gegner mit einem Schwertstreich erledigten, weil sie reinen Herzens waren, und kamen deshalb gar nicht mehr dazu, die eigentlich wichtigen Dinge zu schildern: wie man verhinderte, dass es in die Rüstung regnete, um nur ein Beispiel zu nennen, wie man unbekannte Früchte mied, die elenden Durchfall verursachten, oder wie man unterwegs ohne große Schinderei eine Latrine aushob. Es gab vieles am Heldenleben, das die Barden verschwiegen. Rupert steigerte sich gerade in eine echt miese Laune hinein, als das Einhorn unter ihm strauchelte.

„Hü!“, rief der Prinz.

Das Einhorn schnaubte hoffärtig.

„Du hast leicht reden da oben in deinem Sattel; wem bleibt denn die ganze Mühe? Deine Rüstung wiegt eine Tonne. Mein Rücken bringt mich um.“

„Ich sitze seit drei Wochen im Sattel“, antwortete Rupert ohne jedes Mitgefühl. „Mein Rücken macht mir weniger zu schaffen.“

Das Einhorn kicherte und hielt dann so unvermittelt an, dass der Prinz um ein Haar kopfüber aus dem Sattel geflogen wäre. Rupert packte das lange, gedrehte Horn, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

„Warum hältst du an? Wird dir vielleicht der Weg zu matschig? Hast du Angst, dir die Hufe schmutzig zu machen?“

„Wenn du ab jetzt jede Minute so einen Witz reißt, kannst du absteigen und laufen“, schnaubte das Einhorn. „Falls es dir nicht aufgefallen sein sollte: Davorn versperrt ein großes Spinnennetz den Weg.“

Rupert seufzte tief. „Nun willst du vermutlich, dass ich mir die Geschichte aus der Nähe ansehe?“

„Wenn es dir nichts ausmacht.“

Das Einhorn scharfte mit den Hufen, und einen Augenblick lang fühlte sich der Prinz seekrank. „Du kennst meine Spinnenphobie ...“

Rupert fluchte resigniert und schwang sich unbeholfen, aber schicksalsergeben aus dem Sattel, wobei seine Rüstung bei jeder Bewegung knirschte. Er versank knapp zehn Zentimeter im matschigen Erdreich und hatte Mühe, das Gleichgewicht zu halten. Er klappte das widerspenstige Visier hoch und studierte voller Unbehagen das riesengroße Netz. Dicke, milchige Fäden versperrten den engen Pfad, besetzt mit glitzernden Ketten aus Regentropfen. Rupert runzelte die Stirn; welche Spinnen woben ein drei Meter hohes Netz? Er stapfte vorsichtig weiter, zog sein Schwert und stieß einen der Fäden an. Die Klinge klebte fest, und er musste das Schwert mit beiden Händen losreißen.

„Das fängt ja gut an“, sagte das Einhorn.

Rupert ignorierte das Tier und startete das Netz nachdenklich an. Je länger er es betrachtete, desto weniger ähnelte es einem Spinnennetz. Das Muster war falsch. Die Stränge bildeten verknotete Klumpen, hingen lose von den oberen Ästen und von den unteren in dicken Klumpen, die im Schlamm des Waldpfads versanken. Dann spürte Rupert, wie sich ihm die Nackenhaare aufstellten, als ihm zu Bewusstsein kam, dass das Netz unentwegt zitterte, obwohl völlige Windstille herrschte.

„Rupert“, sagte das Einhorn leise.

„Jemand beobachtet uns, stimmt's?“

„Korrekt.“

Rupert runzelte die Stirn und umklammerte sein Schwert. Etwas folgte ihnen, seit sie bei Sonnenaufgang den Schlingforst betreten hatten, etwas, das sich in den Schatten verbarg und nicht ans Licht wagte. Rupert verlagerte vorsichtig sein Gewicht, um sich mit dem Weg unter seinen Füßen vertraut zu machen. Wenn es zum Kampf käme, würde der zähe Matsch ein Problem darstellen. Er nahm seinen Helm ab und legte ihn am Wegesrand nieder; die Augenschlitze engten sein Sichtfeld zu stark ein. Als er sich aufrichtete, blickte er beiläufig über die Schulter und erstarrte, als er ein schwächtiges, missgestaltetes Wesen von einem Baum zum anderen huschen sah. Es war menschengroß, bewegte sich aber nicht wie ein Mensch, und ehe es wieder mit den Schatten verschmolz, blitzten Fänge und Klauen im Licht auf. Regen trommelte auf Ruperts Kopf und lief ihm übers Gesicht, ohne dass er ihm Beachtung schenkte, denn in seinem Innern breitete sich das kalte Grausen aus.

Jenseits des Schlingforstes lag Finsternis. So weit man sich zurückerinnerte, hatte in einem Teil des Waldes ewige Nacht geherrscht. Kein Sonnenstrahl

durchdrang dieses Gebiet, und was dort lebte, scheute das Tageslicht. Kartographen nannten es Dusterwald und warnten: „Vorsicht, Dämonen!“ Seit zahllosen Jahrhunderten lag zwischen Waldkönigreich und Dusterwald die Barriere des Schlingforstes, eines unheimlichen Gewirrs aus Sümpfen, Dornestrüpp und anderen Gefahren, dem bislang nur wenige Menschen lebend entronnen waren. Lautlose Raubtiere pirschten durch die von Gras und Schlinggewächsen überwucherten Wege und lauerten leichtsinnigen Wanderern auf. In den letzten paar Monaten waren aber immer häufiger fremdartige Wesen ins Waldkönigreich eingedrungen, schemenhafte Gestalten, die das Tageslicht mieden. Manchmal, wenn die Sonne ganz untergegangen war, hörten die Bewohner einsamer Gehöfte ein Kratzen an ihren fest verriegelten Türen und Fensterläden und fanden am nächsten Morgen tiefe Rillen im Holz und verstümmelte Tiere in den Ställen.

Der Schlingforst war keine Hürde mehr ...

Vorsicht, Dämonen.

Rupert verdrängte seine Angst und umfasste das Schwert fester. Das Gewicht des Stahls tröstete ihn, und er ließ die blitzende Klinge vor sich auf- und niedersausen. Dann warf er einen ernsten Blick auf

die dunklen Wolken, die den Himmel bedeckten; ein anständiger Sonnenstrahl hätte das Ding sofort in die Flucht geschlagen, aber wie immer klebte Rupert das Pech an den Fersen.

„Es ist nur ein Dämon“, dachte er wütend. „Ich bin voll gerüstet und weiß mit dem Schwert umzugehen. Der Dämon hat keine Chance.“

„Einhorn“, sagte er ruhig, während er in die Schatten blickte, wo er den Dämon zuletzt gesehen hatte. „Du versteckst dich am besten hinter einem Baum und hältst dich vom Kampfgetümmel fern! Ich will nicht, dass du verletzt wirst.“

„Schon geschehen“, antwortete eine leise Stimme. Rupert drehte sich um und entdeckte das Einhorn in beträchtlicher Entfernung hinter einem dicken Baum.

„Vielen Dank“, sagte Rupert. „Was ist, wenn ich deine Hilfe brauche?“

„Dann hast du ein Problem“, sagte das Einhorn bestimmt, „denn ich rühre mich nicht von der Stelle. Ich erkenne Dämonen am Geruch. Die fressen Einhörner, weißt du.“

„Dämonen fressen alles“, sagte Rupert.

„Eben“, sagte das Einhorn und verschwand aus seinem Blickfeld.

Nicht zum ersten Mal schwor sich der Prinz, den Typen aufzusuchen, der ihm das Einhorn angedreht

hatte, und ihm die Finger und Zehen einzeln abzuhacken.

Er hörte ein leises Scharren zu seiner Linken, und Rupert wollte sich gerade umdrehen, als der Dämon ihn von hinten ansprang. Durch die schwere Rüstung bekam Rupert Übergewicht, und er fiel nach vorn in den zähen Matsch. Durch den Aufprall blieb ihm die Luft weg, und das Schwert entglitt seiner Hand. Er erspähte einen Augenblick lang etwas Dunkles, Missgestaltetes, das ihn bei weitem überragte, dann landete ein Zentnergewicht auf seinem Rücken. Eine klauenbewehrte Hand packte ihn im Nacken und drückte sein Gesicht in den Schlamm. Rupert ruderte verzweifelt mit den Armen und bemühte sich, wieder auf die Beine zu kommen, aber seine eisengenieteten Stiefel schlitterten nur hilflos durch den Schlamm. Die Lunge schmerzte ihn; er rang nach Luft, und die Dreckbrühe floss ihm in den weit aufgerissenen Mund.

Panik stieg in ihm auf, während er vergeblich versuchte, seinen Widersacher abzuschütteln. Sein Schädel begann zu dröhnen, als die letzte Luft aus dem Brustkorb entwich. Einer seiner Arme war unter dem Brustpanzer eingeklemmt, und in einer plötzlichen Eingebung benutzte er ihn als Hebel, warf sich mit einem Ruck herum und begrub den

zappelnden Dämon unter dem Gewicht seiner Rüstung.

Lange, köstliche Augenblicke lang lag er einfach da, atmete stoßweise und rieb sich den Schlamm aus den Augen. Er rief um Hilfe, aber das Einhorn antwortete nicht. Der Dämon hämmerte mit plumpen Fäusten wütend auf die Rüstung ein, dann tastete eine Klauenhand nach oben und schnellte Rupert ins Gesicht. Er ächzte in Höllenpein, als Krallen wie Messer den Wangenknochen entlangfuhren, und versuchte, sein Schwert zu erreichen. Der Dämon nutzte das dazu, sich unter ihm hervor zu winden. Rupert rollte schnell zur Seite, packte sein Schwert und schaffte es, trotz des saugenden Morasts auf die Beine zu kommen. Das Gewicht seiner Rüstung machte jede Bewegung zur Kraftanstrengung, und Blut strömte ihm über Gesicht und Hals, während er wankend vor dem geduckten Dämon stand.

Der hätte trotz seines grotesken Äußeren fast als Mensch durchgehen können, aber ein Blick in die hungrigen, pupillenlosen Augen gab das Böse preis, das sich in ihm verbarg. Dämonen töteten, um zu leben, und lebten, um zu töten; abgrundtiefe Finsternis, losgelassen auf das Land. Rupert umklammerte sein Schwert fester und zwang sich, den Dämon einfach als einen beliebigen Gegner zu

sehen. Er war stark, schnell und tödlich, aber das konnte Rupert auch von sich behaupten, wenn er einen klaren Kopf behielt. Er musste aus dem Schlamm heraus und festen Boden unter die Füße bekommen; der glitschige Schlamm verschaffte dem Gegner zu viele Vorteile. Er tat vorsichtig einen Schritt nach vorn, und der Dämon fuhr gierig die Klauen aus. Ein breites Grinsen zeigte zwei Reihen spitzer Sägezähne. Rupert schwang sein Schwert vor sich hin und her, und der kalte Stahl schien dem Gegner so viel Respekt einzuflößen, dass er ein Stück zurückwich. Rupert spähte auf seiner Suche nach sicherem Untergrund an dem nachtdunklen Geschöpf vorbei und sah plötzlich etwas, das ihm ein zittriges Lächeln entlockte. Zum ersten Mal hatte er das Gefühl, eine winzige Chance zu haben.

Er packte sein Schwert mit beiden Händen, holte tief Luft und rannte dann mit voller Wucht auf den geduckten Dämon zu. Er wusste, er war ein toter Mann, wenn er zu früh stolperte und fiel. Der Dämon sprang rückwärts, bis er außer Reichweite der Schwertspitze war. Rupert setzte nach, darauf bedacht, im Morast nicht den Halt zu verlieren. Der Dämon grinste und sprang erneut zurück, mitten in das gewaltige Netz, das den Weg versperrte. Rupert kam stolpernd zum Stehen, holte mit dem Schwert

zum Todesstoß aus und erstarrte entsetzt, als sich die dicken, milchigen Fäden des Netzes um den Dämon wickelten. Der Dämon zerrte wütend an den Strängen und fletschte in lautloser Pein die Fänge, als das Netz eine klare, zähe Flüssigkeit absonderte; wo sie zu Boden tropfte, stieg Rauch auf. In angewiderter Faszination beobachtete Rupert, wie der matt um sich schlagende Dämon in einem riesigen pulsierenden Kokon verschwand, der ihn von Kopf bis Fuß umhüllte. Die letzten zuckenden Bewegungen erstarben, als das Gespinst sein Mahl verzehrte.

Rupert senkte müde sein Schwert und stützte sich darauf, um den schmerzenden Rücken zu entlasten. Blut lief ihm in den Mund, und er spie es aus. So also sah ein Held aus? Mit säuerlichem Grinsen begann er eine Bestandsaufnahme. Die prächtige, auf Hochglanz polierte Rüstung war mit halb getrocknetem Schlamm verschmiert und wies tiefe Kratzspuren von den Krallen des Dämons auf. Alle Glieder taten ihm weh, und sein Schädel dröhnte. Er tastete mit zitternder Hand nach seinem Gesicht und zuckte zusammen, als er Blut auf seinem Kettenhandschuh entdeckte. Beim Anblick von Blut, insbesondere seinem eigenen, war ihm schon immer schlecht geworden. Er schob das Schwert in die

Scheide und setzte sich schwerfällig am Wegesrand nieder, ohne auf den schmatzenden Schlamm zu achten.

Alles in allem, fand er, hatte er sich wacker geschlagen. Es gab nicht viele Menschen, die einem Dämon begegneten und der Nachwelt davon berichten konnten. Rupert warf einen Blick auf den nun reglosen Kokon und schnitt eine Grimasse. Nicht die heldenhafteste Art zu gewinnen und ganz sicher nicht die ritterlichste, aber der Dämon war tot und er am Leben, und genau das hatte er bezweckt.

Er streifte seine Panzerhandschuhe ab und inspizierte mit den Fingern vorsichtig die Verletzungen im Gesicht. Breite, tiefe Risse verliefen vom Augenwinkel bis zum Mund hinab. „Die musst du auswaschen“, dachte er halb betäub, „sonst riskierst du eine Infektion!“ Er schüttelte den Kopf und sah sich um. Während des Kampfes hatte es zu regnen aufgehört, aber die Sonne senkte sich bereits dem Horizont entgegen, und die Schatten nahmen zu. Die Nächte brachen in jüngster Zeit immer früher herein, und das zu Beginn des Sommers. Von den überhängenden Ästen fielen unausgesetzt Tropfen, und ein dumpfer, fauliger Geruch hing in der unbewegten Luft. Rupert betrachtete den Kokon und begann zu frösteln, als ihm in den Sinn kam,

dass er sich mit dem Schwert einen Weg durch das Gespinst hatte bahnen wollen. Raubtiere gab es in vielerlei Gestalt, besonders im Schlingforst.

Er seufzte resigniert. Müde oder nicht, es war Zeit, seinen Weg fortzusetzen.

„Einhorn! Wo bist du?“

„Hier“, erschallte eine höfliche Stimme aus den tiefsten Schatten.

„Kommst du heraus oder muss ich dich holen?“, knurrte der Prinz. Nach kurzem Zögern erschien das Einhorn zaghaft auf dem schmalen Weg. Rupert starrte es so übel gelaunt an, dass es den Blick senkte.

„Wo warst du, als ich im Kampf mit dem Dämon meinen Hals riskierte?“

„Versteckt“, sagte das Einhorn. „Das erschien mir das einzig Logische.“

„Warum hast du mir nicht geholfen?“

„Nun“, sagte das Einhorn ruhig, „weil ich mir dachte, dir wäre mit meiner Hilfe wenig gedient, wenn du mit Schwert und voller Rüstung nichts gegen den Dämon hättest ausrichten können.“

Rupert seufzte. Irgendwann würde er lernen, dass es keinen Sinn hatte, mit dem Einhorn zu diskutieren.

„Wie sehe ich aus?“

„Abscheulich.“

„Danke.“

„Vermutlich bleiben ein paar Narben zurück“, fügte das Einhorn hilfreich hinzu.

„Toll. Genau, was ich brauche.“

„Ich dachte, Narben im Gesicht seien der Schmuck des wahren Helden?“

„Wer immer sich das ausgedacht hat, sollte sich mal auf seinen Geisteszustand untersuchen lassen. Diese gottverdammten Barden ... hilf mir auf, Einhorn!“

Das Einhorn eilte neben ihn. Rupert umklammerte den Steigbügel und zog sich langsam aus dem Dreck. Das Einhorn blieb geduldig stehen, während Rupert ermattet an seiner Flanke lehnte, in der Hoffnung, seine Schmerzen würden wenigstens so weit nachlassen, dass er sich in den Sattel schwingen konnte.

Das Einhorn musterte ihn besorgt. Prinz Rupert war ein hochgewachsener, gutaussehender Jüngling Mitte zwanzig, aber das Blut, die Schmerzen und die Erschöpfung ließen ihn um zwanzig Jahre älter wirken. Seine Haut war bleich und schweißbedeckt, seine Augen glänzten fiebrig. Er befand sich offensichtlich nicht in der Verfassung weiterzureiten, aber das Einhorn wusste, dass Ruperts Stolz ihn zwingen würde, es zumindest zu versuchen.

„Rupert ...“, sagte das Einhorn.

„Ja?“

„Warum führst du ... mich nicht eine Weile am Zügel? Du weißt, wie leicht ich in diesem Schlamm ausrutsche.“

„Ja“, sagte Rupert. „Gute Idee. Das werde ich tun.“

Er nahm entkräftet den Zügel und marschierte mit hängendem Kopf los. Langsam, mit Bedacht führte ihn das Einhorn an dem reglosen Kokon vorbei und den Pfad entlang, der immer tiefer in den Schlingforst vordrang.



Zwei Tage später saß Rupert wieder im Sattel und näherte sich rasch der Grenze zwischen Schlingforst und Düsterwald. Seine Schmerzen waren dank eines Beutels mit Heilkräutern, den ihm der Hofastrologe vor Antritt seiner Reise aufgedrängt hatte, so gut wie ausgestanden, und obwohl er mehr als einmal bedauerte, keinen Spiegel zu besitzen, hatte er das Gefühl, der Schorf über den Gesichtswunden heile ordentlich ab. Alles in allem war Rupert etwas fröhlicher oder zumindest nur noch leicht depressiv.

Er sollte einen Drachen töten, aber genau genommen hatte seit ewigen Zeiten niemand mehr

ein solches Untier gesehen, weshalb Drachen eigentlich nur noch in Legenden vorkamen. Rupert empfand mittlerweile eine gewisse Ernüchterung in Bezug auf Legenden; sie verweilten endlos bei Ehre und Ruhm und ließen dafür die wichtigen Dinge weg, etwa wie man wen oder was auch immer tötete, ohne selbst getötet zu werden. Die Auskunft, dass man zu diesem Zweck „reinen Herzens“ sein müsse, war keine große Hilfe, wenn man es mit einem Drachen zu tun hatte.

„Ich wette, meiner speit Feuer“, dachte Rupert trübsinnig. Er arbeitete gerade mühsam an einer logischen Begründung, die es ihm ermöglichen würde, an den Hof zurückzukehren, und nur ein wenig das Gesicht zu verlieren, als sich seine Blase bemerkbar machte. Rupert lenkte das Einhorn seufzend an den Wegesrand. Wieder ein Punkt, den die Barden nie erwähnten.

Er stieg ab und ging daran, die komplizierten Klappen zu öffnen, die seine Lenden schützten. Er schaffte es gerade noch rechtzeitig und piff laut vor sich hin, während er gegen einen Baumstamm pisste. Wenn er nicht bald seine nervöse Blase in den Griff bekam, würde er der erste und einzige Held sein, der mit offenem Hosenstall in die Schlacht ritt

...

Dieser Gedanke gab den Ausschlag, und sobald er sein Geschäft erledigt hatte, machte sich Rupert daran, seine Rüstung auszuziehen. Er hatte das gottverdammte Blech nur getragen, weil man ihm versichert hatte, es sei nach alter Tradition ein Muss für jeden, der auszog, um Heldentaten zu vollbringen. „Scheißtradition“, dachte Rupert glücklich, und seine Laune besserte sich mit jedem verbeulten Teil, das in den Morast am Wegesrand fiel. Nach kurzem Überlegen beschloss er, wenigstens die eisengenieteten Stiefel zu behalten; möglicherweise bekam er ja Gelegenheit, jemandem einen Tritt zu versetzen. In Lederwams, Reithose und seinem besten Umhang fühlte sich Rupert zum ersten Mal seit Wochen bequem gekleidet. Zugegebenermaßen fühlte er sich auch verwundbar, aber wenn er bedachte, wie viel Pech er in jüngster Zeit gehabt hatte, wäre das Ding vermutlich irgendwann an ihm festgerostet.

„Ich hasse Gras“, sagte das Einhorn griesgrämig.

„Warum frisst du es dann?“, fragte Rupert, während er seinen Schwertgurt umschnallte.

„Ich bin hungrig“, sagte das Einhorn und kaute angewidert, „und da wir schon seit Wochen kein anständiges Futter mehr haben ...“

„Was stört dich an Gras?“, fragte Rupert sanft.

„Pferde fressen es ständig.“

„Ich bin kein Pferd!“

„Das habe ich nie behauptet ...“

„Ich bin ein reinrassiges Einhorn und habe Anspruch darauf, ordentlich versorgt zu werden. Mit Hafer, Gerste und ...“

„Im Schlingforst?“

„Hasse Gras“, murmelte das Einhorn. „Das Zeug bläht.“

„Versuch's mal mit einer Handvoll Disteln“, schlug Rupert vor.

Das Einhorn warf ihm einen entrüsteten Blick zu.

„Habe ich auch nur entfernte Ähnlichkeit mit einem Esel?“, erkundigte es sich drohend.

Rupert schaute weg, um sein Grinsen zu verbergen, und entdeckte ein Dutzend Goblins, die lautlos aus den Schatten traten und ihm den Weg versperrten. Sie waren etwa einen Meter groß, dürr wie Vogelscheuchen, spitzohrig und mit kurzen, rostzerfressenen Schwertern und schartigen Hackebeilen bewehrt. Ihre monströsen Bronze- und Eisenrüstungen hatten sie offensichtlich von Rittern auf der Durchreise erbeutet, und ihr hässliches Grinsen verriet nur zu deutlich, was sie mit den Vorbesitzern angestellt hatten. Wütend darüber, dass er sich so auf dem linken Fuß hatte erwischen

lassen, zog Rupert das Schwert und ließ seine Blicke grimmig über die Kerlchen schweifen. Die Goblins umklammerten ihre Waffen und sahen einander ängstlich an. Lange Zeit rührte sich keiner.

„Nun steht nicht wie angewurzelt da!“, brummte eine tiefe Stimme aus den Schatten. „Packt ihn, Jungs.“

Die Goblins traten unsicher von einem Fuß auf den anderen.

„Habt ihr das Riesenschwert gesehen?“, fragte der Kleinste.

„Ja, und die Narben im Gesicht und das getrocknete Blut auf seinem Wams“, wisperte ein anderer ehrfürchtig. „Er muss mindestens ein Dutzend Leute getötet haben.“

„Hat sie wahrscheinlich zu Brei zerstampft“, malte der kleinste Goblin schaudernd aus.

Rupert ließ die blitzende Klinge nonchalant durch die Luft sausen. Die Goblins fuchtelten halbherzig mit ihren Waffen und drängten sich dicht zusammen, weil geteilte Furcht halbe Furcht war.

„Holt euch wenigstens seinen Gaul!“, befahl die Stimme aus den Schatten.

„Gaul?“ Das Einhorn warf den Kopf hoch, und seine blutroten Augen funkelten ärgerlich. „Gaul? Wofür hältst du das auf meiner Stirn? Für eine nutzlose

Verzierung? Ich bin ein Einhorn, du Idiot!“

„Gaul oder Einhorn, wo liegt da der Unterschied?“

Das Einhorn stampfte mit den Hufen und senkte den Kopf, so dass sich das Licht auf seinem gefährlich spitzen Horn brach.

„Na gut. Jetzt reicht es. Einer nach dem anderen oder alle zusammen – ich mache euch fertig!“

„Jetzt hast du’s, Chef“, murmelte der kleinste Goblin.

Rupert grinste das Einhorn an. „Ich dachte immer, du seist ein von Besonnenheit und Logik geleiteter Feigling.“

„Im Augenblick habe ich genug damit zu tun, vor Wut zu schäumen“, knurrte das Einhorn. „In Ohnmacht fallen kann ich später, wenn Zeit dazu ist. Stell diese Brut der Größe nach auf, und ich spieße sie allesamt auf. Ich zeige ihnen ein Schaschlik, das sie so schnell nicht wieder vergessen werden.“

Die Goblins traten unauffällig den Rückzug an.

„Wollt ihr wohl stehenbleiben und diesen elenden Fremdling auf der Stelle töten!“, brüllte die Stimme aus den Schatten.

„Wenn du ihn unbedingt tot sehen willst, dann bring ihn doch selber um!“, fauchte der kleinste Goblin und suchte schon einmal nach dem günstigsten Fluchtweg. „Dieses ganze Desaster ist

sowieso deine Schuld. Wir hätten ihn aus dem Hinterhalt überfallen sollen, solange er abgelenkt war, wie wir es immer tun.“

Man vernahm einen tiefen Seufzer, dann trat der Anführer der Goblins majestätisch aus den Schatten. Breitschultrig, mit eindrucksvollen Muskelpaketen und fast einen Meter fünfzig groß war er der stattlichste Goblin, den Rupert je gesehen hatte. Er drückte eine übelriechende Zigarre auf seinem mit Grünspan überzogenen Brustharnisch aus Bronze aus und bedachte seine Schar, die sich mitten auf dem Weg zusammendrängte, mit wütenden Blicken. Dann seufzte er noch einmal und schüttelte widerstrebend den Kopf.

„Schaut euch an. Wie soll ich richtige Kämpfer aus euch machen, wenn ihr euch vor dem Kämpfen drückt? Ich meine, wo liegt das Problem? Ihr habt es nur mit einem Mann zu tun.“

„Ja, und mit einem Einhorn“, ergänzte der kleinste Goblin.

„Also schön, einem Mann und einem Einhorn. Na und? Wir sind jetzt Straßenräuber, habt ihr das vergessen? Es gehört zu unseren Aufgaben, wehrlosen Wanderern aufzulauern und ihnen die Wertsachen abzunehmen.“

„Besonders wehrlos sieht mir der hier nicht aus“,

murmelte der kleinste Goblin. „Allein das hässliche Schwert, das er mit sich herumschleppt!“

Die Goblins starrten es mit morbider Faszination an, während Rupert ein paar Stöße und Hiebe übte. Das Einhorn trabte hinter ihm auf und ab, das Horn in Richtung der Goblins gesenkt, was deren Mut nicht gerade förderlich war.

„He, Jungs!“, sagte der Anführer der Goblins verzweifelt. „Wie könnt ihr euch vor jemandem fürchten, der ein Einhorn reitet?“

„Was hat denn das damit zu tun?“, fragte der kleinste Goblin. Der Befehlshaber raunte eine Erklärung, von der nur die Worte „jungfräulich“ und „unberührt“ deutlich zu verstehen waren. Sämtliche Goblins starrten Rupert an, und einige feixten vielsagend.

„Als Prinz hat man es schwer“, verteidigte Rupert sich und lief gegen seinen Willen knallrot an. „Oder will einer von euch etwas anderes behaupten?“

Er packte das Schwert und durchtrennte mit einem einzigen Hieb einen überhängenden Ast. Das lose Ende klatschte dumpf zu Boden.

„Verärgert ihn nicht“, murmelte der kleinste Goblin. „Halt endlich den Mund!“, fauchte der Anführer der Goblinschar. „Überlegt doch mal: Wir sind dreizehn gegen einen. Wenn wir alle gleichzeitig gegen ihn

vorgehen, ist es aus mit ihm.“

„Willst du darauf wetten?“, fragte eine anonyme Stimme aus dem Hintergrund.

„Ruhe! Wenn ich den Befehl erteile, greift ihr an. Attacke!“

Er trat vor und schwang drohend sein Schwert, und die anderen Goblins folgten ihm eher zögernd. Rupert tat einen Schritt nach vorn, nahm Maß und streckte den Obergoblin mit einem Faustschlag nieder. Die übrigen Goblins bremsten ihren Angriffsdrang, warfen einen Blick auf ihren gefallenen Anführer und ließen prompt die Waffen fallen. Rupert scheuchte sie zusammen, trieb die Schar so weit zurück, dass sie außer Reichweite ihrer Schwerter und Äxte war, und lehnte sich dann lässig gegen einen Baumstamm, während er überlegte, was er mit den Kerlchen anfangen sollte. Sie waren so absolute Nieten, dass er nicht das Herz hatte, sie zu töten. Der Befehlshaber setzte sich auf, schüttelte den Kopf, um seine Gedanken zu ordnen, und merkte, dass er das besser unterlassen hätte. Er bemühte sich, Rupert mit verdrießlichen, herausfordernden Blicken einzuschüchtern, hatte damit allerdings wenig Erfolg.

„Habe ich nicht gleich gesagt, dass dreizehn eine Unglückszahl ist?“, motzte der kleinste Goblin.

„So“, sagte Rupert. „Nun hört mal alle gut zu. Wenn ihr mir versprecht, dass ihr verdammt schnell verschwindet und mich nicht weiter belästigt, will ich ausnahmsweise darauf verzichten, euch dem Einhorn in kleinen Brocken zum Fraß vorzuwerfen. Wie klingt das?“

„Akzeptabel“, meldete sich der kleinste Goblin hastig zu Wort. „Echt akzeptabel.“

Die meisten anderen Goblins nickten.

„Bekommen wir zuerst unsere Waffen zurück?“, fragte der Anführer der Goblins.

Rupert lachte. „Sehe ich aus wie ein Irrer?“

Der Befehlshaber zuckte mit den Schultern.

„Versuchen kann man's ja mal. Na gut, edler Held, der Handel gilt.“

„Ihr werdet mir nicht folgen?“

Der Goblin-Anführer warf ihm einen harten Blick zu. „Sehe ich aus wie ein Irrer? So, wie du die Truppenmoral untergraben hast, wird es mich Wochen harter Arbeit kosten, aus diesem Haufen wieder eine ordentliche Armee zu machen. Ich für meinen Teil, edler Held, spüre nicht das geringste Verlangen, dich je wiederzusehen.“

Er rappelte sich hoch und führte die Goblins zurück in den Wald. Sekunden später war die Schar wie vom Erdboden verschwunden. Rupert schob

lächelnd das Schwert in die Scheide. Endlich kriegte er den Dreh mit diesen Questen heraus.



Eine Stunde später wechselte Rupert vom Schlingforst in den Düsterwald, und das Tageslicht ließ rasch nach. Hoch über ihm verflochten sterbende Bäume ihre dünnen Äste zu einer dichten Kuppel, die keinen Sonnenstrahl durchließ, und von einer Sekunde zur nächsten verwandelte sich der Nachmittag in tiefste Nacht. Er zügelte das Einhorn und warf einen Blick über die Schulter zurück, aber das Tageslicht konnte ihm in den Düsterwald nicht folgen. Rupert startete wieder nach vorn, tätschelte dem Einhorn beruhigend den Hals und wartete, bis sich seine Augen an die Finsternis gewöhnt hatten.

Phosphoreszierende Schwämme umgaben die modrigen Baumstämme mit einem silbrigen Schimmer, und in weiter Ferne glaubte er kurz einen hellen Schein zu sehen, als hätte jemand eine Tür geöffnet und dann rasch wieder geschlossen, aus Angst, unerwünschte Aufmerksamkeit zu wecken. Rupert linste nervös umher und horchte auf jeden Laut, aber ringsum herrschte Grabesstille. In der Luft hing schwer der süßliche Gestank von Tod und Fäulnis.

Allmählich hatten sich seine Augen so an die Umgebung angepasst, dass er den schmalen Weg erkannte, der ins Herz des Dusterwaldes führte, und er bedeutete dem Einhorn, sich wieder in Bewegung zu setzen. Die langsamen, rhythmischen Hufschläge dröhnten gefährlich laut durch die Grabesstille. Es gab nur eine Möglichkeit, die endlose Nacht zu überwinden: einen schnurgeraden, schmalen Pfad, der die Finsternis von einer Grenze zur anderen durchschnitt und so alt war, dass kein Mensch mehr wusste, wer ihn angelegt hatte und warum.

Der Dusterwald existierte seit undenklichen Zeiten und behielt seine Geheimnisse für sich. Rupert drehte unruhig den Kopf hin und her, eine Hand immer am Schwertknauf. Er musste an den Dämon denken, den er im Schlingforst bekämpft hatte, und ein Schauer lief ihm über den Rücken. Aber das Eindringen in den Dusterwald war ein kalkuliertes Risiko, denn wenn jemand wusste, wo er einen Drachen finden konnte, dann die Nachthexe.

Vorausgesetzt, sie war nach all den Jahren noch am Leben. Vor Antritt seiner Reise hatte Rupert zusammen mit dem Hofastrologen die Archive der Burg nach einer Landkarte durchstöbert, die ihn zu einer Drachenhöhle führen könnte. Sie hatten keine gefunden, was Rupert ungemein erleichterte, waren

aber auf das offizielle Hofprotokoll gestoßen, das Opa Eduards Begegnung mit der Nachthexe schilderte. Der erstaunlich kurze Bericht (erstaunlich insofern, als die jüngste Ballade zu diesem Thema aus nicht enden wollenden hundertsiebenunddreißig Versen bestand) enthielt einen flüchtigen Querverweis auf einen Drachen und den Tipp, die verbannte Hexe sei möglicherweise immer noch in ihrer Hütte im Dusterwald anzutreffen, nicht weit von der Grenze zum Schlingforst.

„Nenn mir einen Grund, warum sie mir bei meiner Suche helfen sollte“, hatte Rupert zweifelnd gesagt. „Immer vorausgesetzt, ich bin so wahnsinnig, ein Weib aufzusuchen, das sein Leben lang erwiesenermaßen nach dem Blut anderer Leuten trachtete.“

„Allem Anschein nach war sie deinem Opa sehr zugetan“, hatte der Astrologe geheimnisvoll entgegnet.

Rupert hatte den Astrologen argwöhnisch gemustert und ihn bedrängt, diese Aussage näher zu erläutern, aber er war ihm wie gewohnt ausgewichen. Rupert traute dem Astrologen etwa so weit, wie er ihn werfen konnte, aber da er sonst keinerlei Hinweis hatte, wie man an einen Drachen herankam ...

Knorrige, krumme Bäume ragten bedrohlich aus der Schwärze, als Rupert tiefer in die endlose Nacht ritt. Die einzigen Laute weit und breit waren die rhythmischen Hufschläge des Einhorns, und selbst sie wirkten durch das unerbittliche Dunkel irgendwie gedämpft. Mehr als einmal ließ er das Einhorn plötzlich anhalten und spähte angestrengt in die Finsternis, fest davon überzeugt, dass ganz in seiner Nähe etwas Schreckliches lauerte. Aber da war nichts außer dem Dunkel und der Stille. Er hatte kein Licht, und wenn er einen Ast von einem der abgestorbenen Bäume abbrach, um ihn als Fackel zu benützen, zerbröselte ihm das morsche Holz unter den Fingern. Ohne den Wechsel von Tag und Nacht verlor er jedes Zeitgefühl und ritt einfach dahin, bis mit einem Mal die dicht gedrängten Bäume zu beiden Seiten zurückwichen und Rupert dem Einhorn bedeutete stehenzubleiben. Vor ihnen lag eine kleine Lichtung, begrenzt vom Leuchten phosphoreszierender Schwämme, und in der Mitte erhob sich ein dunkler Umriss, der nichts anderes als die Hexenhütte sein konnte. Rupert sah zum Nachthimmel auf, aber er sah weder Mond noch Sterne, nur eine dunkle Leere, die sich endlos auszudehnen schien.

„Bist du sicher, dass das eine gute Idee ist?“,

wisperte das Einhorn.

„Nein“, sagte Rupert. „Aber es ist unsere beste Chance, einen Drachen zu finden.“

„Ehrlich gesagt finde ich das auch nicht gerade eine tolle Idee“, brummte das Einhorn.

Rupert lächelte und schwang sich aus dem Sattel. „Du bleibst hier, während ich mir die Hütte ansehe.“

„Du kannst mich hier nicht alleinlassen“, beschwerte sich das Einhorn.

„Soll ich dich mitnehmen und der Nachthexe vorstellen?“, fragte Rupert.

Das Einhorn hatte mit einem Satz den Pfad verlassen und sich hinter dem nächsten Baum versteckt.

„Ich komme, so schnell ich kann, zurück“, versprach Rupert. „Lauf nicht weg!“

„Das ist der überflüssigste Ratschlag, den mir je jemand erteilt hat“, maulte das Einhorn.

Rupert zog sein Schwert, holte tief Luft und trat vorsichtig auf die Lichtung. Seine Schritte klangen in der Stille schrecklich laut. Er begann zu rennen. Beim Gedanken an den Angriff, den er vermutlich gar nicht mehr mitbekommen würde, kroch ihm eine Gänsehaut über den Rücken. Die Hexenhütte lag geduckt wie ein schlafendes Raubtier da. Aus Tür- und Fensterritzen sickerte ein roter Schein. Rupert

kam schlitternd zum Stehen, lehnte sich mit dem Rücken gegen das raue Holz der Hüttenwand und versuchte, das Dunkel, aus dem er gekommen war, mit Blicken zu durchbohren, um zu erkennen, ob ihm jemand gefolgt war. Nichts regte sich in der Ebenholzschwärze, und der einzige Laut in der langen Nacht war sein rasselnder Atem. Er schluckte trocken, wartete einen Augenblick, bis er wieder Luft bekam, und klopfte dann sehr höflich an. Ein grellroter Glanz stach ihm in die Augen, als die Hüttentür plötzlich aufsprang. Eine große, dürre Hand mit langen, gekrümmten Fingernägeln schoss hervor und packte ihn an der Kehle. Rupert stieß und schlug wild um sich, konnte aber nicht verhindern, dass sie ihn ins Innere der Hütte zerpte.

Die bucklige Hexe schloss die Tür mit einem Fußtritt und ließ Rupert ohne große Umstände auf den schmutzstarrenden Teppich fallen. Dann rieb sie sich die mageren Hände und kicherte teuflisch, während er sich mühsam aufsetzte und die wunde Kehle massierte.

„War nicht persönlich gemeint“, feixte sie. „Aber was tut man nicht alles für seinen Ruf. Wenn ich nicht hin und wieder die hässliche Alte gebe, denken die anderen, dass mit mir nicht mehr viel los ist. Was suchst du hier?“

„Ich dachte, du könntest mir vielleicht weiterhelfen“, krächzte Rupert.

„Weiterhelfen?“, wiederholte die Nachthexe und zog eine schiefe Braue hoch. „Bist du sicher, dass du an der richtigen Tür geklopft hast?“ Die schwarze Katze auf ihrer Schulter fauchte und rieb das Fell gegen das lange, graue Zottelhaar der Hexe. Die Alte begann, sie geistesabwesend zu streicheln.

„Nenn mir einen Grund, der mich daran hindern kann, dich in einen Frosch zu verwandeln“, meinte sie dann.

Rupert zeigte ihr sein Schwert. Die Hexe feixte wieder.

„Steck es weg, oder ich mache einen Knoten in die Klinge!“

Rupert dachte einen Augenblick lang darüber nach, schob dann das Schwert in die Scheide und wagte einen neuen Versuch. „Ich glaube, du hast meinen Opa gut gekannt.“

„Möglich“, sagte die Nachthexe leichthin. „Ich habe in meiner besten Zeit viele Männer gekannt. Wie hieß denn dein Opa?“

„Eduard aus dem Waldkönigreich.“

Die Nachthexe startete ihn überrascht an. Dann erlosch das Feuer in ihren Augen. Sie wandte sich zögernd ab und ließ sich in einen arg

mitgenommenen alten Schaukelstuhl am Feuer sinken.

„Ja“, sagte sie schließlich fast zu sich selbst. „Ich erinnere mich an Eduard.“

Sie starrte bewegungslos ins Nichts, und Rupert nutzte die Gelegenheit, um sich aufzurappeln und ein wenig umzusehen. In der Hütte herrschte ein verschwommenes, bleiches Licht, das von überall zugleich zu kommen schien, obwohl nirgends eine Lampe zu sehen war. Die Wände neigten sich schief nach außen, und Fledermäuse kreischten droben in den hohen Dachbalken. Der Schatten einer Katze huschte eine Wand entlang, ohne dass er das dazugehörige Tier entdecken konnte, und etwas Dunkles, Formloses startete mit glühenden Augen vom rauchgeschwärzten Kamin zu ihm herüber.

Rupert fixierte die Nachthexe neugierig. Irgendwie wirkte sie überhaupt nicht mehr gefährlich, seit sie ihn nicht mehr bedrohte. Wie sie so auf ihrem Stuhl vor- und zurückschaukelte, die Katze auf dem Schoß, sah sie aus wie jedermanns Großmama, eine verschrumpelte, grauhaarige, alte Dame, den Rücken von der Last der Jahre gebeugt. Sie war schrecklich dünn, und das Leid hatte tiefe Falten in ihre Züge gegraben. Das konnte nicht die sagemuwobene Nachthexe sein, die Verführerin mit der schwarzen

Haarpracht, das furchteinflößende Geschöpf der Dunkelheit. Vor ihm saß eine müde, alte Frau, versunken in Erinnerungen an bessere Zeiten. Sie sah auf und merkte, dass Rupert sie eingehend betrachtete.

„Ja, schau mich an“, sagte sie ruhig. „Vor langer Zeit war ich berühmt für meine Anmut. So berühmt, dass viele Männer von weither kamen, um mir Komplimente zu machen. Kaiser, Imperatoren, edle Ritter – ich hätte sie alle kriegen können. Aber ich wollte sie nicht. Es reichte mir, dass ich schön war.“

„Wie viele junge Mädchen mussten für deine Schönheit sterben?“, fragte Rupert scharf.

„Ich habe aufgehört, sie zu zählen“, sagte die Hexe. „Es erschien mir nicht wichtig. Ich war jung und strahlend, und die Männer umwarben mich; nur das zählte. Wie heißt du, Junge?“

„Rupert.“

„Du hättest mich damals sehen sollen, Rupert. Ich war so hübsch. So wunderhübsch.“

Sie lächelte sanft und schaukelte, den Blick in die Vergangenheit gerichtet.

„Ich war jung und mächtig und machte mir die Finsternis untertan. Ich errichtete in einer Nacht einen Palast aus Eis und Diamanten, und Damen und Herren von einem Dutzend Höfen kamen, um mir zu

huldigen. Ihnen fiel nie auf, dass hier und da ein paar Bauernmädchen aus ihren Siedlungen verschwanden. Wahrscheinlich wäre es ihnen auch gleichgültig gewesen.

Dann tauchte Eduard auf, um mich zu töten. Irgendwie hatte er die Wahrheit herausgefunden und wollte das Waldkönigreich von meiner bösen Macht befreien.“ Sie lachte leise in sich hinein. „Viele Nächte verbrachte er aus freien Stücken in meinen kalten Gemächern. Er war groß, tapfer und gutaussehend und neigte kein einziges Mal das Haupt vor mir. Ich zeigte ihm Wunder und Schrecken, doch ich konnte ihn nicht brechen. Wir tanzten immer in meinem Ballsaal, nur wir beide, in einem weiten, widerhallenden Rund aus glitzerndem Eis, mit Kronleuchtern, die aus einzelnen Stalaktiten geformt waren. Allmählich gewann er mein Herz und ich das seine. Ich war jung und dumm und glaubte, unsere Liebe werde bis in alle Ewigkeit dauern.

Sie dauerte einen Monat.

Ich brauchte frisches Blut, und das konnte Eduard nicht zulassen. Er liebte mich, aber als König trug er die Verantwortung für sein Volk. Er konnte mich nicht töten, und ich konnte mein Wesen nicht ändern. Also wartete ich, bis er schlief, verließ meinen Palast und das Waldkönigreich und begab

mich hierher, um fortan im Dunkeln zu leben und vor den Augen der Menschen zu verbergen, dass meine Schönheit entschwunden ist.

Ich hätte ihn töten und so mein Geheimnis wahren können. Ich hätte ewig jung, hübsch und mächtig bleiben können. Aber ich liebte ihn. Eduard. Der einzige, den ich je geliebt habe. Wahrscheinlich ist er inzwischen tot.“

„Seit über dreißig Jahren“, sagte Rupert.

„So lange schon“, wisperte die Hexe. Ihre Schultern sanken nach vorn, und sie zog an ihren verkrümmten Fingern.

Sie atmete tief ein und seufzend wieder aus, ehe sie Rupert mit einem erschöpften Lächeln ansah. „Du bist also Eduards Nachkomme. Eine gewisse Ähnlichkeit lässt sich nicht leugnen. Was willst du von mir, Junge?“

„Ich suche einen Drachen“, sagte Rupert in einem Tonfall, der zum Ausdruck bringen sollte, dass er nicht scharf darauf war, tatsächlich einen zu finden.

„Einen Drachen?“ Die Hexe starrte ihn einen Augenblick lang verständnislos an, doch dann erhellte ein breites Grinsen ihre verschrumpelten Züge.

„Einen Drachen! Potz Blitz, du gefällst mir, Junge! Seit Jahren hatte keiner mehr den Mumm, einem Drachen auf den Leib zu rücken. Kein Wunder, dass

du es gewagt hast, bei mir zu klopfen.“ Sie musterte ihn mit neuer Hochachtung, während Rupert sich alle Mühe gab, einen bescheidenen Eindruck zu erwecken. „Also schön, Schätzchen, heute scheint dein Glückstag zu sein. Du suchst einen Drachen, und ich habe zufällig eine Landkarte, die dich auf kürzestem Weg zu einem dieser Untiere bringen wird. Für den Schleuderpreis von anderthalb Litern Blut kannst du sie haben.“

Rupert warf ihr einen bösen Blick zu. Die Hexe zuckte verlegen die Achseln.

„War den Versuch wert. Aber bei Eduards Enkel mache ich eine Ausnahme. Die Karte gehört dir, umsonst. Wenn ich mich erinnern kann, wo ich das verdammte Ding hingetan habe.“

Sie erhob sich langsam aus ihrem Stuhl, wobei sie die Katze aus ihrem Schoß scheuchte, humpelte zu einem schäbigen Aktenschrank aus Eiche, der im hintersten Winkel des Zimmers stand, und wühlte in seinen Tiefen. Rupert runzelte verlegen die Stirn. Er hatte sich vorgenommen, der Nachthexe den Garaus zu machen, falls sich die Gelegenheit dazu ergab, doch obwohl sie ganz lässig zugegeben hatte, mehr Jungfrauen ermordet zu haben, als sie zählen konnte, brachte er es nun nicht übers Herz, seinen Vorsatz auszuführen. So seltsam es klang, tat sie ihm

irgendwie sogar leid; die Jahre, die sie allein im Dusterwald verbracht hatte, waren Strafe genug. Mehr als genug. Die Hexe stand plötzlich vor ihm, und er wich erschrocken zurück, als sie ihm eine zerfledderte Pergamentrolle in die Hand drückte.

„Da, Junge, das bringt dich direkt zu ihm. Falls du nicht vorher stirbst. Denn erst mal musst du den Dusterwald von einem Ende zum anderen durchqueren, und das haben bisher verdammt wenige so geschafft, dass sie danach von ihren Ruhmestaten berichten konnten.“

„Ich bin immerhin bis hierher vorgedrungen“, sagte Rupert hoffnungsvoll.

„So dicht an der Grenze zum Schlingforst gibt es noch eine Spur von Tageslicht“, erklärte die Hexe. „Aber jenseits dieser Lichtung herrscht vollkommene Dunkelheit. Pass gut auf dich auf! Es bläst ein kalter Wind durch die lange Nacht, und er trägt den Geruch von Blut und Tod. Tief im Dusterwald regt sich etwas, etwas ... Grauensvolles. Wenn ich nicht so alt wäre, hätte ich Angst.“

„Ich kann auf mich aufpassen“, sagte Rupert mit gepresster Stimme, und seine Hand wanderte unwillkürlich zum Schwertknauf.

Die Hexe lächelte müde. „In deinen Adern fließt Eduards Blut. Er glaubte auch, jedes Problem lasse

sich mit kaltem Stahl lösen. Wenn ich dich ansehe, scheint er wieder vor mir zu stehen. Mein Eduard.“ Ihre Stimme zitterte heftig. Sie wandte sich ab, humpelte stöhnend zu ihrem Schaukelstuhl und ließ sich in die Kissen fallen. „Sieh zu, dass du von hier verschwindest, Junge! Geh und such deinen Drachen!“

Rupert zögerte. „Kann ich ... noch etwas für dich tun?“

„Geh einfach“, sagte die Nachthexe mürrisch. „Lass mich allein. Bitte.“

Rupert wandte sich ab und ging, schloss leise die Tür hinter sich.

Die Nachthexe saß allein vor ihrem leeren Kamin und schaukelte versonnen vor und zurück. Nach einer Weile fielen ihr langsam die Augen zu, und sie schlief ein. Sie war wieder jung und schön, und Eduard kam zu ihr, und sie tanzten die ganze Nacht hindurch in ihrem Ballsaal aus schillerndem Eis.



Mehrere Tagereisen später hatte Rupert den letzten Proviant verbraucht. Es gab kein Wild im Düsterwald, und wenn er hin und wieder auf Wasser stieß, roch es faulig. Durst brannte ihm in der Kehle, und Hunger machte sich als dumpfer Bauchschmerz

bemerkbar.

Seit er die Lichtung der Nachthexe hinter sich gelassen hatte, bewegte er sich durch totale Schwärze. Die Grabesstille bedrückte ihn. Er sah weder den Pfad vor sich noch das Einhorn unter sich; seine Hand erkannte er nicht einmal dann, wenn er sie dicht vor die Augen hielt. Der einzige Beweis, dass Zeit verging, waren seine wachsenden Bartstoppeln. Er wurde zunehmend schwächer, während das Einhorn ihn immer tiefer in den Dusterwald trug, und obwohl sie anhielten und rasteten, wann immer sie erschöpft waren, konnte Rupert nicht schlafen. Die Dunkelheit hielt ihn wach. Etwas mochte sich unbemerkt anschleichen, während er schlief.

Er fuhr sich mit einer zitternden Hand über die trockenen, aufgesprungenen Lippen und zog die Stirn kraus, als ihm zu Bewusstsein kam, dass das Einhorn stehengeblieben war. Er wollte fragen, was los sei, aber seine Zunge war so geschwollen, dass sie fast die ganze Mundhöhle ausfüllte. Unter Schmerzen rutschte er aus dem Sattel und lehnte sich gegen die Flanke des Einhorns, bis seine Beine zu zittern aufhörten. Dann stolperte er ein paar Schritte vorwärts, die Hände ausgestreckt. Er stöhnte, als sich spitze Dornen schmerzhaft in sein

Fleisch bohrten. Vorsichtiges Tasten verriet ihm, dass die Auswüchse eines Dorngestrüpps den schmalen Weg überwucherten. Rupert zog sein Schwert und merkte zu seiner Bestürzung, dass er inzwischen zu schwach war, um es mit einem Arm zu schwingen. Er nahm seine letzten Kräfte zusammen und machte sich daran, mit ungeschickten, an den Muskeln zerrenden Schlägen eine Gasse durch das Gestrüpp zu bahnen. Das Einhorn folgte ihm langsam, das einst so stolz erhobene Haupt mit dem gedrehten Horn müde gesenkt.

Immer wieder bemühte sich Rupert, zu einem weiteren Schwerthieb auszuholen, und kämpfte gegen die wachsenden Schmerzen in Brust und Armen an. Die widerspenstigen Dornen zerkratzten ihm Hände und Gesicht, aber er war so ermattet, dass er die Risse kaum spürte. Sein Schwert wog immer schwerer in seinen schlaffen Fingern, und seine Beine zitterten, aber er gab nicht auf. Er war Rupert, der Prinz des Waldkönigreichs. Er hatte gegen einen Dämon gekämpft und dem Dusterwald getrotzt, und er wollte verdammt sein, wenn er sich jetzt von einem albernen Dornenstrauch besiegen ließ. Während er mit dem Schwert wild auf das Hindernis einhackte, drang er immer tiefer in das Gestrüpp ein und schrie auf, als ihm plötzlich

Sonnenlicht entgegenflutete.

Rupert hob eine Hand, um die Augen vor dem gleißenden Licht abzuschirmen, und stolperte blind vorwärts. Lange konnte er nur zwischen den Fingern hindurch blinzeln und den Tränen des Schocks freien Lauf lassen. Als er sich endlich an die Helligkeit gewöhnt hatte, startete er verblüfft auf die Landschaft, die sich vor ihm ausbreitete. Er war auf einem steilen Hügel aus dem Dusterwald getreten und sah zu seinen Füßen einen Flickenteppich aus bestellten Felder: Weizen, Mais und Gerste, die in der Mittagshitze reiften. Lange Reihen hoher Eichen dienten als Windschutz, und Sonnenlicht spiegelte sich hell in glitzernden Flüssen. Niedrige Steinmauern markierten die Ackergrenzen, und ein unbefestigter Fahrweg wand sich zu einem mächtigen dunklen Berg, der den Horizont beherrschte und mit seinem Gipfel bis in die Wolken stieß.

Der Drachenfels.

Rupert riss mühsam den Blick von dem bedrohlichen Monstrum los und sah sich in seiner näheren Umgebung um. Ihm stockte der Atem. Kein Dutzend Schritte vom Rand des Dusterwaldes entfernt entsprang ein Wildbach aus einer verborgenen Quelle und schoss sprühend und schäumend zu Tal. Rupert ließ sein Schwert fallen,

stolperte vorwärts und sank am Ufer in die Knie. Er tauchte seine Hand in den Bach und leckte vorsichtig seine Finger ab. Das Wasser war klar und rein. Rupert spürte, wie ihm wieder Tränen über die Wangen liefen, als er sich nach vorn beugte und das Gesicht in den Bach tauchte.

Er schlürfte gierig das eisige Wasser, verschluckte sich und musste husten. Irgendwie fand er die Kraft, sich von dem Nass loszureißen. Wenn er jetzt zu viel trank, würde ihm nur schlecht. Er streckte sich im weichen Gras aus, den Bauch angenehm prall von dem köstlichen Nass. Sein Magen knurrte und erinnerte ihn daran, dass er lange nichts gegessen hatte, aber das konnte noch warten. Im Augenblick fühlte er sich zu wohl, um aufzustehen. Er beobachtete das Einhorn, das sehr beherrscht trank und dann zufrieden das Gras am Ufer zu rupfen begann. Rupert schmunzelte zum ersten Mal seit Tagen. Er stützte sich auf einen Ellbogen und schaute zurück. Der Dusterwald ragte stumm hinter ihm auf, und kein einziger Sonnenstrahl vermochte die düstere Barriere zu durchdringen. Ein kalter Windhauch wehte von den morschen, dünnen Bäumen herüber. Rupert lachte dem Dunkel triumphierend entgegen und schmeckte Blut, als seine spröden Lippen einrissen, aber das war ihm

einerlei.

„Ich habe dich besiegt“, sagte er leise. „Ich habe dich besiegt.“

„Mit meiner Hilfe“, sagte das Einhorn. Rupert drehte sich um und fing einen besorgten Blick seines Reittiers auf. Er streckte den Arm aus und tätschelte dem Freund die Schnauze.

„Ohne dich hätte ich es nicht geschafft“, sagte Rupert. „Du warst da, als ich dich brauchte. Danke.“

„Bitte“, erwiderte das Einhorn, „und nun möchte ich mich noch eine Weile an diesem herrlichen Gras gütlich tun und nicht gestört werden, bis ich satt bin. Habe ich mich klar ausgedrückt?“

Rupert lachte. „Klar. Nur zu; die Sonne steht hoch am Himmel, und ich habe jede Menge Schlaf nachzuholen. Danach zeige ich dir vielleicht, wie man eine Forelle kitzelt.“

„Was geht mich das Vergnügen eines albernen Fisches an?“, fragte das Einhorn, aber Rupert schlief schon wie ein Stein.



Rupert und das Einhorn brauchten fast einen Monat, bis sie den Drachenfels erreichten. Regelmäßige Mahlzeiten und frisches Wasser trugen viel dazu bei, dass sie sich von den Strapazen erholten und neuen

Mut fassten, aber der Dusterwald hatte seine Spuren hinterlassen. Jeden Abend, wenn die Sonne purpurrot hinter dem Horizont versank, entfachte Rupert ein großes Feuer, obwohl die Nächte warm waren und keine gefährlichen Tiere die Gegend unsicher machten, und jede Nacht deckte er die Glut vor dem Einschlafen sorgfältig mit Asche zu, um sicherzugehen, dass sie noch glomm, wenn er vor dem Morgengrauen erwachte. Sein Schlaf war unruhig und von Albträumen geplagt, an die er sich lieber nicht erinnerte. Zum ersten Mal seit seiner Kindheit hatte Rupert Angst im Dunkeln. Jeden Morgen schlug er verlegen die Augen auf, verwünschte seine Schwäche und schwor sich, der Angst nicht mehr nachzugeben. Aber jeden Abend, wenn die Sonne unterging, entfachte er abermals ein Feuer.

Je näher der Drachenfels kam, desto imposanter türmte er sich auf, und Rupert überlegte mit wachsendem Unbehagen, was er tun sollte, wenn er den Fuß des Berges erreicht hatte. Wenn die Landkarte der Nachthexe stimmte, würde er irgendwo in Gipfelnähe auf eine Drachenhöhle stoßen, aber als er sich seinem Ziel näherte, beschlichen ihn zunehmend Bedenken, ob ein gewöhnlicher Mensch die schroffe Basaltwand

erklimmen konnte, die dunkel vor ihm aufragte und den Horizont verdrängte. Aber trotz seiner Zweifel und der unvernünftigen Furcht, die ihn nachts quälte, dachte Rupert keinen Wimpernschlag lang an eine Umkehr. Er war zu weit geritten und hatte zu viel durchgemacht, um so dicht vor dem Ziel aufzugeben.

Zieh aus, mein Sohn, und töte einen Drachen!
Beweise, dass du des Thrones würdig bist!

In der Morgenluft lag noch die Kälte der Nacht, als Rupert die Gebirgsausläufer erreichte. Spärliches Gras und niedrige Sträucher wichen bald blankem Gestein, erodiert und ausgewaschen von Wind und Regen. Ein in die Bergflanke gehauener Weg führte steil nach oben, und das Einhorn fluchte pausenlos vor sich hin, während es sich vorsichtig über das holprige Gelände tastete. Rupert hielt die Augen fest auf den Pfad gerichtet und bemühte sich, nicht an den Abgrund zu denken, der hinter ihm lag. Der Weg wurde immer schmaler und tückischer, je höher sie stiegen, und schließlich gelangten sie an eine Stelle, wo ihnen ein breiter Streifen losen Gerölls den Weg verspernte. Das Einhorn warf einen Blick auf die losen Steine und rammte die Hufe in den Boden.

„Vergiss es. Ich bin ein Einhorn, keine Bergziege.“

„Aber es ist die einzige Möglichkeit, nach oben zu

gelangen; wenn du dieses Stück geschafft hast, ist der Rest leicht.“

„Ich denke nicht darüber nach, wie ich nach oben gelangen kann, sondern stelle mir vor, wie ich nach unten stürze. Hals über Kopf, während mir der Wind um die Ohren pfeift.“

Rupert seufzte und schwang sich aus dem Sattel.

„Nun gut. Dann kehr um und warte drunten in den Hügeln auf mich. Gib mir zwei Tage. Wenn ich bis dahin nicht zurück bin ...“

„Rupert“, sagte das Einhorn langsam, „du musst das nicht tun. Was hältst du davon, wenn wir umkehren und bei Hofe erzählen, wir hätten einfach keinen Drachen finden können? Kein Mensch wüsste, dass es nicht stimmt.“

„Ich wüsste es“, erklärte Rupert.

Ihre Blicke trafen sich, und das Einhorn verneigte sich vor dem Prinzen.

„Viel Glück, Hoheit.“

„Danke“, sagte Rupert und wandte sich ab.

„Sei vorsichtig“, brummte das Einhorn. „Es fiel mir sehr schwer, einen neuen Reiter anzulernen.“ Es vollführte eine vorsichtige Wende auf dem engen Pfad und tastete sich die Bergflanke hinunter.

Rupert stand eine Weile da und horchte auf die sich entfernenden Hufschläge. Dem Einhorn drohte

in den Hügeln kaum Gefahr. Wäre das Geröll nicht gewesen, hätte er sich eine andere Ausrede einfallen lassen, um es zurückzuschicken. Den Rest des Abenteuers musste er allein bestehen. Es war unnötig, dass sie beide ihr Leben aufs Spiel setzten. Rupert straffte die Schultern und warf einen prüfenden Blick auf das Geröll, das ihm den Weg versperrte. Es machte einen heimtückischen Eindruck. Zwölf Schritte tief und kaum drei breit; ein falscher Schritt, und die losen Steine würden sich in Bewegung setzen. Rupert warf einen kurzen Blick in die Tiefe und schluckte. Wenn er erst einmal ins Rutschen geriet, würde er die Gebirgsausläufer vermutlich schneller erreichen als das Einhorn. Mit einem säuerlichen Grinsen setzte er einen Fuß auf den Schotter.

Die zusammengebackenen Steine bewegten sich, und Rupert wagte nicht zu atmen, bis sie wieder zur Ruhe gekommen waren. Langsam, Schritt für Schritt, einen Fuß dicht vor den anderen setzend arbeitete er sich über das Geröll empor, vorsichtig den Untergrund ertastend, ehe er das Gewicht verlagerte. All seinen Anstrengungen zum Trotz trugen ihn die schlitternden Steine immer näher an die Kante, und Rupert wusste, er würde es nicht schaffen. Der auffrischende Wind zerpte aufgeregt

an seinem Umhang, und er spürte, wie sich das Geröll unter seinen Stiefeln bewegte. Er verlagerte leicht sein Gewicht, um dem Abwärtsgleiten entgegenzuwirken; das Geröll begann, wie Wasser zu strömen, und trug ihn unaufhaltsam auf den Abgrund zu. Rupert warf sich zu Boden und grub die Finger tief ins Geröll. Ein Fuß hing schon über der Kante, als er endlich zu rutschen aufhörte. Er hörte, wie links und rechts von ihm Gestein in die Tiefe prasselte.

Nicht einmal anderthalb Schritte Geröll befanden sich zwischen ihm und dem festen Felsuntergrund, aber es hätten ebenso gut anderthalb Meilen sein können. Rupert lag regungslos da und wagte kaum zu atmen. Er konnte weder vor noch zurück; jede Bewegung würde sein Ende bedeuten. Rupert runzelte die Stirn, als ihm die Lösung dämmerte. Eine kleine Bewegung konnte ihn nicht retten, aber wenn er seinen Körper mit aller Kraft nach vorne schnellte, schaffte er es möglicherweise. Oder er starb. Rupert stieß ein grimmiges Lachen aus. Was sollte es; ob er sich hier das Genick brach oder im Kampf mit dem Drachen starb, war im Grunde genommen gleich. Er zog in einer langsamen, kontrollierten Bewegung die Knie an und stemmte die Zehen ins Geröll. Die kullernden Steine trugen ihn

noch näher dem Abgrund entgegen. Rupert atmete tief durch und hechtete dann nach vorn. Die Landung war so hart, dass ihm die Luft wegblieb, aber mit einer weit ausgestreckten Hand bekam er einen Felsvorsprung zu fassen, den er nicht mehr losließ, obwohl das Geröll seinen Körper in die Tiefe zu zerren versuchte. Einen Augenblick lang hing sein ganzes Gewicht an dieser einen Hand, während seine Füße hilflos nach einem Halt suchten und eine kleine Steinlawine in die Tiefe donnerte, dann fand seine freie Hand auch etwas, was sie umklammern konnte, und langsam zog er sich auf den harten, sicheren Felsenpfad.

Rupert wankte ein paar Schritte von der Kante weg, ehe die Reaktion einsetzte. Er brach am ganzen Körper bebend und mit heftig pochenden Schläfen zusammen. Der harte Felsenpfad unter seinem Körper vermittelte ihm ein erlösendes Gefühl der Sicherheit.

Eine Weile ruhte er aus, doch dann rappelte er sich auf. Jeder Muskel schmerzte vom Kampf mit dem Geröll, und er hatte sich Hände und Knie aufgescheuert. Da er ohne die Wasserflaschen, die er dem Einhorn mitgegeben hatte, nicht einmal seine Blessuren auswaschen konnte, tat Rupert das Nächstliegende und nahm sie einfach nicht zur

Kenntnis. Er schickte nur ein Stoßgebet zum Himmel, dass sie sich nicht entzündeten, denn hier oben gab es aller Voraussicht nach keinen Heiler. Er verdrängte den Gedanken, wandte sich endgültig von dem Geröll ab und stapfte müde den holprigen Weg entlang, der ihn irgendwann zu seinem Drachen bringen musste.

Einige Zeit später endete der Weg abrupt an einer schier endlosen Reihe schmaler Stufen, die in die schroffe Felswand gehauen waren. Rupert drehte sich um und lugte in die Tiefe. Jenseits der bestellten Felder war der Wald zu erkennen, weit weg und winzig. Rupert stieß einen Seufzer des Bedauerns aus, wandte sich dann wieder den Stufen zu und begann den langen Aufstieg.

Die Stufen waren unförmig und holprig, und Ruperts Rücken und Beine begannen zu schmerzen, als er sich Stunde um Stunde höher kämpfte. Die Steintreppe erstreckte sich hinter ihm und vor ihm, soweit das Auge reichte, aber nach einer Weile hatte er seine Lektion gelernt: Er hielt er den Kopf gesenkt und konzentrierte sich nur auf die Stufen direkt vor ihm. Je höher er kam, desto kälter wurde die Luft, und ein scharfer Wind fegte ihm vom Gipfel Graupel und Schnee entgegen. Rupert wickelte seinen dünnen Umhang enger um sich und kletterte

verbissen weiter. Stürmische Böen zerrten an ihm, und seine Augen tränkten. Allmählich erstarrten Finger und Zehen, der Atem dampfte in der eisigen Luft, und immer noch erklimm er Stufe um Stufe um Stufe, ohne auf die Kälte, den Sturm und die Schmerzen zu achten.

Er war Prinz Rupert vom Waldkönigreich, und er würde einen Drachen töten.

Die ins Gestein gehauenen Stufen endeten auf einem schmalen Sims vor einem riesigen Höhleneingang. Rupert stand schwankend da und ignorierte den Wind, der sich in seinem Umhang verding. Er spürte nicht, dass der Atem in seiner Luftröhre brannte und in der Lunge stach. Die Höhle klaffte vor ihm wie eine tiefe, mit Dunkelheit erfüllte Wunde in der rissigen Haut des Berges. Rupert ging langsam darauf zu, obwohl ihm die Knie vor Erschöpfung zitterten. Die Landkarte der Nachthexe hatte ihn nicht im Stich gelassen; er stand vor seiner ersten Begegnung mit einem Drachen.

Seit seinem Aufbruch hatte er sich gefragt, was er wohl in diesem Moment empfinden würde. Ob er ... Angst hätte. Aber nun war der große Augenblick gekommen, und er fühlte, wenn er ehrlich sein sollte, gar nichts. Er hatte sein Wort gegeben, und er war hier. Er glaubte nicht, dass er den Drachen

besiegen konnte, das hatte er von Anfang an nicht. Tief im Innern hatte er immer gewusst, dass er in den Tod ritt. Rupert zuckte die Achseln. Der Hof erwartete von ihm, dass er starb; wahrscheinlich sollte er sich gerade deshalb Mühe geben, am Leben zu bleiben. Er zog sein Schwert und suchte sich die sicherste Stelle auf dem schmalen Sims. Dann verdrängte er den Gedanken an den Abgrund in seinem Rücken und konzentrierte sich auf die korrekte Form der Herausforderung.

Alles in allem hatte er sich noch nie im Leben weniger heroisch gefühlt.

„Abscheuliches Ungeheuer, ich, Prinz Rupert vom Waldkönigreich, fordere dich zum Duell. Tritt hervor und kämpfe!“

Lange rührte sich gar nichts. Schließlich grollte eine dumpfe Stimme aus den Tiefen der Höhle: „Bitte?“

Rupert kam sich ein wenig lächerlich vor, als er sein Schwert fester packte und die Herausforderung wiederholte. Es entstand eine noch längere Pause, dann tauchte der Drache langsam aus dem Dunkel auf, ein Koloss, der den Höhleneingang vollständig ausfüllte, und Rupert nahm seine schönste Gefechtshaltung an. Ausladende Flügel umgaben das Untier wie ein gerippter smaragdgrüner Umhang, an der Brust zusammengehalten von grausam

gekrümmten Klauenfingern. Der Drache maß von der Schnauze bis zur Schweifspitze gut zehn Schritt. Die Sonnenstrahlen glitten schmeichelnd über seine grünen Schuppen. Hoch aufgerichtet stand er da und musterte Rupert mit golden glänzenden Augen.

Rupert hob das Schwert, und der Drache grinste, wobei er Dutzende ungemein scharfer Zähne enthüllte.

„Hallo“, sagte der Drache. „Guter Tag heute, was?“

Rupert blinzelte aufgebracht. „Du sollst nicht reden“, sagte er entschieden zu dem Drachen. „Du sollst furchterregend brüllen, mit den Klauen Staub aufwirbeln und mich dann feuerspeierend angreifen!“

Der Drache dachte nach. Zwei dünne Rauchwölkchen stiegen von seinen Nüstern auf.

„Warum?“, fragte er schließlich.

Rupert senkte sein Schwert, das mit jeder Minute schwerer wurde, und stützte sich darauf. „Nun“, antwortete er langsam, „das verlangt die Tradition, vermute ich. So war es immer schon.“

„Nicht bei mir“, sagte der Drache. „Warum willst du mich erlegen?“

„Das ist eine lange Geschichte“, seufzte Rupert.

„Dachte ich mir“, murmelte der Drache. „Willst du nicht reinkommen?“

Er zog sich vom Höhleneingang zurück, und nach

einem kurzen Zaudern folgte ihm Rupert in eine Art Gang. Seltsamerweise war er fast wütend, dass er nicht kämpfen musste; er hatte sich so lange auf diesen Augenblick vorbereitet, und nun kam alles anders. Er fragte sich, ob die Kreatur ihr Spiel mit ihm trieb, doch das kam ihm eher unwahrscheinlich vor. Hätte der Drache ihn töten wollen, dann wäre er jetzt bereits tot. Er stolperte unbeholfen den Tunnel entlang, und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, als das Licht hinter ihm zurückblieb. Der unbeleuchtete Gang erinnerte ihn an den Dusterwald, und er war froh, als ein Stück weiter vorn das heitere Karmesinrot eines vor sich hin glimmenden Feuers auftauchte. Er beschleunigte seine Schritte und stürmte aus dem Tunnel in eine Felsenkammer von mindestens hundertfünfzig Schritt Durchmesser, wo der Drache bereits geduldig auf ihn wartete und deren Wände mit der größten Schmetterlingssammlung bedeckt waren, die Rupert je gesehen hatte.

„Ich dachte, Drachen sammelten Gold- und Silberschätze“, sagte Rupert und musterte staunend die zahllosen, auf Hochglanz polierten Schaukästen.

Der Drache zuckte mit den Flügeln. „Manche sammeln Gold und Silber. Manche sammeln Schätze. Ich sammle Schmetterlinge. Sie sind genauso schön,

oder?“

„Doch, doch“, meinte Rupert besänftigend, als er ein paar Funken aus den Nüstern des Drachen stieben sah. Er schob sein Schwert in die Scheide, kauerte neben dem Drachen nieder, der sich lang ausgestreckt hatte, und musterte ihn neugierig.

„Was ist?“, fragte der Drache.

„Du bist nicht ganz das, was ich erwartet habe“, gab Rupert zu.

Der Drache lachte leutselig. „Legenden stimmen selten.“

„Aber du kannst sprechen.“

„Du auch.“

„Na ja, ich bin ein Mensch ...“

„Das ist mir nicht entgangen“, sagte der Drache trocken. „Schau, die meisten dieser Schauergeschichten, dass wir groß, stark und bösartig sind und aus diesem oder jenem oder gar keinem Grund Menschen fressen, haben Drachen erfunden, um die Leute abzuschrecken.“

„Aber ...“

„Pass auf“, sagte der Drache und beugte sich vor. „Im Einzelkampf nehme ich es mit jedem Menschen auf, aber gegen eine Heerschar kann kein Drache etwas ausrichten.“ Der Gigant fauchte leise, und seine goldenen Augen starteten an Rupert vorbei in

Fernen, die nur er sah. „Einst wimmelte es in den Lüften von Drachen, und alles war uns untertan. Die Sonne schien warm auf unsere Flügel, wenn wir über den Wolken schwebten und beobachteten, wie sich die Welt tief unter uns drehte. Wir entrissen dem Fels mit bloßen Klauen Gold und Silber, und wenn wir brüllten, erbebte die Erde. Alle Lebewesen zitterten vor uns. Doch dann kam der Mensch mit seinen Schwertern und Lanzen, seinen Rüstungen und Heeren. Wir hätten uns zusammenschließen sollen, solange wir noch konnten, aber nein, wir kämpften gegeneinander, führten unsere kleinlichen Fehden und bewachten unsere kostbaren Schätze, und einer nach dem anderen fand den Tod. Unsere Zeit war vorbei.“

Der Drache lag noch eine Weile grübelnd da und schüttelte sich dann. „Warum hast du die Mühe auf dich genommen, mich herauszufordern?“

„Weil mein Vater es mir befahl. Ich soll beweisen, dass ich des Königsthrones würdig bin.“

„Willst du mich töten?“

Rupert zuckte verwirrt die Achseln. „Es wäre einfacher, wenn du das Monster wärst, für das man dich hält. Du hast doch sicher Frauen und Kinder getötet, Höfe niedergebrannt und Vieh gestohlen?“

„Gewiss nicht“, sagte der Drache bestürzt. „Wofür

hältst du mich?“

Rupert zog eine Braue hoch, und der Drache tat ihm den Gefallen, etwas zerknirscht dreinzublicken. „Na schön, vielleicht habe ich hier und da ein Dorf dem Erdboden gleichgemacht und die eine oder andere Jungfrau verspeist, aber das ist lange her. Ich war ein Drache, man erwartete das von mir. Jetzt bin ich längst im Ruhestand.“

Es entstand eine lange Pause. Rupert blickte stirnrunzelnd in das leise knisternde Feuer. So hatte er sich das ganz und gar nicht vorgestellt.

„Willst du mich töten?“, fragte er.

„Eigentlich nicht. Ich bin zu alt für solche Kindereien.“

„Du willst mich auch nicht fressen?“

„Nein“, erklärte der Drache bestimmt. „Von Menschen kriege ich Sodbrennen.“

Es entstand eine weitere lange Pause.

„Hör zu“, sagte der Drache schließlich. „Du sollst dich durch das Töten eines Drachen als Held erweisen, ja?“

„Genau“, bestätigte Rupert.

„Warum bringst du ihnen keinen lebenden Drachen? Wäre das nicht noch viel heroischer?“

Rupert dachte nach. „Möglich“, sagte er zögernd. „Bis jetzt hat noch niemand einen lebenden Drachen

gefangen.“

„Na bitte, da haben wir es.“

„Würde es dir denn nichts ausmachen, wenn ich dich gefangen nähme?“, fragte Rupert ängstlich.

Der Drache lachte leise. „Ich sehne mich nach Urlaub. In fremde Länder reisen, andere Leute kennenlernen – genau das, was ich brauche.“ Der Drache sah sich ängstlich um und winkte Rupert etwas näher. „Äh ... Prinz ...“

„Ja?“

„Du rettetest nicht zufällig Prinzessinnen? Ich hätte nämlich eine hier, und sie treibt mich zum Wahnsinn!“

„Du hältst eine Prinzessin gefangen?“, rief Rupert. Er sprang auf und versuchte, das Schwert aus der Scheide zu zerren.

„Still!“, zischte der Drache. „Sonst hört sie dich noch. Ich halte sie nicht gefangen. Im Gegenteil, ich wäre froh, sie loszuwerden. Irgendwelche Hofschranzen haben sie als Opfer hier heraufgeschickt, und ich habe es nicht übers Herz gebracht, sie zu töten. Ich dachte, du könntest mich vielleicht von ihr befreien.“

Rupert setzte sich langsam wieder und massierte sanft seine schmerzenden Schläfen. Immer wenn er glaubte, er habe die Spielregeln kapiert, änderten sie

sich.

„Sie ist eine echte Prinzessin?“

„Soweit ich weiß.“

„Wo ist der Haken?“, fragte Rupert misstrauisch.

„Drache!“, gellte eine durchdringende Stimme aus einem Seitentunnel. Der Drache zuckte zusammen.

„Das ist der Haken.“

Die Prinzessin platzte aus einem der Seitengänge in die Höhle und blieb wie angewurzelt stehen, als sie den Prinzen sah. Rupert rappelte sich auf. Die Prinzessin trug ein fließendes, langes Gewand, das irgendwann einmal vermutlich weiß gewesen, inzwischen aber mit Flecken in einem Dutzend Schattierungen und Schmierern aus getrocknetem Schlamm übersät war. Sie war jung, knapp zwanzig, und keine Schönheit, aber immerhin hübsch. Tiefblaue Augen und ein voller Mund bildeten einen starken Kontrast zu ihrem männlich-energischen Kinn. Das lange, blonde Haar fiel ihr in zwei stramm geflochtenen Zöpfen bis fast zur Taille. Sie war schmal, wohl gerundet und locker eins achtzig groß. Während Rupert über die passenden, höflichen Worte zur Begrüßung einer Prinzessin nachdachte, stieß sie ein Freudengeheul aus und rannte mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu. Eingeschüchtert wich Rupert einen Schritt zurück.

„Mein Held“, gurrte sie und klatschte ihm einen nassen Kuss aufs Ohr. „Du bist gekommen, um mich zu retten!“

„Na ja“, murmelte Rupert und versuchte, sich aus ihrer Umklammerung zu lösen, ohne unhöflich zu wirken. „Schön, dass ich zu Diensten sein kann. Ich bin Prinz Rupert ...“

Die Prinzessin umarmte ihn so heftig, dass ihm die Luft wegblieb. „Der Drache ist weniger gefährlich“, dachte Rupert, dem farbige Ringe vor den Augen tanzten. Schließlich ließ ihn die Prinzessin los und trat einen Schritt zurück, um ihn genauer zu betrachten.

Sie kam zu dem Schluss, dass er nicht viel älter sein konnte als sie, obwohl ihm die jüngst erworbenen Narben ein verwegenes, gefährliches Aussehen verliehen. Die langen, schmalen Hände waren aufgerissen und mit getrocknetem Blut bedeckt. Sein Lederwams und die Reithose hatten augenscheinlich einiges mitgemacht, der Umhang taugte nicht mehr viel, und alles in allem sah der Typ eher wie ein Bandit als ein Prinz aus. Die Prinzessin runzelte misstrauisch die Stirn, doch dann zuckten ihre Mundwinkel; alles in allem sah sie vermutlich auch nicht wie eine Prinzessin aus.

„Wo ist deine Rüstung?“, fragte sie.

„Die habe ich im Schlingforst gelassen“, sagte

Rupert.

„Dein Streitross auch?“

„Das ist am Fuß des Berges.“

„Hast du wenigstens dein Schwert mitgebracht?“

„Natürlich“, sagte Rupert und zog die Klinge, um sie ihr zu zeigen. Sie entriss sie ihm sofort, wog sie in der Hand und durchschnitt mit ein paar geübten Hieben die Luft.

„Das wird's tun“, entschied sie und gab ihm die Waffe zurück. „Also los, fang an.“

„Womit?“, fragte Rupert höflich.

„Mit dem Drachentöten natürlich“, sagte die Prinzessin. „Deshalb bist du doch gekommen, oder?“

„Ah“, sagte Rupert, „der Drache und ich haben uns dahingehend geeinigt, dass ich ihn lebend in meine Burg heimführen werde. Dich natürlich auch.“

„Das ist nicht gerade ehrenvoll“, stellte die Prinzessin trocken fest.

„Oh, doch“, widersprach der Drache.

„Halt dich da raus!“, blaffte die Prinzessin.

„Mit Vergnügen“, schmolte der Drache.

„Auf wessen Seite stehst du eigentlich?“, verlangte Rupert zu wissen. Er hatte das Gefühl, dringend eine Rückenstärkung zu brauchen.

„Auf der Seite eines jeden, der mich vor dieser Prinzessin rettet“, sagte der Drache nachdrücklich.

Die Prinzessin trat nach ihm.

Rupert schloss die Augen. Wenn er an den Hof zurückkam, musste er sich dringend die Barden vorknöpfen. Er räusperte sich höflich, und die Prinzessin ließ, immer noch wütend, von dem Drachen ab.

„Wie heißt du?“, fragte er.

„Julia. Prinzessin Julia aus dem Hügelland.“

„Nun, Prinzessin Julia, du hast die Wahl. Entweder du kommst mit mir und dem Drachen in meine Burg, oder du bleibst allein hier.“

„Du kannst mich nicht hier zurücklassen“, sagte die Prinzessin. „Das wäre ehrlos.“

„Du wirst ja sehen“, fragte Rupert.

Julia blinzelte entrüstet und sah dann den Drachen an, der zur Höhlendecke starrte und verschiedenfarbige Rauchringe durch die Nüstern ausstieß.

„Du würdest mich nicht allein zurücklassen, oder?“

Der Drache grinste. Der Feuerschein färbte seine spitzen Zähne rot.

Julia warf ihm einen ärgerlichen Blick zu. „Na, warte!“, brummte sie drohend.

„Können wir aufbrechen?“, drängte Rupert. „Mein Einhorn wartet nur zwei Tage auf mich.“

„Du reitest ein Einhorn?“, fragte der Drache.

Rupert warf Julia einen Blick zu und merkte, wie ihm die Röte ins Gesicht stieg.

„Es ist nicht leicht, ein Prinz zu sein. Es hat mit Dynastien zu tun; das Letzte, was ein Herrschergeschlecht brauchen kann, sind Bastarde, die wie Pilze aus dem Boden schießen und Anspruch auf den Thron erheben. Also müssen unverheiratete Nachkommen des Königs ... enthaltsam leben.“

„Genau“, pflichtete ihm Julia bei. „Deshalb haben mich die Ältesten hier heraufgeschickt.“

Der Drache räusperte sich taktvoll. „Ist es weit bis zu deiner Burg?“

Rupert setzte zu einer Antwort an, doch dann blieb ihm keine andere Wahl, als sich an Julia festzuhalten, weil ihm plötzlich schwarz vor den Augen wurde. Seine Knie begannen zu schlackern, und er setzte sich auf den Höhlenboden, um nicht umzukippen.

„Was ist denn los?“, fragte Julia, während sie ihn fürsorglich stützte.

„Ich brauche nur eine Verschnaufpause“, murmelte er benommen und fuhr sich mit zitternder Hand über die Schläfen. „Ziemlich heiß hier. Geht gleich wieder.“

Der Drache studierte Rupert eingehend. „Wie bist du den Berg heraufgekommen?“

„Ich bin dem Pfad gefolgt, bis mir Geröll den Weg versperrt hat. Dann habe ich mein Einhorn zurückgeschickt, geschickt das Geröll überquert und habe die Treppe genommen.“

„Du hast den ganzen Weg zu Fuß zurückgelegt? Bei dem Wetter?“ Julia betrachtete Rupert mit neuem Respekt. „Ich kam mitten im Sommer. Ich hatte eine Eskorte von sieben Wachen und ein Pack-Maultier, und dennoch brauchten wir fast vier Tage, bis wir am Ziel waren.“ Sie nahm seine zerschundenen Hände in die ihren und zuckte zusammen. „Die sind ja eisig. Wahrscheinlich spürst du deshalb deine Wunden nicht. Du musst bis ins Mark durchgefroren sein. Ein Wunder, dass du dich überhaupt auf den Beinen halten konntest.“

Rupert zuckte verlegen die Achseln. „Mir fehlt nichts. Ich bin nur etwas müde.“

Julia und der Drache wechselten einen Blick.

„Klar“, sagte der Drache. „Hör mal, warum wärmst du dich nicht eine Weile am Feuer auf, und dann fliege ich euch beide nach unten. Es ist ein guter Tag zum Fliegen.“

„Hmm“, flüsterte Rupert schläfrig. „Guter Tag ... zum Fliegen.“ Das Kinn sank ihm auf die Brust, und der Schlaf schlug wie eine riesige Flutwelle über ihm zusammen. Julia bettete ihn sanft auf Felle, ehe sie

seine Hände wusch und bandagierte. Rupert merkte nichts davon, aber zum ersten Mal seit Verlassen des Dusterwaldes war sein Schlaf frei von Albträumen.



Ein paar Stunden Schlaf taten Rupert sehr gut. Bald kauerte er nicht gerade elegant auf dem Rücken des Drachen und umklammerte den Hals des Kolosses, als wollte er ihn nie mehr loslassen. Julia saß hinter Rupert und schnürte ihm die Luft ab.

„Ich hasse Höhen“, gestand sie kleinlaut.

„Nicht nur du“, beteuerte Rupert. Er warf einen Blick auf die dunklen Wolken, die den Himmel erfüllten, und schauderte, als ein kalter Windstoß über den schmalen Felsensims vor dem Höhleneingang fegte. „Wenn das ein guter Tag zum Fliegen ist, dann möchte ich nicht wissen, wie ein weniger guter Tag aussieht.“

„Fertig?“, fragte der Drache und spreizte begeistert die Flügel.

„Äh ...“, sagte Rupert.

„Dann haltet euch fest!“, rief der Drache, nahm rasch Anlauf, stieß sich vom Sims ab und fiel wie ein Stein in die Tiefe. Der Wind piff an ihnen vorbei, als sie nach unten sackten, und Rupert kniff die Augen zu. Dann breitete der Drache unvermittelt die Flügel

aus und ging nach einer Reihe wenig magenfreundlicher Manöver in einen kontrollierten Gleitflug über. Rupert öffnete nach einer Weile vorsichtig die Augen und linste am Hals des Drachen vorbei, um einen Blick auf die Landschaft zu erhaschen, ein Entschluss, den er gleich darauf bereute. Weit unten erstreckten sich die bestellten Felder wie ein pastellfarbener Flickenteppich. Das Waldkönigreich lag im Norden, bedrängt vom Dusterwald, der sich wie ein Geschwür ins Land fraß. Rupert schluckte; sein Mund war plötzlich trocken, als der Fuß der Berge mit atemberaubender Geschwindigkeit auf ihn zukam. Insgesamt wäre ihm ein Fußmarsch möglicherweise doch lieber gewesen. Die mächtigen Flügel des Drachen schlugen kraftvoll und spannten sich dann voll, als der Drache zu einer holprigen Landung ansetzte, die Ruperts Skelett gehörig in Unordnung brachte. Der Drache faltete die Schwingen und sah sich um.

„Da wären wir. War das nicht aufregend?“

„Aufregend“, sagte Rupert.

„Tut gut, wieder mal den Wind um die Nase zu spüren“, sagte der Drache. „Äh ... ihr könnt mich jetzt loslassen und absteigen.“

„Wir machen uns gerade allmählich mit diesem Gedanken vertraut“, sagte Julia. „Mein Magen glaubt,

er sei noch irgendwo droben in den Wolken.“

Sie löste die Arme vorsichtig von Rupert, dann rutschten sie gemeinsam vom Rücken des Drachen. Der feste Boden unter den Füßen war ihnen noch nie so angenehm oder tröstlich erschienen. Sie befanden sich am Ausgangspunkt des Gebirgspfades, und Rupert sah sich um. Wie erwartet war das Einhorn nirgends zu sehen.

„Einhorn! Ich zähle jetzt bis zehn. Wenn du dann immer noch nicht aufgetaucht bist, übergebe ich dich dem königlichen Streichelzoo als Reittier für die Kinder.“

„Das würdest du nicht wagen“, sagte eine schockierte Stimme hinter einem nahen Felsvorsprung.

„Ich würde an deiner Stelle nicht darauf wetten“, brummte Rupert.

Es entstand eine Pause, dann streckte das Einhorn den Kopf hinter dem Felsen hervor und versuchte, sich mit einem breiten Lächeln einzuschmeicheln.

„Willkommen, Hoheit. Wer sind deine Freunde?“

„Dies ist Prinzessin Julia. Ich habe sie gerettet.“

„Pah!“, sagte die Prinzessin laut.

„Das ist ein Drache. Er geleitet uns zur Burg.“

Das Einhorn verschwand wieder hinter dem Felsen.

„Einhorn, entweder du kommst heraus, oder ich

schicke dir den Drachen. Noch schlimmer: Ich schicke dir Julia!“

Julia trat ihm gegen den Knöchel. Rupert lächelte verbissen und schwor sich, dem ersten Minnesänger, der ihm etwas von den Freuden großer Abenteuer vortrug, den Hals umzudrehen. Das Einhorn trottete verdrießlich herbei und blieb in sicherer Entfernung vom Drachen stehen.

„Oh, hast du dich doch entschlossen, uns zu begleiten?“, fragte Rupert.

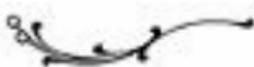
„Nur unter Protest.“

„Es tut alles nur unter Protest“, erklärte Rupert Julia.

„Das habe ich gehört!“ Das Einhorn startete den Drachen unglücklich an. „Ich darf wohl kaum davon ausgehen, dass dieses Ding Vegetarier ist?“

Der Drache grinste. Seine spitzen Zähne blitzten in der Sonne.

„Dachte ich es mir doch“, brummte das Einhorn.



Der Dusterwald dräute vor ihnen, Finsternis umhüllte modernde Bäume in einer sternlosen Nacht, die keinen Mond kannte. Der Pfad, den Rupert mit dem Schwert durch das Dornestrüpp gebahnt hatte, lag offen vor ihm. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn,

als er die schmale Lücke angewidert und fasziniert zugleich musterte. Während der viele Wochen dauernden Reise zum Drachenfels und zurück war es ihm keinen Augenblick lang gelungen, die tief sitzende Furcht abzuschütteln, die seit dem Ritt durch die Dunkelheit auf ihm lastete. Ein Schauer überlief ihn, als die kühle Brise von den halb verrotteten Bäumen den vertrauten Verwesungsgestank zu ihm herübertrug. Seine Hand senkte sich auf seinen Schwertgriff, als suche er Halt oder Sicherheit. Sein Atem ging rau und stoßweise, während sich Angst in ihm ausbreitete.

Nicht schon wieder. Bitte, nicht schon wieder.

„Der Düsterwald“, sagte Julia mit einer Spur von Ehrfurcht. „Ich dachte immer, er liege im Reich der Legenden, ein Märchen, das man kleinen Kindern vor dem Schlafengehen erzählt, um sie zu erschrecken. Es riecht, als sei hier irgendetwas gestorben. Bist du sicher, dass wir ihn durchqueren müssen, um das Waldkönigreich zu erreichen?“

Rupert nickte knapp, denn er hatte Angst, seine Stimme könnte, wenn er zu sprechen versuchte, verraten, wie sehr ihn der bloße Anblick der Dunkelheit erschütterte. Sie mussten den Düsterwald durchqueren. Es gab keinen anderen Weg. Aber dennoch zögerte er, stand steif wie ein

Brett neben dem Einhorn, unfähig, auch nur einen Schritt in Richtung der langen Nacht zu tun, die seine Seele gewogen und für zu leicht befunden hatte.

„Ich schätze, ich könnte dich und Julia über den Dusterwald fliegen“, meinte der Drache bedächtig. „Aber das hieße, wir müssten das Einhorn zurücklassen.“

„Nein“, antwortete Rupert ohne das geringste Zögern. „Kommt nicht in Frage.“

„Danke“, sagte das Einhorn.

Rupert nickte, den Blick starr auf die undurchdringliche Finsternis gerichtet.

„Komm schon“, forderte ihn Julia schließlich auf. „Je eher wir aufbrechen, desto schneller sind wir auf der anderen Seite wieder draußen.“ Sie blickte Rupert erwartungsvoll an.

„Ich kann nicht“, sagte er hilflos.

„Was ist los?“, knurrte Julia. „Angst im Dunkeln?“

„Ja“, sagte Rupert leise. „Oh, ja.“

Julia sah ihn überrascht von der Seite an. Jetzt erst merkte sie, dass seine Hände zitterten und sein Gesicht kalkweiß war.

„Du machst Witze, oder? Das kann nicht dein Ernst sein. Angst im Dunkeln!“

„Halt die Klappe“, sagte das Einhorn. „Du verstehst

das nicht.“

„Ich vielleicht schon“, sagte der Drache. Seine großen, goldenen Augen musterten das Dunkel argwöhnisch. „Der Dusterwald war schon alt, als ich mich in der Blüte meiner Jahre befand, Julia. Wenn man den Legenden glauben darf, gab es ihn von Anfang an und wird ihn immer geben – die auf Erden manifestierte Macht der Finsternis. Wer es wagt, ihn zu betreten, kann Schaden an Leib und Seele nehmen.“ Der Drache starrte eine Weile ins Dunkel und wandte sich dann unbehaglich ab. „Was ist dir im Dusterwald zugestoßen, Rupert?“

Rupert rang nach Worten, um das wahre Ausmaß des Grauens auszudrücken, aber es gab keine. Er wusste einfach ohne den geringsten Zweifel, dass er sterben oder den Verstand verlieren würde, wenn er den Dusterwald noch einmal beträte. Ein Ruck ging durch seinen Körper, als er den Blick endlich von der Dunkelheit losriss. Er hatte dem Dusterwald schon einmal getrotzt; er konnte es auch ein zweites Mal. Verzweifelt klammerte sich Rupert an diesen Gedanken. Die lange Nacht hatte ihn gezeichnet, aber sie hatte ihn nicht gebrochen. Möglicherweise war die Reise diesmal leichter zu ertragen. Er hatte Nahrung, Wasser und Gefährten, und es gab genügend trockenes Holz für Fackeln.

„Wenn ich es jetzt nicht wage, werde ich immer Angst im Dunkeln haben“, dachte er.

Rupert holte tief Luft und stieß sie bebend wieder aus.

„Rupert“, sagte der Drache, „was ist dir im Düsterwald zugestoßen?“

„Nichts“, antwortete Rupert mit rauher Stimme.
„Gar nichts. Gehen wir.“

Er drängte das Einhorn vorwärts, aber das Tier zögerte und sah ihn an.

„Rupert, du musst das nicht tun ...“

„Beweg dich, verdammt!“, raunte Rupert, und das Einhorn folgte ihm schweigend in den Düsterwald. Julia folgte dem Einhorn, und der Drache übernahm die Nachhut, ohne auf die Dornen zu achten, die mit einem garstigen Geräusch seine Schuppen streiften.

Die Nacht brach über sie herein, als sie die Grenze zum Düsterwald überschritten, und Rupert biss sich auf die Lippen, um nicht laut aufzuschreien. Die vertrauten Geräusche der Natur verstummten, wichen einer schwermütigen, bleiernen Stille. Im Dunkel lauerten Dämonen. Er sah sie nicht, aber er wusste, sie waren da. Alle seine Instinkte schrien, er solle eine Fackel anzünden, doch er wagte es nicht. Licht zog Dämonen unweigerlich an, und das Dornestrüpp ringsum würde die Gruppe zu einem

leichten Opfer machen. Er eilte weiter und zuckte zusammen, als sich Stacheln in seine ausgestreckten Hände bohrten. Der Weg war schmaler, als er ihn in Erinnerung hatte, aber schließlich wichen die Sträucher zurück, und Rupert raunte seinen Begleitern zu, einen Augenblick stehenzubleiben. Er kramte das Zunderkästchen aus seinem Rucksack und entfachte nach mehreren vergeblichen Versuchen eine Fackel. Die tanzende Flamme wirkte seltsam gedämpft, als dulde der Dusterwald nicht einmal ihren Schein in seinem Herrschaftsbereich. Modernde Bäume säumten den schmalen Weg. Ihr Geäst trug keine Belaubung, und klaffende Risse enthüllten dunkles Kernholz, aber Rupert wusste mit furchtbarer Gewissheit, dass sie irgendwie noch lebten.

„Rupert ...“, sagte Julia.

„Später“, sagte er grob. „Gehen wir.“

Die Gruppe zog in ihrem winzigen Lichtkreis langsam den gewundenen Weg entlang, aufs Herz der Finsternis zu.

Sie waren noch nicht lange unterwegs, als der erste Dämon sie fand. Missgestaltet und verwachsen kauerte er am Rand des Lichtscheins; seine Augen glommen rot aus den Schatten. Rupert zog sein Schwert, und der Dämon verschwand geräuschlos

wieder im Dunkel.

„Was zur Hölle war das?“, flüsterte Julia.

„Dämon“, sagte Rupert knapp. Die Narben auf seiner Wange begannen in Erinnerung an die scharfen Krallen zu pochen. Er gab Julia die Fackel, tat einen Schritt nach vorn und spähte angespannt ins Dunkel. Raschelnde, knackende Geräusche drangen an sein Ohr, dann erkannte er im Fackelschein die Umrisse grotesk verzerrter Gestalten, die vor und hinter der Reisegruppe kauerten, dahinhuschten und -glitten. Glühende Augen stierten unverwandt aus den Schatten der modrigen Bäume. Rupert schwang sein Schwert, aber der kalte Stahl vermochte ihm keine Sicherheit zu geben.

„Das ist unmöglich“, sagte er dumpf. „Dämonen jagen nie in Rudeln. Das weiß jeder.“

„Offenbar halten sich diese Dämonen nicht an die Regeln“, sagte der Drache. „Komm bitte zurück. Mir ist unwohl, wenn du dich zu weit von uns entfernst.“

Rupert ließ sich zu den anderen zurückfallen. Die Dämonen kamen noch näher.

„Warum greifen sie nicht an?“, fragte Julia leise.

„Bring sie nicht auf dumme Ideen“, murmelte das Einhorn. „Möglicherweise können sie einfach nicht

glauben, dass jemand so blöd ist, in diese Falle zu rennen. Ich kann es auch nicht glauben und tue es trotzdem.“

„Sie haben Angst vor dem Drachen“, sagte Rupert.

„Wie überaus vernünftig von ihnen“, sagte der Drache.

Rupert versuchte zu lächeln, aber es fühlte sich mehr wie eine Grimasse an. Es bedurfte all seiner Selbstbeherrschung, nicht blindlings mit dem Schwert um sich zu schlagen. Angst krampfte ihm den Magen zusammen und zitterte in seinen Armen, aber er wollte ihr nicht nachgeben. Noch nicht. Im Gegensatz zur Dunkelheit konnte man Dämonen bekämpfen. Er umklammerte sein Schwert fest und stürmte los. Die Dämonen verschmolzen mit dem Dunkel und verschwanden. Erleichtert seufzte Julia tief auf, und das Fackellicht flackerte plötzlich unruhig, als sie ihren Händen schließlich gestattete zu zittern. Rupert funkelte in das teilnahmslose Dunkel ringsum, erbost, dass die Dämonen der Konfrontation ausgewichen waren und damit verhinderten, dass er Trost und Befreiung durch mutiges Handeln fand. Er rampte sein Schwert wieder in die Scheide und führte die Gruppe tiefer in die endlose Nacht.

Später erreichten sie eine kleine Lichtung und

rasteten eine Weile, um ihre Kräfte vor dem Weitermarsch zu sammeln. Julia machte in der Mitte ein Feuer, während Rupert Fackeln in den Boden rammte, um die Grenze zum Wald zu markieren. Sie mussten keine Vorsicht mehr walten lassen; es war klar, dass die Dämonen ihr Lager ausfindig machen konnten, wann immer sie Lust dazu hatten. Rupert entzündete die letzte Fackel und zog sich rasch ans lodernde Feuer zurück. Die tanzenden Flammen vertrieben das Dunkel, und die Wärme des Feuers löste nach und nach seine Erstarrung. Rupert sah sich mit gerunzelter Stirn um, während er ermattet neben Julia zu Boden sank. Bei der Hinreise war ihm der Düsterwald längst nicht so kalt vorgekommen. Er entsann sich auch nicht an diese Lichtung. Mit einem Achselzucken warf er einen weiteren Ast ins knisternde Feuer und zog den Umhang enger um sich. Auf der anderen Seite des Feuers sah er das Einhorn, das im Halbdunkel vor sich hin döste. Der Drache streifte am Rand der Lichtung umher, wahrscheinlich, um Dämonen zu vergraulen. Rupert sah verstohlen zu Julia hinüber. Die Prinzessin saß zitternd in die einzige freie Decke gewickelt und hielt die Hände über das zuckende Feuer.

„Hier“, sagte Rupert schroff und nahm seinen Umhang ab. „Du frierst.“

„Du auch“, antwortete Julia. „Mir geht es gut.“

„Bist du sicher?“

„Klar.“

Rupert beharrte nicht auf seinem Angebot.

„Wie lange noch, bis wir den Dusterwald hinter uns haben?“, fragte Julia, als sich Rupert den Umhang wieder über die Schultern geworfen hatte.

„Ich weiß nicht“, gab er zu. „Die Naturgesetze scheinen hier nicht mehr zu gelten. Meine erste Reise könnte Tage oder Wochen gedauert haben; man verliert im Dunkeln jegliches Gefühl für die Zeit. Zumindest haben wir diesmal Feuerholz und genug zu essen und zu trinken. Das sollte einen Unterschied machen.“

„Du hast den Dusterwald ohne Licht und Proviant durchquert?“ Julia sah Rupert einen Augenblick mit widerstrebender Bewunderung an und senkte dann rasch den Blick. Als sie weitersprach, war ihre Stimme betont kühl. „Erzähl mir mehr von deiner Burg.“

„Alt“, meinte Rupert mit einem Lächeln. „Du wirst sie mögen.“

„Ja?“

„Natürlich, und meine Leute werden dich mit offenen Armen empfangen.“

„Warum sollten sie?“, fragte Julia leise und starrte angestrengt ins Feuer. „Ich kriege keine Mitgift und

bin auch sonst keine gute Partie. Sieben Schwestern stehen zwischen mir und dem Thron, immer vorausgesetzt, die Ältesten stimmen meiner Rückkehr zu, und das tun sie ganz gewiss nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil ...“ Julia warf ihm einen finsternen Blick zu. „Du lachst mich nur aus.“

„Ich verspreche, dass ich das nicht tun werde.“

„Ich bin abgehauen. Sie wollten mich mit einem Prinzen vermählen, den ich nicht kannte. Aus politischen Gründen. Du verstehst.“

„Ja“, nickte Rupert. Blutlinien.“

„Also lief ich weg. Ich kam nicht mal bis zur Grenze, und da das Reich bereits mit sieben Prinzessinnen gesegnet war und keine achte mehr gebrauchen konnte, schickte man mich in die Drachenhöhle.“

Julia startete verdrießlich ins Feuer. „Mein Vater unterschrieb den Beschluss. Mein eigener Vater.“

Rupert wollte ihr tröstend den Arm um die Schultern legen, doch sie wich ihm unwirsch aus.

„Keine Sorge“, sagte er ohne große Überzeugung. „Das renkt sich wieder ein. Ich werde einen Weg finden, dich heimzubringen.“

„Ich will nicht heim; für die bin ich gestorben! Ach, manchmal wünschte ich, es wäre so!“

Sie sprang auf und rannte ins Dunkel. Rupert erhob

sich, um ihr nachzugehen.

„Nicht.“

Rupert drehte sich um und stellte fest, dass der Drache ihn aus den Schatten heraus beobachtete.

„Warum nicht?“

„Sie will nicht, dass du sie weinen siehst“, erläuterte der Drache.

„Oh.“ Rupert scharrte unbehaglich mit den Füßen und setzte sich dann wieder.

„Sie kommt bald wieder“, sagte der Drache und rückte ein Stück näher.

„Ja. Ich würde ihr gern helfen.“

„Natürlich. Julia ist nicht die Schlechteste. Für einen Menschen.“

Rupert lächelte beinahe. „Wir haben alle unsere Probleme.“

„Du auch?“

„Klar, warum sonst hätte ich mich auf diese gottverdammte Queste eingelassen?“

„Ehre, Ruhm, Abenteuerlust?“

Rupert sah ihn nur an.

„Entschuldige“, murmelte der Drache.

„Ich bin ein zweiter Sohn“, sagte Rupert. „Ich kann den Thron nicht erben, solange mein Bruder lebt.“

„Du wolltest nicht deinen eigenen Bruder töten.“ Der Drache nickte mitfühlend.

Rupert schnaubte. „Ich kann den Typen nicht ausstehen. Aber wenn ich ihm sein Recht streitig mache, bricht ein Bürgerkrieg aus, der das ganze Land spaltet. Deshalb befahl mein Vater, dass ich mich auf diese Quest begeben soll. Er hoffte, du würdest mich töten und so das lästige Problem lösen.“

„Dein Vater wollte dich in den Tod schicken?“

„Ja“, flüsterte Rupert. „Mein Vater. Offiziell sollte ich eine Heldentat vollbringen, um mich des Thrones würdig zu erweisen, doch jeder wusste, worum es in Wirklichkeit ging. Selbst ich.“

„Aber warum hast du es dann durchgezogen? Es bestand keine Notwendigkeit, mich zum Duell zu fordern.“

„Ich bin ein Prinz des Waldkönigreichs“, sagte Rupert. „Ich hatte mein Wort gegeben. Außerdem ...“

„Ja?“

Rupert zuckte die Achseln. „Das andere große Problem meiner Familie ist Geld. Wir sind pleite.“

„Pleite? Aber ihr herrscht über das Land! Wie könnt ihr pleite sein?“

„Wir hatten zwei Missernten in Folge, die Barone weigern sich, ihre Abgaben zu entrichten, und wenn wir den Wert unserer Münzen noch mehr

vermindern, können wir sie bald als Kronkorken verwenden.“

„Oh“, sagte der Drache.

„Genau. Oh.“

„Das heißt, es wird dir nicht viel helfen, wenn du mich lebend zurückbringst.“

„Nicht wirklich“, gab Rupert zu. „Mal abgesehen von dem Schatz, den angeblich jeder Drache hütet, könnte man für deine Haut einen guten Preis erzielen. Auch für deine Zähne, und was Drachen...“

„Ich weiß, was sie wert sind“, unterbrach der Drache leicht gekränkt. „Aber ich würde mich nur ungern von ihnen trennen.“

Rupert errötete und wandte den Blick ab. „Ich wollte dir auch nur meine Probleme schildern.“

„Ich werde darüber nachdenken“, sagte der Drache.

„Hört auf zu labern und lasst mich schlafen!“, beschwerte sich das Einhorn mit einem müden Seufzer.

Julia kam aus der Dunkelheit zurück und ließ sich am Feuer nieder. Die anderen hüteten sich, einen Kommentar zu ihren leicht geröteten Augen abzugeben.

„Worüber habt ihr geredet?“, wollte sie wissen.

„Allem Anschein nach befindet sich Ruperts Familie

momentan in einer finanziellen Krise“, sagte der Drache.

„Pleite“, sagte das Einhorn.

„Vielleicht sollte ich mich auf eine weitere Queste begeben, wenn das hier vorbei ist“, sagte Rupert düster, „und nach dem Goldtopf am Ende des Regenbogens suchen.“

„Dann kannst du zu Fuß gehen“, sagte das Einhorn.

„Das Ende des Regenbogens“, sagte der Drache versonnen. „Das ist nicht nur eine Legende.“

„Willst du damit sagen, es gibt diesen Ort tatsächlich?“, fragte Julia.

Der Drache zögerte. „Manchmal.“

„Wie finde ich ihn?“, erkundigte sich Rupert.

„Gar nicht, er findet dich.“ Der Drache tat sich schwer, die richtigen Worte zu finden. „Das Ende des Regenbogens ist weniger ein Ort als ein Zustand. Wenn du ihn erreichst, kann dein Herzenswunsch in Erfüllung gehen, aber du erkennst ihn vielleicht nicht als solchen. Es gibt einen Zauber ...“

Sie erstarrten, als im Dunkeln ein Zweig knackte, und alle waren im Nu auf den Beinen. Rupert zog sein Schwert, und Julia holte einen gefährlich aussehenden Dolch aus dem Stiefel. Das Einhorn

drängte sich dicht an den Drachen und scharfte mit den Hufen. Dann flackerten und erloschen die Fackeln am Rand der Lichtung eine nach der anderen, und die Finsternis rollte auf sie zu wie eine große Woge.

„Sie haben uns wiedergefunden“, sagte Rupert.

Eine Gestalt trat auf die Lichtung. Groß, spindeldürr und leichenblass kauerte sie jenseits des Feuerscheins. Die klauenbewehrten Hände zuckten unruhig. Schwach glimmende Augen starrten sie, ohne zu zwinkern, aus einem breiten Krötenschädel an. Während die Gruppe das Wesen entsetzt und fasziniert zugleich beobachtete, kamen weitere Dämonen aus dem Dunkel geschlichen, auf zwei Beinen, auf vier Pfoten oder auf dem Bauch auf der Erde kriechend. Das Licht der Flammen huschte rot über Krallen und Fänge. Keine der Kreaturen sah wie eine der anderen aus, aber allen haftete eine tiefe Ruchlosigkeit an, eine Finsternis der Seele. Rupert trat mit erhobenem Schwert vor, und der Krötendämon kam mit schnellen, wunderlichen Sprüngen auf ihn zu. Rupert ging mit einem Ausfallschritt in Duellposition und wich erst im letzten Augenblick zur Seite, so dass der Dämon an ihm vorbeischoss. Das Schwert beschrieb einen weiten Bogen und drang tief in den Rücken seines

Widersachers. Dunkles Blut spritzte. Der Dämon fiel und wand sich lautlos am Boden, bis ihm das Einhorn mit einem gut gezielten Hufschlag den Rest gab. Die Umrisse der Beobachter wichen ins Dunkel zurück.

„Wie stehen unsere Chancen?“, flüsterte Julia.

„Schlecht“, gab Rupert zu, während er das Schwert hin- und herschwang. „Es sind zu viele.“

„Aber wir haben einen Drachen“, widersprach Julia, „und jeder weiß, dass nur ein Held, der reinen Herzens ist, einen Drachen töten kann.“

„Legenden“, sagte der Drache müde. „Ich bin alt. Älter, als du dir vorstellen kannst. Meine Augen lassen nach, im Winter tun mir die Knochen weh, und ich habe seit Jahren kein Feuer mehr gespien. Ich weiß nicht, ob ich das noch kann. Nein, Julia, Drachen sind ebenso wenig vor dem Tod gefeit wie alle anderen Lebewesen.“

„Heißt das, wir haben keine Chance?“, fragte Julia leise.

„Es gibt immer eine Chance“, sagte Rupert und hob sein Schwert.

„So nicht“, sagte der Drache. „Du wirst auf dem Regenbogen wandeln müssen.“

„Wovon redest du?“, blaffte Rupert, die Augen immer noch fest auf die lauernden Schatten zwischen den halb verfaulten Bäumen gerichtet.

„Das Ende des Regenbogens. Ich kenne einen Zauberspruch, der dich geradewegs hinbringt. Wenn du stark genug bist. Jedem Menschen, der auf dem Regenbogen wandeln kann, geht sein Herzenswunsch in Erfüllung, was immer das sein mag.“

„Probier den Zauber“, sagte Julia. „Ich will diesen Scheusalen auf keinen Fall lebend in die Hände fallen. Ich habe schlimme Geschichten gehört.“

Rupert nickte grimmig. Auch er hatte schlimme Geschichten gehört.

„Pass auf!“, gellte Julia. Rupert stieß seinen Schlachtruf aus und schwang sein Schwert beidhändig, als die Dämonen aus den Schatten des Düsterwaldes hervorbrachen. Die Klinge fuhr mit kurzen, wilden Bogenhieben in die Angreiferschar und mähte sie nieder wie überreifen Weizen. Blut spritzte, aber die Getroffenen gaben keinen Laut von sich. Nur stampfende Schritte und die dumpfen Hiebe des Schwertes durchbrachen die Stille des Düsterwaldes. Der Drache richtete sich zu seiner vollen Größe auf, krachte in die Dämonen, zerriss und zerfetzte sie. Um ihn auf der blutbesudelten Erde häuften sich die Toten und die Sterbenden, aber immer noch drängten Dämonen heran. Julia ramnte einem Gegner den Dolch bis zum Heft ins

vorquellende Auge und stieß den zuckenden Kadaver mit dem Fuß zur Seite. Das Einhorn galoppierte an ihre Seite, um sie zu schützen; Hufe und Horn triefen von Blut, Rupert wirbelte hierhin und dahin und gebrauchte sein Schwert mit tödlicher Sicherheit, aber für jeden Dämon, der fiel, tauchte ein neuer auf.

Seine Arme und sein Rücken schmerzten, und jedes Mal, wenn er die Klinge niedersausen ließ, erschien sie ihm ein wenig schwerer, aber er kämpfte wild entschlossen weiter. Der monatealte Zorn brach sich Bahn, und er fletschte die Zähne wie ein Wolf, als er einen Feind nach dem anderen niedermetzelte.

Dann war der Kampf vorbei. Die Dämonen verschmolzen wieder mit dem Dunkel, ohne ihre Toten mitzunehmen. Rupert senkte das Schwert und schaute sich um, sein Atem ging stoßweise. Die Lichtung war leichenübersät, und als sein Zorn abebbte, fror Rupert, und ihm war ein wenig schlecht. Man hatte ihn den Umgang mit dem Schwert gelehrt, wie es sich für einen Königssohn geziemte, aber die neu entdeckte Lust am Töten beunruhigte ihn. Freude an einem Blutbad war Dämonenart. Das Blut, das von seiner Klinge troff, ekelte ihn plötzlich an, und er schob sein Schwert in

die Scheide, ohne sich die Mühe zu machen, es abzuwischen. Er schluckte trocken und hielt nach seinen Gefährten Ausschau. Der Drache schien so gut wie unversehrt zu sein; das frische Blut an seinen Zähnen und Klauen stammte von den Feinden. Das Einhorn hatte auch nur ein paar Kratzer abbekommen, obwohl sein weißes Fell blutverschmiert war. Julia wirkte kühl bis ins Herz, während sie ihren Dolch säuberte, aber ihre Hände zitterten. Rupert schüttelte langsam den Kopf. Ohne den Zorn, der ihn angetrieben hatte, fühlte er sich schwach und zittrig, aber schon hörte er wieder das Rascheln und Knacken jenseits der Lichtung. Er wandte sich dem Drachen zu.

„Wende den verdammten Zauber an“, sagte er knirschend. „Noch so ein Sturmangriff, und sie werden uns überrollen.“

Der Drache nickte. „Es liegt ganz an dir, Rupert. Zuerst wirst du ein Licht in der Ferne sehen, eine Art Leuchtfeuer, und dann wird dir die wilde Magie einen Weg weisen. Folge ihm. Das ist der Gang auf dem Regenbogen. Was du finden wirst, hängt von dir ab.“

Rupert startete in die Dunkelheit hinaus, und eine Stimme in seinem Inneren sagte: „Ich kann nicht.“ Es war ihm schwer genug gefallen, mit Fackeln und

Gefährten in den Dürsterwald zurückzukehren, aber sie aufzugeben und ganz allein in die Schwärze einzudringen ...

„Habe ich nicht schon genug getan? Ich kann nicht zurück ins Dunkel gehen. Ich habe Angst“, dachte er.

„Rupert?“

„Ich habe Angst“, dachte er erneut. Laut sagte Rupert: „Wirke den Zauber.“

„Mach dich bereit“, sagte der Drache. „Ich brauche einen Augenblick, um mich zu sammeln.“

Rupert nickte und schlenderte hinüber zum Einhorn.

„Beschützt du Julia, falls mir etwas zustoßen sollte?“

„Mit meinem Leben“, versprach das Einhorn. „Ich kann nämlich sehr heroisch sein, wenn ich keine andere Wahl habe.“

„Das war mir klar“, lächelte Rupert.

Das Einhorn scharfte unsicher mit den Hufen. „Alles in allem war ich schon auf schlimmeren Questen, Hoheit.“

„Ich hasse den Gedanken, wie die gewesen sein müssen.“

„Ach, sei schon endlich still“, sagte das Einhorn voller Zuneigung. „Pass auf dich auf, wenn du auf

dem Regenbogen wandelst. Ich habe mich an unsere Kabbeleien gewöhnt.“

Rupert schlang dem Einhorn die Arme um den Hals, und als er sich von seinem Reittier abwandte, stand unvermittelt Julia vor ihm. Sie gab ihm ein Taschentuch.

„Ein Gunstbeweis“, sagte sie. „Der Held trägt immer einen bei sich.“

„So etwas wollte ich schon immer haben“, brummte Rupert. Er schob das Seidentüchlein in sein zerfleddertes Lederwams. „Ich werde dieses Unterpfand unversehrt zurückbringen.“

„Bring Hilfe mit, das ist die Hauptsache.“ Plötzlich beugte sie sich vor und küsste ihn. „Ach, und komm selbst unversehrt zurück, sonst bin ich dir auf ewig böse.“

Sie rannte in die Schatten. Rupert fuhr sich mit der Hand scheu über die Lippen. Zumindest in diesem Punkt hatten die Minnesänger nicht gelogen. Der Drache kam zu ihm.

„Bist du bereit?“

Rupert starrte ins Dunkel. „Ich habe Angst“, dachte er. „Aber versprochen ist versprochen.“

Laut sagte er: „Besser wird's nicht – und du?“

Der Drache nickte. „Der Zauber läuft.“

Rupert zog sein Schwert, wog es in der Hand und

reichte es dem Drachen. „Gib das Julia. Mich behindert es nur beim Laufen.“

„Natürlich“, sagte der Drache.

„Ein Licht!“, gellte das Einhorn. Rupert wirbelte herum. Tief im Dusterwald funkelte ein karmesinroter Schein.

„Das ist es!“, schrie der Drache, aber Rupert war bereits unterwegs. Er durchbrach die Reihe der Dämonen am Rande der Lichtung und war verschwunden, ehe sie ihn aufhalten konnten. Im Dunkel vor ihm zeichnete sich ein Pfad ab, der unter seinen Füßen zu erglühen und zu funkeln schien. Ein Dämon sprang aus der Dunkelheit hervor, um ihm den Weg abzuschneiden, und schrie auf, als der Weg plötzlich hell loderte und ihn verschlang. Rupert warf einen flüchtigen Blick auf den reglosen Körper und rannte weiter. Hinter sich hörte er die ersten Kampfgeräusche, als die Dämonenschar über seine Gefährten herfiel. Er zwang sich, noch schneller zu rennen. Die Bäume des Dusterwaldes flogen an ihm vorbei. Der Weg zog eine leuchtende Spur durch die Finsternis. Der Atem brannte ihm in den Lungen, stach in der Brust, und kalter Schweiß lief ihm den Rücken hinab, aber er achtete weder auf den Schmerz noch auf die Angst. Der verzweifelte Wunsch, seine Freunde zu retten, trieb ihn weiter.

Er wusste nicht, wie lange er gelaufen war, aber der Pfad zeichnete sich noch immer vor ihm ab, und das Licht schien keine Spur näher zu kommen. „Es geht nicht darum, wie schnell du rennst“, flüsterte eine Stimme in seinem Inneren, „sondern wie sehr du dich überwindest.“ Erschöpfung lähmte seine schmerzenden Beine, und er sah mit Entsetzen, dass der Weg langsam verblasste. Er holte das Letzte aus sich heraus, schrie vor Schmerz, stolperte und fiel der Länge nach hin, als der Pfad kurz aufflackerte und erlosch.

„Tut mir leid, Julia“, dachte er verzweifelt, während ihn das Dunkel einhüllte. „Ich wäre so gern dein Held gewesen.“

Licht warf sich tosend gegen die Dunkelheit. Rupert kam wankend auf die Beine, während glänzende Farben um ihn niederregneten. In seinen Ohren rauschte der Donner kolossaler Wasserfälle. Die Zeit schien stillzustehen.

Leuchtende Farben brannten in Ruperts Augen, als er den Kopf in den Nacken warf und die Arme nach dem Glanz des Regenbogens ausstreckte.

Dann erlosch der Regenbogen, und die Nacht war schwärzer als zuvor.

Einen Augenblick lang blieb Rupert einfach stehen, verückt von der Herrlichkeit des Regenbogens,

dann senkte er langsam den Kopf und sah sich um. Wo das Ende des Regenbogens die Erde berührt hatte, standen die knorrigen, verkrüppelten Bäume hoch aufgerichtet da; dicht belaubte Zweige umrahmten eine Öffnung in der Kuppel des Waldes, durch die helles Mondlicht strömte und den Prinzen mit einem silbernen Lichtkreis umgab, und im Moos zu seinen Füßen lag ein Schwert. Rupert bückte sich und hob es auf. Es war ein ganz gewöhnliches Schwert, scharf und ausgewogen.

Rupert lächelte bitter, während das Dunkel näher rückte. Der Schatz am Ende des Regenbogens – nur eine weitere Legende. Von weit weg drang Kampfeslärm an sein Ohr, und als Rupert sich umdrehte, sah er den schimmernden Pfad, der nur darauf zu warten schien, ihn zu seinen von allen Seiten bestürmten Freunden zu führen. Er hob das Schwert und rannte zurück durch den Dusterwald.

Er stürmte auf die Lichtung, und einen Augenblick lang sah er nichts außer einer wogenden, ineinander verkrallten Masse von Dämonen. Der Drache stürmte hin und her, während der Feuerschein rötlich über seine Schuppen zuckte. Blut strömte von seinen furchterregenden Fängen. Julia stand geduckt hinter dem Drachen, das Schwert in der Hand, das Cape blutgetränkt, verzweifelt bemüht, das Feuer als

Barriere gegen die Dämonen zu nutzen. Das Einhorn war nicht zu sehen. Während Rupert am Rand der Lichtung stehen blieb, durchbrach ein Angreifer die Deckung des Drachen, stieß die Prinzessin zu Boden und warf sich auf sie. Rupert schrie und rannte los. Ein Dämon sprang auf ihn zu. Er hieb ihn in zwei Teile und rannte weiter, ohne innezuhalten. Eine Gruppe von Gegnern versperrte ihm den Weg. Das Schwert in seiner Hand schien gewichtslos zu sein, und Dämonenblut regnete zu Boden wie ekler Tau.

Er erreichte Julia im gleichen Augenblick, als sie den Dämon aufschlitzte, der sie zu Boden gedrückt hatte. Sie blickte auf und wischte sich mit der blutverschmierten Hand über die Stirn.

„Du hast dir ganz schön Zeit gelassen, was?“

Rupert lächelte. Sie zückten die Schwerter und stellten sich Rücken an Rücken, um dem nächsten Ansturm der Dämonen zu begegnen. Julia setzte ihre Waffe mit überraschender Geschicklichkeit und entschlossener Miene ein. Rupert wirbelte umher und holte einen Gegner nach dem anderen von den Beinen, aber er wusste, es war hoffnungslos. Die pfeilschnellen, umherhüpfenden Kreaturen schwärmten in schier endloser Zahl aus dem Dunkel, und er war am Ende seiner Kräfte. Irgendwann würden sie ihn überwältigen. Die einzige Hoffnung

der Gruppe war der Wandel auf dem Regenbogen gewesen, und der hatte nichts gebracht. Rupert stöhnte, als ihm ein Dämon mit den Klauen den Brustkorb aufriss. Er tötete den Feind mit einem Schwertstreich, aber er spürte, wie ihm das Blut über die Rippen lief. Ihm wurde schwindlig, doch der Schmerz hielt ihn aufrecht. Weitere Dämonen drangen auf ihn ein, und Rupert erkannte, dass er nicht mehr schnell genug war, um sie alle abzuwehren. Lautlos verfluchte er das Einhorn wegen seiner gottverdammten Feigheit und umklammerte das Schwert noch fester. Er hoffte auf einen schnellen Tod.

Da bäumte sich der Drache wie in alten Zeiten auf, und ein Feuerstrahl zerriss die Nacht. Dämonen rollten sich zusammen und vergingen wie welkes Laub, als der Flammenodem des Drachen über sie hinweg strich. Andere fielen zu Boden und wälzten sich in lautloser Qual, ehe sie ihr Leben aushauchten. Der furchterregende Schädel des Drachen schwenkte hin und her, und das Feuer schlug breite Breschen in die Reihen der Angreifer, und dann flackerte die Flamme und erlosch.

Im letzten Licht sah Rupert, wie die Überlebenden sich zu ihren Artgenossen zurückzogen, die in der Finsternis jenseits der Lichtung lauerten. Weitere

Dämonen. Es wurden immer mehr. Rupert senkte das Schwert und stützte sich darauf. Er wagte nicht, sich zu setzen, weil er Angst hatte, nicht wieder aufstehen zu können. Er hat die Kraft von zehn Recken, denn rein war sein Herz und lauter sein Sinn. Minnesänger. Rupert seufzte. Julia setzte sich plötzlich neben ihm auf den Boden, weil ihre Knie nachgaben. Ihre Augen waren glasisch vor Erschöpfung, aber irgendwie fand sie die Kraft, das Schwert umklammert zu halten. Neue Wut stieg in Rupert hoch, als er bemerkte, dass die roten Flecken auf Julias Kleid nicht nur Dämonenblut waren. Entsetzt starrte er sie an, als er das Ausmaß ihrer Verletzungen erfasste, und fluchte leise. Wenn er sie nicht aus der Drachenhöhle geholt hätte; wenn er sie nicht in den Düsterwald mitgenommen hätte; wenn er nicht zugelassen hätte, dass sie einer Legende nachjagte ... wenn. „Du bist ein tapferes Mädchen, Julia“, dachte Rupert müde. „Du hast etwas Besseres verdient als mich.“ Er starrte in die Finsternis, weil er Julias Anblick nicht ertragen konnte. Er hörte, wie die Dämonen sich sammelten. Es schienen endlos viele zu sein. Rupert wandte sich dem Drachen zu, der ermattet am Feuer kauerte. Ein Flügel hing schlaff und halb abgerissen herab, und goldenes Blut rann unausgesetzt über die zitternde

Flanke. Langsam hob der Drache den großen Schädel und musterte den blutbespritzten Prinzen.

„Hast du das Ende des Regenbogens erreicht?“

„Ja“, sagte Rupert. „Es war sehr schön.“

„Was hast du am Ziel gefunden?“

„Ein Schwert. Nur ein gewöhnliches Schwert.“

Rupert konnte seine Enttäuschung nicht verbergen, als er die Waffe auf den Boden warf. Der Drache sah das Schwert an und senkte den Blick.

„Die wilde Magie ist oft ... launenhaft.“ Er starrte ins Dunkel hinaus. „Die Dämonen sind fast bereit. Ein letzter Angriff, und das war's.“

„Wir dürfen nicht einfach aufgeben“, protestierte Rupert. „Wir haben sie zweimal in die Flucht geschlagen ...“

„Ich bin verletzt, Rupert“, sagte der Drache ruhig, „und zu alt für unsinnige Kämpfe.“

Rupert schüttelte den Kopf, suchte nach einem Ventil für seinen Ärger, um die wachsende Verzweiflung zurückzudrängen. „Was ist eigentlich mit dem Einhorn?“

„Es liegt da drüben.“

Rupert folgte dem Blick des Drachen. Keine zehn Meter vom Feuer entfernt lag das Einhorn reglos am Boden, alle viere von sich gestreckt, halb begraben unter einem Berg von Dämonenleichen.

„Einhorn!“ Rupert taumelte hinüber und kniete neben seinem Reittier nieder.

Das Einhorn versuchte, den blutüberströmten Kopf zu heben, und sank hilflos zurück.

„Musst du so schreien? Mein Kopf tut weh.“

Blutige Furchen zogen sich über die Flanken des Einhorns, und sein Brustkorb war eingedrückt. Sein Horn war dicht über dem Stirnansatz abgebrochen, so dass nur noch ein scharfkantiger Stumpf zu sehen war.

„Es tut mir leid“, sagte Rupert. „Es tut mir leid.“

„Nicht deine Schuld“, sagte das Einhorn. Seine Stimme brach, und es hustete blutigen Schaum.

Rupert begann zu weinen.

„Hör auf“, sagte das Einhorn unwirsch. „Du hättest sehen sollen, wie ich meine Gegner zugerichtet habe. Hast du das Ende des Regenbogens gefunden?“

Rupert nickte.

„Na schau mal einer an. Das war mal eine Queste, was, Junge? Man wird bis in alle Ewigkeit Lieder über uns singen.“

„Ja, und wieder alles völlig falsch darstellen“, sagte Rupert.

„Würde mich nicht überraschen“, sagte das Einhorn. „Ich glaube, ich werde mich jetzt ein wenig

ausruhen, Junge, ich bin müde.“

„Einhorn?“

„Ich bin so müde.“

„Einhorn.“

Nach einer Weile kam Julia und kniete sich neben ihn.

„Es hat für mich sein Horn geopfert“, sagte Rupert bitter. „Was habe ich je für es getan, außer es in Gefahr zu bringen?“

„Es war dein Freund“, sagte Julia sanft.

Sie hätte ihm nicht schlimmer wehtun können.

„Rupert!“, schrie der Drache. „Dämonen!“

„Ich habe dir dein Schwert gebracht“, sagte Julia, während sie sich mühsam erhob, und reichte Rupert die Klinge, die er am Ende des Regenbogens gefunden hatte. Rupert startete die Waffe an und spürte heißen Zorn. Von allen Seiten stürmten Dämonen auf die Lichtung und brachten Dunkelheit. Im Feuerschein blitzten Fänge und Klauen. Der Drache richtete sich auf, eine Schwinge hing schlaff herab, aber er war unbesiegt. Julia stand vor Rupert, blutverschmiert, doch auch sie ungebeugt, und wartete darauf, dass er sein Schwert nahm und an ihrer Seite kämpfte, und das Einhorn lag sterbend zu seinen Füßen.

„Es war dein Freund.“

Rupert streckte die Hand aus und griff nach dem Schwert. Zorn und Trauer wallten in ihm auf, als ihm klar wurde, dass er keine andere Wahl hatte, als tapfer zu sterben und möglichst viele Gegner mit in den Tod zu reißen. Er schwang die Waffe, und plötzlich schienen sein ganzer Zorn, sein ganzer Schmerz, seine ganze Entschlossenheit in die Klinge und aus dieser hinaus in die lange Nacht zu strömen, immer weiter, wie ein mächtiger Schrei, der das Dunkel zum Duell forderte. Licht schoss aus dem Schwert, und die Dämonen duckten sich und wichen zurück, flohen Hals über Kopf, als ein Regenbogen mit dem Tosen gewaltiger Wasserfälle auf den Dusterwald herabdonnerte.

Die Zeit schien sich zu verlangsamen und schließlich stillzustehen. Leuchtende Farben versengten die Nacht, mähten die Dämonen nieder, die in Scharen auf den blutgetränkten Boden stürzten und reglos liegenblieben, und immer noch ergoss sich das schimmernde Licht auf die grotesken Gestalten, bis sie vergingen, ins aufgerissene Erdreich sickerten und darin verschwanden. Dann verschwand der Regenbogen, und die Nacht ergriff wieder Besitz vom Dusterwald.

In der jähen Stille wirkte das Knistern des Lagerfeuers unnatürlich laut. Mondlicht fiel durch

eine breite Öffnung des verfilzten Astwerks, und wo der Regenbogen die Bäume berührt hatte, standen sie aufrecht und in voller Laubpracht. Rupert senkte langsam das Schwert und fixierte es lange, aber es war wieder nur ein Schwert. „Hm“, dachte er schließlich, „offenbar enthalten manche Legenden doch einen wahren Kern ...“

„Kann mir jemand erklären, warum ich nicht tot bin?“, fragte das Einhorn.

„Einhorn!“ Rupert fuhr herum und sah, wie sein Reittier zitternd auf die Beine kam. Seine Wunden waren verheilt und hatten nur schwache Narben hinterlassen, und aus Maul und Nüstern floss kein Blut mehr. Rupert starte das Einhorn mit offenem Mund an und untersuchte dann seine eigenen Wunden. Er hatte eine ganze Sammlung von Narben, aber nicht die Spur von Schmerzen. Er fühlte sich hervorragend.

„Mir fehlt auch nichts“, sagte eine verdutzte Stimme hinter ihm, und ehe Rupert sich umdrehen konnte, hatte Julia ihn gepackt und mit Bärenkräften an sich gedrückt. Sie legte ihm einen Arm um die Schultern, während er sich von dem Überfall erholte, und zerte ihn im Laufschrift zum Drachen hinüber, der gerade vorsichtig seinen sauber verheilten Flügel entfaltete.

„Kann mir bitte jemand sagen, was hier vorgeht?“, verlangte das Einhorn.

„Ich habe einen Regenbogen herabgerufen und dir das Leben gerettet“, sagte Rupert und grinste von einem Ohr zum anderen.

„Ah“, sagte das Einhorn, „ich wusste doch, dass du zu irgendetwas nütze bist.“

Rupert lachte und schob das Regenbogenschwert vorsichtig in die Scheide. Freude sprudelte in ihm wie Wasser in einer seit langem verschütteten Quelle. Doch dann verstummte sein Lachen, als er das Einhorn genauer anschaute.

„Was ist?“, fragte das Einhorn und runzelte die Stirn.

„Irgendwie kommst du mir verändert vor“, meinte Rupert nachdenklich.

„Ich fühle mich blendend.“ Das Einhorn drehte Kopf, um sich von allen Seiten zu betrachten.

„Ach, du liebe Güte!“, brummte Rupert, als ihm die Wahrheit dämmerte.

„Was ist?“

„Äh“, sagte Rupert und überlegte verzweifelt, wie er den Sachverhalt möglichst taktvoll zur Sprache bringen könnte.

„He“, sagte Julia, als sie und der Drache sich zu ihnen gesellten. „Was ist denn mit dem Horn des

Einhorn passiert?“

„Meinem was?“ Das Einhorn schielte, um sein Horn zu sehen, aber außer einem kleinen Knochenwulst mitten auf der Stirn war nichts zu sehen.

„Die Dämonen brachen es ab, als sie über dich herfielen“, erläuterte Rupert. „Augenscheinlich kann der Regenbogen zwar Wunden heilen, aber verlorene Körperteile wachsen nicht mehr nach.“

„Mein Horn!“, schrie das Einhorn. „Jetzt wird mich jeder für ein Pferd halten.“

„In hundert kalten Wintern nicht“, versicherte ihm Rupert.

„Ich schlage vor“, warf der Drache ein, „dass wir erst mal so schnell wie möglich von hier verschwinden. Wir sind noch ein ganzes Stück von der Grenze entfernt, und ich bin sicher, im Dusterwald treiben noch weitere Dämonen ihr Unwesen.“

„Stimmt“, sagte Julia. „Der Albtraum ist vorbei, aber die Nacht ist ewig.“

„Nicht ewig“, widersprach Rupert leise und legte die Hand auf den Griff des Regenbogenschwerts. „Jede Nacht endet irgendwann.“

Heimkehr

Etwa zwei Monate später schleppten sich Rupert, Julia, der Drache und das Einhorn müde die lange, gewundene Straße zu Ruperts Burg hinauf. Rupert ritt sein Einhorn, während es sich Julia auf den Schultern des Drachen bequem gemacht hatte. Beide trugen ein Lederwams, eine lange Hose und darüber einen dicken Pelzumhang. Die Temperatur war in den zurückliegenden Wochen stetig gesunken. Dazu kam ein eisiger Wind, der ständig durch den Wald wehte.

„Heimgekehrt ist der Held“, sagte Julia. „Eigentlich müssten sie dich mit Fanfaren oder so begrüßen.“

„Der erste Minnesänger, der mir über den Weg läuft, kann sich auf einiges gefasst machen“, sagte Rupert. „Von Minnesängern habe ich die Schnauze voll.“

Der Drache hustete taktvoll. „Ich komme nicht gern auf dieses Thema zu sprechen, aber deine Leute haben dich vermutlich auf eine Queste

geschickt, damit du einen Drachenhort heimbringst, Gold und Geschmeide. Oder zumindest die wertvolleren Körperteile eines toten Drachen. Stattdessen hast du einen lebenden Drachen und eine Prinzessin ohne Mitgift mitgebracht. Eine erbärmliche Ausbeute, wenn du mich fragst. Du kannst trotz deiner zugegeben großen Taten keine einzige Goldmünze vorweisen.“

Rupert lächelte. „Da ist noch das Regenbogenschwert.“

Julia sah ihn entsetzt an. „Du hast doch gewiss nicht vor, es zu verkaufen?“

Der Prinz zuckte die Achseln. „Das Waldland braucht das Geld dringender als ich ein Zauberschwert. Adel verpflichtet, erinnerst du dich?“

„Ich erinnere mich“, erwiderte Julia trocken. „Es wird mir schwerfallen, mich wieder an all diesen Unsinn zu gewöhnen. An die unbequemen Gewänder, die steife Etikette und die Hofdamen, die mich daran hindern, all das zu tun, was Spaß macht.“

„Ich werde auch noch da sein“, versprach Rupert.

Julia lächelte. „Das wird mir helfen“, sagte sie und drückte kurz seine Hand.



Hohe, majestätische Eichen säumten die Straße, auf

der sie unterwegs waren; die schweren Äste waren bis auf vereinzelte, herbstlich verfärbte Blätter kahl. Es war erst Spätnachmittag, aber die Sonne sank schon hinter den Horizont. Rupert zog die Stirn kraus, als die kalte Brise durch die Bäume raschelte; der Winter schien in diesem Jahr früher als sonst zu kommen. Als hätte der Wald nicht genug andere Probleme ... er schüttelte langsam den Kopf und atmete tief durch, genoss den vertrauten, intensiven Geruch nach Holz, Laub und Erde, der ihm verriet, dass er fast daheim war. Daheim. Das Wort weckte viele Erinnerungen, wenn auch nicht unbedingt angenehme. Rupert verhielt das Einhorn und wandte sich dem Drachen zu.

„Äh, Drache ... ich halte es für besser, wenn du ... nun ...“

„Wenn ich mich erst mal eine Weile rarmache?“ Der Drache grinste und entblößte einige Reihen nadelspitzer Zähne. „Ich verstehe. Wir wollen nicht gleich alle zu Tode erschrecken, was?“

Rupert erwiderte das Grinsen des Drachen. „Genau. Es wird ihnen schwer genug fallen, so zu tun, als freuten sie sich über meine Rückkehr, da wären sie mit dir vollkommen überfordert.“

„Alles klar.“ Der Drache legte sich hin und wartete geduldig, bis Julia abgestiegen war. Dann verließ er

die Straße, schlug sich in die umliegenden Büsche und war verschwunden.

Rupert fiel das Gesicht herunter. „Ich wusste nicht, dass sich Drachen unsichtbar machen können.“

„Können wir auch nicht“, sagte eine körperlose Stimme vom Straßenrand. „Aber wir verstehen etwas von Tarnung, sonst müssten wir verhungern. Ein zehn Meter langer Drache fällt auf, wenn er sich seiner Beute nähert.“

„Gut“, sagte Rupert. „Gut. Ich hole dich später ab, wenn ich Gelegenheit hatte, den Hofstaat auf deinen Besuch vorzubereiten. Ach, und Drache ... wenn du zufällig auf ein paar fette, dumm aussehende Vögel stoßen solltest, dann friss sie lieber nicht. Sie stehen auf Befehl des Königs unter Naturschutz.“

„Zu spät“, sagte der Drache undeutlich.

Rupert schüttelte den Kopf. „Na ja, war wohl ohnehin Zeit, die Dodo-Population ein wenig auszudünnen.“

Er wandte sich Julia zu, die mitten auf der Straße wartete.

„Seid ihr mit eurem Palaver bald fertig?“, fragte sie drohend. „Es wird spät ...“

„Keine Panik“, antwortete Rupert. „Das Schloss ist gleich um die Ecke, wir sind fast da.“ Er zögerte,

dann schwang er sich aus dem Sattel.

„Was wird das jetzt wieder?“, fragte Julia.

„Nun“, sagte Rupert unbeholfen, „es sähe ziemlich schlecht aus, wenn ich auf dem Einhorn reite und du zu Fuß gehst. Reite du besser den Rest des Weges.“

„Nein, danke“, sagte Julia.

„Ich glaube wirklich, es wäre besser ...“

„Nein“, wiederholte Julia.

„Warum nicht?“

„Weil ich nicht auf einem Einhorn reiten kann, darum!“

Rupert blickte zu Boden und zog mit der Stiefelspitze Kreise in den Staub.

„Oh“, sagte er schließlich.

„Was bedeutet das?“

„Es bedeutet, er denkt nach“, sagte das Einhorn.
„Das ist ein schlechtes Zeichen.“

„Ich bin also nicht qualifiziert, ein Einhorn zu reiten“, sagte Julia. „Na und?“

„Leider stellt das in diesen Breiten ein Problem dar“, sagte Rupert. „Einhorn, du lahmst.“

„Nein“, widersprach das Einhorn.

„Doch. Deshalb gehen wir beide zu Fuß.“

„Willst du damit etwa andeuten, ich soll humpeln?“, fragte das Einhorn.

„Auf Anhieb richtig“, sagte Rupert. „Sieh zu, dass

es überzeugend wirkt, sonst Sorge ich dafür, dass du einen Monat lang nur Gras zu fressen bekommst.“

„Rohling“, murmelte das Einhorn, setzte sich aber in Bewegung und probierte dabei verschiedene Arten des gequälten Humpelns aus. Rupert und Julia sahen einander lächelnd an und folgten ihm.

Der Wald zu beiden Seiten der Straße lichtete sich, und bald erreichten sie den Schlossgraben. Rupert runzelte die Stirn, als er die hochgeklappte Zugbrücke sah; solche Vorsichtsmaßnahmen bedeuteten im Allgemeinen, dass sich das Land in einer Notlage befand.

Sein Stirnrunzeln vertiefte sich nach einem Blick auf die verlassenen Zinnen, und er rief sich das Land in Erinnerung, das sie seit dem Verlassen des Dusterwaldes durchquert hatten. Es konnte während seiner Abwesenheit weder einen Krieg noch einen Aufstand gegeben haben, sonst wären sie an ausgebrannten Höfen vorbeigekommen oder hätten auf den Feldern Leichen gesehen, die man den Aaskrähen zum Fraß vorgeworfen hatte. Pest? Rupert fröstelte plötzlich, als er erkannte, dass er unterwegs keiner Menschenseele begegnet war, aber der gesunde Menschenverstand sagte ihm, dass er im Falle einer Seuche zumindest Schwefelfeuer und Kreuze an den Türen gesehen hätte.

„Was ist?“, fragte Julia.

„Ich bin nicht sicher.“ Rupert spähte zum Torhaus des Bergfriedes hinüber. „Ho, ihr da am Tor!“, rief er. „Lasst die Zugbrücke herunter!“

Während er auf eine Antwort wartete, wandte Julia ihre Aufmerksamkeit der Burganlage zu.

„Übermäßig groß ist sie ja nicht“, sagte sie.

Rupert lächelte. Er musste zugeben, dass die Waldburg auf den ersten Blick nicht gerade imposant wirkte. Das von Wind und Regen erodierte Mauerwerk war rissig, die hohen, mit Zinnen geschmückten Türme sahen schief und mitgenommen aus, und dennoch rührten die vertrauten, bröckeligen Wehrgänge und die efeumrankten Wälle sein Herz. Die Burg hatte Angriffen und Seuchen getrotzt, Finsternis und Verfall, hatte getreulich Wache über das Reich und seine Vorfahren gehalten. Vierzehn Generationen der Waldlinie waren innerhalb dieser Mauern großgezogen worden, vierzehn Generationen im Amt. Rupert seufzte. Manchmal lastete die Vergangenheit schwer auf seinen Schultern, und obwohl er die meiste Zeit seines jungen Lebens gebetet hatte, der Enge dieser Burg entfliehen zu können, war sie letztlich doch sein Zuhause, auf das er sich freute.

„Die Burg macht wesentlich mehr her, wenn du sie von innen siehst“, versicherte er Julia.

„Das hoffe ich“, sagte Julia.

„Wir haben vier separate Flügel mit je tausend Räumen, zwölf Bankett- und drei Ballsäle, dazu die Unterkünfte der Wachen und Diener, Ställe, den Hof ...“

Julia startete die bescheidene Anlage an, die höchstens hundert Meter breit und nicht mal dreißig Meter hoch war. „Das alles habt ihr? Da drin?“

„Ah“, sagte Rupert lässig. „Die Burg ist innen größer als außen.“

„Wie ist das passiert?“

„Architektenpfusch“, grinste Rupert.

„Tausend Zimmer in einem Flügel“, brummte die Prinzessin. „Wie heizt ihr die bloß alle?“

„Die meisten gar nicht“, gab Rupert zu. „Ich hoffe, du hast Thermounterwäsche dabei.“

„Wie viele Räume habt ihr?“

„Das wissen wir nicht genau“, sagte Rupert, der allmählich bereute, das Thema angeschnitten zu haben. „Manche Zimmer sind nur an bestimmten Tagen da, und kein Mensch kann den Südflügel wieder aufspüren, seit er uns vor zweiunddreißig Jahren verlorenging. Im Herbst sind es im Schnitt fünftausendzweihundertvierzehn Räume. Glaube ich.“

Aber keine Sorge; wenn du die Hauptkorridore nicht verlässt, bist du vollkommen sicher.“

Ein heiserer Ruf vom Torhaus ersparte ihm Julias Antwort.

„He! Ihr da am Burggraben! Verschwindet, oder die Jungs und ich benutzen euch als Zielscheiben!“

Rupert blickte wütend zu den im Schatten liegenden Schießscharten über dem Falltor. Sobald er drinnen war, würde er sich den Wachoffizier mal vorknöpfen. Zweifellos würde regelrecht Panik im Bergfried ausbrechen, wenn sie erst seine Stimme erkannten.

„Lass die Zugbrücke herunter, Bursche!“, rief er selbstbewusst und nahm eine königliche Pose ein.

„Haut ab“, lautete die Antwort. Das Einhorn kicherte hörbar. Ruperts Hand fuhr zum Schwertknauf.

„Du weißt wohl nicht, wen du vor dir hast?“, fragte er angespannt.

„Nein“, erklärte die Stimme, „und ich will es auch nicht wissen!“

„Ich bin Prinz Rupert!“

„Nein, bist du nicht“, sagte die Stimme.

„Bist du sicher, dass du die richtige Burg erwischst hast?“, erkundigte sich Julia zuckersüß.

„Leider ja“, sagte das Einhorn. „Nun weißt du,

warum wir so gern unterwegs sind.“

„Ich sage euch, ich bin der Prinz!“, heulte Rupert, dem die Diskussion im Hinblick auf Julia äußerst peinlich war.

„Willst du uns verarschen?“, fragte die Stimme. „Jeder weiß, dass Rupert auszog, um einen Drachen zu töten, und seitdem verschollen ist. Der kommt nicht mehr lebend wieder. Nun haut endlich ab, ihr Landstreicher, oder wir spannen unsere Bogen, und die Hunde kriegen ihr Abendessen früher als gewohnt!“

„Landstreicher!“, schrie Rupert. „Ich bringe ihn um. Ich bringe sie alle um!“

„Immer langsam“, besänftigte ihn Julia und umklammerte Ruperts Arm, ehe er das Schwert ziehen konnte. „Weißt du, ich kann ihn verstehen; wir sind nicht gerade wie Hochadel gekleidet.“

Rupert warf einen Blick auf ihre schmutzigen, abgerissenen Reisegewänder. Zorn stieg in ihm auf.

„Wache! Das ist deine letzte Chance.“

„Bist du immer noch da?“

Rupert stand kurz vor der Explosion, als hinter ihm eine besonnene, sehr laute Stimme ertönte: „Nicht aufgeben, Prinz Rupert; ich kümmere mich um ihn.“

Es entstand eine Pause. Dann brach ein zehn Meter langer, missmutiger Drache aus dem Gehölz, in

seinem Sog Blätter und abgebrochene Zweige, die auf Rupert, Julia und das Einhorn niederprasselten. Seine kolossalen Schwingen trugen den Drachen zu der hochgeklappten Zugbrücke und hielten ihn im Gleichgewicht, während die messerscharfen Klauen auf die dicken Holzbohlen einhieben und sie wie Papier zerfetzten. Der Posten im Torhaus erlitt einen kurzen, aber deutlich hörbaren hysterischen Anfall und ergriff dann schreiend die Flucht. Der Drache schlug mit den Flügeln und warf sein ganzes Gewicht gegen die Winde, mit deren Hilfe die Brücke hochgezogen wurde. Licht schillerte auf seinen Smaragdschuppen, als sich gewaltige Muskeln anspannten und schwollen. Plötzlich rasselten die Ketten, und Rupert, Julia und das Einhorn traten zurück, als die Zugbrücke sich über den Burggraben senkte und am anderen Ende aufschlug. Rupert und Julia applaudierten, und der Drache gesellte sich im Gleitflug zu ihnen.

„Gute Idee“, sagte das Einhorn. „Jetzt werden sie uns wahrscheinlich ihr ganzes verdammtes Heer entgeschicken.“

Rupert führte seine Gruppe über die Zugbrücke, die unter dem Gewicht des Drachen ächzte. Etwas rührte sich im Burggraben, und Julia warf einen skeptischen Blick auf die Blasen, die aus der dunklen

Brühe aufstiegen.

„Haltet ihr etwa Krokodile im Burggraben?“

„Nicht mehr“, meinte Rupert geistesabwesend, den Blick fest auf das große Portal am anderen Ende des Bergfrieds gerichtet. „Früher schon, aber dann kam irgend so ein Ding, das Ordnung im Graben schuf und sie alle fraß.“

„Was war es denn?“

„Wir sind nicht sicher“, sagte Rupert. „Aber das spielt eigentlich auch keine Rolle; wenn es Krokodile fressen kann, dann ist es sicher in der Lage, einen Burggraben zu bewachen.“

Die gewaltigen Eichenportalflügel schlangen langsam vor ihnen auf, und Rupert führte seine Gefährten vom Bergfried in den Hof der Burg. Unmittelbar hinter dem inneren Tor blieb er stirnrunzelnd stehen. Selbst zu dieser späten Tageszeit hätten Händler ihre Waren feilbieten müssen, umringt von feilschendem Marktvolk. Zauberkünstler und Zigeunerinnen hätten da sein müssen, Messerschleifer und Kesselflicker, Bettler und Priester. Wachen hätten an den Toren und Bogenschützen auf den Wehrgängen stehen müssen. Stattdessen breitete sich der große Platz still und leer vor ihm aus. Weder Kohlepfannen noch Fackeln erhellten das trübe Grau, und die Schatten

wirkten beängstigend dunkel. Als Rupert langsam auf den Hof trat, hallten seine Schritte unnatürlich laut.

„Wo zum Henker sind die Burgbewohner?“ Die hochragenden Mauern warfen Ruperts Worte hohl zurück, und es gab keine Antwort.

„Ich habe schon lustigere Friedhöfe gesehen“, brummte Julia.

„Wenn ich etwas bemerke, das auch nur entfernte Ähnlichkeit mit einem Pestkreuz hat, kehre ich auf der Stelle um.“ Das Einhorn rollte ängstlich die Augen. „Hier stimmt etwas nicht, das habe ich im Urin.“

„Oh, halt die Klappe“, fauchte Rupert. „Wenn eine Seuche ausgebrochen wäre, wäre das Tor verschlossen geblieben, Drache hin oder her.“

„Ich gehe davon aus, dass es hier sonst nicht so ... friedlich ist“, sagte der Drache.

„Nein, üblicherweise nicht“, sagte Rupert gepresst. Er blieb am Fuß der langen Treppe zur Haupteingangshalle stehen und starrte finster das abweisende Portal an. „Das Reich befindet sich anscheinend in einer Notlage. Sie scheint so bedrohlich zu sein, dass man die Verteidiger der Burg abgezogen und die Residenz von der Außenwelt abgeriegelt hat.“ Er starrte zu den unbemannten Zinnen und Wehrgängen hinauf und erzitterte

plötzlich. „Aber was für eine Bedrohung ...“

„Der Dusterwald“, sagte eine leise Stimme.

Rupert wirbelte herum, das Schwert in der Hand, als plötzlich der Schein von Fackeln den Hof erhellte. Am oberen Ende der Treppe stand eine hochgewachsene, breitschultrige Gestalt in blitzendem Kettenpanzer, die sich gegen das halb geöffnete Hauptportal abhob. Das Licht schimmerte rötlich auf dem Blatt der mächtigen Doppelaxt, die der imposante Krieger in Händen hielt. Julia zog ihr Schwert und trat schützend neben Rupert, als ein Dutzend bewaffneter Wachleute aus der Halle stürmte und hinter dem Mann Aufstellung nahm.

„Freunde von dir?“, fragte Julia beiläufig.

„Nicht unbedingt“, sagte Rupert.

Eine Zeit lang starteten die beiden Gruppen einander wortlos an.

Dann senkte der hochgewachsene Recke lächelnd die Doppelaxt.

„Willkommen auf der Burg.“

„Danke, Erster Ritter. Gut, wieder daheim zu sein.“ Rupert verneigte sich, ohne jedoch das Schwert in die Scheide zu schieben. „Überrascht, mich zu sehen?“

„Nur ein wenig.“ Der Erste Ritter startete nachdenklich über Ruperts Schulter. „Wie ich sehe,

habt Ihr einen Drachen mitgebracht.“

„Ganz recht“, entgegnete der Prinz. „Würdet Ihr jetzt bitte Eure Garde wegschicken, oder soll ich ihm sagen, dass es Abendessen gibt?“

Der Erste Ritter lachte und entließ die Wachen mit einem Wink. Sie zogen sich in die Eingangshalle zurück, während der Erste Ritter majestätisch die Treppe herabschritt, um Rupert und seine Begleiter zu begrüßen. Prinz und Erster Ritter musterten einander eingehend, und Julia runzelte die Stirn, als sie sah, dass keiner der beiden die Waffe wegsteckte. Der Erste Ritter beunruhigte sie. Er musste mindestens vierzig sein, aber er trug die kolossale Streitaxt wie ein Spielzeug.

Sein hartes, unnachgiebiges Gesicht war vernarbt, und das Lächeln, das seine Lippen umspielte, spiegelte sich nicht in den kalten, dunklen Augen. „Mörderische Augen“, dachte Julia und fröstelte. Allein seine Nähe bereitete ihr ... Beklemmung.

„Nun“, begann Rupert ruhig, „wie ist die Lage auf der Burg?“

„Unverändert, Hoheit“, sagte der Erste Ritter. „Ich muss Euch möglicherweise immer noch töten.“

„Zum Wohle des Reiches?“

„Ja, Hoheit. Zum Wohle des Reiches.“

Ihre Blicke trafen sich, und Rupert sah als Erster

weg.

Der Erste Ritter wandte sich Julia zu. „Wen haben wir denn da?“

„Prinzessin Julia“, sagte Rupert.

Der Erste Ritter verbeugte sich. „Wenn Ihr mich einen Augenblick entschuldigt, Hoheit, dann lasse ich ein Gästezimmer für die Dame herrichten.“

Er drehte sich um und schritt ohne Hast die Stufen zur Eingangshalle empor. Rupert rammte das Schwert mit einem leisen Fluch und unnötigem Ungestüm in die Scheide. Nachdem Julia dem Ersten Ritter eine Weile unsicher nachgestarrt hatte, schob auch sie ihre Waffe in die Scheide.

„Was sollte das heißen, dass er dich töten muss?“, fragte sie ruhig.

„Du weißt doch, ich bin der zweite Sohn“, antwortete Rupert grimmig. „Mein Bruder steht an erster Stelle der Thronfolge, aber es gibt mehrere Fraktionen bei Hofe, die mich gern als Galionsfigur in ihren Machtspielen benutzen würden. Die oberste Pflicht des Ersten Ritters besteht darin, das Reich zu erhalten. Er würde mich bedenkenlos töten, wenn er damit einen Bürgerkrieg verhindern könnte. Das ließ man mich praktisch von Geburt an wissen. Eigentlich war geplant, dass ich auf der Queste umkomme und damit allen eine Menge Ärger

erspare. Stattdessen kehre ich in einem äußerst ungünstigen Augenblick zurück, und er befürchtet nun, ich könnte die Lage ausnützen, wie auch immer sie sein mag.“

„Würdest du das?“, fragte Julia. „Die Lage ausnützen?“

„Ich weiß nicht“, antwortete Rupert. „Schätze schon ...“

„Still“, sagte das Einhorn. „Er kommt zurück.“

Eine Handvoll vornehmer Herren und Damen kämpften am Tor um die besten Plätze, als der Erste Ritter die Treppe herunterstieg, begleitet von vier Bewaffneten in rotgoldenen Gardeuniformen. Julias Hand umklammerte wieder den Schwertgriff.

„Keine Angst“, zischte Rupert. „Das ist nur sein Geleit.“

Julia bedachte die Wachen mit einem misstrauischen Blick und schien sich dann ein wenig zu entspannen, aber Rupert bemerkte mit Sorge, dass sie das Schwert nicht losließ.

Ein höfliches Hüsteln lenkte seine Aufmerksamkeit zurück auf den Ersten Ritter, der geduldig wartend vor ihm stand.

„Ja, Erster Ritter?“

Der Erste Ritter musterte Rupert ausgiebig.

„Interessante Narben, die Ihr da an der Wange habt,

Hoheit.“

„Ich habe mich beim Rasieren geschnitten.“

„Was ist mit Eurer Rüstung passiert?“

„Die habe ich im Schlingforst gelassen. Sie war mir im Weg.“

Der Erste Ritter schüttelte bedenklich den Kopf.

„Ich überbrachte dem König die Nachricht von Eurer Heimkehr, Hoheit. Euer Vater wünscht, dass Ihr ihm Eure Aufwartung macht.“

Rupert zuckte zusammen. „Kann das nicht warten?“

„Ich fürchte nicht.“ Die Stimme des Ersten Ritters war höflich, aber sein kalter, starrer Blick ließ keinen Raum für Diskussionen. „Wie Euch vermutlich nicht entgangen ist, Hoheit, befinden wir uns derzeit in einer schwierigen Lage.“

Rupert nickte misstrauisch. „Ihr erwähntet den Dusterwald ...“

„Ja, Hoheit. Er wächst.“

Rupert starrte den Ersten Ritter ungläubig an. Die Grenzen des Dusterwalds hatten sich seit Jahrhunderten um keinen Millimeter verschoben.

„Wie schnell?“

„Eine halbe Meile täglich. Der Schlingforst ist der langen Nacht schon zum Opfer gefallen, und Dämonen durchstreifen den Wald. Der Dusterwald

wird uns in wenigen Monaten erreichen. Es sei denn, wir finden einen Weg, ihn aufzuhalten.“

„Ihn aufzuhalten? Man kann ihn nicht mal verlangsamen!“ Rupert wusste nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Er kämpfte gegen den Impuls an, den Ersten Ritter zu packen und zu schütteln, bis er zur Vernunft kam, und es kostete ihn Mühe, seine Stimme ruhig zu halten. „Wir sind auf dem Rückweg durch den Dusterwald gekommen, Erster Ritter. Dort wimmelt es von Dämonen. Wir hatten Glück, dass wir mit dem Leben davonkamen, und wir hatten einen Drachen.“

„Wir haben fähige Soldaten“, bemerkte der Erste Ritter.

„Ach ja?“, antwortete Rupert. „Wo?“ Er ließ seine Blicke betont über die verlassenen Wehrgänge schweifen, aber damit konnte er den Ersten Ritter nicht aus der Ruhe bringen.

„Dämonen überfallen die abgelegenen Höfe und Dörfer, Hoheit; wir mussten jeden Mann, den wir entbehren konnten, zu ihrem Schutz entsenden. Wir evakuieren die Grenzbezirke, aber da nachts niemand zu reisen wagt, geht das langsam vor sich. Zu langsam. Jede Nacht verlieren wir Leute. Die Dämonen entwickeln ... Finesse.“

„Ja“, sagte Rupert leise. Er erinnerte sich nur zu

gut an die Finesse der Dämonen. „Sie jagen jetzt in Rudeln.“

„Unmöglich!“, stellte der Erste Ritter kategorisch fest.

„Quatsch“, sagte Julia. „Ich habe es mit eigenen Augen gesehen.“

„Dämonen arbeiten nie zusammen“, beharrte der Erste Ritter, ohne Julias Einwurf zu beachten.

„Inzwischen schon“, sagte Rupert. „Warum habt Ihr die Burg so hermetisch abgeriegelt?“

„Wegen der Dämonen“, sagte der Erste Ritter. „Sobald die Nacht hereinbricht, tauchen sie am Waldrand auf und beobachten uns mit feurigen Augen aus den Schatten. Bisher haben sie keinen Angriff auf die Burg gewagt, aber ihre Anzahl nimmt täglich zu. Es ist, als ... warteten sie auf etwas.“

Rupert knabberte nachdenklich an seiner Unterlippe. Wenn der Dusterwald noch Monate entfernt war, was taten dann die Dämonen so weit vor der anrückenden Front, und wo versteckten sie sich tagsüber? Er schüttelte bekümmert den Kopf.

„Da mich meine jüngsten Erfahrungen zum Experten für den Dusterwald machen, bleibt mir wohl keine andere Wahl, als meinen Vater so rasch wie möglich aufzusuchen.“

„Ganz recht, Hoheit. Der Hofstaat erwartet Euch.“

Aber mit Verlaub, Hoheit, erwartet nicht zu viel. Jede Partei scheint ihren eigenen Plan zur Bekämpfung des Dusterwalds zu haben, und keiner davon ist einen Pfifferling wert. Euer Vater hört sich alle Vorschläge an, handelt aber nicht. Versucht, ihm klarzumachen, dass er Entscheidungen treffen muss, Hoheit. Er kann sie nicht länger aufschieben.“

Rupert startete den Ersten Ritter nachdenklich an. Er sollte wieder einmal als Schachfigur in einer Intrige dienen, das spürte er. Die letzte Geschichte, bei der ihn alle Welt plötzlich mit Hoheit betitelt hatte, war darauf hinausgelaufen, dass er auf der Suche nach einem Drachen durch den Dusterwald ritt.

„Wo ist Harald?“, fragte er misstrauisch. „Er war doch immer der Macher in unserer Familie.“

Der Erste Ritter zuckte die Achseln. „Ich habe das Gefühl, Euer Bruder nimmt den Dusterwald nicht wirklich ernst.“

Rupert schnaubte. „Ich werde seine verdammte Meinung ändern. Gut, bringt mich zum König. Nein, wartet einen Augenblick, ich habe ein Hühnchen mit Euch zu rupfen. Der Posten am Torhaus ...“

„Ich habe ihn umgehend abgelöst“, sagte der Erste Ritter. „Nun, Hoheit, ich denke, wir haben hier genug Zeit verschwendet. Der Hof wartet.“

„Soll er“, sagte der Drache. „Auf ein Wort, Erster

Ritter!“

Sein mächtiger Schädel pendelte nach unten, bis er dem Ritter mit seinen großen, goldenen Augen mitten ins Gesicht startete. Das bewaffnete Geleit trat den ungeordneten Rückzug an, doch der Erste Ritter wich nicht von der Stelle.

„Rupert ist mein Freund“, sagte der Drache. „Ihr habt gedroht, ihn zu töten.“ Helle Funken stoben aus den Nüstern des Drachen, und zwei dünne Rauchfahnen stiegen in die stille Abendluft. Der Erste Ritter regte keinen Muskel.

„Ich habe meine Pflichten“, sagte er ungerührt.
„Zum Teufel mit Euren Pflichten!“, fauchte der Drache.

Der Erste Ritter warf einen Blick auf Rupert, der die Szene mit unverhüllter Schadenfreude verfolgte. Sein Leben lang hatte er im Schatten des Ersten Ritters gestanden, immer im Wissen, dem Mann auf Gedeih und Verderb ausgeliefert zu sein. Jetzt waren die Vorzeichen plötzlich vertauscht, und er beschloss, die veränderte Situation zu genießen, solange sie währte. Der Erste Ritter registrierte Ruperts Grinsen und wandte sich zögernd wieder dem Drachen zu.

„Wenn Rupert auch nur das Geringste zustößt“, fuhr der Drache fort, „werde ich diese Burg dem Erdboden gleichmachen. Klar?“

„Absolut klar“, bestätigte der Erste Ritter. „Hat dir schon mal jemand gesagt, dass dein Atem nach Schwefel riecht?“

„Drache!“, rief Rupert erschrocken, als sein Freund bedrohlich die Klauen ausfuhr. „Mir gefällt dein Gedanke, aber wir brauchen ihn noch, so ungern ich das zugebe.“

„Danke“, bemerkte der Erste Ritter trocken.

Der Drache startete den Ersten Ritter noch ein paar Sekunden lang bedrohlich an, ehe er sich wieder aufrichtete. Rauch quoll aus seinen Nasenlöchern, während er drohend die Krallen an einem Mauervorsprung schärfte. Der Erste Ritter wandte sich an Rupert.

„Es wird höchste Zeit, dass Ihr Eurem Haustier Manieren beibringt, Hoheit.“

Rupert zuckte die Achseln. „Wer zehn Meter lang ist und Feuer spuckt, braucht keine Manieren. Noch etwas, Erster Ritter. Bezeichnet meinen Freund nie wieder als Haustier! Das könnte ihm missfallen.“

Der Drache lächelte breit. Nachdem der Erste Ritter eingehend seine spitzen Zahnreihen betrachtet hatte, kehrte er dem Drachen betont lässig den Rücken zu.

„Wenn ich bitten dürfte, Hoheit! Euer Vater.“

„Ich weiß“, sagte Rupert. „Er hasst es, wenn man

ihn warten lässt. Gehen wir, Julia. Julia?“

„Da drüben“, brummte das Einhorn.

Rupert drehte sich um und sah, wie Julia einem Gardeoffizier das Knie in die Weichteile rammte und gleich darauf eine Hofdame zu Boden streckte.

Gelangweilt, weil niemand sie beachtete, war Julia auf eigene Faust losgezogen, um sich das Schloss näher anzusehen. Allerdings war sie nicht weit gekommen, dann hatten ihr ein schon etwas in die Jahre gekommenes Püppchen von einer Hofdame und ein gelangweilt dreinblickender junger Gardesoldat den Weg versperrt.

„Eine Prinzessin?“, fragte Lady Cecelia nach einem geringschätzigen Blick auf Julias abgewetzte Lederkluft. „Woher genau, wenn die Frage gestattet ist?“

„Aus dem Hügelland“, entgegnete Julia knapp, während sie mit wachsender Beklommenheit Lady Cecelias Prunkgewand betrachtete. Das reich bestickte, mit Hunderten von Halbedelsteinen besetzte und an den richtigen Stellen gepolsterte Gewand hüllte die Dame vom Ausschnitt bis zu den Knöcheln ein. Es war so schwer, dass sie sich nur mit Trippelschritten bewegen konnte. In den weiten Rüschenärmeln hätte sich ein mittelgroßer Hund verkriechen können, und ein Korsett, das zumindest

teilweise für die zarte Taille verantwortlich war, presste den Busen der Hofdame aus dem Ausschnitt. Lady Cecelia wirkte reich, aristokratisch und einfach umwerfend und wusste es.

„Na und?“, dachte Julia. „Ich hasse es nun mal, mich in ein Korsett zu zwängen.“

„Hügelland“, sagte Lady Cecelia nachdenklich. „Vielleicht irre ich mich, meine Liebe, aber ich dachte immer, das Hügelland sei ein Herzogtum.“

Strenggenommen bringt ein Herzogtum keine Prinzessinnen hervor. Aber der Landadel hat ohnehin kein so großes Gewicht, oder? Ich meine, in der feinen Gesellschaft spielt er keine Rolle.“ Sie bedachte Julia mit einem bezaubernden Lächeln, das sehr deutlich machte, wer hier zur feinen Gesellschaft gehörte und wer nicht.

„Ich darf ihr keine scheuern“, dachte Julia. „Rupert hat schon genug am Hals.“

Sie beugte sich vor und musterte Lady Cecelias Kleid genau. Fischbeinstangen hielten nicht nur die Wespentaille, sondern auch die Hüfte in Form.

„Wie könnt Ihr in dem Ding atmen?“, fragte Julia.

„Mit Zurückhaltung“, antwortete Lady Cecelia kühl.

„Sind hier alle so angezogen?“

„Alle, die etwas auf sich halten. Ich stelle mit Befriedigung fest, dass der Landadel Haute Couture

zumindest als solche erkennt.“

„Ich werde ihr keine scheuern“, nahm sich Julia vor.

„Ihr seid in Begleitung des jungen Rupert angekommen?“, fragte Lady Cecelia.

„Ja“, sagte Julia. „Kennt Ihr ihn?“

„Wer kennt Rupert nicht!“ Lady Cecelia hatte ein bösesartiges Lächeln aufgesetzt. Der Gardeoffizier an ihrer Seite grientete unverschämt.

Julia runzelte die Stirn. „Habe ich etwas Komisches gesagt?“

Lady Cecelia kicherte wie ein kleines Mädchen.

„Rupert, meine Liebe, ist nur dem Namen nach Prinz. Den Thron wird er nie besteigen. Der fällt eines Tages seinem älteren Bruder zu. Ach, Harald! Ein Prinz, wie er im Buche steht. Charmant, wohlgeformt und ein Tänzer von Gottes Gnaden. Alle Frauen schwärmen von ihm ... ach, was könnte ich Euch alles über ihn erzählen, meine Liebe!“

„Vergesst Harald“, fiel ihr Julia ins Wort. „Erzählt mir mehr von Rupert!“

„Rupert“, sagte Lady Cecelia gereizt, „ist zu nichts zu gebrauchen. Er kann weder tanzen noch singen, geschweige denn dichten, und er hat absolut keine Ahnung, wie man eine Dame behandelt.“

„Genau“, grinste der Offizier. „Deshalb reitet er auch noch sein Einhorn.“

„Er ist kein richtiger Mann“, schnurrte Lady Cecelia, „ganz im Gegensatz zu meinem Gregory.“

Der Gardeoffizier ließ geschmeichelt die Muskeln spielen.

„Rupert“, fuhr Lady Cecelia fort, „ist ein fader, geistloser ...“

„... rückgratloser kleiner Widerling“, sagte der Offizier. Beide lachten höhnisch.

Also blieb Julia keine Wahl, als den Gardisten mit dem Knie und die Dame mit der Faust außer Gefecht zu setzen.



Am anderen Ende des Hofes beobachtete Rupert erstaunt, wie der Offizier nach vorn kippte und die Hofdame der Länge nach zu Boden ging. Einer der Begleiter des Ersten Ritters zog sein Schwert und trat einen Schritt vor. Rupert trat ihm die Beine weg und setzte ihm die Schwertspitze an die Kehle.

„Gute Reflexe“, lobte der Erste Ritter. „Ihr habt Fortschritte gemacht, Hoheit.“

„Danke“, antwortete Rupert knapp. „Behaltet diesen Spaßvogel da im Auge, während ich mich um Julia kümmerge!“ Er schob das Schwert in die Scheide, eilte quer über den Hof und konnte Julia gerade noch davon abbringen, Lady Cecelia mit der

Stiefelspitze zu bearbeiten.

„Nicht hier und jetzt! Ich möchte dich erst mit meinem Vater bekannt machen. Wenn du willst, zeige ich dir später jede Menge Leute, die du verprügeln kannst, lohnendere Opfer als dieser traurige Wicht! Die echten Widerlinge treiben sich nicht auf dem Hof, sondern in der Nähe des Throns herum.“

Julia fiel es schwer, ihr Werk zu unterbrechen, aber sie ließ zu, dass er sie wegführte.

„Ich vermute, sie haben dich beleidigt“, sagte Rupert.

„So was in der Art, ja“, sagte Julia.

„Vergiss es“, sagte Rupert begütigend. „Sie werden es sicher nicht wieder tun.“

„Niemals“, versprach eine schwache männliche Stimme hinter ihnen.

Rupert schüttelte lachend den Kopf. Schon jetzt war abzusehen, dass es Julia Mühe bereiten würde, sich wie eine Dame zu benehmen.

Der Erste Ritter verbeugte sich tief, als Julia und Rupert zurückkamen. „Wenn Ihr mir folgen wollt, Prinzessin Julia, hier entlang, bitte!“

Julia nickte huldvoll, nahm den Arm, den ihr der Erste Ritter anbot, und ließ sich die Treppe nach oben führen. Die vier Wachen folgten in diskretem

Abstand. Rupert wandte sich dem Drachen und dem Einhorn zu.

„Ich dachte, die Eskorte sei für dich“, sagte der Drache.

„Kaum“, sagte Rupert. „Nun steht da nicht so rum; kommt mit zum König!“

„Alle beide?“, fragte das Einhorn ängstlich.

„Aber sicher!“, erklärte Rupert mit einem Lächeln.

„Ich werde jede Unterstützung brauchen, die ich kriegen kann. Beeilt euch, sonst bringt Julia noch jemanden um!“



Rupert tigerte ungeduldig durch das enge Vorzimmer und warf wütende Blicke auf das fest verschlossene Portal, das in die große Halle führte. Der Erste Ritter war vorausgeeilt, um dem König zu melden, sein Sohn sei eingetroffen, worauf die schweren, alten Flügeltüren wie schon so oft dröhnend vor Ruperts Nase zugefallen waren. Wieder einmal redete man sich da drinnen über seine Zukunft die Köpfe heiß.

„Was immer sie vorschlagen, meine Antwort lautet nein“, dachte Rupert entschlossen. Ich habe den Dusterwald nicht besiegt, um mich von meiner intriganten Verwandtschaft erneut in den Tod schicken zu lassen.

Er blieb stehen und horchte an der Tür. Anhaltendes Stimmengewirr drang durch das massive Holz, was darauf schließen ließ, dass sich trotz der späten Stunde fast der gesamte Hofstaat versammelt hatte. Rupert schmunzelte. Die Höflinge hassten es, um diese Zeit zu arbeiten, weil dabei die wichtigen Dingen des Lebens zu kurz kamen, etwa die Jagd, das Saufen und die Weiber. Rupert streckte sich und dachte sehnsüchtig an das Bett mit der dicken Matratze, das in seinen Gemächern seiner harrte. Aber so müde er auch war, er wusste, er würde keinen Schlaf finden, bis er wusste, welche neue Teufelei dem König und seinem Hofstaat eingefallen war. Er warf sich in einen der über alle Maßen unbequemen Besuchersessel und beobachtete seine Freunde.

Julia hatte ihren Dolch gezückt und benutzte die Familienporträts für Zielübungen. Sie konnte ziemlich gut zielen. Der Drache, der halb im Flur und halb im Vorzimmer lag, versuchte, Rauchringe aus den Nüstern zu blasen, und kaute geistesabwesend an einem jahrhundertealten Gobelin, den Rupert noch nie sonderlich schön gefunden hatte. Das Einhorn ... Rupert zuckte zusammen.

„Hättest du das nicht vorher erledigen können?“
„Tut mir leid“, sagte das Einhorn kläglich. „Du

weiß, dass ich in großen geschlossenen Gebäuden immer Beklemmung bekomme! Ich werde das Gefühl nicht los, das Dach könnte einstürzen und ...“

Rupert schüttelte den Kopf und wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem geschlossenen Portal zu. Wie oft hatte er vor dieser Flügeltür gestanden und darauf gewartet, seinen Vater sprechen zu dürfen? Seine Gedanken wanderten zurück ins Gestern und fanden wenig Erfreuliches.

Als er sieben Jahre nach Harald das Licht der Welt erblickt hatte, waren alle überrascht gewesen – und fast alle auf unangenehme Weise. Ein König brauchte einen zweiten Sohn, falls dem ersten etwas zustieß. Aber zwei gesunde, erwachsene Söhne brachten nichts als Ärger. Rupert hatte diese Erkenntnis früh gewonnen; jeder war bemüht gewesen, ihn in diesem Punkt aufzuklären. Er runzelte die Stirn, als Erinnerungen aus den Schatten gekrochen kamen. Die Lehrer, die ihn schlugen, weil er schneller begriff als Harald. Die Fechtmeister, die ihn schlugen, weil er nicht so stark war wie Harald. Die Vasallen, die ihn je nach Lage der Dinge umschmeichelten oder beleidigten. Die Barone, die in seinem Namen Intrigen spannen, und der Erste Ritter, in dessen kalten, dunklen Augen immer der Tod stand.

Fuchsfeuermoos glomm in mehreren Lampen, die von der niedrigen Decke hingen, aber die Schatten im Vorzimmer ließen sich nicht vertreiben. Es war, als habe er die Dunkelheit in die Burg eingeschleppt. Rupert lehnte sich zurück und seufzte entkräftet. Im Wald war alles so einfach und logisch gewesen. Er musste in die Burg zurückkehren, weil das Waldland ihn brauchte. Ein bitteres Lächeln umspielte seine Lippen. Der Wald brauchte ihn nicht. Er hatte ihn nie gebraucht. Die einzigen, die ihn je gebraucht hatten, waren Julia, der Drache und das Einhorn. Seine Freunde. Ruperts Lächeln wurde sanfter, als er dies dachte, und er ließ sich die Worte genüsslich durch den Kopf gehen. Er hatte nie Freunde gehabt. Man hatte dem Prinzen nie erlaubt, mit Kindern einfacher Herkunft zu spielen, und seine Familie ... er war erst fünf Jahre alt gewesen, als seine Mutter starb. Harald hatte ihn verspottet und gequält, und sein Vater hatte ihn auf eine Queste geschickt, um sich ein Problem vom Hals zu schaffen.

Rupert schüttelte den Kopf, um die dunklen Gedanken zu vertreiben. Er hatte zweimal den Dusterwald durchquert, Dämonen besiegt und den Regenbogen beschworen. Zum Henker mit seinem Vater, dem Hofstaat und dem verdammten Ersten Ritter.

Sie hatten versucht, ihn loszuwerden, und es hatte nicht geklappt. Er war wieder da, ob es ihnen gefiel oder nicht.

„Wie lange noch?“, fragte Julia und zog ihren Dolch aus dem Auge eines Urahnens.

Rupert zuckte die Achseln. „Es macht ihnen Spaß, mich warten zu lassen, damit weisen sie mich in meine Schranken.“

„Das nimmst du so einfach hin?“

Rupert sah erst Julia, dann das Einhorn und den Drachen an.

„Bisher schon“, sagte er nachdenklich, „aber es hat sich einiges geändert. Drache ...“

Der Drache, der gerade seine Krallen an einer nutzlos herumstehenden Rüstung schärfte, schaute auf. „Ja?“

„Siehst du diese Doppeltür?“

„Ja.“

„Finde heraus, in wie viele Streichhölzer du sie zerlegen kannst.“

Der Drache grinste breit, nachdem er das Portal fachmännisch gemustert hatte. Er richtete sich auf, streckte eine krallenbewehrte Pfote aus und tippte die Bohlen damit an. Sie erzitterten unter seiner Berührung. Mit einem feierlichen Nicken zog er sich aus dem engen Vorzimmer zurück und drehte sich

draußen im Korridor um. Rupert, Julia und das Einhorn drückten sich in die entfernteste Ecke, als der Drache sein Hinterteil behutsam in den Raum schob. Er vergewisserte sich mit einem Blick über die Schulter, dass seine Freunde außer Reichweite waren, und ließ den Schwanz schwingvoll auf- und niederpeitschen. Die Flügeltüren explodierten in einem Schauer von Holzsplittern, die wie Geschosse durch die große Halle piffen. Rupert nickte zufrieden, als er die Schreie und Flüche des versammelten Hofstaats vernahm.

„Das wird euch lehren, mir die Tür zur großen Halle nicht mehr zu versperren“, dachte er. Grinsend schob er sich am zuckenden Schweif des Drachen vorbei, um sich persönlich ein Bild vom Ausmaß des Schadens zu machen. Ein Türflügel hing schief an der einzig verbleibenden Angel, während der andere ganz den Geist aufgegeben hatte und flach am Boden lag. Rupert holte tief Luft und schritt erhobenen Hauptes über die Schwelle. Das Geschrei des Hofes wich staunendem Schweigen.

Rupert sah sich um. Die adligen Herrschaften, die sich im großen Saal eingefunden hatten, starteten ihn mit einer Mischung aus Angst, Entrüstung und Erwartung an. Fünfzig Fuchsfeuerlampen warfen silbriges Licht auf die Höflinge, während am anderen

Ende des großen Saals die letzten Strahlen der Abendsonne durch die herrlichen Buntglasfenster sickerten und auf ein Podest mit einem geschnitzten Eichenthron fielen.

Auf diesem Thron saß bewegungslos und teilnahmslos König John IV., sein Vater. Der große Kopf mit der Löwenmähne erschien fast zu schwer für den abgezehrten Körper des Königs, und weder die reich bestickte Robe noch die prunkvolle goldene Krone konnten darüber hinwegtäuschen, dass seine graue Haarpracht struppig nach allen Seiten abstand und der Bart ungepflegt wirkte. Selbst an seinen besseren Tagen sah John aus, als habe man ihn rückwärts durch eine Hecke gezerrt. Aber trotz seiner Jahre und der Mattigkeit, die ihn einzuhüllen schien wie ein vertrauter, alter Mantel, strahlte König John Würde aus, und seine tiefliegenden Augen verrieten eine große innere Ruhe.

An seiner Seite stand Thomas Grey, der Hofastrologe, hochgewachsen, athletisch und auf eine düstere Art durchaus anziehend. Der schwarzgekleidete Magier besaß alles, was einen Mann von Rang auszeichnete, nur keine adlige Herkunft. Den Sprössling eines Hufschmieds hatte von Kindesbeinen an eine enge Freundschaft mit dem König verbunden, und nach Johns

Thronbesteigung war es für ihn selbstverständlich gewesen, seine vielversprechende Karriere an der Hexer-Akademie abubrechen, an den Hof zurückzukehren und seinem Freund zur Seite zu stehen.

Rupert hegte eine tiefe Antipathie gegen ihn; er lächelte einfach zu viel.

Die Höflinge beobachteten Rupert mit feindseligen Augen, als er die große Halle betrat. Seine Schritte hallten laut in der Stille. Er wandte er sich an den Zeremonienmeister, der immer noch bestürzt das zersplitterte Portal anstarrte.

„Nun steh nicht herum, Zeremonienmeister, melde uns.“

„Ich glaube, er weiß, dass wir hier sind“, sagte eine amüsierte Stimme hinter ihm. Rupert unterdrückte ein Lachen.

„Darum geht es nicht, Julia. Wir müssen angemeldet werden.“

„Ich lasse mir von Euch keine Befehle erteilen“, erklärte der Zeremonienmeister überheblich. „Da könnte ja jeder ...“ Seine Stimme erstarb, als hinter Ruperts Schulter der Schädel des Drachen auftauchte. Leichenblass sah er zu, wie sich der Gigant durch den Türrahmen zwängte und dabei erneut ein paar Balken zu Bruch gingen. Der

Zeremonienmeister schluckte schwer.

„Ich melde Euch sofort, Hoheit!“

Hastig trat er vor, warf sich in Pose und verkündete: „Rupert, Prinz des Waldkönigreichs, zweiter Thronanwärter, Verteidiger der Schwachen, Krieger des Reiches, Grundherr und Steuereinnehmer!“ Er warf einen angsterfüllten Blick nach hinten und fügte mit schwankender Stimme an: „Mit Freunden!“

Julia vollführte einen anmutigen Hofknicks und merkte dann, dass sie den Dolch noch in der Faust hielt. Grinsend schob sie das Hosenbein hoch und verstaute die Waffe im Stiefelschaft. Der Drache lächelte breit und entblößte seine spitzen Zahnreihen. Einige der näher stehenden Höflinge zogen sich in ungewohnter Selbstbescheidung in die hinteren Reihen zurück. Das Einhorn warf unruhig den Kopf hin und her und pisste an den Türpfosten.

„Noch einmal“, murmelte Rupert, „und so wahr mir Gott helfe, ich mache dir einen Knoten rein.“

„Rupert, mein Bester, wie schön, dich unversehrt wiederzusehen!“, donnerte eine Stimme aus dem Hintergrund, und Rupert sah, wie die Höflinge eine Gasse bildeten, um Harald durchzulassen. Sein Bruder war jeder Zoll der sagenumwobene Held, groß, stattlich und gutausschend, zumindest für den

Geschmack des Volkes. Er klopfte Rupert auf den Rücken und zerdrückte ihm zur Begrüßung fast die Hand.

„Interessanter Drache, den du uns da gebracht hast, mein lieber Junge“, fuhr er heiter fort, „allerdings ist es üblich, die Dinger zu töten, ehe man sie anderen Leuten ins Haus schleppt.“

„Du kannst es ja versuchen“, grinste Rupert, während er sich unauffällig die tauben Finger massierte. Harald musterte den Drachen, der sich mit gespaltener Zunge die Lippen leckte und ihn hungrig ansah.

„Später“, versprach Harald und wandte sich rasch ab, um Julia mit einem strahlenden Lächeln zu beglücken. „Wie ich sehe, hat sich dein Geschmack in puncto Frauen gebessert. Willst du uns nicht vorstellen?“

„Ich habe das Gefühl, einer von uns beiden wird das bereuen“, murmelte Rupert. „Prinzessin Julia vom Hügelland, darf ich Euch meinen Bruder vorstellen? Harald, Prinz des Waldkönigreichs.“

Obwohl Rupert an temperamentvolle Reaktionen gewöhnt war, wenn es um seine Freunde ging, erstaunte es ihn doch, dass der gesamte Hofstaat vor Entsetzen zu erstarren schien. Julia sah Haralds ausgestreckte Rechte an und stieß ein lautes

Zorngebrüll aus. Haralds Kinnlade klappte nach unten, nachdem er seinerseits einen Blick auf Julias Hand geworfen hatte. Er trat einen Schritt zurück und suchte vergeblich nach besänftigenden Worten. Julia war im Begriff, sich auf Harald zu stürzen, aber Rupert erkannte die Zeichen des Sturms und umklammerte die Prinzessin von hinten.

„Was ist denn nun schon wieder los?“, fragte er entkräftet. „Musst du mit jedem Streit anfangen?“

„Das ist er!“, kreischte Julia und versuchte, sich von ihm loszureißen.

„Ich weiß, dass er das ist!“, blaffte Rupert. „Ich habe euch einander gerade vorgestellt, weißt du noch?“

Julia hörte zu strampeln auf, und Rupert gab sie argwöhnisch frei. „Du verstehst nicht“, murmelte sie dumpf. „Das ist der Prinz, den ich heiraten sollte, der Typ, vor dem ich in die Berge geflohen bin!“

Rupert schloss kurz angewidert die Augen. Immer wenn er alles im Griff zu haben schien ...

„Konntest du das nicht früher sagen?“

„Ich erfuhr nie seinen Namen, Rupert. Man hat ihn mir nie gesagt. Man verlobte uns, als wir noch Kinder waren. Die Vermählung hätte am Tag meiner Volljährigkeit stattfinden sollen, und als Ehepfand tauschten unsere Väter gravierte Weißgoldringe. Ich

trage meinen seit meinem vierten Lebensjahr. Es ist der gleiche, den ich eben bei Harald entdeckt habe.“

Rupert starrte Harald an, der alle Hände voll damit zu tun hatte, die Reste seiner Fassung nicht zu verlieren.

„Stimmt das? Du bist ihr Bräutigam?“

„Nun ja, mein lieber Junge, ich war es zumindest, aber ...“

„Aber was?“

„Nun, schließlich lief sie weg“, sagte Harald gereizt. „Vater blieb nichts anderes übrig, als mir eine neue Braut zu besorgen, ganz nettes Ding, die Tochter eines Barons. Anständige Mitgift, beste politische Verbindungen. Dank deiner ...“

„Dank deiner, Rupert“, sagte der König, dessen trockene, kühle Stimme Haralds Worte mühelos übertönte, „wird uns, da dieser Ehevertrag mit dem Hügelland nie aufgelöst wurde, wohl keine andere Wahl bleiben, als ihn zu erfüllen. Noch eine Katastrophe, die du uns zu melden hast?“

„Lass mich nachdenken“, antwortete Rupert. „Mir fällt sicher noch etwas ein.“

Harald schlenderte von dannen und unterhielt sich im Flüsterton mit dem König, während Rupert sein Bestes tat, die tobende Julia zu besänftigen.

„Ich heirate ihn nicht“, fauchte sie. „Eher gehe ich

ins Kloster.“

Rupert erschrak bei der Vorstellung von Julia in einem Kloster, bemühte sich aber, ruhig zu bleiben.

„Du musst ihn nicht heiraten“, beschwichtigte er. „Ich finde eine andere Lösung.“

Julia schiefte misstrauisch und musterte Harald.

„Er ist dein Bruder – wie ist er so?“

„Reich, charmant, viel Erfolg bei Frauen. Drei gute Gründe, jemanden zu hassen. Aber Harald ist außerdem ein aufgeblasener, pedantischer, gelegentlich hart arbeitender Blödmann, der die Meinung vertritt, Spaß sollte jedem streng verboten sein, der nicht dem Hochadel angehört. Als ich noch ein Kind war, hat er mir das Leben zur Hölle gemacht. Einige Narben sind mir bis heute geblieben. Im Grunde ist er ein brutaler Ellenbogentyp und wird deshalb einen glänzenden König abgeben.“

„Ein Durchschnittsprinz“, sagte Julia ernst, und Rupert musste grinsen.

Der Hofstaat hatte inzwischen einigermaßen die Fassung wiedergewonnen. Ruperts Heimkehr allein hätte den Damen und Herren genug Klatsch für den Rest des Jahres geliefert, aber sein dramatischer Auftritt durch einen gesprengten Türrahmen sorgte für unerwartete Bereicherung des Gesprächsstoffs. Die Anwesenheit Julias und des Drachen heizte die

Spekulationen an, allerdings wagte niemand, sich der Etikette gemäß mit dem Drachen oder der Prinzessin bekannt zu machen. Tatsächlich hatte sich eine lebhaft Diskussion entsponnen, wem von beiden man sich eher gefahrlos nähern könne. Die Tapfersten schlenderten gerade betont zwanglos heran, als die Anwesenden plötzlich entdecken mussten, was geschieht, wenn einem zehn Meter langen Drachen ein Wind entfährt. Die nächststehenden Höflinge traten den ungeordneten Rückzug an, fächelten verzweifelt mit parfümierten Taschentüchern und rissen die Fenster auf. Rupert und Julia sahen einander schicksalsergeben an. Offenbar einer dieser Tage, an denen alles danebenging.

Der König war aufgesprungen, zornesrot im Gesicht. „Schafft diesen Drachen aus meinem Thronsaal! Bringt ihn weg, ehe er das noch einmal tut!“

Der Drache tat es noch einmal. Rupert funkelte ihn an.

„Muss das sein?“

„Ja“, antwortete der Drache.

„Machst du das nochmal?“

„Möglich.“

„Dann geh raus und such dir ein Plätzchen, wo es

keinen stört, die Burg ist groß genug.“

Der Drache zuckte gleichgültig die Achseln. „Mir zu stressig. Ich glaube, ich mache lieber ein Nickerchen.“ Er spreizte seine mächtigen Schwingen, so dass ein paar Höflinge entsetzt beiseite schlitterten, rollte sich dann mitten in der großen Halle ein und legte das Kinn bequem auf den Schweif. Die großen, goldenen Augen schlossen sich, und bald darauf schnarchte er gleichmäßig, eine Donnerwolke mit Blähungen.

„Ist dein Freund jetzt fertig?“, fragte der König eisig und lehnte sich auf seinem Thron zurück.

„Ich hoffe es“, sagte Rupert. „Aber sprechen wir etwas leiser, man soll schlafende Drachen nicht wecken.“

Der König seufzte und schüttelte den Kopf. „Tritt vor den Thron.“

Rupert tat es, gefolgt von Julia. Der Astrologe stand zur Linken, Harald zur Rechten des Throns. Der König starrte Rupert eine Zeit lang stumm an.

„Kannst du denn gar nichts zu meiner Zufriedenheit erledigen?“

„Nicht viel, wie es scheint“, antwortete Rupert. „Entschuldige, dass ich einigermaßen heil von der Queste zurückkehre, aber Totsein ist so langweilig.“

„Ich meinte das mit dem Drachen“, wandte der

König ein.

„Sicher“, sagte Rupert kühl. Der König hielt seinem Blick stand.

„Es war das Beste so“, sagte er leise.

„Du meinst, der Astrologe hielt es für das Beste.“

Thomas Grey verneigte sich steif, aber seine hellblauen Augen glitzerten gefährlich. „Ich berate den König, so gut ich es vermag“, sagte er aalglatt, „und wir fanden, dass die eine oder andere Heldentat Ihrem Ansehen bei Hofe dienlich sein könnte. Ein Prinz, der einen Drachen getötet hat, ließe sich zumindest leichter vermählen.“

Rupert grinste spöttisch. „Was ist los – ist der Markt immer noch mit Zweitgeborenen überschwemmt?“

Grey wollte antworten, aber eine Geste des Königs, der mit gefurchter Stirn das Einhorn betrachtete, unterbrach ihn.

„Was ist mit dem Horn des Einhorns?“

„Es verlor es im Kampf.“

„Unachtsam von ihm“, sagte Harald. Alle sahen ihn an, um zu sehen, ob er scherzte. Tat er aber nicht.

„Harald“, sagte der König, „warum fängst du nicht an zu überlegen, was du zu deiner Trauung tragen willst. Du weißt, Diskutieren ist nicht deine Stärke.“

„Überlegen auch nicht“, murmelte Rupert.

„Jedenfalls hätte er mehr Verstand bewiesen, als einen lebenden Drachen mit zurückzubringen“, blaffte König John. „Oder eine Prinzessin, die wir endlich los waren. Jetzt werden wir diese gottverdammte Ehe durchziehen müssen, sonst bricht der Herrscher des Hügellandes die diplomatischen Beziehungen zu uns ab.“

„Ich heirate Harald nicht“, sagte Julia trotzig.

„Du wirst tun, was ich dir befehle“, sagte König John, „oder du kannst bis zu deiner Hochzeit im tiefsten, schmutzigsten Verlies schmachten, das ich finde!“

Julia sah dem König in die Augen – und zuerst wieder weg. Verunsichert wandte sie sich an Rupert.

„Lässt du zu, dass er so mit mir redet?“

„Er ist mein Vater“, sagte Rupert.

Es entstand eine peinliche Pause.

„Das ist doch kein Weltuntergang, Hoheit“, sagte der Astrologe schließlich. „Wir müssen auch nichts überstürzen; wenn Ihr Harald erst einmal besser kennengelernt habt, werdet Ihr merken, dass er ein netter, umgänglicher Prinz ist, der sicher einen guten Ehemann abgibt – und immerhin wird er eines Tages König sein.“

„Wenn wir bis dahin noch ein Königreich haben“, warf der Erste Ritter ein.

Alle zuckten zusammen. Der Erste Ritter war unbemerkt nähergetreten und blieb nun rechts von Rupert stehen. Er hatte die Streitaxt weggelegt und stattdessen sein Schwert umgeschnallt.

„Wie ich sehe, versteht Ihr Euch noch immer darauf, Euch von hinten anzuschleichen und die Leute zu erschrecken“, sagte Rupert.

Der Erste Ritter lächelte. „Eines meiner nützlichsten Talente.“ Er wandte sich um und neigte leicht den Kopf in Richtung König John. „Majestät, wir müssen ein ernstes Problem erörtern. Der Dusterwald ...“

„... kann warten“, sagte der König gereizt. „Ich bin mit Rupert noch nicht fertig. Rupert, du solltest die wertvolleren Teile eines toten Drachen und zumindest einen Teil seiner Reichtümer heimbringen. Hast du denn gar kein Gold erbeutet?“

„Nein“, sagte Rupert. „Da war keins.“

„Was ist mit dem Drachenhort?“

„Er sammelte Schmetterlinge.“

Alle starrten den schlafenden Drachen an. „Nur Ihr, Rupert“, sagte der Erste Ritter ruhig. „Nur Ihr ...“

„Hast du nichts von Wert vorzuweisen?“, beharrte König John.

„Nur das“, sagt Rupert und zog sein Schwert. Alle musterten die blitzende Klinge argwöhnisch.

„Es hat eine starke magische Aura“, sagte der

Astrologe skeptisch. „Was kann es?“

„Es beschwört Regenbögen“, sagte Rupert ein klein wenig lahm.

Es entstand eine lange Pause.

„Sprechen wir über den Dusterwald“, seufzte der König. „Das Thema scheint mir plötzlich vorzuziehen.“

„Mir recht“, sagte Rupert und schob das Schwert in die Scheide.

„Die Zeit läuft uns davon, Majestät“, sagte der Erste Ritter beschwörend. „Wir haben schon drei entlegene Dörfer an die Dämonen verloren, und der Schatten der langen Nacht rückt unerbittlich vor. Die Bäume sterben, und die Flüsse sind mit Blut verunreinigt. Die Zahl der Totgeburten steigt, und das Getreide verfault, ehe man es ernten kann. Dämonen rennen vor dem Dusterwald her und schlachten alles ab, was ihnen in den Weg kommt. Meine Männer sterben da draußen, um uns eine kleine Atempause zu verschaffen. Ich ersuche Euch deshalb dringend um Erlaubnis, bei den Baronen Männer auszuheben und ein Heer zusammenzustellen. Wir müssen uns dem Dunkel entgegenstemmen, solange wir dazu noch in der Lage sind.“

„Ihr wiederholt Euch“, sagte der König gereizt. „Dabei wisst Ihr so gut wie ich, dass die Barone mir

ihre Männer verweigern werden, aus Angst, ich könnte gegen sie gegen sie einsetzen, und vielleicht tue ich das sogar, denn ihr Verhalten grenzt allmählich an Rebellion. Nein, Erster Ritter, schlagt Euch den Gedanken an ein Heer aus dem Kopf!“

Der Erste Ritter blieb hartnäckig. „Ich brauche mehr Leute, Majestät.“

„Die königliche Garde ...“

„... reicht für unseren Kampf gegen die Dunkelheit nicht aus.“

„Sie muss reichen“, erklärte König John kategorisch. „All meine anderen Wachen und Soldaten sind schon im Reich verteilt, um die Straßen offen zu halten und mein Volk zu beschützen. Soll ich sie zurückholen, damit Ihr ein Heer aufbauen könnt, und die Dörfer und Städte der vorrückenden Dunkelheit überlassen?“

„Notfalls ja“, erklärte der Erste Ritter ruhig. „Man heilt eine Krankheit nicht, indem man nur die Symptome bekämpft. Die Dämonen sind Kinder der Dunkelheit. Der einzige Weg, der Ausbreitung der langen Nacht Einhalt zu gebieten, besteht darin, ein Heer in den Dusterwald zu führen und sein Herz zu vernichten.“

Ruperts Magen verkrampfte sich, als er begriff, was der Erste Ritter forderte. Wenn die Wachen wieder

einrückten, blieben die Dörfer wehrlos zurück, und die Dämonen würden in Scharen darüber herfallen. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, als er sich an die Klauen und Fänge der Wesen erinnerte, gegen die er und Julia Rücken an Rücken auf der Lichtung gekämpft hatten. Er erinnerte sich, dass er auf den Tod gewartet und gebetet hatte, das Ende möge schnell kommen. Die Dämonen kamen aus der Dunkelheit, und Begriffe wie Ehre oder Gnade waren ihnen fremd. Dörfler mit Sensen und Mistgabeln waren hoffnungslos unterlegen gegen die Horden, die als Vorhut des Dürsterwaldes ausschwärmten. Blut würde die Nacht erfüllen, und die Schreie würden erst im Morgengrauen verstummen ...

„Es muss einen anderen Weg geben“, stieß er hervor und musterte verzweifelt die ungerührten Züge des Ersten Ritters.

„Es gibt einen anderen Weg“, warf Grey ein. „Wo Waffen nicht reichen, bleibt immer noch Magie.“

Der Erste Ritter lächelte verächtlich. „Immer das alte Lied. Aber mit Prophezeiungen und Blendwerk richtet Ihr gegen den Dürsterwald wenig aus. Früher oder später müssen wir zu kaltem Stahl greifen.“

„Ihr redet, als sei das Dunkel ein wildes Tier, das man mit Schwert und Lanze erlegen kann“, blaffte der Astrologe. „Dunkelheit kann man nur mit Licht

bannen: weiße Magie gegen schwarze, Aufklärung gegen Unwissenheit. Schickt ein Heer in den Dusterwald, und Ihr seht es nie wieder!“

Sie standen da und funkelten einander über den Thron hinweg an. Der Erste Ritter in seinem schimmernden Kettenpanzer stand stolz und hochgewachsen da und war dennoch irgendwie verloren im düsteren, imposanten Schatten des schwarz gekleideten Astrologen, in dessen eisblauen Augen sich geheimes Wissen spiegelte und den eine Aura aus Macht und bösen Ahnungen umhüllte wie ein Leichentuch. Rupert musterte den Astrologen verwundert. In den wenigen Monaten, die er dem Hof fern gewesen war, schien Grey an Bedeutung und Einfluss gewonnen zu haben – und an Mut, denn es gab in der Tat nur wenige, die es wagten, dem Ersten Ritter offen zu widersprechen. Rupert runzelte die Stirn. Der Astrologe trat für seinen Geschmack zu siegessicher auf. Vielleicht war Magie die einzige Antwort auf das Dunkel, aber nur ein mächtiger Zauberer konnte es wagen, den Kampf gegen den Dusterwald aufzunehmen, und Thomas Grey war kein Zauberer.

„Majestät!“, rief eine volltönende, herrische Stimme aus dem Kreis der Höflinge. Rupert drehte sich um und sah einen kleinen, fetten Mann in prachtvollen,

soßenfleckigen Gewändern, der sich einen Weg zum Thron bahnte. Scharfe Schweinsäuglein spähten unter gezupften Brauen hervor, und der geschminkte Mund wirkte ärgerlich verkniffen. Er blieb gegenüber dem Ersten Ritter stehen und verneigte sich vor dem König. „Majestät, als Euer Kriegsminister protestierte ich aufs Schärfste gegen ...“

„Schon gut“, unterbrach ihn der Erste Ritter gelassen, „wir nehmen Euren Protest zur Kenntnis. Jetzt haut ab, wir müssen arbeiten.“

Das Gesicht des Ministers wurde zornesrot, aber seine Stimme war kalt und hart. „Ob es Euch passt oder nicht, Erster Ritter, ich bin des Königs Kriegsminister. Noch eine Unverschämtheit von Eurer Seite, und ich lasse Euch auspeitschen!“

Die Hand des Ersten Ritters legte sich auf den Schwertgriff. Der Minister erbleichte plötzlich und wich zurück.

„Erster Ritter!“, warnte der König. „Wenn Ihr die Waffe gegen einen meiner Minister erhebt, lasse ich Euch einen Kopf kürzer machen!“

Einen Augenblick lang schien es, als wolle sich der Erste Ritter über die Worte des Königs hinwegsetzen, aber der Augenblick verging, und er löste die Hand vom Schwertgriff. Der Minister

begann wieder zu atmen.

„Er hat mich beleidigt“, sagte der Erste Ritter.

„Ihr habt meinen Minister beleidigt“, entgegnete der König eisig. „Eine Beleidigung seiner Person ist eine Beleidigung meiner Person. Habe ich mich klar ausgedrückt?“

„Natürlich, Majestät“, sagt der Erste Ritter und verneigte sich leicht. „Ich lebe nur, um Euch zu dienen.“

König John wandte seine Aufmerksamkeit dem Minister zu. „Falls Ihr zu dieser Diskussion beizutragen habt, Fürst Darius, dann sprecht!“

„Majestät sind zu gütig“, sagte Fürst Darius mit einem giftigen Seitenblick auf den Ersten Ritter. „Mir scheint, sowohl der Erste Ritter als auch der Astrologe übersehen die einzig logische Antwort auf unsere gegenwärtigen Schwierigkeiten. Da meiner Ansicht nach weder Waffengewalt noch Magie gegen den Dusterwald etwas auszurichten vermögen, müssen wir uns auf die letzte Möglichkeit besinnen, die uns noch bleibt: Diplomatie.“

Es entstand eine kurze Pause. Rupert wusste nicht, ob er lachen oder weinen sollte.

„Der Mann ist wahnsinnig“, bemerkte der Erste Ritter. „Mit Dämonen reden? Ebenso gut können wir mit Blitz und Donner diskutieren. Dämonen töten,

um zu leben, und leben, um zu töten.“

„Ausnahmsweise bin ich Eurer Meinung, Erster Ritter“, erklärte der Astrologe und bedachte Fürst Darius mit einem eisigen Blick. „Der Düsterwald ist die gestaltgewordene Finsternis auf Erden. Was in seinem Schutz gedeiht, ist abgrundtief böse. Dämonen sind keine Geschöpfe wie wir. Sie existieren nur, um dem Düsterwald zu dienen.“

„Sie dienen nicht nur dem Düsterwald“, sagte Darius leise. Plötzlich verstummte der gesamte Hof. Rupert starrte Darius mit wachsendem Entsetzen an, als ihm klar wurde, was der Mann andeutete.

„Das kann nicht Euer Ernst sein!“, rief der Astrologe.

„Warum nicht?“, antwortete Darius. „Wie sonst erklärt Ihr Euch die plötzliche Ausbreitung des Düsterwalds? Es gibt nur eine mögliche Antwort. Der Dämonenprinz ist zurückgekehrt.“

„Eine Legende“, warf der Erste Ritter eine Spur zu hastig ein. „Ein Märchen, mit dem man Kinder erschreckt.“

„Manche Legenden sind wahr“, sagte Rupert leise, aber nur Julia hörte ihn. Sie nahm seine Hand und drückte sie.

„Die Menschen haben sich schon früher auf Pakte mit dem Dämonenprinzen eingelassen“, fuhr Darius

eindringlich fort. „Warum sonst sollten Dämonen Nacht für Nacht das Burggelände durchstreifen, so weit vom Düsterwald entfernt? Sie warten darauf, dass wir zu ihnen kommen und einen Pakt schließen.“

„Ich denke nicht daran, einen Pakt mit den Mächten der Finsternis zu schließen“, erklärte der König.

„Aber wenn wir dem Dämonenprinzen geben, was er begehrt ...“ Der Minister verstummte unter dem eisigen Blick des Königs.

„Was schlägt Ihr vor, Minister? Soll ich ihm etwa die Siedlungen ausliefern, damit er diese Burg verschont?“

„Warum nicht?“, antwortete Darius. „Wie der Erste Ritter bereits andeutete: Was ist das Leben von ein paar Bauern gegen die Sicherheit des Waldkönigreichs?“

„Das ist Wahnsinn!“, brüllte der Erste Ritter. „Ich sagte nicht, dass wir uns der Dunkelheit ergeben sollten, sondern dass wir sie bekämpfen müssen! Ein Blutopfer für den Dämonenprinzen, und wir werden ihn nie mehr los.“

„Ein solcher Plan würde uns alle vernichten“, stieß Grey hervor. „Entweder wir wehren uns gegen das Dunkel, oder es verschlingt uns!“

„Majestät, als Euer Kriegsminister protestiere ich entschieden dagegen ...“

„Ruhe!“, brüllte Rupert. Plötzliche Stille des Hofstaats, der seine Anwesenheit in der Hitze des Gefechts völlig vergessen hatte, folgte seinem Ausbruch, und alle Blicke richteten sich auf ihn.

„Danke“, sagte der König. „Es wurde wirklich langsam ein wenig laut. Dem Ersten Ritter zufolge hast du auf deiner Queste den Düsterwald durchquert.“

„Zweimal“, sagte Rupert knapp.

Eine Welle kaum unterdrückter Heiterkeit durchlief den Hofstaat. Der Kriegsminister kicherte ganz offen, und seine dunklen Schweinsäuglein blitzten boshaft.

„Nun hört aber auf!“, spottete Darius und legte seine fette Hand auf Ruperts Arm. „Zweimal? Ihr erwartet doch nicht im Ernst, dass wir Euch diese Geschichte abnehmen! Selbst mit einem Drachen im Gefolge hätten die Dämonen Euch in Stücke gerissen.“

„Sie haben es versucht“, antwortete Rupert ruhig. „Wir hatten Glück, dass wir ihnen entkommen sind, und nun nehmt die Finger von meinem Arm, sonst stopfe ich Euch Eure eigene Hand ins Maul!“

Darius kam seinem Befehl übertrieben geziert nach und verbeugte sich sarkastisch.

„Wie viele Dämonen habt Ihr im Dürerwald getroffen, edler Held? Zehn? Zwanzig?“

„Unzählige“, sagte Rupert ärgerlich. „Sie jagen inzwischen in Rudeln.“

„Unsinn!“, widersprach Grey scharf. „Jeder weiß, dass Dämonen nicht schlau genug sind, um einander zu unterstützen. Sie fallen sogar über ihre Artgenossen her, wenn die Nahrung knapp wird.“

„Ich war dort“, sagte Rupert grimmig, aber bemüht, ruhig zu bleiben. „Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie Hunderte dieser blutgierigen Bestien Seite an Seite kämpften.“

„Hunderte?“, wiederholte Darius, und sein Blick verriet Verachtung. „Verschwendet unsere Zeit nicht mit solchen himmelschreienden Lügen! Ich bezweifle nicht, dass Prinzessin Julia von Euren Heldengeschichten beeindruckt war, aber uns könnt Ihr nicht so leicht täuschen. Jeder weiß, dass Ihr ein Feigling und Versager seid. Nun geht endlich und erzählt den Küchenmägden von Euren Abenteuern! Hier habt Ihr nichts verloren.“

Rupert rammte Darius die Faust ins spöttisch feixende Gesicht. Ein bestürztes Raunen war zu hören, als Darius nach hinten in die Menge kippte und sich nicht mehr rührte. Ein Gardist traf Anstalten, Rupert in seine Schranken zu weisen. Julia

trat ihm ins Gemächt. Als er sich krümmte, legte sie mit einem Genickschlag nach. Weitere Gardisten stürmten vor, und der Erste Ritter zog sein Schwert. Rupert und Julia stellten sich Rücken an Rücken und zogen ebenfalls ihre Schwerter. Einen Augenblick lang rührte sich niemand.

„Glaubt Ihr, Ihr könnt es mit mir aufnehmen, mein Lieber?“, fragte der Erste Ritter leise.

„Vielleicht“, sagte Rupert. „Ihr sagtet selbst, ich hätte mich verbessert, und Julia ist auch ziemlich gut mit dem Schwert. Wer weiß, mit ein wenig Glück ...“

„So viel Glück könnt Ihr gar nicht haben“, grinste der Erste Ritter und kam auf ihn zu. Seine Augen waren kalt, hart und todverheißend.

„Genug!“, donnerte der König und sprang auf. „Erster Ritter, das Schwert weg. Das ist ein Befehl! Wachen, zurück auf eure Plätze; mir droht keine Gefahr.“

Der Erste Ritter sah den König ruhig und ausdruckslos an, ehe er das Schwert in die Scheide schob. Die Wachen begaben sich zögernd an ihre Plätze, und der König ließ sich wieder in die Kissen seines Throns sinken.

„Rupert, Julia, senkt eure Waffen!“, fuhr König John ruhig fort. Seine Blicke wanderten von Rupert zu Julia und wieder zurück. „Ihr steht unter meinem

Schutz, und ihr habt mein Wort, dass euch an diesem Hof nichts zustoßen wird.“

Julia sah Rupert an, der langsam nickte. Sie steckten die Schwerter weg, und alle entspannten sich ein wenig. Ein paar Höflinge scharten sich um den stöhnenden Fürsten Darius.

„Bringt den Kriegsminister in seine Gemächer!“, befahl der König. Zwei Männer fassten Darius unter und schleppten ihn hinaus. Der König verbarg ein Lächeln hinter vorgehaltener Hand und lehnte sich zurück. „Also, Rupert ...“

„Nein, nein und nochmals nein“, sagte Rupert entschieden. „Ich werde kein Heer gegen die Dämonen in den Düsterwald führen, ich werde nicht an der Spitze einer diplomatischen Abordnung mit den Dämonen verhandeln und nein, ich besitze weder Pflicht- noch Ehrgefühl. Damit ist, glaube ich, alles gesagt.“

Julia nickte.

„Rupert, ich versichere dir ...“, begann König John, aber Rupert unterbrach ihn, wohl wissend, dass er verloren war, wenn er sich jetzt auf Diskussionen einließ.

„Vergiss es. Was immer du mir vorschlagen willst – die Antwort lautet nein! Ich habe meinen Beitrag geleistet; soll zur Abwechslung ein anderer seinen

Kopf auf den Block legen.“

„Rupert, wenn es einen anderen gäbe ...“

„Es gibt Harald.“

Harald, der sich gelangweilt die Nägel poliert hatte, blickte auf und schüttelte den Kopf. „Ich werde hier gebraucht. Tut mir leid.“

„Leck mich, Harald.“

Es entstand eine Pause, in der alle taten, als hätten sie nichts gehört.

„Rupert“, sagte der König bestimmt, „ich finde auch, dass du eine Erholung verdient hast. Leider ist die Aufgabe, die ich dir zugedacht habe, aber so dringend und wichtig, dass sie keinen Aufschub duldet. Morgen früh ...“

„Morgen früh“, kreischte Rupert. „Ich bin gerade erst zurückkommen! Das glaube ich nicht. Das glaube ich einfach nicht. Ich bin noch keine Stunde daheim, und schon versuchst du, mich wieder loszuwerden. Weshalb die gottverdammte Eile?“

„Uns läuft die Zeit davon“, meldete sich Grey zu Wort. „Der blaue Mond geht auf.“

Ein dumpfes Gemurmel lief durch die Reihen der Höflinge, während Rupert den Astrologen verständnislos anstarrte.

„Wir hatten seit Jahrhunderten keinen blauen Mond mehr“, sagte Rupert langsam, dann erinnerte

er sich dunkel, und sein Blick wurde starr. „Moment – einigen Legenden nach entstand der Dusterwald, als sich der blaue Mond das erste Mal am Himmel zeigte.“

Grey nickte düster. „Einmal alle Jubeljahre herrscht die Magie über die Welt, die wilde Magie, die erschaffen und zerstören kann und stark genug ist, um die Realität zu verändern. Sie wird in der Nacht des blauen Vollmonds entfesselt. Uns bleiben noch sieben Monate bis zu dieser Nacht, sieben Monate, in denen wir eine Antwort auf die Finsternis finden müssen. Gelingt das nicht, wird der Dusterwald alles verschlingen. Die Zivilisation wird untergehen, die lange Nacht wird endlos sein, und die Welt wird den Dämonen gehören.“

Lange schwieg der Hof, wie erstarrt von der düsteren Vision des Astrologen.

„Dagegen müssen wir etwas tun“, meinte Rupert schließlich unsicher.

„Ganz recht“, sagte der Astrologe, „und deshalb bitten wir Euch, Prinz Rupert, zum Dunklen Turm zu reisen und den Erzmagier zu holen.“

Rupert startete Grey an.

„Ich hätte mich freiwillig melden sollen, eine Armee gegen den Dämonenprinzen zu führen“, sagte er schließlich. „Das wäre sicherer gewesen.“

„Aber du wirst es tun“, sagte der König.

„Natürlich“, antwortete Rupert bitter. „Das war dir klar, noch ehe ich in die große Halle kam.“

„Augenblick!“ Julia trat mit ein paar schnellen Schritten zwischen Rupert und König John. „Was geht hier vor? Wer ist dieser Erzmagier?“

„Ein Hexer“, erklärte Rupert knapp. „Sehr mächtig und sehr tödlich. Schon seit Jahren im Exil. Er mag keine Besucher.“

„Du musst nicht gehen“, sagte Julia und legte ihm sanft eine Hand auf den Arm. „Du hast schon genug geleistet.“

„Nein“, sagte Rupert müde. „Vater hat recht, es ist sonst niemand da, den sie ... entbehren können.“

„Dann komme ich mit dir.“

„Äh, hört mal“, meldete sich Harald zu Wort, „ich fürchte, das kann ich nicht zulassen.“

„Schnauze, du Widerling“, sagte Julia. Harald starrte sie mit offenem Mund an, während sich die Höflinge diskret räusperten. Julia beachtete sie nicht, ihre Augen waren flehentlich auf Rupert gerichtet, doch der schüttelte entschieden den Kopf.

„Ich kann dich nicht mitnehmen. Nicht zum Dunklen Turm. Ich weiß, niemand könnte mir besser den Rücken freihalten als du, aber ich lasse nicht zu, dass du schon wieder dein Leben für mich riskierst.“

Ich habe kein Recht dazu. Du bist hier sicher ... solange du Harald einigermaßen auf Abstand hältst.“

„Aber ...“

„Nein.“ Rupert hielt ihrem Blick unbeugsam stand, bis sie wegschaute.

„Das ist nicht nett“, sagte sie leise.

„Nein“, sagte Rupert, „ist es nicht.“ Er wandte sich König John zu, der ihn eingehend musterte.

„Nun, mir scheint, zwischen dir und Prinzessin Julia haben sich so etwas wie zarte Bande entwickelt.“

Rupert nickte stumm.

„Sie ist Harald versprochen“, erklärte der König.

„Wir haben den Vertrag vor langer Zeit besiegelt.“

„Ich kenne meine Pflicht“, sagte Rupert. „Immer schon. Das ist auch der einzige Grund, weshalb ich diese Mission nicht ablehne – und noch etwas: Wenn ich mich schon auf die Suche nach dem Erzmagier mache, verlange ich ein volles Garderegiment, das mir Rückendeckung gibt.“

„Es wird morgen früh bereitstehen“, versprach König John.

„Ich verlange ferner, dass der Erste Ritter die Männer führt ...“

„Es wäre mir eine Ehre, an Eurer Seite zu reiten, Hoheit“, sagte der Erste Ritter.

„... unter meinem Befehl!“, ergänzte Rupert.

König John zögerte und nickte dann. „Es ist deine Expedition. Aber ich empfehle dir nachdrücklich, den Ratschlägen des Ersten Ritters Gehör zu schenken.“

„Solange er es bei Ratschlägen belässt“, sagte Rupert.

„Selbstverständlich, Hoheit.“ Der Erste Ritter verneigte sich.

„Er nennt mich wieder Hoheit“, dachte Rupert verdrossen. „Das deutet auf eine verzweifelte Lage hin.“

„Na schön“, seufzte er schließlich. „Herr Ritter, wir brechen morgen bei Sonnenaufgang auf. Allerdings weiß ich nicht, wie wir den Erzmagier überreden sollen, uns zurück auf die Burg zu begleiten.“

„Er ist unsere einzige Hoffnung“, sagte Grey.

„Dann solltet ihr besser anfangen, weiße Fahnen zu nähen“, fauchte Rupert.

„Ich erkläre die Diskussion hiermit für beendet“, fiel König John hastig ein, „und gestatte dem Hofstaat, sich zurückzuziehen.“

Die Höflinge steuerten unter lebhaftem Geplauder auf die breite Lücke zu, an deren Stelle sich noch vor kurzem ein massives Tor befunden hatte. Rupert wandte sich Julia zu, die ihm den Rücken zukehrte.

„Julia ...“

„Wir hätten nie in die Burg zurückkehren dürfen.“

„Ich tat, was ich für das Beste hielt.“

„Ich weiß“, sagte Julia müde. „Es ist nicht deine Schuld.“

Rupert nahm sie sanft am Arm und drehte sie um, so dass sie ihn anschauen musste. „Ich habe dich nicht vor den Dämonen gerettet, um dich an meinen Bruder zu verlieren. Komm. Ich bin müde, und morgen muss ich in aller Frühe aufstehen.“

Julia sah ihn einen Augenblick lang forschend an und lächelte dann zögernd. „Es war ein langer Tag, nicht? Gehen wir.“

„Entschuldige“, sagte Harald und schnitt Rupert elegant den Weg ab. „Aber findest du nicht, dass ich Prinzessin Julia zu ihren Gemächern geleiten sollte? Verdammt, immerhin ist sie meine Verlobte.“

„Harald“, antwortete Rupert ruhig, „ich bin jetzt nicht in der Stimmung für diese Art von Blödsinn. Ich bin selten in der Stimmung, und heute weniger denn je. Also geh mir aus dem Weg, sonst scheuere ich dir eine. Oder noch schlimmer, ich könnte Julia dabei den Vortritt lassen.“

Harald sah Julia nachdenklich an. Sie lächelte ihn strahlend an und legte die Rechte lässig auf den Schwertgriff. Harald verneigte sich vor ihr und wandte seine Aufmerksamkeit wieder Rupert zu.

„Wie tapfer du geworden bist, seit du einen

Drachen an deiner Seite weißt“, sagte er liebenswürdig. „Falls du deine Reise zum Dunklen Turm überlebst, solltest du auf schnellstem Wege heimkehren. Ich habe dich nämlich zu meinem Trauzeugen auserkoren.“ Er lachte, als Rupert die Zornesröte in die Wangen stieg. „Ich dachte mir schon, dass dir das Spaß machen würde. Wir beide sehen uns morgen, Julia. Wir haben eine Menge zu ... besprechen.“

Er trat zurück, verbeugte sich noch einmal vor beiden und rauschte majestätisch aus der großen Halle. Rupert und Julia sahen ihm nach.

„Einen netten Bruder hast du da“, sagte Julia. „Versteht sich wirklich darauf, Salz in eine Wunde zu streuen.“

„Ja“, sagte Rupert. „Dennoch sollten wir ihn mit Langmut behandeln. Er hat nicht mehr lange zu leben.“

„Warum nicht?“

„Weil ich ihn irgendwann töten werde.“

Julia kicherte vergnügt. „Darf ich mitmachen?“

Sie lachten und begaben sich zu dem schlafenden Drachen. Rupert rüttelte ihn, schrie ihm ins Ohr und boxte ihm sogar gegen die harte Stirn, aber die beiden dünnen Rauchfahnen, die von seinen Nüstern aufstiegen, zitterten nicht einmal. Mit einem Seufzer

schritt Rupert um den Koloss herum, nahm Maß, holte aus und trat ihm ins Hinterteil. Der Drache öffnete langsam die Augen, während Rupert eine Weile auf einem Bein umhertanzte und mit beiden Händen den Fuß des anderen massierte. Mürrisch wuchtete sich der Drache hoch und sah verschlafen in die Runde.

„Julia, wo sind die anderen alle?“

„Die sind alle schon weg.“

„Schade. Mein Magen knurrt allmählich. Warum hüpfst Rupert auf und ab und flucht leise vor sich hin?“

„Ich glaube, das ist eine Art Volkstanz“, erklärte Julia.

„Oh“, sagte der Drache zweifelnd, sah Rupert an und fragte: „Wo ist das Einhorn?“

„Hier“, drang eine bekümmerte Stimme hinter einem Gobelin hervor. „Immer wenn sich Rupert mit seiner Familie unterhält, kriegt er schlechte Laune und lässt sie an mir aus.“

„Komm da raus, Einhorn“, blaffte Rupert und humpelte ein paar Schritte, um sich auf Julia zu stützen.

„Seht ihr?“, fragte das Einhorn und kam vorsichtig hinter dem Gobelin hervor. „Ich schlage vor, wir gehen, nachdem nun keine Leute mehr da sind, die

ihr erschrecken könnt. Möglicherweise ist es euch entgangen, aber unsere letzte Mahlzeit liegt geraume Zeit zurück, und mein Magen glaubt allmählich, jemand habe mir die Kehle durchgeschnitten.“

„Natürlich“, sagte Rupert. „Ich besorge dir so viel Gras, wie du nur fressen kannst.“

„Oh, juchhu“, sagte das Einhorn.

Sie gingen auf das zerstörte Doppelportal zu, Rupert immer noch humpelnd und auf Julia gestützt.

„Das ist wieder mal typisch“, brummte das Einhorn.

„Was?“, fragte Rupert.

„All die Mühe, die ich mir gebe, um richtig zu humpeln, und niemand findet das auch nur erwähnenswert, während du ...“

Rupert und Julia sahen einander an, prusteten los und führten den Drachen und das nicht mehr humpelnde Einhorn aus der großen Halle.

Der König wartete, bis die Schwanzspitze des Drachen verschwunden war, ehe er sich mit einem müden Seufzer in die Kissen sinken ließ. Grey nahm langsam auf den Stufen Platz, die zum Thron hinaufführten. Seine Knie knirschten, als er sich setzte. Sowohl der König als auch der Astrologe sahen plötzlich älter aus.

„Wirkt der Thronsaal ohne Ruperts Freunde nicht

viel größer?“, fragte König John.

Grey lachte. „Ja, und stiller.“

„Mir gefällt Julia“, sagte der König. „Sie hat Mumm – und Ruperts Rechte scheint kräftiger als früher zu sein.“

„Wenigstens hat er uns diesen Darius eine Weile vom Hals geschafft.“

„Genau“, knurrte König John. „Das kommt davon, wenn man erbliche Ministerämter einführt.“

„Keine meiner besseren Ideen“, gab Grey zu. Er gähnte ausgiebig.

„Lass das!“, sagte König John. „Sonst steckst du mich an, und ich habe noch eine Menge Arbeit zu erledigen ... glaube ich zumindest.“

„Ich fürchte schon“, sagte Grey. „Zuerst einmal müssen wir alle Arrangements für Haralds Hochzeit ändern.“

Der König schloss die Augen und stöhnte laut. „Als hätten sie mich nicht schon genug gekostet!“

„Dann müssen wir uns eine Absage für die Baroness vom Eichenhoff einfallen lassen, die sie möglichst wenig kränkt.“

„Das ist schade“, sagte der König. „Nun werden die Barone mehr Schwierigkeiten machen denn je. Haben sie in letzter Zeit überhaupt noch Steuern entrichtet?“

„Keinen Heller“, sagte der Astrologe. „Sie werden nicht zahlen, solange sie glauben, ungestraft damit durchzukommen, und wir können unseren Forderungen nicht mit der königlichen Garde Nachdruck verleihen, solange die Dämonen da draußen frei herumlaufen.“

„Aber der Erste Ritter erwartet, dass sie mir eine Armee zur Verfügung stellen“, seufzte der König.

„Politik war noch nie seine starke Seite.“

„Er ist dem Thron treu ergeben“, sagte König John. „Aus diesem Grunde habe ich ihn auch zum Ersten Ritter gemacht. Aber ich muss gestehen, dass er mir nach all den Jahren immer noch Angst macht. Seine bedingungslose Treue ist fast unmenschlich. Er hat auf meinen Befehl hin über hundert Menschen getötet und kein einziges Mal nach dem Grund gefragt.“

„Wenn ein Erster Ritter anfängt, Fragen zu stellen, wird es höchste Zeit, ihn zu ersetzen“, erklärte Grey trocken.

König John lachte freudlos. „Das Leben war nicht immer so schwierig. Erinnerst du dich noch an meine Thronbesteigung?“

„Na und ob, John! Muss gut fünfunddreißig Jahre her sein, seit dir der Erzmagier die Krone aufsetzte. Damals war noch genug Gold in den Truhen, die

Barone kannten ihre Grenzen, und der Dusterwald war nicht mehr als eine Legende, ein Tuscheklecks auf den Landkarten.“

„Das ist alles schon so lange her.“ König John zupfte sich nachdenklich am struppigen, grauen Bart. „Wann begann alles schiefzugehen? Ich habe mir all die Jahre Mühe gegeben, aber für jedes gelöste Problem tauchten zwei neue auf. Als ich die Regierung übernahm, war das Waldland ein blühendes, wohlhabendes Land, eine Macht, mit der man rechnen musste. Wir hatten so große Pläne jetzt schau uns an: zwei alte Männer, die gegen die eigenen Barone kämpfen müssen, um das Reich notdürftig zusammenzuhalten.

Wir sind die letzten Vertreter der alten Ordnung, Thomas. Am Tag meiner Krönung beugten hundertfünfzig Ritter vor mir das Knie und leisteten den Lehenseid. Wo sind sie? Alle tot und verschollen, ihr Leben verschwendet in dummen, kleinen Kriegen. Alle meine tapferen Ritter ... heute ist das Rittertum aus der Mode und Ehre ein Begriff der Vergangenheit. Die Zeiten ändern sich, und ich kann und möchte mich nicht mehr mit ihnen ändern.

Es ist so lange her, dass ich wirklich einmal ruhen konnte, Thomas. Dass ich ohne Albträume schlafen konnte. Dass meine arme Eleanor starb ...“

Grey lehnte den Kopf gegen das Knie des Königs, und eine Weile saßen sie stumm da, zwei alte Freunde, die an glücklichere Tage dachten.

Schatten erfüllten die große Halle, als die Nacht hereinbrach. Des Königs Blicke wanderten durch den weiten, leeren Saal mit seinen holzvertäfelten Wänden und hochragenden Pfeilern, und Geister zogen an ihm vorbei, Geister in schimmernden Rüstungen mit feierlich erhobenen Schwertern, die ihrem König Treue gelobten. All die Helden seines Reiches, die Vollbringer großer Taten, die Rächer des Bösen ... tot und verschwunden im Nebel der Jahre. Der König starrte in die Leere, und die Geister verließen ihn einer nach dem anderen, bis nur noch sein Thron übrig blieb, sein Thron und sein Reich.

„Weißt du“, sagte König John schließlich, „es sind nicht die falschen Entscheidungen, die mich quälen. Weit mehr quält mich, dass ich tagelang die Für und Wider abwäge und dennoch oft die falsche Entscheidung treffe.“

Grey lachte leise. „Für solche Fälle hast du mich. Ich bin zwar nicht der Erzmagier, aber meine kleinen Tricks sind hin und wieder auch ganz nützlich.“

„In der Tat, Thomas.“ Der König fuhr Grey liebevoll durchs Haar. „Was täte ich ohne dich?“

Sie versanken wieder in Schweigen, und die Augen

König Johns waren grüblerisch auf das Gestern gerichtet.

„Fünfundfünfzig ist nicht alt“, sagte er plötzlich. „Ich bin vielleicht nicht mehr so jung wie früher, aber alt fühle ich mich nicht.“

„Irgendwann holt uns die Zeit alle ein“, sagte der Astrologe.

„Du scheinst dich ganz gut gegen sie zu wehren“, sagte der König säuerlich. „Sieh dich an – dein Rücken ist so gerade wie vor vierzig Jahren, und dein Haar ist noch genauso dunkel.“

„Ich färbe meine Haare.“

„Du trägst auch ein Korsett.“

„Nur manchmal.“

„Nur wenn du mal wieder hinter einem neuen Weib her bist.“ König John kicherte boshaft. „Ein Mann in deinem Alter sollte auf seine Würde achten.“

„Jeder Mensch braucht ein Steckenpferd“, entgegnete Grey selbstzufrieden.

König John grinste, aber bald darauf kehrten die gewohnten Sorgenfalten auf seine Stirn zurück.

„Was ist eigentlich mit den Baronen los? So aufsässig waren sie noch nie.“

„Das macht der Dusterwald. Die Quelle unseres Reichtums sind die Bergwerke, die unter der Aufsicht

der Barone stehen. Sie liefern das Gold, Silber und Kupfer, das unsere Wirtschaft in Schwung hält. Aber seit die Dunkelheit unaufhaltsam vorrückt, schluckt der Dusterwald eine Mine nach der anderen. Die Bergleute wagen sich nicht mehr unter die Erde. Einige Schächte mussten bereits geschlossen werden, aus Furcht vor den Wesen, die aus der Tiefe hervorbrechen könnten.“

König John runzelte nachdenklich die Stirn. „Ich hatte keine Ahnung, dass die Lage so außer Kontrolle ist.“

„Man kann nicht von dir erwarten, alles im Auge zu behalten.“

„Vielleicht, wenn ich den Baronen mehr Wachen senden würde ...“

„Unsere Leute sind ohnehin spärlich genug verteilt. Selbst das Garderegiment, das wir Rupert und dem Ersten Ritter mitgeben, können wir eigentlich nicht entbehren.“

„Ich weiß“, sagte König John. „Aber ohne dieses Zugeständnis wäre Rupert wohl wirklich nicht gegangen.“

„Ja“, lächelte der Astrologe. „Er lernt endlich ...“

Ihre Blicke trafen sich einen Moment, ehe sich König John abwandte und sorgenvoll zu Boden starrte.

„Ich bete, dass sie den Erzmagier zur Rückkehr bewegen können“, sagte er leise. „Er ist unsere einzige Hoffnung, nachdem wir hier alles verpatzt haben.“

Zweikämpfe

Dünne Nebelschleier kringelten sich träge in der eisigen Morgenluft, als Rupert im Hof sein Einhorn sattelte. Die Sonne, die eben erst am Horizont aufging, tauchte den Himmel in ein blutiges Rot. Nicht das beste Omen für die Reise. Rupert lächelte müde und musste dann so heftig gähnen, dass er sich für einen Augenblick gegen das geduldig wartende Einhorn lehnte. Nach seiner Wasseruhr hatte er fast sechs Stunden geschlafen, aber ihm kam es vor, als sei er kaum in die Kissen gesunken, als ihn ein Diener bereits wieder wachrüttelte.

Ein laues Bad und ein kaltes Frühstück hatten seine Laune nicht gebessert, der Gipfel aber war, dass ihn sein Wachtrupp geflissentlich ignorierte. Rupert fluchte leise, weil seine klammen Finger verdammte Mühe mit dem Geschirr hatten. Eine Schnalle entglitt ihm, und obwohl er den Soldaten den Rücken zukehrte, merkte er, dass einige lachten. Er

errötete, während er im sicheren Wissen, dass er das Ziel ihres Gelächters war, den Satteltgurt festzog. „Ein Witz“, dachte er wütend, „nur einer, und ich füttere dem Mann seinen Kettenpanzer, Ring für Ring!“ Rupert lächelte bitter und schüttelte den Kopf. Noch nicht durchs Burgtor, aber schon im Begriff, einen seiner Beschützer anzugreifen. Er schloss die Augen und atmete tief durch, um sich zu beruhigen. Vor ihm lag eine lange Reise, die ihm und seinen Leute jede Menge Zeit gab, eine Hackordnung aufzustellen.

Vorausgesetzt, sie lebten lange genug.

Rupert verdrängte den Gedanken und befestigte die letzten Riemen, ehe er sich umdrehte und einen lässigen Blick in die Runde warf. Fünfzig Gardisten hatten sich mit ihren Pferden im Hof versammelt; Dienstboten und Pferdeknechte hasteten dazwischen umher. Bunt gekleidete Händler standen an lodernden Kohlebecken und boten Krüge mit Met und billige Süßwaren feil, und hier und da unterhielten sich Männer leise mit Priestern, die ihre Kapuzen tief ins Gesicht gezogen hatten. Ein Dutzend Gardisten übte sich unter dem scharfen Blick des Ersten Ritters im Zweikampf. Stahl klirrte, und Kampflärm hallte von den hohen Mauern wider. Andere Gardisten sahen zu, polierten ihre

Klingen mit Öllappen und bemühten sich, möglichst kriegerisch dreinzuschauen. Rupert fand ihre offensichtliche Kompetenz beängstigend und beruhigend zugleich. Er zog seinen Umhang enger um sich und stampfte mit den Füßen, um die Zehen aufzutauen. Sein Atem dampfte in der stillen Morgenluft. Rupert runzelte die Stirn; so früh im Herbst hätte es noch nicht so kalt sein dürfen. Der Dusterwald musste näher sein, als alle annahmen ... er tastete nach seinem Schwert. Je eher diese Reise begann, desto besser.

Dennoch zögerte er. Er beobachtete die Schläge und Paraden der Gardisten, das helle Blitzen ihrer Schwerter im düsteren Burghof. Schweiß glänzte auf den Gesichtern, und ihr Atem rasselte, während sie sich immer heftiger ins Zeug legten, um den entscheidenden Stoß anzubringen, der die Haut des Gegners ritzte und Blut fließen ließ. Rupert entsann sich nur zu deutlich, wie er selbst hier gekämpft hatte, in der Kälte des frühen Morgens. Bittere Erinnerungen stiegen auf, an die verächtlichen Blicke, mit denen der Fechtmeister den ungeschickten Jungen bedacht hatte, der durch einen schlecht sitzenden Kettenpanzer geschützt und mit einem Schwert gerüstet war, das viel zu schwer schien für die dünnen Arme. Sein

Duellpartner war ein sehniger, athletischer Gardeoffizier gewesen, fast zwanzig Jahre älter und um Welten besser. Gemeinsam hatten der Fechtmeister und der Gardist Rupert allmählich zu einem Schwertkämpfer erzogen. Eine teuer erkaufte Fertigkeit, bezahlt mit Blut und Erniedrigungen. Rupert runzelte nachdenklich die Stirn. Er würde wohl nie so elegant mit der Waffe umgehen können wie Harald, aber er hatte in dieser harten Schule Tricks gelernt, die in dessen Standardlektionen nicht vorgekommen waren.

Rupert hatte nie der Versuchung nachgegeben, mit seinem Kampfgeschick zu prahlen. Hin und wieder trugen die Brüder unter den kritischen Blicken des Ersten Ritters ein Duell aus, und Rupert verlor immer. Das war sicherer. Als durchschnittlicher Kämpfer bedeutete er keine Gefahr für Haralds Position, und so ertrug er schweigend die Wunden und den Spott. Aber er vergaß sie nie. Ruperts Gedanken kehrten in die Gegenwart zurück, und er beobachtete erneut die Gardisten, die stöhnend und keuchend mit Schwert und Schild übten. Zu seiner Überraschung fand er sie längst nicht mehr so beeindruckend wie beim ersten Hinschauen. Sie waren kräftig und listig, aber Geschicklichkeit und Ausdauer ließen doch sehr zu wünschen übrig. Sie

waren gut, aber eine Woge der Erregung durchlief ihn, als er erkannte, dass er wahrscheinlich besser war.

Ruperts Miene verdüsterte sich, als er einen der Gardisten erkannte, einen drahtigen großen Mann mit finsternen Gesichtszügen. Rob Hawke war ein Meister im Schwertkampf und so erfahren und beweglich, dass er mit der Klinge in der Hand als unschlagbar galt. Er war überdies eigensinnig, hinterlistig und rebellisch und wäre ohne seine außerordentliche Begabung im Umgang mit dem Schwert längst aus der königlichen Garde geflogen. Rupert musterte ihn kritisch und überlegte, ob ihm sein Vater noch mehr solche faulen Eier untergeschoben hatte.

Eine scharfe Stimme zerriss seine Gedanken. Er drehte sich um und sah Harald neben dem Ersten Ritter stehen. Rupert fiel auf, dass sein Bruder einen Kettenpanzer und einen großen, stahlbeschlagenen Schild trug. Außerdem grinste er.

„Rupert, ich dachte, ein kleiner Schwertkampf vor der Abreise könnte dir nicht schaden – nur so zum Aufwärmen. Na, Bruder, was hältst du davon?“

„Klare Schiebung“, dachte Rupert. „Er ist gut gerüstet und ausgeruht. Ich habe nicht mal einen Schild.“

Er sah sich um, als das emsige Treiben im Burghof plötzlich zum Erliegen kam. Die Männer hatten ihre Zweikämpfe unterbrochen und beobachteten ihn gespannt. Alle schienen damit zu rechnen, dass er sich vor dem Kampf drückte. Das wäre vernünftig gewesen. Harald war in der Absicht gekommen, sich für die Demütigung zu rächen, die er vor versammeltem Hofe erlitten hatte, und ganz nebenbei den ohnehin nicht allzu großen Respekt der königlichen Garde vor ihrem neuen Führer zu untergraben. Eine gut geplante Intrige, die zu jedem anderen Zeitpunkt gelungen wäre. Aber diesmal nicht. Zum ersten Mal in seinem Leben wollte Rupert gewinnen. Er musste über seinen eigenen Eifer lachen, und zum ersten Mal schien Harald verunsichert. Die Miene des Ersten Ritters blieb ausdruckslos.

„Danke, Bruder“, sagte Rupert laut, und seine Stimme hallte gewaltig von den massiven Steinmauern wider. „Ich kann die Übung gebrauchen.“

Er kehrte Harald den Rücken zu, streifte seinen Umhang ab und warf es über den Sattel des Einhorns.

„Hältst du das für einen guten Einfall?“, brummte dieses.

„Nein“, sagte Rupert fröhlich. „Aber das spielt keine Rolle.“

„Manchmal verstehe ich dich einfach nicht.“

„Dann sind wir schon zwei.“

Das Einhorn schnaubte vernehmlich. „Sieh dich vor!“

Rupert nickte und schlenderte entspannt zu Harald hinüber, der mit dem Schwert in der Hand auf ihn wartete. Während Rupert seine Waffe zog, kamen die Gardisten näher und bildeten einen Kreis um die beiden Prinzen.

„Ich scheine dich ohne deinen Schild angetroffen zu haben“, sagte Harald heuchlerisch. „Passt schon“, antwortete Rupert. „Ich brauche keinen.“ Harald entging weder Ruperts entspannte Haltung noch seine gefasste Miene. Er warf dem Ersten Ritter einen raschen Blick zu. Der schüttelte den Kopf. „Du brauchst einen Schild“, beharrte Harald. „Es muss ein fairer Kampf sein.“

„Das wird er“, sagte Rupert. „Willst du nun reden oder kämpfen?“ Ein amüsiertes Murmeln lief durch die zuschauenden Wachen, und Harald lief tiefrot an. Er nahm Kampfhaltung an und beobachtete Rupert, der vorsichtig näher kam, über den Rand des Schildes hinweg, und seine geübten Augen schätzten Ruperts Haltung ab, suchten nach

möglichen Schwächen, die er ausnutzen konnte. Harald beherrschte eindeutig die Techniken des höfischen Duells besser als die Hiebe des echten Zweikampfs um Leben und Tod; er war verweichlicht, während Rupert der Dürstwald den letzten Schliff verliehen hatte. Rupert grinste breit, als die alte Bitterkeit in ihm aufwallte, die er empfunden hatte, wenn er freiwillig gegen Harald verlor. Diesmal stand Harald ein Kampf bevor, an den er bis an sein Lebensende denken sollte. Ruperts Grinsen wurde breiter, als er sich locker vorwärtsbewegte und mit leichten Schlägen und Stößen Haralds Verteidigung prüfte.

Eine Weile hörte man im Burghof nur das Stampfen und Scharren von Stiefeln auf dem Kopfsteinpflaster und ein gelegentliches Klirren, wenn die Klingen aufeinanderprallten. Die beiden Brüder umkreisten einander, ihr Atem dampfte in der kalten Luft, und plötzlich schnellte Harald vor. Sein Schwert fuhr in einem blitzenden Bogen herab und zielte auf Ruperts ungeschützte Rippen. Rupert parierte mit Leichtigkeit, bog die Klinge zur Seite und trat Harald gegen das Knie. Einen Augenblick lang verlor Harald das Gleichgewicht, und Rupert rammte ihm ein Knie in den Magen.

Harald krümmte sich vor Schmerz, als wolle er sich

vor seinem Bruder verneigen. Sein Atem ging rasselnd. Rupert wich blitzschnell zurück und ließ Harald Zeit, sich zu erholen. Er hatte lange auf diesen Sieg gewartet und sah keinen Grund, die Sache zu überstürzen. Die Gardisten hatten den kurzen Austausch von Grobheiten mit Getuschel kommentiert, und Rupert sah aus dem Augenwinkel, dass sie Wetten abschlossen. Er grinste, doch in diesem Augenblick begann sein Bruder mit dem zweiten Angriff. Harald hielt Schwert und Schild ruhig, aber er schonte sein linkes Bein. Rupert spürte, wie ein grimmiges Lachen in ihm aufstieg. Harald war geschlagen, auch wenn er es noch nicht wusste. Kaltblütig machte sich Rupert daran, es zu beweisen.

Sein Schwert sang durch die Luft, als er es doppelhändig niedersausen ließ, und Hieb um Hieb, Stich um Stich trieb er Harald vor sich her, immer im Kreis. Splitter flogen aus Haralds Schild, als die Klinge gegen den Rand schlug und die Deckung des Gegners durchbrach. Harald, der schon aus einem Dutzend oberflächlicher Wunden blutete, wich tänzelnd aus und zielte wutentbrannt auf Ruperts ungeschützten Kopf und Körper, aber der Jüngere wandte sein ganzes Geschick und jeden schmutzigen Trick an und fügte ihm einen Treffer nach dem

anderen zu. Rupert war der bessere Kämpfer, und jeder sah jetzt, dass er Harald eine Lektion erteilte. Die Gardisten applaudierten und feuerten ihn an, und Rupert lachte laut, als er seinen Bruder zurücktrieb. In einem plötzlichen Temperamentsausbruch drückte er Haralds Schild zur Seite, schlug ihm das Schwert aus der Hand und brachte ihn mit einem Tritt zu Fall. Dann setzte er dem hilflos am Boden Liegenden das Schwert an die Kehle.

„Gib auf“, murmelte er heiser.

„Ich gebe auf“, antwortete Harald ruhig, aber mit einem giftigen Unterton.

Rupert blickte lange auf ihn hinab, ehe er das Schwert hob und einen Schritt zurücktrat. Er hatte Harald besiegt, genau, wie er es sich all die Jahre erträumt hatte, auch wenn er das Geschehen irgendwie noch nicht richtig fassen konnte. Die applaudierenden Wachen verstummten, als Harald sich mühsam hochrappelte. Sein Schildarm hing schlaff herunter, das sonst so makellose Kettenhemd hatte Risse und Blutflecken, und das Schwert war so verbogen, dass er es achtlos liegenließ. Ohne auf das Blut zu achten, das ihm übers Gesicht lief, wandte er sich an Rupert und bedachte ihn mit einem kühlen Lächeln.

„Ich hätte dich schon vor Jahren töten sollen, Rupert. Falls du durch ein Wunder die Reise zum Dunklen Turm überlebst, dann sieh dich vor! Ich werde kein zweites Mal den Fehler machen, fair zu kämpfen.“

Er wandte sich ab, stieß die hilfreich ausgestreckten Arme der Gardisten beiseite und hinkte allein davon. Rupert sah ihm nach. Nach all den Jahren, all den Beleidigungen, all den Schmerzen hatte er Harald besiegt. Er fühlte sich nicht so befreit, wie er es sich vorgestellt hatte. Er zuckte die Achseln und grinste in die Runde seiner Wachen. Sie wirkten seltsam gedämpft, fast als warteten sie auf etwas ... plötzlich kam Rupert ein Verdacht, und er wollte eben herumfahren, als ihn eine gepanzerte Faust mit voller Wucht ins Kreuz traf und ihn zu Boden schleuderte. Er kam mühsam hoch, aber noch ehe er halbwegs wieder auf den Beinen war, grub sich ein eisenbeschlagener Stiefel in seinen Magen. Er krümmte sich auf dem kalten Boden und weinte vor Schmerz.

„Seid nie unachtsam, Rupert“, sagte der Erste Ritter ruhig. „Dieser Grundsatz sollte Euch eigentlich bekannt sein.“

Wieder schoss sein Stiefel vor, traf Rupert an der Hüfte und kickte ihn in die Füße der schweigend

dastehenden Krieger. Er kam auf ein Knie hoch und griff nach seinem Schwert.

Der Erste Ritter holte zum nächsten Tritt aus, aber diesmal war Rupert vorbereitet. Statt auszuweichen, umklammerte er den Knöchel des Angreifers mit beiden Händen und riss den Ersten Ritter zu Boden. Bis er wieder auf die Beine kam, erwartete ihn Rupert mit gezogenem Schwert.

„Schon besser“, sagte der Erste Ritter anerkennend. Sein Schwert fuhr wie der Blitz aus der Scheide und ritzte Ruperts linke Wange, doch dann musste sich der Erste Ritter mit einem Satz nach hinten in Sicherheit bringen, als Ruperts Klinge ihm das Kettenhemd über dem Brustkorb aufriss. Der Erste Ritter blickte nach unten und sah, dass Blut durch die Metallringe quoll.

„Ihr werdet alt, Herr Ritter“, sagte Rupert undeutlich. „Es gab eine Zeit, da hättet Ihr mir keine Chance gelassen, mich zu erholen.“

Der Erste Ritter lachte. „Für Euch reicht es immer noch, Junge. Los, zeigt, was Ihr könnt!“

Rupert rückte vorsichtig vor, schwang sein Schwert vor sich hin und her. Die beiden Kämpfer umkreisten einander aufmerksam und schlugen dann so unvermittelt los, dass das Auge den Bewegungen kaum zu folgen vermochte. Ihre eisenbeschlagenen

Stiefel schlugen Funken auf dem Stein. Sie trennten sich und belauerten einander von Neuem. Blut quoll aus einem breiten Schnitt auf Ruperts Stirn und lief ihm in die Augen. Im Kettenhemd des Ersten Ritters klaffte ein zweiter, dunkel verfärbter Riss. Rupert wischte sich mit dem Handrücken das Blut den Augen und konnte die Attacke des Ersten Ritters nicht rechtzeitig parieren. Frisches Blut rann ihm über den Arm und machte den Schwertgriff glitschig, und so ging der Kampf weiter. Rupert wandte jeden Trick an, den er kannte, all seine Kraft und all sein Talent vereinten sich zu einer Schwertkampf-Demonstration, die Begeisterungstürme bei den Zuschauern hervorrief. Immer wieder warf er sich gegen den Ersten Ritter, ließ sein Schwert durch die kalte Morgenluft sausen, auf und ab, auf und ab. Rupert gab alles, und es war nicht genug.

Er hatte keine Chance.

Der Erste Ritter parierte jeden Hieb, ließ Rupert sich austoben und drang dann mit einem Wirbel harter Stöße auf ihn ein, bis er übel zugerichtet und hilflos mit dem Gesicht nach unten auf dem blutverschmierten Kopfsteinpflaster lag. Er nahm verschwommen wahr, dass der Erste Ritter sich über ihn beugte, und dann traten ihm Tränen in die Augen, als eine kräftige Hand seinen Haarschopf

packte und ihn umdrehte.

„Tut mir leid, Hoheit“, sagte der Erste Ritter ruhig. „Es war ein Fehler, Harald in der Öffentlichkeit zu demütigen. Das nächste Mal wisst Ihr es besser.“ Er ließ los, und das Kopfsteinpflaster raste auf Ruperts Gesicht zu. Die Stimme des Ersten Ritters schien aus weiter Ferne zu kommen. „Wir reiten in einer halben Stunde, Hoheit. Ich erwarte, dass Ihr bis dahin reisefertig im Sattel sitzt. Wenn nicht, lasse ich Euch auf dem Einhorn festschnallen.“

Er entfernte sich ohne Eile, und die Wachen folgten ihm, bis Rupert allein zurückblieb, gekrümmt vor Schmerzen. Nach einer Weile begann das lärmende Treiben im Burghof wieder.

Lange lag Rupert einfach da, bis er Schritte in der Nähe hörte und zwei Hände ihn an den Schultern hochziehen versuchten. Er wollte aufschreien, brachte aber keinen Ton hervor und wich aus Angst vor neuen Schmerzen vor den Händen zurück.

„Liebster, was haben sie mit dir angestellt?“, fragte Julia.

Ruperts Gedanken ordneten sich. Ihm wurde klar, dass Julia neben ihm kniete.

„Was ist geschehen?“

„Ich wollte gewinnen“, murmelte er und spuckte Blut auf die Pflastersteine. „Nur ein einziges Mal.“

Kannst du mir aufhelfen?"

Langsam und schwer auf Julias ausgestreckten Arm gestützt richtete er sich auf, und sie führte ihn zur Mauer, damit er sich anlehnen konnte. Sein Schädel brummte schrecklich, aber er hielt still, während Julia ihm mit einem seidenen Taschentuch das Gesicht von den schlimmsten Kampfspuren reinigte.

„Schade um die schöne Seide“, sagte er, doch sein Lächeln misslang.

„Wer hat dir das angetan?“, verlangte Julia zu wissen. Ihre Stimme bebte vor Wut.

„Der Erste Ritter“, sagte Rupert. „Ich hätte ihm nie den Rücken zukehren dürfen.“

„Ich werde ihn töten!“, sagte Julia, und Rupert packte rasch ihr Handgelenk.

„Nein! Schon der Gedanke ist gefährlich. Er würde dich nicht töten, aber er hätte keine Bedenken, dir ein paar hässliche Narben zu verpassen, um dir eine Lektion zu erteilen. Du bist gut mit dem Schwert, Mädels, aber ich bin besser, und er hat mich fertiggemacht, ohne auch nur ins Schwitzen zu geraten.“ Er merkte, dass er ihr Handgelenk immer noch schmerzhaft fest umklammerte, und ließ sie los.

„Außer in meinem Stolz hat er mich nicht schwer getroffen, Julia. Er hat darauf geachtet, keinen echten Schaden anzurichten. Ich hätte wissen

müssen, dass er nicht zulassen würde, dass ich Harald ungestraft besiege.“

„Du hast Harald besiegt?“

„Ja.“ Rupert grinste und zuckte zusammen, als ein wenig frisches Blut ihm aus einem Riss in der Lippe in den Mund floss. „Der Ärmste sieht ziemlich ramponiert aus und kann von Glück reden, dass ich ihm nicht meine Initialen in die Haut geritzt habe.“

Julia klatschte begeistert. „Das hätte ich zu gern gesehen!“

„Blutrünstiges Weib“, knurrte Rupert und musste lachen, als sie zerknirscht nickte.

„Weshalb hat dich der Erste Ritter angegriffen?“

„Zum Teil, um mich in meine Schranken zu weisen, zum Teil, um meine Autorität bei den Wachen zu untergraben, und zum Teil, um zu beweisen, dass er immer noch der beste Kämpfer ist, selbst nach all den Jahren als Erster Ritter des Hofes. Je älter er wird, desto häufiger muss er es beweisen.“

Julia runzelte nachdenklich die Stirn. „Ich denke, ich werde mich mal mit dem Drachen darüber unterhalten.“

„Danke für die Anteilnahme, aber nein. Ich will ihn selbst schlagen.“ Rupert stieß sich von der Mauer ab und atmete tief durch, bis er wieder klar sah. Noch immer siedete Schmerz in seinen Muskeln, aber er

war erträglich. Im Dusterwald hatte er schlimmere Schmerzen gehabt. Er hielt nach seinem Schwert Ausschau, und Julia brachte es ihm, ehe er sie darum bitten konnte. Mit dankbarem Lächeln schob er es in die Scheide, dann sah er Julia zum ersten Mal richtig an.

Augenscheinlich hatte der Hof beschlossen, eine richtige Prinzessin aus ihr zu machen. Julia trug ein fließendes langes Gewand in Mitternachtsblau mit goldener und silberner Paspelierung. Juwelen blitzten auf Ringen, Armbändern und Halsketten, und man hatte ihr das Schwert weggenommen. Ihr langes, blondes Haar war nach neuester höfischer Mode aufgesteckt. Geschickt aufgetragene Kosmetik machte ihre Züge weicher. Alles in allem fand Rupert sie hübscher denn je. Auch wenn diese neue Schönheit völlig ungeeignet für einen Morgenspaziergang im schmutzigen Burghof war. „Das Kleid gefällt mir“, sagte er ernst.

„Ich sehe bescheuert aus“, brummte sie. „Fehlt nur noch eine Narrenkappe mit Glocken. Das Kleid ist zu eng, meine Schuhe bringen mich um, und diese verdammte Frisur bereitet mir Kopfschmerzen. Aber am schlimmsten ist die eklige Wollunterwäsche, die man mir aufgezwungen hat.“ Sie begann, sich heftig zu kratzen und merkte dann erst, dass sie immer

noch das blutige Taschentuch in der Hand hielt, mit dem sie Rupert das Gesicht abgewischt hatte. Sie schniefte, schob es unbekümmert in den weiten Ärmel und warf dem Prinzen einen anklagenden Blick zu. „Du hättest dich davongeschlichen, ohne Lebewohl zu sagen, was?“

Rupert zuckte hilflos die Achseln. „Ich hasse Abschiede. Sie haben so etwas Endgültiges.“

„Rupert“, sagte Julia langsam, „wie gefährlich ist dieser Erzmagier wirklich?“

„Sehr. Der letzte Bote, den wir zu ihm sandten, kam ...verändert zurück.“

„Verändert? Inwiefern?“

„Wir sind nicht ganz sicher. Erinnerst du dich an die Krokodile, die früher im Burggraben lebten?“

„Du meinst, was immer sie fraß ...“

„Wir vermuten es.“

Julia runzelte die Stirn. „Der Erzmagier ist unsere einzige Hoffnung gegen den Dusterwald?“

„Sieht so aus.“

„Dann sitzen wir so richtig in der Scheiße.“

Rupert nickte ernst, und Julia musste lachen. Er grinste, froh, dass er sie endlich aus ihrer miesen Stimmung herausgeholt hatte.

„Nun, Julia, wie kommst du mit der feinen Hofgesellschaft zurecht?“

„Ich gewöhne mich daran. Langsam.“

„In letzter Zeit jemanden geschlagen?“

„Niemanden von Bedeutung.“

Rupert lachte. „Dann ist ja alles gut.“

Sie standen eine Weile nebeneinander, ohne zu wissen, wie sie ihre Gefühle in Worte kleiden sollten. Dann beugte sich Julia vor und küsste ihn. Rupert zog sie an sich und hielt sie fest. Er spürte ihren Herzschlag an seiner Brust. Nach einer Weile gab er sie frei.

„Es ist fast Zeit zu gehen, Julia.“

„Ja.“

„Ich nähme dich mit, wenn ich könnte.“

„Ich verstehe.“

„Wartest du auf mich?“

„Klar. Hast du noch meinen Gunstbeweis?“

Rupert griff in sein Wams und zog ein sehr ausgefranstes, blutbeflecktes Taschentuch hervor. „Das Unterpfand meiner Dame. Nicht einmal für das ganze Waldkönigreich gäbe ich es her.“ Er schaute hoch und sah, dass auch in Julias Augen Tränen standen. Er wandte sich rasch ab und startete auf den überlaufenen Burghof, während er das Taschentuch wieder an der Brust verstaute. Er hörte, dass Julia dicht hinter ihn trat, und spürte ihren warmen Atem im Nacken.

„Keine Abschiedsworte, Rupert. Nur ... komm heil zurück. Sonst bin ich dir ernsthaft böse.“

Es entstand eine Pause, dann drehte sie sich um und enteilte. Er wünschte, es hätte noch etwas zu sagen gegeben, aber es gab nichts. Er legte die Hand aufs Herz und spürte den sanften Druck des Seidentüchleins unter dem Lederwams. Allem Anschein nach hatten die Minnesänger manchmal doch recht. Er grinste und schlenderte er über den Hof auf das Einhorn zu.

„Alles in Ordnung? Du bist ein bisschen rot im Gesicht.“

„Mir geht es gut. Gut.“

„Julia ist fort?“

„Ja.“

„Ich mag sie“, sagte das Einhorn.

„Ich auch“, sagte Rupert.

„Das war mir aufgefallen“, sagte das Einhorn trocken.

Rupert lachte und legte seinen Umhang wieder um. „Reisefertig?“

„Ich könnte gar nicht reisebereiter sein. Warum kommt der Drache nicht mit? Ich hatte mich an ihn gewöhnt.“

„Er ruht. Ich glaube, die Wunden, die ihm die Dämonen zugefügt haben, sind schlimmer, als er

zugibt. Der Regenbogen hätte sie heilen sollen, aber ich nehme an, er ist einfach ... nicht mehr so jung wie früher. Gestern Abend schaffte er es gerade noch bis in den Stall. Er wird mir fehlen, aber er ist der langen Reise nicht gewachsen, vom Kampf gegen die Dämonen ganz zu schweigen.“

„Dämonen?“, fragte das Einhorn scharf. „Welche Dämonen?“

„Wenn wir in den Dusterwald zurückkehren ...“

„Den Dusterwald? Kein Mensch hat mir gesagt, dass wir nochmal in den Dusterwald müssen! Das war's. Nimm mir den Sattel ab. Ich gehe nirgends hin.“

„Wir gehen nur ein ganz kleines Stück rein ...“

„Dann werden wir wohl auch nur ein ganz kleines bisschen umgebracht. Vergiss es!“

„Schau mal, Einhorn, entweder gehen wir den Erzmagier holen, oder der Dusterwald kommt und holt uns. So einfach ist das.“

„Es muss eine Alternative geben.“

„Welche?“

„Abhauen?“

Rupert tätschelte lachend den Hals des Einhorns. „Sind alle Einhörner so feige?“

„Nur die, die mit einem Funken von Verstand gesegnet sind. Der einzige Grund, warum Einhörner

so selten sind, ist, dass die meisten von uns zu doof sind, sich bei Regen unterzustellen. Oder sich von Menschen fernzuhalten.“

Rupert musterte das Einhorn nachdenklich. „Du bist mein Freund, oder?“

Das Einhorn scharrte mit den Hufen. „Ja, ich schätze schon. Ich habe mich an dich gewöhnt.“

„Ich muss in den Düsterwald zurück. Es ist meine Pflicht.“

„Ich weiß“, seufzte das Einhorn resigniert, „und mir bleibt keine andere Wahl, als dich zu begleiten.“

Rupert tätschelte wieder den Hals des Einhorns. „Danke. Ich brähe ungern ohne dich auf.“ Er runzelte plötzlich die Stirn. „Einhorn ...“

„Ja?“

„Mir ist etwas eingefallen ... wir sind nun schon so lange zusammen, und ich kenne nicht mal deinen Namen.“

Das Einhorn drehte langsam den Kopf nach hinten und startete Rupert mit einem blutroten Auge an.

„Meinen Namen? Ich bin ein Sklave, Prinz. Sklaven haben keine Namen.“

Im Burghof schien es plötzlich kälter zu sein, und Rupert schaute weg, konnte den ruhigen Blick des Einhorns nicht länger ertragen.

„Du bist kein Sklave ...“

„Nein? Du glaubst, ich trage diesen Sattel und dieses Zaumzeug freiwillig? Männer mit Stricken und Peitschen trennten mich von meiner Herde. Sie schlugen mich, bis mein Mut gebrochen war, und verkauften mich an dich. Das ist keine Sklaverei?“ Das Einhorn lachte bitter. „Du warst gut zu mir, Rupert. Ich mag dich – auf . Aber ich bin dennoch ein Sklave, und Sklaven sind namenlos. Früher hatte ich einen Namen. Als ich frei war.“ Die Stimme des Einhorns senkte sich zu einem Flüstern. „Eines Tages werde ich wieder einen haben.“

„Tut ... mir leid“, sagte Rupert hilflos. „Ich habe ... mir bisher nie Gedanken darüber gemacht.“ Er sah auf, und ihre Blicke trafen sich. „Ich habe dich in den Dusterwald geführt, wo du nur um Haaresbreite dem Tod entronnen bist. Du hättest jederzeit fliehen und mich im Stich lassen können, aber du hast es nicht getan, weil ich dich brauchte. Du bist mein Freund. Wenn du nicht mitkommen willst, ist das in Ordnung. Ich werde dich nicht zwingen. Aber ich würde mich freuen, wenn du mitkäme.“

Mensch und Einhorn starteten einander an.

„Steig auf“, sagte das Einhorn schließlich. „Wir haben einen langen Ritt vor uns.“

Rupert nickte, setzte den Fuß in den Steigbügel und schwang sich in den Sattel. Keine

vierundzwanzig Stunden zurück und schon wieder unterwegs. „Julia hat recht“, dachte er plötzlich. „Wir hätten nicht in die Burg zurückkehren sollen. Wir waren glücklich im Wald. Wir wussten nichts über Haralds Heiratskontrakt und hatten keine Ahnung vom Vormarsch der Finsternis. Ich hätte dich lieben können, Julia. Bis mir mein Bruder dazwischenkam.“

Er schüttelte den Kopf und blickte auf, als er Hufschlag hörte. Der Erste Ritter galoppierte heran und nahm neben ihm Aufstellung, aufrecht im Sattel eines Streitrosses, das an die zehn Handbreit höher war als das Einhorn. Das Tier schien die schwere Rüstung nicht als Last zu empfinden.

„Eindrucksvoll“, dachte Rupert. „Bestens geeignet für Tjosten. Aber nicht sehr sinnvoll gegen ein Dämonenrudel.“

„Rechnet Ihr mit Ärger, Herr Ritter?“, fragte er gelassen.

„Immer, Hoheit. Ich nehme an, Ihr seid aufbruchsbereit?“

„Natürlich. Ihr habt Eure Sache gut gemacht, Herr Ritter. Ich bin verletzt, aber nicht wirklich beeinträchtigt.“

„Ich versuche, professionell zu sein.“

„Eines Tages ...“

„... werdet Ihr was tun, Hoheit? Mir heimlich Gift in den Becher tun oder mich von hinten niederstechen? Das bezweifle ich; es widerspräche Eurer Natur. Ihr wollt mich im Zweikampf schlagen, so wie vorhin Euren Bruder Harald. Aber Ihr seid nicht gut genug, um mich auf diese Weise zu bezwingen.“

„Darauf würde ich nicht unbedingt wetten“, sagte Rupert ruhig. „Es gab eine Zeit, da dachte Harald genauso.“

Der Erste Ritter musterte ihn scharf, schwieg aber. Rupert hielt seinem Blick stand. Beide spürten, dass sich etwas in ihrer Beziehung verändert hatte, und zum ersten Mal wurde Rupert klar, dass er keine Angst mehr vor dem Ersten Ritter hatte. So lange Rupert zurückdenken konnte, war der für ihn die Verkörperung des Todes gewesen, ein Meuchelmörder mit kalten Augen und einem blutigen Schwert, der ihn eines Tages holen kommen würde wie so viele andere zuvor. Aber das war vorbei. Rupert hatte gegen ihn gekämpft und ihm zwei Treffer zugefügt, trotz denkbar ungünstiger Bedingungen. Auch wenn er letztlich unterlegen war, hatte in den zurückliegenden zwanzig Jahren niemand den Ersten Ritter verletzt. Der Mann war gut, sehr gut sogar, aber er war nicht unschlagbar,

und eines Tages würde Rupert den Beweis dafür antreten. Er grinste den Ersten Ritter spöttisch an, der ihn noch einmal gründlich studierte und dann sein Pferd wendete.

„Einen Augenblick, Herr Ritter!“

„Ich bin beschäftigt, Hoheit.“

„Es ist mir verdammt egal, wie beschäftigt Ihr seid, Herr Ritter. Wenn Ihr mir noch ein einziges Mal den Rücken zukehrt, lasse ich Euch enthaupten.“

Der Erste Ritter wendete sein Pferd noch einmal und ließ die Zügel los, um die Schwerthand frei zu haben. Ein Lächeln zuckte um seine Mundwinkel.

„Ich denke, Ihr überschätzt Euch, Prinz Rupert.“

„Wirklich? Gestern Abend gabt Ihr meinem Vater das Versprechen, Euch während der Reise zum Dunklen Turm meinem Befehl unterzuordnen. Wollt Ihr etwa Eurem König gegenüber wortbrüchig werden?“

Der Erste Ritter saß wie erstarrt im Sattel, und Rupert spürte, wie das Räderwerk hinter seiner Stirn arbeitete. Dann nahm der Ritter mit ausdrucksloser Miene die Zügel wieder auf. Rupert wusste, er hatte gewonnen.

„Mein Wort bindet mich, Hoheit“, sagte der Erste Ritter langsam. „Auf dieser Reise habt Ihr das Kommando.“

„Gut“, sagte Rupert und versuchte, sich seine Erleichterung nicht anmerken zu lassen. „Denn wenn Ihr noch einmal versuchen solltet, meine Autorität bei der Garde zu untergraben, werde ich Euch die Kehle durchschneiden.“

„Ihr müsst mir nicht drohen, Hoheit. Ich habe mein Wort gegeben.“

Rupert nickte. „Habt Ihr den Männern mitgeteilt, dass wir den Dusterwald betreten müssen, um zum Turm des Hexenmeisters zu gelangen?“

„Ja“, entgegnete der Erste Ritter. „Ich bin noch nie durch die lange Nacht geritten, Hoheit. Was erwartet uns?“

Rupert ließ seine Gedanken zurückwandern. Er spürte die Furcht und die Schmerzen, die seine Seele immer noch wie Ketten einschnürten. „Es ist dunkel“, sagte er schließlich. „Dunkel genug, jeden zu brechen.“

Der Erste Ritter wartete eine Weile und merkte dann, dass Rupert seine Worte nicht näher erläutern würde.

„Ich werde die Männer versammeln, Hoheit. Ihr möchtet vor dem Aufbruch sicher eine Ansprache halten.“

„Muss ich?“

Der Erste Ritter zog eine Augenbraue hoch. „Es ist

üblich, die Krieger vor dem Kampf auf die Gefahren hinzuweisen, die ihnen drohen werden.“

„Oh, ja. Also schön, lasst die Leute antreten, Herr Ritter!“

Der Erste Ritter ritt davon, und Rupert beobachtete, wie er mit ein paar lauten Befehlen Ordnung ins Gewühl der Gardisten brachte. Dann versuchte er, sich zu sammeln. Wie sollte er die Gefahren des Düsterwalds Männern erklären, die ihn noch nie gesehen hatten? Die meisten Waldeute setzten nie einen Fuß in die lange Nacht; dafür sorgte der Schlingforst. Rupert runzelte nachdenklich die Stirn; nach Auskunft des Ersten Ritters hatte die Finsternis den Schlingforst verschlungen, und Dämonen durchstreiften ungehindert das Waldland. Rupert zuckte die Achseln, und seine Hand tastete nach dem Griff des Regenbogenschwerts. Wenn alles andere versagte, musste er eben wieder einen Regenbogen beschwören.

Es dauerte eine Weile, bis sich die Krieger vor ihm versammelt hatten. Pferde stampften und wieherten ungeduldig, Atemwolken standen in der kühlen Morgenluft, und die ersten Sonnenstrahlen reflektierten golden von schimmernden Rüstungen. Das Garderegiment wirkte tüchtig und kühn, und Rupert sank ein wenig der Mut, als ihm klar wurde,

dass die Männer das wahre Grauen des Dusterwaldes nie begreifen würden, solange sie es nicht selbst erlebt hatten. Es war ein Grauen, das zu tief in seiner Seele saß, als dass er es schildern konnte, und doch musste er es versuchen.

„Der Dusterwald“, sagte er schließlich, „ist gefährlich. Immer. Selbst wenn man die Dämonen nicht sieht, sie sind da und beobachten uns. Es gibt kein Licht außer unseren Fackeln. Es gibt kein Trinkwasser und nichts Essbares außer unseren Vorräten. Ich habe den Dusterwald zweimal durchquert und bin beide Male nur knapp mit dem Leben davongekommen. Ich hatte auf der zweiten Reise einen Drachen an meiner Seite, aber das machte so gut wie keinen Unterschied.“

Er machte eine Pause und sah sich um, während das Echo seiner Stimme in der Stille des Burghofs rasch verklang. Die Männer begegneten seinen Blicken ruhig und aufmerksam, aber auch mit einer Spur von Hochachtung. Kein Mensch in der langen Geschichte des Waldes hatte den Dusterwald zweimal bezwungen und war lebend zurückgekehrt. „Ich stehe im Begriff, es ein drittes Mal zu versuchen“, dachte Rupert verdrossen. „Ich muss verrückt sein.“ Er bedachte die Gardisten vor ihm mit einem grimmigen Lächeln.

„Es ist eine mörderische Reise zum Dunklen Turm, meine Freunde, und die Aussichten, unversehrt zurückzukehren, stehen schlechter denn je in eurem Soldatenleben. Die meisten von euch werden sterben. Dennoch müssen wir es wagen; das Schicksal des Waldes hängt davon ab, dass wir den Erzmagier finden und zurückbringen. Wenn wir versagen, wird sich die Finsternis über das Land ausbreiten und unsere Heimat verschlingen. Wenn wir es schaffen, wird man bis in alle Ewigkeit Lieder über uns singen.

Ich stelle es jedem von euch frei, hierzubleiben. Der Düsterwald ist kein Ort für widerwillige Helden. Aber ihr habt einmal im Leben die Möglichkeit, etwas wahrhaftig Großes zustande zu bringen. Das Waldland und ich, wir brauchen euch.“

Er sah in die Runde und wartete mit angehaltenem Atem auf eine Antwort, und einer nach dem anderen zogen die Männer ihre Schwerter und reckten sie zum alten Treueid der Krieger hoch in die Luft. Rupert nickte, ohne zu verbergen, wie viel ihm diese Geste bedeutete, und fünfzig Schwerter rasselten zurück in die Scheiden.

„Herr Ritter?“

„Hoheit?“

„Reiten wir.“

Rupert lenkte das Einhorn auf das innere Burgtor zu. Der Erste Ritter ritt an seine Seite, und die Soldaten folgten ihnen in enger Formation. Die mächtigen Eichenflügel schwangen langsam auf, und Hufschlag hallte von den dicken Steinmauern wider, als Rupert die Männer durch den Bergfried führte. Dann hob sich das Falltor, die Zugbrücke fiel mit Gepolter über den Graben, und Rupert führte seine Schar in den Frühnebel hinaus.



Rupert fröstelte und zog seinen Umhang enger um die Schultern. Er war den ganzen Vormittag geritten, doch obwohl der Nebel sich aufgelöst hatte, wollte es nicht wärmer werden. Eine trübe, rote Sonne kämpfte gegen den bedeckten Himmel an, dessen dunkle Wolken von Sturm und Gewittern kündeten. Früher Frost hatte das Gras am Wegesrand gebleicht, und der Boden unter den Hufen des Einhorns war hart und holprig. Dunkel und kahl ragten Bäume zu beiden Seiten des Weges auf, und silbrige Spinnennetze hüllten die spärlichen Sträucher ein. Keine Tiere raschelten im Unterholz, keine Vögel sangen. Ein trostloser Nachmittag.

Der Wald lag still da, und die gedämpften Hufschläge von Ruperts kleiner Reiterschar klangen in

der unnatürlichen Stille wie eine lästige Störung.

Rupert schlug die Fäuste gegeneinander, um den Kreislauf in Schwung zu bringen, aber trotz der dicken Lederhandschuhe, die er trug, nagte die Kälte an seinen Fingern. In den Zehen hatte er kein Gefühl mehr. „Es ist doch erst Anfang Herbst“, dachte er verwirrt. So kalt war es um diese Jahreszeit noch nie gewesen. Wind peitschte ihm so eisig ins Gesicht, dass seine Wangen brannten. Rupert spürte, wie sich Starre in seinen Gliedern ausbreitete, und wusste, dass der Wind seinen Ursprung in der langen Nacht hatte. Der böse Hauch, den der Dusterwald vor sich hertrieb, legte sich wie Reif auf das Land, das die Finsternis in Bälde verschlingen würde. Rupert begann zu zittern und konnte lange Zeit nicht mehr damit aufhören.

Der Erste Ritter hob plötzlich eine Hand, und die Kolonne der Gardisten hielt ungeordnet an. Rupert zügelte sein Einhorn und sah sich rasch um, die Hand am Schwertgriff.

„Warum haben wir angehalten, Herr Ritter?“

„Wir werden beobachtet, Hoheit.“

Rupert runzelte die Stirn. „Ich sehe niemanden.“

„Sie sind hier“, sagte der Erste Ritter leise. „Sie warten auf uns.“

Lange rührte sich niemand. Die Gardisten saßen

steif auf ihren Pferden, spähten in die Schatten des Waldes und horchten auf die leisesten Geräusche. Die dünnen, geisterhaften Bäume umstanden sie dicht gedrängt und hüteten uralte Geheimnisse in der undurchdringlichen Dämmerung.

Die einzigen Laute waren das Wiehern und Schnauben der unruhigen Pferde sowie das Raunen des Windes im kahlen Geäst. Dann nahm Rupert in den Schatten weiter vorn schleichende Bewegungen wahr und spürte ein Kribbeln im Nacken.

Stahl scharfte gegen Leder, als die Gardisten ihre Waffen zogen. „Dämonen“, ging es im Flüsterton durch die Reihen, „Dämonen in den Schatten“. Auch Rupert zog sein Schwert und fluchte leise, als er merkte, dass sein Schild fest im Gepäck verzurrt war. Er versuchte, die Schnallen zu lösen, während er angestrengt in das Halbdunkel startete. Ein halbes Dutzend Ulanen kam nach vorn, um ihn und den Ersten Ritter zu flankieren. Licht reflektierte von den Schäften ihrer langen, tödlichen Speere. Rupert hielt den Schild vor sich, warf dem Ersten Ritter einen Blick zu und trieb das Einhorn vorwärts. Die Krieger setzten sich ebenfalls in Bewegung.

Dämonen im Wald. Dämonen am Tage. Der Dusterwald musste näher sein, als sie gedacht

hatten.

Rupert schüttelte rasch den Kopf, um seine Gedanken zu ordnen, rückte den Schild in eine etwas bequemere Stellung und versuchte, den Schwertgriff mit den steif gefrorenen Fingern richtig zu fassen. Dann schoss eine winzige Gestalt mit erhobenen Händen aus dem Unterholz und blieb mitten auf dem Weg vor ihnen stehen.

„Wir geben auf!“, rief sie kläglich. „Ehrlich!“

Rupert zügelte sein Einhorn so plötzlich, dass die Pferde weiter hinten ins Stolpern gerieten. Ein Verdacht stieg in ihm auf, und langsam huschte ein breites Grinsen über seine Züge, als eine ganze Schar von Goblins aus dem Unterholz hervor trippelte. Ihr Anführer warf einen Blick auf Rupert und zuckte zusammen.

„O nein. Nicht schon wieder du.“

Die anderen Goblins blinzelten Rupert kurzsichtig an und drängten sich dann schlotternd zusammen. Überall fielen Waffen zu Boden, und einige der kleineren Krieger brachen in Tränen aus.

„Freunde von Euch?“, fragte der Erste Ritter.

„Eigentlich nicht“, sagte Rupert. Er winkte den Goblin-Führer zu sich, und dieser kam zögernd näher.

„Das ist ungerecht“, sagte er bitter und funkelte Rupert an. „Ich habe Wochen damit zugebracht,

diesen Haufen krummbeiniger Idioten in eine Supertruppe zu verwandeln. Ich habe Bauern, Hirten und Kräutersammler zu stahlharten Kämpfern gemacht. Vor zwei Tagen gelang es uns, ein Dämonenrudel abzuwehren. Die Kampfmoral war nie besser – und was passiert? Du tauchst auf, und noch ehe du dein Schwert ziehst, sind alle demoralisiert. So was ist einfach ungerecht.“

„Beruhige dich!“, sagte Rupert.

„Mich beruhigen? Es reicht nicht, dass du zur Legende unter uns geworden bist – der einzige Mensch, dem es je gelang, ein ganzes Rudel von Goblin-Kriegern zu besiegen! Es reicht nicht, dass einige aus dieser Schar deinetwegen immer noch Albträume haben! Es reicht nicht, dass Goblin-Mütter seit neuestem ihren Kindern drohen, dass der böse Mensch sie holen wird, wenn sie ungezogen sind! Nein, nun verfolgst du uns auch noch mit einer ganzen Heerschar von Bewaffneten! Was machst du denn als Zugabe – den Wald in Brand stecken oder was?“

Rupert lachte. Allem Anschein nach hatten ihn die Goblins zum mächtigen Helden aufgebaut, um ihre Niederlage gegen ihn zu rechtfertigen. Vielleicht waren Legenden ja doch zu etwas nütze.

„Was tut ihr denn so weit entfernt von daheim?“,

fragte er.

Der Goblin-Führer sah ihn finster an. „Der Schlingforst ist verschwunden“, sagte er gereizt. „Die Dunkelheit kam, und plötzlich wimmelte es auf den schmalen Pfaden von Dämonen. Sie zerstörten unsere Häuser und schlachteten unsere Familien ab. Wir ergriffen die Flucht und nahmen nur mit, was wir tragen konnten. Goblins sind nicht tapfer; wir mussten nie tapfer sein. Das liegt nicht in unserer Natur. Aber nach dem, was wir gesehen haben, können einige von uns hassen.

Wir sind ein altes Volk, Herr Held, die Letzten eines längst entschwundenen Zeitalters. Damals war das Leben überschaubarer. Keine Menschen, die uns Angst einjagten, und kein Düsterwald, der unseren Wald verschlang. Ein Zeitalter, da die Magie in der Welt stark war und das kalte Eisen sicher im Schoß der Erde ruhte und noch keine Gefahr für das Kleine Volk darstellte. Dann kam der Mensch, setzte Stahl gegen unsere Bronze ein und vertrieb uns aus unserem Reich. Mit der letzten Magie, die uns geblieben war, schufen wir den Schlingforst und machten ihn zu unserer neuen Heimat. Nur wenige überstanden die Auswanderung. Wir leben lange, vermehren uns langsam und hassen Veränderungen.

Wir sind keine Kämpfer, edler Held, das liegt nicht

in unserer Natur. Wir sind nicht mal gute Wegelagerer, wie Ihr sicher noch wisst. Wir bestellen unsere Felder, hüten unsere Herden und kümmern uns nicht weiter darum, was in der Welt geschieht. Wir wollen nur in Ruhe gelassen werden. Aber nun breitet sich die Dunkelheit aus, und unsere Tage sind gezählt. Einst waren wir unzählbar. Damals lebten wir zu Tausenden im Schlingforst. Nun sind wir nur noch ein paar Hundert und haben keine Heimat mehr. Deshalb haben wir beschlossen, zur Waldburg zu ziehen. Auch wenn wir nicht sehr stark und mutig sind, auch wenn wir keine Waffen aus Stahl haben, edler Held, so können wir doch kämpfen, und falls die Burg unseren Familien Schutz bietet, werden wir sie mit unserem Leben verteidigen.“

Der Goblin-Führer sah trotzig zu Rupert auf, als er erwartete Spott oder einen Schwerthieb für die Behauptung, seine Schar sei bereit, für die Burg zu kämpfen. Ruperts Blicke schweiften über das kleine Volk, und er sah, dass die Goblins bei den Worten ihres Anführers neuen Mut geschöpft hatten. Gefasst standen sie auf dem Weg und warteten auf Ruperts Antwort. Sie waren vielleicht nicht mutig, aber sie besaßen Stolz und Würde.

„Geht zur Burg“, sagte Rupert mit rauer Stimme und räusperte sich. „Begehrt in meinem Namen

Einlass; ich bin Rupert, Prinz des Waldkönigreichs. Eure Familien werden dort sicher sein, und König John kann Krieger wie euch immer gut gebrauchen.“

Der Goblin-Führer musterte ihn scharf und nickte kurz. „Wohin seid ihr unterwegs, edler Held?“

„Wir reiten zum Dunklen Turm“, sagte Rupert. „Wir sollen den Erzmagier holen.“

Die Mundwinkel des Goblin-Führers zuckten. „Ich weiß nicht, wer mir mehr leidtut, Ihr oder er.“

Er machte auf dem Absatz kehrt und stapfte zurück zu seinen wartenden Kämpfern. Immer mehr Goblins kamen aus den Schatten des Waldes; Frauen und Kinder, beladen mit den wenigen Habseligkeiten, die ihnen geblieben waren. Der Anführer ordnete seine Gruppe unter gutem Zureden und Schimpfen zu einer mehr oder weniger gut ausgerichteten Kolonne. Langsam und ermattet setzten sich die kleinen Geschöpfe in Bewegung und zogen an den Gardesoldaten vorbei, die sie stumm und verwirrt anstarrten.

„Ich nehme an, Ihr seid diesen ... Leuten schon einmal begegnet“, sagte der Erste Ritter.

„Einige von ihnen versuchten, mich im Schlingforst umzubringen“, erklärte Rupert. „Ich musste es ihnen ausreden.“ Er merkte, dass er immer noch sein Schwert in der Hand hielt, und steckte es weg.

„Ich verstehe“, sagte der Erste Ritter. Sein Tonfall verriet, dass er log.

Rupert verkniff sich ein Grinsen und sah nach unten, als jemand ungeduldig an seinem Steigbügel zerpte. Der kleinste Goblin strahlte ihn an.

„Guten Tag, edler Held, erinnert Ihr Euch noch an mich? Ich wollte mich noch mal bedanken. Unser glorreicher Führer ist zwar ein verdammt guter Kämpfer, aber von Manieren hält er nicht sehr viel. Wohl gemerkt ist das seine einzige Schwäche. Ansonsten will ich nichts gegen ihn gesagt haben, edler Held; er hat uns sogar beigebracht, Dämonen zu besiegen. Vor gar nicht allzu langer Zeit schlugen wir ein ganzes Rudel dieser Kreaturen in die Flucht.“

„Augenblick“, unterbrach ihn Rupert. „Ihr habt gegen ein Dämonenrudel gekämpft? Wo?“

„Bei einem Ort namens Kupferstadt“, berichtete der kleinste Goblin. „Wir ham sie zu Mus zermanscht, ehrlich! Schmecken übrigens scheußlich, die Typen – nur Knochen und Knorpel. Mach dir keine Sorgen um deine Burg, edler Held, wir werden sie für dich bewachen. Wir kennen eine Menge fieser Tricks mit kochendem Öl.“

„Kann ich mir vorstellen“, sagte Rupert. „Um nochmal auf Kupferstadt zurückzukommen ...“

„Nette kleiner Ort. Ich denke an so manche Nacht,

in der meine Kumpel und ich dort Hühner und Kälber gestohlen haben. Das ist leider vorbei.“

„Weshalb?“

„Dämonen“, sagte der kleinste Goblin. „Haben dem Dorf die Eingeweide rausgerissen, oh ja. Keine Menschen mehr. Alle weg. Aber jetzt muss ich weiter, edler Held, sonst hole ich die Freunde nicht mehr ein. Gute Reise.“

„Danke, Herr Goblin. Aber denkt daran, wenn ich höre, dass ihr zwischen hier und der Burg auch nur einen rechtschaffenen Reisenden belästigt habt, Sorge ich persönlich dafür, dass man euch dem Burggraben-Ungeheuer zum Fraß vorwirft! Klar?“

„Klar“, versicherte der kleinste Goblin eilig. „Wir Wäldler müssen zusammenhalten. Keinen einzigen?“

„Keinen einzigen!“

„Spaßverderber“, sagte der Goblin. Dann feixte er, verbeugte sich rasch und hetzte hinter seinen Freunden her. Die Krieger schauten den Goblins nach, bis sie verschwunden waren, und wandten sich dann mit neuem Respekt Rupert zu. Jemand, der es schaffte, eine Schar bewaffneter Goblins einzuschüchtern, ohne auch nur die Stimme zu erheben, war ein Führer, den man ernst nehmen musste.

„Kupferstadt“, sagte der Erste Ritter langsam. „Wir

könnten gegen Abend dort sein.“

„Ihr kennt den Ort?“, erkundigte sich Rupert.

„Ein Bergwerk, in dessen Nachbarschaft eine Kleinstadt entstanden ist. Achthundert Menschen leben dort, einschließlich einer halben Kompanie Soldaten. Es kann nicht sein, dass sie der Dunkelheit zum Opfer gefallen sind.“

„Der Dusterwald muss näher sein, als wir dachten“, sagte Rupert. „Achthundert Menschen ... ich denke, wir sollten uns den Ort ansehen.“

Der Erste Ritter nickte grimmig und führte den Trupp tiefer in den Wald hinein.

Die Sonne ging rasch unter, als Rupert und der Erste Ritter in Kupferstadt einritten. In den Behausungen der Bergarbeiter brannte kein Licht, und die schmalen Gassen waren voller Schatten. Die Männer spähten ängstlich die stummen Fassaden entlang und rückten ihre Schwerter zurecht. Die Pferde warfen die Köpfe hoch und wieherten furchtsam. Rupert starrte umher, während er seine Leute durch das Städtchen führte, und die vielen unverschlossenen Fenster starteten zurück wie leere schwarze Augenhöhlen. Man sah keine Spuren von Gewalt oder Zerstörung, aber die Häuser wirkten verlassen. Irgendwo in der wachsenden Dunkelheit klapperte der Wind mit einer Tür, und da war

niemand, der sie schloss. Rupert bedeutete seinen Männern anzuhalten und zügelte sein Einhorn.

„Herr Ritter ...“

„Ja, Hoheit?“

„Haltet mein Einhorn. Ich werde mir einige dieser Häuser näher ansehen.“

„Ich wäre wahrscheinlich von größerem Nutzen, wenn ich Euch Rückendeckung gebe.“

Rupert musterte den Ersten Ritter einen Augenblick lang, dann nickte er und schwang sich aus dem Sattel. Kettenhemden rasselten, als die Gardisten ihre Waffen zogen und die Gasse an beiden Enden absperren. Rupert nahm die Laterne vom Sattelknauf und versuchte, die Kerze mit Feuerstein zu entfachen.

„Rupert ...“, sagte das Einhorn.

„Ah“, sagte Rupert, „du wirst doch nicht zu schmollen aufhören und wieder mit mir reden?“

„Ich habe nicht geschmollt. Ich habe überlegt.“

„Was denn?“

„Hauptsächlich habe ich über dich nachgedacht. Du hast dich verändert.“

„Ach ja? Inwiefern?“

„Nun, zum einen warst du früher vernünftiger. In diesen Häusern könnten sich jede Menge Dämonen verstecken.“

„Ich weiß“, sagte Rupert und grinste breit, als der Docht endlich zu glimmen begann. „Deshalb werde ich mir ja eines ansehen.“ Er schloss die Laterne und hielt sie hoch, während er vorsichtig auf das nächstgelegene Haus zuing. Das Einhorn machte Anstalten, ihm zu folgen, blieb aber stehen, als der Erste Ritter vor der weit offenen Eingangstür zu Rupert aufschloss.

„Bereit, Hoheit?“

„Bereit, Herr Ritter.“

Rupert trat leise über die Schwelle und knallte die Tür gegen die Wand, für den Fall, dass sich etwas dahinter verbarg. Nichts bremste ihren Schwung. Ein lautes Dröhnen hallte durchs Haus und entlockte der Holzdecke einen ächzenden Laut. Rupert ging weiter, dicht gefolgt vom Ersten Ritter, und sah sich um. Schmutzige Strohmatten bedeckten den Lehmbooden, auf den kahlen Steinwänden breiteten sich Wasser- und dunkle Schimmelflecken aus. Die rußgeschwärzte Feuerstelle enthielt nur Asche und ein Kohlehäufchen. Ein roh gezimmerter Tisch und vier nicht zusammenpassende Stühle, einer davon ein Kinderstuhl. Holzteller waren gedeckt wie für eine Mahlzeit. Der Raum maß bestenfalls dreimal drei Schritte, und die Decke war so niedrig, dass Rupert unwillkürlich den Kopf einzog. Der Gestank war

abscheulich.

Rupert rümpfte angewidert die Nase. „Wie können Menschen so leben?“

„Bergleute sind und bleiben arm“, sagte der Erste Ritter. „Wenn ein Bergarbeiter die vom Aufseher festgesetzten Quoten nicht erfüllt, bekommt er keinen Lohn. Wenn er die Quoten zu leicht erfüllt, schraubt der Aufseher die Forderungen nach oben, bis der Arbeiter sein Pensum nicht mehr schafft. Die Löhne sind niedrig, die Preise hoch; die wenigen Geschäfte hier befinden sich im Besitz der Aufseher. Mit dem Kupfer, das ein Bergmann an einem Tag fördert, könnte er seine Familie ein Jahr lang ernähren, aber auf Entwendung von Erz steht die Todesstrafe.“

„Das wusste ich nicht“, murmelte Rupert. „Ich ... habe einfach nie darüber nachgedacht!“

„Warum solltet Ihr auch?“, antwortete der Erste Ritter. „Ihr habt Eure Verpflichtungen, die Armen haben andere. So ist das eben.“

„Kein Mensch sollte so leben müssen“, erklärte Rupert kategorisch.

„Wir können nicht alle in Schlössern leben. Jemand muss das Metall abbauen.“

Rupert warf dem Ersten Ritter einen verdrießlichen Blick zu, dann erstarrten beide, als irgendwo über

ihnen ein Poltern zu hören war. Der Erste Ritter erreichte mit wenigen Schritten die Tür an der rückwärtigen Wand des Raumes und riss sie auf. Dahinter kam eine schmale, wacklige Stiege zum Vorschein. Er spähte ins Dunkel und stieg bedächtig die knarrenden Stufen hinauf. Rupert sah sich noch einmal in dem leeren Raum um und folgte dann dem Ersten Ritter mit gezücktem Schwert.

Die Stiege führte ins Obergeschoss; der gleiche winzige Raum, diesmal durch einen Vorhang geteilt und mit zwei einfachen Betten möbliert. Der Erste Ritter schob den Vorhang zurück und entdeckte ein Fenster, dessen dünner Holzladen im Wind schlug. Er schüttelte den Kopf, steckte die Waffe weg und schloss den Laden. Rupert musterte stirnrunzelnd die beiden Betten; sie schienen für die Nacht aufgeschlagen worden zu sein, aber niemand hatte darin geschlafen. Einen Moment lang überlegte er, ob er einen Blick unter die Bettgestelle werfen sollte, aber sie waren zu niedrig, um irgendetwas außer einem Nachttopf zu verbergen. Er hielt die Laterne hoch und spähte umher. Etwas auf dem hinteren Bett fiel ihm ins Auge, und er ging hinüber, um es genauer in Augenschein zu nehmen. Es war ein Kinderspielzeug, eine Lumpenpuppe mit ungelenk aufgemaltem Gesicht. Rupert schob sein Schwert in

die Scheide und hob die Puppe auf.

„Seht, Herr Ritter!“

Der Erste Ritter sah das Spielzeug nachdenklich an und runzelte die Stirn. „Kinder sollten um diese Zeit längst im Bett liegen.“

„Richtig. Wo also ist das Mädchen, dem diese Puppe gehört?“

Der Erste Ritter zuckte die Achseln. „Bei seiner Familie. Was auch immer hier geschah, ich würde sagen, sie gingen gemeinsam und aus freien Stücken. In diesem Haus hat kein Kampf und keine Rauferei stattgefunden.“

Rupert blickte finster drein. „Der Goblin behauptete, Dämonen hätten Kupferstadt heimgesucht.“

„Goblins“, sagte der Erste Ritter, „lügen, sobald sie den Mund aufmachen.“

Rupert schob die Puppe unter sein Wams und wandte sich dann der Treppe zu. „Durchsucht alle Häuser der Siedlung! Schickt die Gardisten los, solange wir noch etwas Licht haben.“

„Sie werden nichts finden.“

„Tut es trotzdem!“

„Ja, Hoheit.“

Der Erste Ritter folgte Rupert die Treppe hinunter; sein Schweigen war Ausdruck seines Ärgers, aber

das scherte Rupert wenig. Gut, vielleicht hatte der Goblin gelogen; wenn die Dämonen hier gewesen wären, hätte man mehr Spuren von ihnen entdecken müssen. Aber es musste einen Grund geben, warum achthundert Menschen aus ihren Häusern verschwunden waren. Irgendwo in der Stadt gab es eine Antwort, und Rupert war fest entschlossen, sie zu finden.

Er schritt durchs Haus und trat auf die Straße. Finsternis breitete sich über dem Abendhimmel aus; nur am Horizont kündete ein tieferer Streifen davon, dass die Sonne eben erst untergegangen war. Der Erste Ritter scheuchte die wartende Garde mit lauten Befehlen umher, und bald eilten die Männer mit schnellen Schritten die Gassen entlang. Das ferne Geräusch schlagender Türen hallte laut durch die stille Nachtluft, und Laternen tanzten wie Geister durch die leeren Häuser. Einer nach dem anderen kehrten die Krieger zurück – sie hatten nichts und niemanden gefunden. Kupferstadt lag still und verlassen unter dem Ebenholzhimmel.

„Dies ist eine Bergarbeiterstadt“, sagte Rupert.
„Wo ist das Bergwerk?“

„Ein Stück weiter unten, am Ende der Straße“, sagte der Erste Ritter.

Rupert schüttelte resigniert den Kopf. „Wir können

uns genauso gut dort umsehen; auf einen kleinen Umweg soll es nicht ankommen.“

„Ja, Hoheit. Es ist nicht weit, höchstens eine halbe Meile.“

Rupert sah ihn nachdenklich an. „Wie kommt es, dass Ihr Euch hier so gut auskennt?“

„Ich bin hier geboren“, erwiderte der Erste Ritter.

Eine bleiche Mondsichel schien in der sternlosen Nacht, als der Erste Ritter die Männer einen Steilhang hinab führte. Laternen hingen an jedem Sattel. Sie hoben sich golden gegen das Dunkel ab, vermochten aber kaum den Pfad zu erhellen, dem der Erste Ritter folgte. Hohe, krumme Silhouetten ragten drohend aus dem Dunkel, als sich die Gruppe ihren Weg an den spärlichen Bäumen vorbei nach unten bahnte.

Der Wind hatte sich gelegt, aber die Nachtluft war bitterkalt. Unvermittelt ging der Hang in flaches Gelände über, und der Erste Ritter zügelte sein Pferd.

„Hier, Hoheit. Die Mine.“

Rupert hielt seine Laterne hoch, aber das trübe Licht warf mehr Schatten, als es vertrieb. Das Bergwerk wirkte alt, jahrhundertealt. Ein paar verrottete Holzbauten umgaben den Haupteingang, der kaum breit genug für drei Männer nebeneinander

war. Der Erste Ritter schwang sich aus dem Sattel und blieb reglos stehen, die kalten, dunklen Augen starr auf den Eingang geheftet. Nach einer Weile stieg Rupert auch ab und trat neben ihn.

„Ich war zehn, als mich mein Vater das erste Mal mit nach unten nahm“, sagte der Erste Ritter leise. „Die Hauptader gab nicht mehr viel her, und die Barone hatten die Löhne gekürzt, um die Kosten zu senken. Meine Familie brauchte das Geld, und in der Mine gab es immer Arbeit für Kinder. Der Stollen, der zum Abbaustoß führte, war so niedrig, dass mein Vater auf Händen und Knien durchkriechen musste. Ich dagegen musste nur den Kopf einziehen. Das einzige Licht kam von den Kerzen in unseren Helmen, und der Staub, der überall umherwirbelte, machte das Atmen schwer. An jenem ersten Tag dauerte meine Schicht nur sechs Stunden, aber sie schien mir endlos.“

In jener Nacht lief ich fort. Ich hatte mich für willensstark und mutig gehalten, aber noch einen Tag in diesem Bergwerk konnte ich nicht ertragen. Das ist über dreißig Jahre her, und ich bin seither nicht mehr hier gewesen. Aber diese Mine macht mir immer noch Angst. Merkwürdig, nicht?“

Rupert warf dem Ersten Ritter einen raschen Blick zu, aber er schien fertig zu sein. Obwohl seine Züge

im Halbdunkel schwer zu erkennen waren, wirkte er ruhig und unbewegt wie immer. Der Prinz wusste nicht, warum der Erste Ritter ihm diese Dinge erzählte; sie hatten wahrhaftig kein enges oder gar freundschaftliches Verhältnis. Rupert wandte sich ab und studierte eingehend den Bergwerkseingang. Er konnte sich nicht vorstellen, dass der Erste Ritter je ein kleiner Junge gewesen war, der lachte, weinte und vor einer Finsternis floh, die ihm Angst einjagte.

„Herr Ritter!“

„Wir werden zuerst die Gebäude untersuchen“, sagte der Erste Ritter ausdruckslos und erteilte seine Befehle.

Bald darauf loderte das Licht von einem Dutzend Fackeln im Halbkreis um den Haupteingang. Männer bewegten sich geräuschlos durch das Dunkel und suchten nach einem Lebenszeichen der verschwundenen Bergleute. Die Gebäude erwiesen sich als leer, aber in dem Stollen, der vom Eingang in die Tiefe führte, entdeckte man fremdartige Schleifspuren. Rupert betrat den Stollen, kniete neben den Vertiefungen nieder und untersuchte sie im Licht seiner Laterne, so gut er konnte. Es schien, als habe etwas unvorstellbar Schweres für kurze Zeit auf dem Boden gelegen und die Erde komprimiert. Rupert runzelte die Stirn; was auch immer diese

Spuren verursacht hatte, von Dämonen stammten sie nicht. Der Erste Ritter kehrte aus der gähnenden Schwärze des Stollens zurück, und Rupert richtete sich rasch auf.

„Habt Ihr etwas gefunden?“

„Bis jetzt nicht, Hoheit. Aber sie sind irgendwo in der Mine.“

„Das ist nicht sicher, Herr Ritter.“

„Für mich schon“, antwortete der Erste Ritter ruhig. „Etwas rief sie nach unten. Etwas rief die Bevölkerung der Stadt hierher, und sie verließen ihre Häuser und strömten zur Mine. Männer, Frauen und Kinder; so viele, dass sie sich am Haupteingang anstellen mussten, bis sie an der Reihe waren. Nun warten sie irgendwo da unten auf uns.“

Rupert sah ihn von der Seite an. Wäre es nicht ausgerechnet der Erste Ritter gewesen, hätte er geschworen, dass der Mann am Rand eines Zusammenbruchs stand. Der Mann war schon immer ein wenig labil gewesen, aber ... weiter unten im Stollen schrie einer der Gardisten entsetzt auf. Rupert rannte los, dicht gefolgt vom Ersten Ritter. Der Soldat kam ihnen kreidebleich entgegen. Er hatte Schwert und Laterne verloren, hielt aber etwas in der Hand.

„Was ist los?“, fauchte ihn der Erste Ritter an. Der

Mann blieb stehen. Sein Mund zuckte, doch er brachte keinen Ton heraus.

„Was hast du gefunden?“, fragte Rupert ruhig. Der Gardist schüttelte den Kopf und überreichte Rupert wortlos einen roten Schuh. Rupert runzelte die Stirn. Er war klein, zu klein für den Schuh eines Erwachsenen. Aber er lag seltsam schwer in seiner Hand.

Rupert betrachtete das Innere und verspürte einen jähen Brechreiz. Der Kinderfuß steckte noch im Schuh, glatt abgetrennt am Knöchel. Der Schuh war rot von getrocknetem Blut. Rupert reichte den Fund an den Ersten Ritter weiter, der ihn ruhig untersuchte.

„Hast du sonst etwas entdeckt?“, fragte Rupert den Soldaten.

Der zuckte die Achseln. „Ich konnte ... ich konnte nicht viel erkennen; es war zu dunkel. Aber der Gestank ... der Gestank ist ziemlich übel.“ Er schluckte und stürzte an ihnen vorbei nach oben.

„Er ist jung“, sagte der Erste Ritter geistesabwesend. „Erster Einsatz. Hat wahrscheinlich noch nie aus Zorn oder Hass das Schwert gezogen. Er wird darüber wegkommen.“

„Ja, sicher“, brummte Rupert. Sein Magen verkrampfte sich, als der Erste Ritter den

blutdurchtränkten Schuh achtlos beiseitewarf, und er wandte rasch den Blick ab. „Die meisten Männer meiner Garde scheinen sehr jung zu sein, Herr Ritter. Ich nehme an, sie sind alle ziemlich unerfahren.“

„Ziemlich, Hoheit.“

„Kein Wunder, dass mein Vater sie mir so großzügig überließ.“

„Ihr lernt“, stellte der Erste Ritter fest.

Rupert lächelte müde, und einen Augenblick lang standen sie Seite an Seite und starrten in den schwarzen Tunnel.

„Na gut“, meinte Rupert schließlich, „hier können wir nicht mehr tun. Ich schlage vor, wir reiten zurück.“

Der Erste Ritter runzelte die Stirn. „Nach Kupferstadt?“

„Das ist besser, als im Freien festzusitzen“, sagte Rupert. „Wenn es hier Dämonen gibt, sind wir hinter Steinmauern sicherer.“

„Den Bewohnern haben sie wenig genützt“, meinte der Erste Ritter. „Seid Ihr nicht neugierig, was sich da unten im Bergwerk abgespielt hat?“

„Nicht sehr“, sagte Rupert.

„Es könnte Überlebende geben.“

„Das halte ich für unwahrscheinlich.“

„Ich auch, Hoheit. Aber es lässt sich nicht völlig

ausschließen.“

„Das nicht, Herr Ritter.“ Rupert seufzte. „Was schlägt Ihr vor?“

„Wir müssen in den Stollen vordringen“, erklärte der Erste Ritter ruhig, „und die Bergleute entweder retten oder rächen.“

Rupert begriff plötzlich, was in der Seele des Ersten Ritters vorging. Auf seine Weise empfand er die gleiche Panik vor der Mine, wie sie Rupert vor dem Dürstwald empfunden hatte, und wie Rupert wollte er sich nicht von seiner Angst abhalten lassen, das zu tun, was er für richtig hielt.

„Na gut“, sagte Rupert. „Erklärt den Männern die Lage. Vier Freiwillige sollen uns in die Tiefe begleiten. Die Übrigen sollen einen Halbkreis um den Eingang bilden und ihn mit Fackeln beleuchten. Wenn draußen Dämonen herumlungern, wird das Licht sie abschrecken.“

„Vier Freiwillige, Hoheit?“

„Wir brauchen einen Erkundungstrupp und keine Armee. Für Letzteres ist immer noch Zeit, wenn wir wissen, womit wir es zu tun haben, und wohlgemerkt: Ich lege Wert auf echte Freiwillige.“

„Natürlich, Hoheit.“ Der Erste Ritter bedachte ihn mit einem flüchtigen Lächeln und eilte zum Eingang zurück, um mit den Soldaten zu sprechen.

Rupert grinste und startete dann ins Schwarz des Tunnels. Das Dunkel startete zurück, ohne sein Geheimnis preiszugeben. Rupert zog sein Schwert und wog es in der Hand. Der Weg über den Regenbogen schien eine Ewigkeit zurückzuliegen. „Ich muss das nicht auf mich nehmen“, dachte er langsam. „Es ist dumm, mein Leben für ein paar Hundert verschollene Bergarbeiter aufs Spiel zu setzen. Die Mission, den Erzmagier zu finden, hat eindeutig Vorrang.“ Ein Seufzer des Bedauerns drang über seine Lippen. Er wusste, er hatte keine Wahl. „Nein, ich muss das nicht auf mich nehmen. Aber ich werde es. Solange auch nur die geringste Aussicht besteht, Überlebende zu finden, kann ich nicht einfach fortreiten und sie ihrem Schicksal überlassen.“ Er musterte nachdenklich sein Schwert. Wenn in den Bergwerksstollen Dämonen lauerten, konnte er immer noch den Regenbogen beschwören.

Der Erste Ritter kehrte mit vier Männern zurück, von denen jeder ein Schwert in einer und eine Laterne in der anderen Hand trug. Das zusätzliche Licht diente nur dazu, die Enge des Tunnels noch zu unterstreichen. Rupert fiel auf, dass der Erste Ritter seine Laterne zurückgelassen hatte, um mit beiden Händen die schwere Streitaxt schwingen zu können.

„Bereit, Hoheit?“

„Bereit, Herr Ritter. Ihr kennt dieses Bergwerk, also übernehmt am besten die Führung!“

„Natürlich, Hoheit.“ Der Erste Ritter schritt ruhig in den schräg nach unten führenden Tunnel, ins Dunkel. Rupert folgte ihm auf den Fersen, die Laterne hoch über den Kopf erhoben. Den Schluss bildeten die vier Gardisten. Rupert starrte besorgt auf den Rücken des großen Kämpfers. Der Mann schien grimmig entschlossen, seine einstige Angst vor der Mine zu verdrängen. Diese Haltung konnte ihn zu einer Kühnheit verleiten, die sie alle in den Tod stürzen würde.

Der Stollen fiel gleichmäßig ab. Rupert musste gebückt gehen, um nicht mit dem Kopf gegen die niedrige Decke zu stoßen. Die von Löchern und Rissen zerfressenen Wände waren hier und da von modrigen, moosbewachsenen Holzpfosten gestützt. Dicke Klumpen bleicher Schwämme quollen aus den Fugen zwischen Wand und Boden, und in der Luft lag ein schwach süßlicher Geruch. Rupert blickte finster. Der Geruch beunruhigte ihn; er kam ihm eigenartig vertraut vor. Schon bald wurde der forsche Schritt des Ersten Ritters langsamer. Er spähte zögernd umher, als quälten ihn unangenehme Erinnerungen. Rupert hörte, dass sich

die Gardisten hinter ihm im Flüsterton unterhielten, und hin und wieder stieß jemand einen unterdrückten Fluch aus, wenn er ins Stolpern geriet oder vergaß, den Kopf einzuziehen. Rupert startete angestrengt ins Dunkel, aber der Lichtschein der Laterne reichte kaum über die Gestalt des Ersten Ritters hinaus.

Unvermittelt weitete sich der Tunnel zu einer Höhle von gut dreißig Schritt Durchmesser. Etwa in ihrer Mitte klaffte ein breites Loch. Über seiner Öffnung war eine schwere Förderhaspel errichtet, von der ein dickes, robustes Tau nach unten hing. Der Erste Ritter befahl den Gardisten mit einer Handbewegung, die Kurbel zu betätigen, und Rupert erkannte das Prinzip eines simplen Lasten- und Personenaufzugs. Er beugte sich vorsichtig über den Rand des Lochs und spähte in die Schwärze. Der kränkliche Geruch wurde sofort stärker.

„Das stinkt, als läge da unten Aas“, murmelte einer der Männer angewidert, während er sein Schwert in die Scheide schob und seinen Kameraden half, die schwere Kurbel zu drehen. Das Tau wurde straff und begann sich dann langsam um die Haspel zu wickeln, als der Aufzug widerstrebend nach oben kam. Rupert trat vom Rand des Schachts zurück und verzog das Gesicht zu einer Grimasse, als er

erkannte, warum ihm der süßliche Geruch so vertraut vorkam: Es war der gleiche Fäulnisgestank, der im Düsterwald geherrscht hatte.

Er beobachtete, wie die schwere Eisenhaspel das Seil aufrollte, und versuchte auszurechnen, wie tief der Schacht ins Erdinnere führte. Nach einer Weile gab er auf, weil ihn das Ergebnis beunruhigte, und schlenderte zum Ersten Ritter hinüber.

„Ist das der einzige Weg in die Tiefe?“, flüsterte er.

„Ja, Hoheit“, sagte der Erste Ritter. „Einer der Gardisten wird als Erster nach unten fahren und die Lage peilen. Sobald er das Zeichen gibt, dass alles in Ordnung ist, werde ich nach weiteren Leuten schicken, die sich um die Winde kümmern, und wir folgen ihm.“

Rupert blickte finster. „Ich überlasse einen Mann ungenern allein seinem Schicksal.“

„Ihr seid Prinz“, sagte der Erste Ritter. „Ihr dürft Euer Leben nicht unnötig aufs Spiel setzen.“

Rupert zog spöttisch eine Braue hoch und wandte den Blick ab, weil in diesem Moment der Aufzug schlingernd aus dem Dunkel auftauchte. Einer der Männer fluchte leise, der andere schlug ein Schutzzeichen. Die aus breiten Eichenbohlen gezimmerte Plattform wirkte verschrammt und wie von Säure zerfressen, und die letzten Meter des Seils

waren schwarz angesengt. Die Soldaten ließen hastig die Kurbel einrasten, und dann erstarrten alle, als aus dem Schacht ein Laut heraufdrang, ein langgezogenes, glitschig-saugendes Geräusch, das sich zu einem dumpfen Stöhnen steigerte, so tief und grollend, dass es die Felsen der Höhle zum Erzittern brachte.

Rupert trat vor und starrte grimmig die übel zugerichtete Holzplattform an. „Haltet Euch bereit, Herr Ritter! Ich gehe runter.“

„Nein, Hoheit!“, widersprach der Erste Ritter mit fester Stimme. „Das ist zu riskant.“

„Deshalb muss ich hinunter. Wer diesen Schacht angelegt hat, ist viel zu tief in die Eingeweide der Erde vorgedrungen und hat etwas geweckt, das besser ungestört geblieben wäre. Kalter Stahl allein nützt wenig gegen die Geschöpfe der Finsternis, Herr Ritter. Man braucht ein Zauberschwert wie meines.“

Die beiden sahen einander an.

„Ihr habt gelobt, Euch meinem Befehl zu beugen“, erinnerte Rupert den Ersten Ritter leise, und der verneigte sich leicht.

„Betretet den Aufzug, Hoheit. Wir werden das Seil immer nur ein Stück abrollen. Ruft laut, wenn Ihr in Gefahr geratet, und wir ziehen Euch sofort wieder

hoch! Falls Ihr bereits so weit unten seid, dass wir Euch nicht mehr hören können, schlägt zweimal mit der flachen Seite Eures Schwertes gegen das Seil!“

Rupert nickte und trat behutsam auf die Plattform. Das Seil knarrte, aber das verschrammte Holz unter seinen Füßen gab nicht nach. „Es kann losgehen, Herr Ritter.“

„Ja, Hoheit.“ Der Erste Ritter trat zu den Männern an der Kurbel, und der Aufzug setzte sich mit einem Ruck in Bewegung.

Rupert stellte seine Laterne vorsichtig auf den Rand der Plattform, um eine Hand frei zu haben. Die Schachtwände glitten langsam an ihm vorbei, angestrahlt von dem blassgoldenen Licht. Rupert sog die feuchte Luft ein und schnitt eine Grimasse. Der Verwesungsgestank wurde stärker. Er dachte an den roten Schuh und umklammerte den Griff des Regenbogenschwerts fester. Die Plattform sank gleichmäßig in die Tiefe, und die von Laternen erhellte Höhle schrumpfte zu einem kleinen Lichtkreis. Rupert trat unruhig von einem Fuß auf den anderen und versuchte, nicht darüber nachzudenken, wie weit er noch bis zum Boden des Schachtes hatte. Er spähte in eine düstere Nische im Gestein zu seiner Linken und schrie den Männern an der Winde zu, den Aufzug anzuhalten. Die Plattform

sank noch einen Meter und kam dann jäh zum Stillstand. Rupert hielt sich am Seil fest, um nicht zu stürzen, und suchte nach der Nische, aber sie befand sich jetzt über seinem Kopf.

„Alles in Ordnung, Hoheit?“ Die Stimme des Ersten Ritters schien aus weiter Ferne zu kommen.

„Mir geht es gut!“, rief Rupert, so laut er konnte. „Zieht die Plattform wieder ein wenig hoch, ich habe etwas gefunden!“

Es entstand eine Pause, ehe der Aufzug sich nach oben bewegte. Rupert nahm die Laterne zur Hand und wartete ungeduldig, bis er auf gleicher Höhe mit dem Hohlraum war.

„Halt!“ Der Aufzug hielt mit einem Ruck, und Rupert trat an den Rand der Plattform und spähte in den Hohlraum. Ein zerbrochener Menschenschädel glänzte gelblich im Schein der Laterne. Rupert konnte nicht sagen, ob er erst seit kurzem oder schon seit Jahrhunderten da lag. So oder so war er ein böses Omen. Er wog das Schwert in der Hand und rief dem Ersten Ritter zu, die Plattform wieder abzusenken.

Der Aufzug schien Stunden abwärts unterwegs zu sein. Rupert umklammerte das Schwert so fest, dass seine Finger schmerzten. Er zwang sich, seinen Griff ein wenig zu lockern. Die Luft wurde drückend und

feucht, und der widerlich süße Gestank drehte ihm den Magen um. Immer wieder sagte sich Rupert, aus der Bergwerkssiedlung könne niemand mehr am Leben sein. Aber er brauchte Gewissheit. Er sah kurz nach oben, doch die Höhle war nur als schwacher Lichtpunkt zu erkennen, als winziger Stern in einer mondlosen Nacht. Dann prallte die Plattform gegen hartes Gestein, und Rupert fiel auf die Knie. Der Aufzug hatte endlich die Schachtsohle erreicht.

Rupert rief dem Ersten Ritter zu, er sei heil in der Tiefe angekommen, aber es kam keine Antwort. Mit einem Achselzucken verließ er die Plattform und sah sich um. Eine Reihe von Stollen zweigte von der Schachtsohle ab, die Öffnungen kaum höher als einen Meter. Rupert wählte den größten und kroch auf allen vieren in den Tunnel, die Laterne in einer Hand. Ihr blassgoldenes Licht spiegelte sich in der Feuchtigkeit, die von den dunklen Felswänden perlte. Ungeschickt robbte Rupert weiter; er verdrängte den Gedanken an die tonnenschweren Gesteinsbrocken, die über seinem Kopf hingen. Sein Rücken schmerzte von der ungewohnten Haltung, und das Schwert in seiner Hand schien immer schwerer und sperriger zu werden. Der Tunnelboden fühlte sich auf einmal matschig unter seinen Händen an. Rupert hielt inne, wie gelähmt von einem

abscheulichen Gedanken. Sein Magen rebellierte, als er nach unten sah. Er war überzeugt, dass er Blut zu sehen bekäme, aber der zähe Schleim, der den Boden bedeckte, enthielt keine Spur davon. Rupert runzelte die Stirn, stellte die Laterne ab und verrieb ein wenig von dem Zeug zwischen den Fingern; der Schleim besaß die Klarheit von Wasser und die Konsistenz von Mus. Er hielt die Finger an die Nase, roch vorsichtig und schüttelte sich vor Widerwillen. Der Schleim roch nach Tod und Verwesung.

Der Stollen schien plötzlich erfüllt von dem Geruch, und Rupert rieb die Finger gegen sein Wams, bis keine Spur von der ekligen Substanz mehr daran klebte. Er atmete flach und umklammerte Laterne und Schwert so fest, dass die Knöchel weiß hervortraten. Der Gestank und die Finsternis, die von allen Seiten auf ihn eindrangten, erinnerten ihn an den Dusterwald, und wieder vernebelte die Angst sein Denken, bis er sich allein und verloren in der Schwärze glaubte. Als Panik ihn erfasste, begann er, wild um sich zu schlagen und stieß mit den Armen gegen die Stollenwände. Der harte, unnachgiebige Fels war seltsam tröstlich, und er schöpfte neue Kraft aus dessen hartnäckiger Realität. Sein Atem beruhigte sich, und er konnte sogar darüber lächeln, dass ihn das Dunkel erneut bis an den Rand des

Wahnsinns getrieben hatte. Doch obwohl er Angst vor der Finsternis hatte, brechen konnte sie ihn nicht. Noch nicht.

Er starrte in den engen Stollen und hielt die Laterne hoch. Der Boden war mit feuchtem Schleim bedeckt, so weit er sehen konnte. Rupert nagte zögernd an seiner Unterlippe. Er wollte weiter vordringen, und sei es nur, um zu beweisen, dass er kein Feigling war, aber er befand sich auf einer Erkundungstour und hätte längst umkehren müssen, um dem Ersten Ritter zu berichten, was er entdeckt hatte. Der Schleim beunruhigte ihn. Dämonen hinterließen keine solchen Spuren. Rupert kroch rückwärts und erstarrte mitten in der Bewegung. Weit vorn im Dunkel des Tunnels sang jemand.

Die Stimme war androgyn und zog Rupert magisch an. Sie verhieß Helligkeit und Liebe, Freundschaft und Schutz, alles, was er sich sein Leben lang gewünscht hatte, und mehr. Die Stimme war sanft, mitfühlend und verführerisch, und Rupert vertraute ihr. Die Stimme rief, und Rupert kroch los. Seine Hände rutschten ab, er kippte nach vorn und schlug so hart gegen den Fels, dass ihm die Luft pfeifend aus der Lunge entwich. Er rang nach Atem, und der süßliche Gestank von Fäulnis drang ihm in die Nase und riss ihn aus seiner Benommenheit.

Rupert erstarrte vor Entsetzen, als ihm zu Bewusstsein kam, was er hier tat. Die Stimme sang immer noch, schmeichelnd und lockend, aber Rupert kämpfte gegen sie an, weigerte sich, ihren Lügen zu glauben, selbst als sie ihm die Erfüllung seiner geheimsten Träume versprach, und am Ende siegte er, wahrscheinlich deshalb, weil man ihn schon so oft im Leben belogen hatte und er ohnehin an nichts mehr glaubte, nicht einmal an seine eigenen Träume. Rupert lag ausgestreckt auf dem Tunnelboden, bedeckt von stinkigem Schleim, und begriff endlich, warum die Kupferstädter ihre Häuser verlassen hatten und in die Tiefe des Bergwerks hinabgestiegen waren.

Die Stimme hob und senkte sich dröhnend und wimmernd, als sie ihr Scheitern erkannte. Rupert hielt sein Schwert umklammert und lag vollkommen still da. Er wusste, es wäre sicherer gewesen, die Laterne auszublasen und im Dunkeln auszuharren, aber dazu konnte er sich nicht durchringen. Die Stimme quiekte, gurgelte und erstarb dann mit dem grauenvollen Saugen und Stöhnen, das Rupert schon einmal gehört hatte. Die jähe Stille schien ihm in den Ohren zu dröhnen. Er horchte angespannt. Weit weg begann ein Mädchen zu weinen.

Rupert fluchte und atmete tief durch. Es war ein

Trick, ein verdammt durchschaubarer Trick. Andererseits waren auch Kinder verschwunden, und wenn eines durch Zufall überlebt hatte und nun suchend durch die Stollen irrte ... Rupert schüttelte hilflos den Kopf, gefangen in einer Unschlüssigkeit, die ihm das Herz zerriss. Er dachte mit einem Schaudern an den roten Schuh, dann fiel ihm die Puppe ein, die er immer noch unter dem Wams trug. Er spürte, wie der Tunnelboden sie gegen seine Brust presste, und seufzte hilflos. Er hatte keine Wahl. Selbst wenn die Aussichten verschwindend gering waren, die Kleine hier unten lebend zu finden, musste er es versuchen, alles andere würde er sich nie verzeihen. Langsam drang er weiter in den Stollen vor und verzog angewidert das Gesicht, als ihm der kalte Schlamm durch die Finger quoll.

Im goldenen Schein der Laterne erkannte Rupert, dass auch die Wände und die Decke des Stollens mit dem entsetzlichen Zeug bedeckt waren. Er kämpfte sich weiter, gleitend und rutschend, und hielt krampfhaft das Schwert hoch, damit die Klinge nicht mit dem Schleim in Berührung kam. Das kleine Mädchen weinte immer noch, fern und verloren. Rupert wartete, bis sein Atem sich beruhigt hatte. Das Kriechen erschöpfte ihn, und sein Rücken tat furchtbar weh. Es schien ihm, als krieche er seit einer

Ewigkeit, aber dem Weinen war er nicht nähergekommen. Er spähte über die Schulter.

Der Tunneleingang war nicht mehr zu sehen. Er blickte nach vorn und runzelte die Stirn; der Hauptabbaubereich konnte nicht mehr weit entfernt sein. Plötzlich wurde ihm klar, dass das Weinen verstummt war. Er wartete, horchte, und es blieb still. „Sie könnte überall sein“, dachte Rupert. „Ich muss sie finden, ehe es die Stimme tut.“

„Hallo?“, rief er leise. „Wo bist du? Du musst nicht weinen, ich bin gekommen, um dir zu helfen ...“

Die Stimme schrie triumphierend, und Rupert erstarrte, als der Tunnelboden unter ihm ins Wanken geriet.

Etwas kam auf ihn zu, etwas Großes, unbeschreiblich Schweres. Ein fremdartiger Druck baute sich im Stollen auf; Wind streifte sein Gesicht. Rupert erkannte, dass es kein Kind gab, dass es nie ein Kind gegeben hatte. Tief in seiner Seele hatte er das von Anfang an gewusst; er hatte es nur nicht glauben wollen. Er krabbelte rückwärts durch den Tunnel, ohne darauf zu achten, dass er sich bei seinem hastigen Rückzug die Ellbogen an den Stollenwänden wund schlug. Die Kreatur, der die Stimme gehörte, hatte seine Laterne nicht sehen können und ihm deshalb eine Falle gestellt, damit er

sich verriet. Nun wusste sie, wo er war.

Er kämpfte sich zurück zum Tunneleingang, hin und her geworfen von dem schwankenden Fels unter ihm. Ein tiefes Klopfen und Grollen drang aus dem Dunkel, beängstigend nahe, und dann stolperte Rupert aus dem Tunnel in die Aufzughöhle.

Die Laterne flog ihm aus der Hand und rollte gefährlich flackernd über den Boden, ehe sie dicht neben der Plattform liegenblieb. Rupert warf sich auf die Plattform, riss die Laterne an sich und schrie dem Ersten Ritter zu, man solle ihn nach oben holen. Schmatzende, schlurfende Geräusche drangen aus dem Tunnel. Rupert schlug zweimal mit der Breitseite des Schwerts gegen das Seil, stellte die Laterne ab und machte sich bereit zum Kampf gegen das Ding, das ihn verfolgte. Das dumpfe, furchtbar gierige Grollen kam näher. Plötzlich ruckte die Plattform unter ihm und setzte sich langsam in Bewegung, durch den Schacht nach oben.

Rupert rief den Männern zu, schneller zu kurbeln, und umklammerte verzweifelt sein Schwert. Was immer ihn in die Tiefe des Bergwerks hatte ziehen wollen, gehörte den Mächten der Dunkelheit an, und die einzige Antwort auf Dunkelheit war Licht. Er brauchte einen Regenbogen. Er nahm sein Schwert sorgfältig in beide Hände und hob es über den Kopf.

Angst, Hass und Verzweiflung strömten in ihm zusammen, als er der Dunkelheit seine Herausforderung entgegenschrie, aber kein Regenbogen erhellte die Schwärze. Das Schwert war tot und kalt, und Rupert wusste ohne den Schatten eines Zweifels, dass er diesmal völlig auf sich selbst gestellt war. Es würde keinen Regenbogen geben. Rupert senkte das Schwert und startete es wie betäubt an. Niemand hatte ihm je versprochen, dass der Zauber mehr als einmal wirken würde; er hatte es einfach vermutet – und sich geirrt. Ruperts Hände zitterten. Panik stieg in ihm auf, und er rang nach Luft. Bis jetzt war ihm nicht klar gewesen, wie sehr er sich auf das Regenbogenschwert verlassen hatte. Das Gefühl, einen Trumpf im Ärmel zu haben, hatte ihm Mut und eine nie gekannte Sicherheit verliehen. Rupert schüttelte den Kopf, um die wachsende Panik zu verdrängen. Gut, dann war das Schwert eben keine Zauberwaffe. Er würde die Dunkelheit in der gewohnten Weise bekämpfen müssen. Das hatte er schon einmal getan; er konnte es ein zweites Mal tun. Dann ertönte direkt unter ihm ein Geifern und Stöhnen. Etwas rammte die Unterseite der Plattform, so dass er das Gleichgewicht verlor. „Kurbelt schneller!“, schrie Rupert. „Zieht mich hoch! Zieht mich hoch!“ Die Plattform schwankte

und drohte, nach einer Seite zu kippen, pendelte sich aber wieder aus, als sie an Fahrt gewann und das Geschöpf der Finsternis zurückblieb. Rupert starrte angsterfüllt in den Schacht hinauf. Der Lichtkreis der Öffnung kam näher. Es würde knapp werden. Er riss die Laterne an sich und machte sich bereit, von der Plattform zu springen, sobald sie auf gleicher Höhe mit dem Höhlenboden war. Tief im Schacht wütete das Geschöpf, stöhnte vor Hunger und Gier.

„Es folgt mir immer noch im Schacht nach oben“, dachte Rupert wie betäubt. „Was ist es? Was zur Hölle ist es?“

Die Plattform ratterte aus dem Schacht in die Höhle.

Rupert warf sich auf eine Seite und rollte sich auf dem harten Boden ab. Es gelang ihm, Schwert und Laterne festzuhalten. Er rappelte sich auf, rief den verdutzten Gardisten an der Haspel eine Warnung zu – und dann krachte etwas von unten gegen die Plattform. Die stabilen Eichenbohlen splitterten, als das Geschöpf der Finsternis aus dem Schacht hervorbrach. Silbergrau und von einem unheimlichen Lichtschein umgeben stürzte es sich auf die Männer, die nicht mal Zeit zum Schreien fanden. Zuerst dachte Rupert, es sei ein monströser Wurm, aber

nachdem es sich aus der Enge des Schachtes gezwängt hatte, sah er, wie das schimmernde Fleisch nach allen Seiten auseinander floss.

Das Lebewesen besaß keine feste Gestalt, sondern nahm die Form an, die ihm gerade am meisten nützte. Plötzlich war der Erste Ritter an seiner Seite, packte ihn an der Schulter und schob ihn mit aller Kraft in den Tunnel, der an die Oberfläche führte. Rupert erwachte aus seiner Erstarrung und rannte los, dicht gefolgt vom Ersten Ritter. Einmal blickte Rupert zurück; das perlmuttgänzende Fleisch füllte die ganze Höhle aus und quoll bereits in ihren Fluchttunnel. Rupert stieß einen Fluch aus und lief schneller. Der Erste Ritter hob die Laterne, um die Entfernung bis zum Ausgang abzuschätzen.

„Wir werden es nicht schaffen, Hoheit. Wir müssen anhalten und kämpfen.“

„Es wird uns töten!“

„Wenn Ihr einen besseren Vorschlag habt – bitte.“

Nasse, saugende Geräusche brachen sich hinter ihnen an den Felswänden; das Ding grunzte wie ein Schwein am Trog. Rupert sah sich um, während er rannte.

„Die Tunnelstützen!“, rief er. „Das Holz ist ohnehin halb vermodert; wenn wir einen Teil der Stützbalken einreißen, kracht die Decke herunter. Das müsste

das Scheusal aufhalten.“

Er kam rutschend zum Stehen und hieb mit dem Schwert auf den nächstbesten Pfosten ein. Die Klinge sank tief in das weiche Holz und steckte fest. Fluchend zog er sie heraus. Der Erste Ritter hatte die gegenüberliegende Stütze mit einem einzigen Schlag seiner Streitaxt halbiert. Rupert hieb weiter auf den widerspenstigen Pfosten ein, bis er das Holz endlich durchtrennt hatte. Die Decke knarrte einmal, und Staub rieselte in den Tunnel. Der Erste Ritter zerstörte die nächste Stütze. Rupert sah wieder den Tunnel entlang und erstarrte. Die Kreatur näherte sich schnell, schäumend und wirbelnd, eingehüllt in unheimliches graues Licht wälzte sie sich durch den Tunnel. Umschlossen in ihrem halb durchsichtigen Fleisch taumelten und rollten die schlaffen Körper der beiden Soldaten hin und her, und Rupert wusste, was den Kupferstädtern widerfahren war.

Hinter ihm hieb der Erste Ritter wieder eine dicke Stütze um, und die Decke knirschte bedrohlich. Das Geräusch riss Rupert aus seiner Erstarrung, und er hetzte den Tunnel entlang, um den nächsten Stützbalken zu kappen. Das moderige Holz zersplitterte beim ersten Streich, und die Decke sackte ein. Staub rieselte in dichten Wolken herab, als das Gestein über ihnen ins Rutschen geriet.

Rupert und der Erste Ritter rannten los, und der Tunnel stürzte geräuschvoll hinter ihnen ein. Eine dichte Staubwolke umwogte sie, als sie den Ausgang erreichten, und das Krachen der Felstrümmer war noch lange zu hören.

Rupert wankte in die frische Nachtluft und sank erschöpft zu Boden. Der Erste Ritter blieb kurz neben ihm stehen und begab sich dann zu den wartenden Männern, um ihnen zu berichten, was sich zugetragen hatte. Rupert lehnte sich an die Holzwand des Haupteingangs und horchte auf das dumpfe Rumpeln der Steine im Tunnel. Es wäre ihm schwergefallen, eine Körperstelle anzugeben, die nicht schmerzte, aber er lebte und war unversehrt. Ein breites Grinsen huschte über seine Züge. Er atmete tief durch und genoss die reine Luft nach dem entsetzlichen Fäulnisgestank der Grube. Nach einer Weile merkte er, dass er sein Schwert und die Laterne noch umklammert hielt. Er stellte die Laterne neben sich und starrte nachdenklich die Waffe an. Anscheinend war der Zauber aus dem Regenbogenschwert gewichen, und in gewisser Weise erleichterte ihn das. Als er das letzte Mal gegen die Mächte der Finsternis gekämpft hatte, war ihm ein Regenbogen zu Hilfe gekommen; diesmal hatte er sich selbst retten müssen, und das Wissen,

dass er dazu imstande war, bedeutete ihm viel. Er überlegte, ob er das Regenbogenschwert durch eine Klinge ersetzen sollte, die besser zum Nahkampf geeignet war, entschied sich aber dagegen. Das Schwert hatte einen scharfen Schliff und lag gut in der Hand. und er war es gewohnt. Rupert schob sein Schwert in die Scheide und streckte sich ausgiebig. Es fühlte sich gut an, am Leben zu sein.

Das Rumoren im Bergwerk schien kein Ende zu nehmen, und Rupert wurde unwillkürlich unruhig. Unzählige Tonnen herabgestürzten Gesteins lagen zwischen ihm und der Kreatur der Nacht. Es war unmöglich, dieses Hindernis zu überwinden. Rupert packte die Laterne, richtete sich mühsam auf und spähte ins Dunkel des Tunnels. Tief in ihm wuchs die furchtbare Ahnung, dass der Kampf noch nicht vorbei war. Er überlegte, was er von diesem Wesen wusste, und seine Miene verdüsterte sich. Es besaß keine feste Form außer der, die seine Umgebung ihm vorgab, und bewegte sich schlängelnd und wogend fort, als sei sein unnatürliches Fleisch fest und flüssig zugleich – oder etwas ganz anderes. Im Geiste sah Rupert noch einmal die Eichenbohlen zersplittern, als die Kreatur sie durchbrach, ohne eine Sekunde langsamer zu werden.

Rupert stieß einen Fluch aus. Er wusste, das Ding

war tot, zerquetscht unter Tonnen herabgestürzten Gesteins. Er wusste es, aber er musste es sehen, um ganz sicher zu sein. Er zog sein Schwert, hob die Laterne und betrat den Tunnel. Blinzelnd startete er in den Staub, der sich langsam senkte. Plötzlich stand der Erste Ritter neben ihm.

„Was habt Ihr vor, Hoheit?“

„Ich gehe ein Stück den Tunnel entlang.“

„Das ist gefährlich, Hoheit.“

„Solange dieser Tunnel nicht komplett versiegelt ist, dürfte keiner von uns sicher sein. Ich will mich nur umsehen.“

Der Erste Ritter musterte ihn und verneigte sich knapp. „In Ordnung, Hoheit. Aber wartet, bis ich ein paar Männer ausgewählt habe, die uns begleiten.“

„Nein!“ Rupert war über das Ungestüm seiner Reaktion selbst erschrocken, und als er weitersprach, klang seine Stimme ruhig und beherrscht. „Wir haben bei unserer ersten Erkundung des Bergwerks vier Leute mitgenommen, Herr Ritter. Sie waren tot, noch ehe ich dazu kam, sie nach ihrem Namen zu fragen. Der Rest der Tunneldecke könnte jeden Augenblick einstürzen, und ich will nicht noch mehr Menschenleben unnötig aufs Spiel setzen. Ich kehre nur um, weil ich mir Gewissheit verschaffen muss.“

„Dann komme ich mit Euch“, sagte der Erste Ritter.

„Auch ich brauche Gewissheit.“

Rupert nickte und betrat den schräg abfallenden Tunnel, Seite an Seite mit dem Ersten Ritter. Die Luft war immer noch voller Staub, und Decke und Wände knirschten bedrohlich. Rupert und der Erste Ritter hatten die Einsturzstelle bald erreicht, eine unregelmäßige Barrikade aus Gesteinsbrocken, Erde und geknickten Holzbalken. Der Erste Ritter sah sich misstrauisch um, während sich Rupert vorsichtig der unüberwindlichen Barriere näherte. Er stach hier und da mit dem Schwert in den Trümmerhaufen, aber nichts gab auch nur einen Zentimeter nach. Stille herrschte in dem engen Tunnel, nur gelegentlich unterbrochen von einem leisen Wispern, wenn Erde durch Risse in der eingesackten Decke rieselte.

„Kommt zurück, Hoheit!“, sagte der Erste Ritter ruhig. „Es ist vorbei.“

„Nein“, antwortete Rupert, „das glaube ich nicht. Ich höre etwas ... da unten bewegt sich etwas.“

Er wich zurück, den Blick immer noch auf das Geröll gerichtet, als ein Felsblock am oberen Rand der Barriere ganz langsam nach vorn kippte und in den Tunnel krachte, und durch die Lücke, die er hinterließ, quoll ein Strang silbrig glänzenden Fleisches. Von jenseits des Hindernisses kam ein ohrenbetäubendes Geheul, erfüllt von Triumph und

Blutgier, das sich zu einem sonoren Brüllen steigerte. Der Erste Ritter hob die Streitaxt, senkte sie mit einem Achselzucken und sah Rupert unschlüssig an.

„Was sollen wir gegen diese Kreatur ausrichten, wenn ihr der Deckeneinsturz nichts anhaben konnte, Hoheit? Verschwinden wir! Falls es uns gelingt, die Pferde zu erreichen, können wir uns möglicherweise den nötigen Vorsprung verschaffen.“

„Nein!“, blaffte Rupert. „Wir müssen es hier aufhalten! Im Tunnel hat das Ding wenigstens eine überschaubare Größe. Wenn es aber ins Freie gelangt ...“

Der Erste Ritter nickte. Plötzlich huschte ein Grinsen über sein Gesicht. „Ich habe noch nie etwas davon gehalten, vor einem guten Kampf davonzulaufen. Wie lauten Eure Befehle, Hoheit?“

Das Hindernis begann, sich aufzulösen, als leuchtendes, silbergraues Fleisch die kleineren Felsbrocken umhüllte und verschlang. Immer näher flutete das gestaltlose Wesen, während Rupert verzweifelt überlegte, was sie tun sollten. Es war eine Kreatur der Finsternis, und die Finsternis wich dem Licht. Das Regenbogenschwert hatte ihn im Stich gelassen, aber die Laterne vielleicht ... mit einem Sprung war er an der Barriere und schob die Laterne vorsichtig in den Weg eines tastenden

Silbertentakels. Ohne sich um das Licht zu kümmern, schnellte das Tentakel in Ruperts Richtung. Er schwang das Schwert mit beiden Händen, und die Klinge durchschnitt das fahle Fleisch ohne erwähnenswerten Widerstand. Rupert lächelte grimmig, als das abgetrennte Ende zu Boden klatschte, doch im gleichen Moment stieß der Erste Ritter einen Warnschrei aus, und Rupert fuhr herum. Breite Risse taten sich in dem Hindernis auf, und das Geschöpf brach an einem Dutzend Stellen gleichzeitig durch. Rupert und der Erste Ritter wichen zurück, und das Ding floss hinter ihnen her. Ein Silbertentakel glitt über die Laterne und hüllte sie in Sekundenschnelle ein, und Ruperts Mut sank. Dann brüllte das Geschöpf und schleuderte das Tentakel von sich, als das silbrige Fleisch plötzlich in Flammen stand. Das abgelöste Glied zuckte schwach, während das Feuer es rasch verzehrte und nur einen widerwärtigen Gestank zurückließ. „Natürlich“, dachte Rupert und unterdrückte ein wildes Lachen. „Feuer – der älteste Verbündete des Menschen gegen die Nacht.“

„Öllampen!“, schrie er dem Ersten Ritter zu. „Holt mir ein paar Öllampen!“

Der Erste Ritter nickte kurz und rannte zurück zum Eingang. Rupert hob sein Schwert und studierte die

Kreatur in dem grauen Licht, das von ihr selbst ausging, voller Misstrauen.

In der Barriere, die den Tunnel blockierte, klaffte ein Dutzend Spalten, und das silbrige Fleisch quoll unaufhaltsam durch die Zwischenräume. Felsbrocken, Erde und Holz knirschten bedrohlich, als das Ding sein gewaltiges Gewicht gegen das Hindernis presste, und Rupert wusste, dass es nur noch kurze Zeit dauern konnte, ehe der Wall einstürzte und der Feind sich wie eine Springflut durch den Tunnel wälzte. Falls der Erste Ritter bis dahin nicht zurück war, hatte er selbst nicht die geringste Hoffnung auf Flucht. Rupert trat vorsichtig den Rückzug an, doch schon nach wenigen Schritten kam ihm der Erste Ritter mit einem Dutzend Männern entgegen, die alle Öllampen trugen.

„Gut“, sagte Rupert knapp. „Schüttet das Öl auf den Boden und lauft dann zurück, um neue Lampen zu holen! Bewegt euch, wir haben nicht viel Zeit!“

Die Soldaten warfen einander besorgte Blicke zu, aber sie gehorchten, und schon bald breitete sich auf dem Tunnelboden eine riesige Öllache aus. Jenseits der Barriere stöhnte die Kreatur der Finsternis, begleitet vom Knirschen und Poltern der Gesteinsbrocken. Rupert schickte die Männer nach oben und musterte den Ölteppich zwischen ihm und

dem Ding.

„Glaubt Ihr, das reicht, Herr Ritter?“

„Wenn nicht, werden wir es bald merken, Hoheit.“

Rupert wandte sich lachend dem Ersten Ritter zu.

„Gebt mir Eure Laterne und geht dann zu den anderen!“

„Das Öl in Brand zu stecken ist meine Aufgabe“, erklärte der Erste Ritter ruhig.

„Diesmal nicht.“

Die beiden sahen einander an, und der Erste Ritter verbeugte sich knapp.

„Ich warte am Eingang, Hoheit. Bleibt nicht zu lange!“

Rupert nickte dankbar. Der Erste Ritter drehte sich um und stapfte wortlos zum Ausgang. Rupert schob seine Waffe in die Scheide, kniete neben der Öllache nieder und beobachtete, wie die Barriere langsam zerbröckelte. Er wusste selbst nicht genau, warum er den Ersten Ritter weggeschickt hatte; er wusste nur, dass er diese Mission selbst erfüllen musste, und sei es nur, um sich zu beweisen, dass er kein Zauberschwert brauchte, um tapfer zu sein. Die Felsen und Erdbrocken der Barriere verrutschten. Rupert öffnete die Laterne und holte den brennenden Kerzenstummel heraus, dann zögerte er.

Wenn er sich bückte, um die Öllache mit der Kerze zu entfachen, loderte möglicherweise eine Stichflamme auf, die ihn erfassen konnte; wenn er dagegen die Kerze aus einiger Entfernung in das Öl warf, würde der Luftzug sie vermutlich auslöschen. Da durchbrach das Geschöpf mit lautem Triumphgeheul den Schutt und wälzte sich den Tunnel entlang auf ihn zu.

Rupert sah der Flut ängstlich entgegen. In der silbrig glänzenden Masse trieben dunkle Schatten, die einst Menschen gewesen waren, manche nicht größer als Kinder. Dieser Gedanke lieferte ihm die Antwort, und Rupert grinste breit, als er mit zitternden Fingern in sein Lederwams griff und die Stoffpuppe hervorzerzte, die er in dem verlassenen Haus gefunden hatte. Er tauchte ihren Kopf ins Öl, stand auf und hielt die Kerze an die Lumpenhaare, bis sie in hellen Flammen standen. Rupert sah auf. Die Kreatur hatte ihn fast erreicht. Sie füllte den Tunnel vom Boden bis zur Decke und von Wand zu Wand. Das dumpfe Stöhnen hatte einen erregten Rhythmus angenommen, der ihm durch Mark und Bein ging. Rupert warf die brennende Puppe ins Öl, wandte sich um und rannte zum Ausgang.

Eine Hitzewoge versengte ihm den Rücken, als die Lache Feuer fing. Der Stollen war plötzlich taghell

erleuchtet, und dann begann das Ding so schrill und laut zu kreischen, dass Rupert entsetzt stehenblieb und beide Hände gegen die Ohren presste. Er blickte zurück und sah die Kreatur der Finsternis brennen, heller als die hellste Lampe. Sie wand sich und bäumte sich auf, während die Flammen sie von innen her zerfraßen. Sie versuchte, in den Tunnel zurückzuweichen, aber das Feuer folgte ihr, und die Flammen loderten noch heller, bis Rupert in dem gleißenden Licht kaum noch etwas sehen konnte. Er hastete weiter, getrieben von der sengenden Hitze. Plötzlich erfasste ihn die Druckwelle einer großen Explosion, schleuderte ihn ein Stück durch den Tunnel, und dann war alles dunkel.

Eine Weile lag er reglos auf dem Tunnelboden, erleichtert, dass er noch am Leben war. Sein Kopf schmerzte, und seine Ohren dröhnten vom Explosionsknall, aber ansonsten schien er unversehrt zu sein. Er rappelte sich mühsam auf, halb erstickt von dem dichten, beißenden Rauch, der den engen Tunnel füllte, und tastete sich durchs Dunkel zurück zum Ausgang. Die wartenden Soldaten jubelten ihm zu, als er ins Freie stolperte, und Rupert hob matt die Hand, ehe ihm die Knie nachgaben und er sich niederkauerte, um nicht nach vorn zu kippen. Rupert lehnte sich mit dem Rücken an eine Mauer und

schloss ermattet die Augen. Er fand, er habe eine kleine Ruhepause verdient. Der Erste Ritter trat neben ihn und legte ihm eine Hand auf die Schulter.

„Ich gehe davon aus, dieses Ding hat gebrannt, Hoheit.“

„Ja“, sagte Rupert, „es hat gebrannt.“

„Glaubt Ihr, es ist tot?“

„Man sagt, Feuer läutert. Nein, Herr Ritter, es ist nicht tot. Wir haben es verwundet und zurückgetrieben, zurück in die Tiefe, in die Dunkelheit, in die geheimen Schlupfwinkel der Erde, aus denen es hervorkroch.“

Rupert erhob sich mühsam, linste kurz in den Eingang des Bergwerks und wandte sich ab. Der kühle, frische Wind, der hier draußen wehte, trug den Gestank von Fäulnis und Verwesung fort wie eine flüchtige Erinnerung.

„Dass Ihr freiwillig und allein zurückbleibt, um das Öl in Brand zu stecken, war sehr mutig, Hoheit“, sagte der Erste Ritter.

Rupert zuckte verlegen die Achseln. „Wir wollen Eure Tapferkeit nicht vergessen, Herr Ritter.“

„Ich habe nur meine Pflicht getan.“

Rupert dachte an die Furcht, die das Bergwerk dem Ersten Ritter eingeflößt hatte, schwieg aber.

„Schade, dass wir niemanden aus der

Bergarbeitersiedlung retten konnten“, meinte der Erste Ritter.

„Wir kamen zu spät“, erklärte Rupert. „Keine schöne Heimkehr für Euch, nicht wahr?“

Der Erste Ritter ließ die Blicke über die eifrig hin und her laufenden Männer schweifen. Seine Miene war geheimnisvoll wie immer. „Meine Heimat war und ist die Waldburg. Was befiehlt Ihr in Sachen Kupfermine, Hoheit?“

„Die Männer sollen auch den Rest des Tunnels niederreißen und den Eingang vollständig verbarrikadieren, Herr Ritter! Ich bezweifle, dass wir diese Kreatur damit für immer einsperren können, aber wir verhindern zumindest, dass sie weitere Opfer in die Tiefe lockt.“

Der Erste Ritter nickte und entfernte sich, um den Gardisten die entsprechenden Befehle zu erteilen. Rupert blickte ihm nach und legte die Hand auf das Heft des Regenbogenschwerts. Nun, da sich die Wunderklinge als nutzlose Waffe gegenüber der Dunkelheit erwiesen hatte, war es wichtiger denn je, den Erzmagier zur Rückkehr zu bewegen.

Rupert hob zitternd den Kopf und betrachtete die Sichel des zunehmenden Mondes. Sie wies schwache bläuliche Schatten auf, wie die ersten Anzeichen von Ausatz.

Verbündete

Prinzessin Julia wanderte ungeduldig im engen Vorzimmer der großen Halle auf und ab. Das Warten zehrte an ihrem Gemüt. Der König hatte sie eine halbe Stunde zuvor holen lassen, aber nun blieb das Portal fest verschlossen, obwohl sie mehrmals laut gerufen und gegen die Türflügel getreten hatte. Julia warf sich zu Tode gelangweilt in einen Ohrensessel und bedachte die Welt mit finsternen Blicken. Es gab niemanden, mit dem sie reden konnte, nichts zu tun, und da man sämtliche Porträts abgehängt hatte, konnte sie sich die Zeit nicht einmal mit Zielübungen totschiagen. Julia seufzte angewidert, verschränkte die Arme und wünschte Rupert Pest und Hölle an den Hals, weil er allein losgeritten war.

Er war jetzt knapp drei Monate fort, und Julia vermisse ihn stärker, als sie sich eingestehen wollte. Sie hatte ihr Bestes versucht, um sich in das Leben am Hof und die feine Gesellschaft einzugewöhnen,

aber wie so oft zuvor war ihr Bestes nicht gut genug gewesen. Ihre Angewohnheit, jeden zu Klump zu schlagen, der dumm genug war, sie zweimal zu beleidigen, hatte ihr einen gewissen widerwilligen Respekt, aber kaum Freunde eingetragen. Die Damen ihres Alters und Standes waren anfangs bemüht gewesen, sie in ihrem Kreis aufzunehmen, aber sie hatten herzlich wenig mit Julia gemeinsam. Ihr Zeitvertreib beschränkte sich auf Klatsch, Mode und die aussichtsreichsten Methoden, sich einen reichen Gemahl zu schnappen, während Julia Romanzen und Hofintrigen egal und modische Schuhe ein Gräuel waren, weil sie ständig drückten, und sie neigte zu Gewaltausbrüchen, wenn jemand ihre bevorstehende Hochzeit mit Prinz Harald auch nur mit einem Wort erwähnte. Viel lieber ging sie reiten und jagen oder übte sich im Schwertkampf, in den Augen der anderen Damen alles mehr oder weniger skandalträchtige Beschäftigungen. Das sei nicht damenhaft, hieß es, worauf Julia eine extrem drastische Antwort gab und sämtliche junge Damen plötzlich zwingende Gründe erfanden, um sich zurückzuziehen.

Danach ließ man Julia weitgehend in Ruhe.

Anfangs verbrachte sie viel Zeit damit, die Burg zu erforschen. Sie fand schnell heraus, dass dieselbe Tür

nicht unbedingt immer in denselben Raum führte, dass es Ein- und Ausgänge gab und längst nicht alle Türen beides zugleich waren und dass manche Korridore da endeten, wo sie begonnen hatten, wenn man nicht genau aufpasste. Julia fand das alles ungemein spannend, aber zu ihrem Leidwesen verliebte sie sich des Öfteren, und nachdem König John sie das vierte Mal nur mit Hilfe eines Suchtrupps aufgestöbert hatte, musste sie versprechen, sich nicht mehr ohne Spürer von den Hauptkorridoren zu entfernen. Damit war die Sache praktisch gelaufen.

Wie ihr Vorgesetzter, der Seneschall, der sich um den Burgalltag kümmerte, besaßen die Spürer einen beinahe mystischen Orientierungssinn. Das hieß im Klartext, dass sie sich nie verirrt und ganz genau wussten, wo sich jeder beliebige Raum zu jeder beliebigen Zeit befand. Auf einer Burg, deren Himmelsrichtungen davon abhingen, welcher Wochentag gerade war, erfreuten sich solche hochbegabten Leute natürlich einer enormen Wertschätzung, was wiederum zur Folge hatte, dass sie selten zur Verfügung standen, wenn man sie dringend brauchte. Julia gab ihre Streifzüge auf und vertrieb sich die Zeit wieder damit, die Angehörigen der königlichen Leibgarde zum Duell zu fordern.

Daraufhin stellte der König eine Anstandsdame für

sie ab. Julia fand schnell heraus, dass man mit dieser reizenden älteren Dame mit den grauen Löckchen am besten fertig wurde, indem man sie ständig auf Trab hielt. Nach drei Tagen, an denen sie sich die Füße wundgelaufen hatte, um Julia mehr oder weniger auf den Fersen zu bleiben, erklärte die würdige Matrone König John rundheraus, die junge Prinzessin brauche keine Anstandsdame, da es keinen Mann im ganzen Schloss gebe, der ihr folgen könne.

Was nicht hieß, dass es keiner versuchte. Der Hauptbewerber war natürlich Harald, der sich einzubilden schien, der vor langer Zeit geschlossene Ehevertrag gewähre ihm schon jetzt gewisse Rechte auf ihre Person, wenn schon nicht ihre Zuneigung. Ein paar kräftige linke Haken lehrten ihn, auf Distanz zu bleiben, und wirkten Wunder, was seine Reflexe anging, aber offenbar betrachtete er das Ganze als Teil des alten Spiels „Was sich liebt, das neckt sich“ und bedrängte sie weiter. Julia vermutete, dass sie sich geschmeichelt fühlen sollte, aber dem war nicht so. Harald konnte durchaus charmant sein, wenn er sich anstrengte; Julia allerdings ließ sich weder von seiner Muskelprotzerei noch von plumpen Andeutungen über seinen Wohlstand und seine künftige Stellung als Herrscher des Waldkönigreichs

beeindrucken. Stattdessen gab sie ihm durch zarte Winke, einen gelegentlichen Tritt oder den Versuch, ihn über die Brustwehr zu schubsen, zu verstehen, was sie für ihn empfand. Zu ihrem Leidwesen kam die Botschaft nicht bei ihm an. Julia mied Harald, so gut sie konnte, und die meiste Zeit herrschten zwischen ihnen eine Art Waffenstillstand und das stillschweigende Einverständnis, nie das Wort Hochzeit auszusprechen.

Aber das änderte nichts daran, dass sie sich langweilte und einsam fühlte. Die Hofdamen sprachen nicht mit ihr, die Höflinge sahen betont an ihr vorbei, und die Gardisten wollten sich nicht mehr mit ihr duellieren, weil es blöd aussah, wenn sie gegen eine Frau verloren. Als der König sie zur Audienz zitierte, ging sie der Abwechslung halber hin.

Julia warf einen finsternen Blick auf die geschlossenen Türen der großen Halle, und ihre Hand zuckte in Richtung Schwertheft. Ihre Miene verdüsterte sich, als sie ins Leere griff. Ohne das Schwert an ihrer Hüfte fühlte sie sich immer noch nackt, aber König John hatte ihr ausdrücklich verboten, die Waffe im Schloss zu tragen, und sie war es leid, ständig mit ihm zu streiten. Deshalb lag das Schwert, das Rupert ihr im Dürstwald gegeben

hatte, wohlverwahrt in ihrem Schlafgemach, unbenutzt bis auf die wenigen Stunden, wenn sie auf dem Hof übte. Julia seufzte. Eigentlich brauchte sie das Schwert nicht. Sie konnte sich auch ohne Waffe ganz gut verteidigen, und für Notfälle hatte sie immer noch ihren Dolch im Stiefelschaft.

Julia lümmelte in ihrem Sessel und starrte schlecht gelaunt im Vorzimmer umher. Sie war versucht, einfach aufzustehen und zu gehen, aber die Neugier hielt sie fest. Der König musste einen guten Grund haben, wenn er ihre Anwesenheit bei Hofe verlangte, und Julia wurde das unbehagliche Gefühl nicht los, dass ihr einiges an Ärger bevorstand, sobald sie erfuhr, worum es ging. Also biss sie die Zähne zusammen und blieb. Ein böses Lächeln glitt über ihre Züge, als sie das verschlossene Portal betrachtete. Die Schreiner hatten ihr Bestes gegeben, doch obwohl die Türflügel wieder einigermaßen gerade in den Angeln hingen, war es nicht gelungen, die tiefen Kratzer und Schrammen zu beseitigen, die die Klauen des Drachen in den Eichenbohlen hinterlassen hatten.

Julia runzelte die Stirn, während sie den auf- und abschwellenden Stimmen jenseits der Tür lauschte. Die Höflinge hatten einander schon bei ihrer Ankunft heftige Wortgefechte geliefert, und allem Anschein

nach ging der Streit munter weiter. Das Wortgefecht war gerade laut genug, um ihre Neugier zu wecken, aber zu leise, als dass sie etwas verstehen konnte, und Julia kam zu dem Schluss, dass es nun reichte.

Sie sprang auf, ließ die Blicke durch das spärlich möblierte Vorzimmer schweifen und grinste boshaft, als ihr ein verwerflicher Einfall durch den Kopf schoss. Diese Hofschranzen würden sie in Zukunft nicht mehr warten lassen! Sie musterte einen Augenblick lang die Gobelins, riss den scheußlichsten herunter und stopfte ihn in den schmalen Spalt zwischen Schwelle und Portal. Dann holte sie eine der flackernden Fackeln aus ihrem Halter, kniete nieder und zündete den Gobelin an mehreren Stellen gleichzeitig an.

Er brannte gut, unter Entwicklung prächtiger Qualmwolken, und Julia schob die Fackel wieder in ihren Halter und harrte ungeduldig der Dinge, die da kommen mussten. Eine Zeitlang zuckten und knisterten die Flammen unbemerkt, und Julia überlegte schon, ob sie mit einer kleinen Öllampe nachhelfen solle, als das Stimmengewirr jenseits des Portals plötzlich verstummte. Sekunden später zerrissen gellende Rufe die Stille. Julia verstand: „Feuer!“ und spürte die Panik, die sich hinter den

Eichenbohlen ausbreitete – Fluchen, Geschrei und kopfloses Herumrennen. Die Türen flogen auf und gaben den Blick auf Harald frei, der Julia zunickte und einen Krug Tafelwein über den brennenden Wandbehang goss, was die Flammen sofort erstickte.

„Hallo, Julia“, sagte er lässig. „Wir hatten dich schon erwartet.“

Sie schob sich an ihm vorbei. Er zwickte sie feixend ins Hinterteil und wich erschrocken zur Seite, als ihr Dolch dicht an seinem Ohr vorbeipfiff.

„Meterweit daneben“, spottete er, hielt aber einen Sicherheitsabstand ein, während er sie durch die Schar der aufgeregten Höflinge führte. „Heißt das, du erliegst allmählich meinem Zauber?“

„Nein“, antwortete Julia. „Es heißt, ich muss wieder mehr üben.“

Harald geleitete sie lachend zum Thron. Der König streifte sie mit einem müden Blick.

„Prinzessin Julia, warum könnt Ihr nicht anklopfen wie jeder andere Mensch?“

„Man hat mich fast eine Stunde warten lassen!“, blaffte Julia.

„Ich muss mich noch um andere Probleme kümmern als um Euch.“

„Na schön, dann komme ich wieder, wenn Ihr mit

diesen anderen Dingen fertig seid.“

Sie wandte sich zum Gehen und sah, dass ihr ein halbes Dutzend Schwerbewaffneter den Weg versperrte.

„Prinzessin Julia“, sagte König John ruhig, „Euer Benehmen lässt sehr zu wünschen übrig.“

„Pech“, meinte Julia. Sie bedachte die Wachen mit einem finsternen Blick und drehte sich dann zögernd zum Thron um. „Also gut, was wollt Ihr?“

„Für den Augenblick wartet einfach ruhig, bis ich meine übrigen Geschäfte erledigt habe. Harald kann Euch Gesellschaft leisten.“

Julia schiefte verächtlich, raffte ihren knöchellangen Rock und setzte sich auf die unterste Stufen des Thronpodests. Die Marmorstufe war kalt, aber sie wollte verdammt sein, wenn sie hier dämlich im Saal herumstand, bis König John geruhte, mit ihr zu sprechen. Es ging ums Prinzip. Harald kam und setzte sich mit einer Armlänge Abstand neben sie. Julia lächelte, zog den Dolch aus ihrem Stiefel und ritzte Drei-gewinnt-Linien in den Teppich zwischen ihnen. Harald grinste, zog auch einen Dolch aus dem Stiefel und schnitt ein Kreuz in das mittlere Quadrat. Der König tat, als hätte er nichts gesehen.

Er schloss einen Moment lang die Augen und wandte dann seine Aufmerksamkeit wieder den drei

Männern zu, die mehr oder weniger geduldig vor seinem Thron standen. Mit Landgraf Blays hatte er bereits früher Verhandlungen geführt, doch die beiden anderen kannte er nicht. Die drei traten als Gruppe auf, ein Zeichen dafür, dass sich die Barone auf ein gemeinsames Vorgehen geeinigt hatten; aus den lauernden Blicken, mit denen die Männer einander unentwegt beobachteten, ließ sich allerdings ableiten, dass zwischen ihnen bestenfalls eine brüchige Allianz bestand.

Der König lehnte sich lächelnd in seine Kissen zurück. Säe Uneinigkeit und siege. Sorge dafür, dass sie sich in die Haare geraten, dann ist es mit der Solidarität bald vorbei!

Er nahm sich Zeit, um die drei Landgrafen sorgfältig zu studieren. Sie sollten ja nicht glauben, sie könnten ihn aus der Fassung bringen. Landgraf Blays stand in der Mitte, ein gedrungener Mann mit kurzem, ergrautem Haar und tiefliegenden, scharfen Augen. Er sprach mit sanfter, besonnener Stimme und spielte gern die Rolle des ehrerbietigen, lebenswürdigen Zuhörers, doch damit täuschte er höchstens Leute, die ihm zum ersten Mal begegneten. Der König dagegen kannte ihn seit fast zwanzig Jahren.

Der beeindruckend muskulöse Mann rechts von

ihm, der sein Temperament kaum zu bezähmen vermochte, musste Landgraf Bedivere sein. Dem Vernehmen nach hatte er ein Dutzend Gegner im Zweikampf getötet. Es ging das Gerücht, er habe die meisten dieser Zweikämpfe aus reinem Blutdurst provoziert, aber niemand hätte gewagt, ihm das ins Gesicht zu sagen. Er war jung und hatte etwas Ausschweifendes, Rücksichtsloses an sich, das auf Frauen gewiss attraktiv wirkte; der König bemerkte aber auch Spuren der Schwäche und Hemmungslosigkeit in Landgraf Bediveres verquollenen Augen und der schmallenden Unterlippe. Eines Tages würde er eventuell den Ersten Ritter ersetzen. Wenn er lange genug lebte.

Der stille, ängstliche Mann zur Linken Landgraf Blays' war Landgraf Guillam, ein Mann von so alltäglichem Äußeren, dass man geneigt war, ihn zu übersehen. Er war eher groß als klein und ein wenig zu dünn; auf seinem Leib saß ein dicker Kopf mit einem nichtssagenden Kindergesicht. Sein schütteres Haar war mausbraun und mittelgescheitelt. Die hellgrauen Augen blinzelten unruhig, während er unter dem Blick des Herrschers unbehaglich von einem Fuß auf den anderen trat. König John hielt die Hand vor das Gesicht, um seine Freude zu verbergen. Guillam war der Typ, der jede Weisung

bis aufs i-Tüpfelchen befolgte, hauptsächlich, weil er nicht die Intelligenz besaß, selbständig zu handeln. Solche Gesandte konnte man leicht verwirren und noch leichter manipulieren. Dann trat Landgraf Bedivere unvermittelt vor und verneigte sich tief.

„Wenn ich Eure Zeit für einen Augenblick in Anspruch nehmen darf, Majestät ...“

„Aber natürlich, Hoheit“, sagte der König herzlich. „Seid Ihr der neue Landgraf der Domäne Tiefwasserbach?“

„Jawohl, Majestät. Ich spreche für die Kupferbarone.“

„Was wollen die Herren von mir?“

„Nur das, was sie immer wollten: Gerechtigkeit!“ Ein leises Lachen ging durch die Reihen der Höflinge, erstarb aber rasch, als Bedivere mit kühler Miene in die Runde schaute. Der große Mann mit den breiten Schultern und dem kräftigen Körperbau hätte vielleicht sogar den Ersten Ritter zum Schweigen gebracht. Landgraf Bedivere bedachte den Hofstaat mit einem herausfordernden Blick und warf verächtlich den Kopf zurück, als sei das, was er sah, seiner nicht würdig.

„Gerechtigkeit“, wiederholte der König huldreich. „Könntet Ihr genauer erläutern, was Ihr damit meint?“

„Die Kupferbarone brauchen mehr Männer, Majestät. Dämonen fallen in die Bergwerksiedlungen ein und merzen alles aus, was sich ihnen in den Weg stellt. Flüchtlinge säumen die Straßen, und täglich werden es mehr. Wir haben nicht einmal genug zu essen für sie alle, geschweige denn sichere Unterkünfte, wenn die Nacht hereinbricht. Es gab schon Unruhen in den Städten. Die meisten Gardisten sind tot, umgekommen bei dem Versuch, die Dämonen zu bekämpfen. Die wenigen Überlebenden reichen nicht aus, um weiter für Recht und Ordnung zu sorgen. Aus diesem Grunde bitten Euch die Kupferbarone untertänigst, einen beträchtlichen Teil der königlichen Truppen zu ihrer Unterstützung im Kampf gegen die vorrückende Dunkelheit zu entsenden.“

Der König starrte den Landgrafen an. „Ich habe den Baronen an die fünfhundert Mann zur Verfügung gestellt. Wollt Ihr etwa sagen, dass sie alle tot sind?“

„Ja“, entgegnete Landgraf Bedivere. Unter den Höflingen setzte ein erschrockenes Flüstern ein.

„Sie starben im Kampf gegen die Dämonen?“

„Ja, Majestät.“

„Wie viele Männer der Barone ritten gegen die Finsternis?“

Landgraf Bedivere runzelte die Stirn. „Ich verstehe

nicht, was das ...“

„Wie viele?“

„Das weiß ich wirklich nicht“, sagte der Landgraf knapp. „Sehr viele Wachen mussten zurückbleiben, um die Städte zu beschützen und die Ordnung aufrechtzuerhalten.“

„Ich verstehe“, unterbrach ihn König John. „Meine Männer starben, während die Truppen der Barone sich hinter dicken Stadtmauern verschanzten.“

„Das ist doch völlig unerheblich“, erklärte Bedivere ruhig. „Die Barone fordern mehr Beistand. Wie viele Soldaten werdet Ihr entsenden?“

„Ich habe keine Leute mehr übrig“, sagte König John kategorisch.

„Ist das Eure definitive Antwort?“

„Ja. Ich brauche meine Soldaten hier. Die Barone müssen sich selbst verteidigen, so wie ich mich selbst verteidigen muss.“

„Sie haben keine Burg, in der sie sich verstecken können“, fuhr Bedivere auf.

Schweigen breitete sich in der großen Halle aus, denn die Höflinge waren schockiert. Diese kränkenden Worte kamen einem Hochverrat gleich. Jeder wartete gespannt auf die Antwort des Königs, und er benötigte in der Tat seine ganze Erfahrung und Diplomatie, um sich seinen Zorn nicht anmerken

zu lassen. Ein rascher Blick auf Blays und Guillam hatte ihm verraten, dass von dieser Seite kein Beistand zu erwarten war. Ihre Mienen und ihr Schweigen sagten deutlicher als Worte, dass Bedivere für sie sprach. König John hatte gewusst, dass die Barone die Situation früher oder später ausnützen und sich gegen ihn wenden würden, aber er hatte nicht geglaubt, dass sie so rasch vordringen würden.

Was immer hier und jetzt geschah, die Kupferbarone konnten nicht verlieren, egal welche Entscheidung er auch traf. Falls er ihnen Männer schickte, die er nicht entbehren konnte, sähen sie darin ein klares Zeichen von Schwäche und würden ihre Forderungen immer weiter in die Höhe schrauben. Verweigerte er ihnen die Hilfe, würden sie das als Vorwand nutzen, um ihn zu stürzen und durch jemanden zu ersetzen, den sie besser vor ihren Karren spannen konnten. Jemanden, den sie kontrollieren konnten. Landgraf Bedivere war einzig und allein zu dem Zweck entsandt worden, König John vor seinem versammelten Hofstaat zu beleidigen und zu demütigen und so klarzumachen, dass die wahre Macht im Waldland nun bei den Baronen lag.

„Es ist keine Kunst, hinter hohen Burgwällen tapfer

zu sein“, fuhr Landgraf Bedivere mit zynischem Lächeln fort. „Meine Herren müssen sich mit Stadtmauern und Barrikaden begnügen, um die Dämonen fernzuhalten. Deshalb fordere ich Euch noch einmal auf, uns mehr Leute zu schicken.“

„Fahrt zur Hölle“, sagte der König.

Ein Ruck ging durch Landgraf Bedivere, und einen Moment lang zeigte sich ein roter Schimmer in seinen Augen, fast als hätte sich plötzlich eine Ofenklappe geöffnet und wieder geschlossen. In dem kurzen Aufleuchten erkannte König John Zorn, Blutgier und nur mühsam in Zaum gehaltenen Wahnsinn. Er fröstelte, als sei ein eisiger Windstoß über ihn hinweggefegt.

„Säbelgerassel eines alten Schwachkopfs!“, spottete Landgraf Bedivere mit gehässiger Stimme. „Meine Herren werden diese Antwort nicht hinnehmen. Versucht es nochmal.“

„Ihr habt gehört, was ich sagte“, entgegnete der König. „Verlasst nun meinen Hof!“

„Euren Hof?“ Bedivere ließ die Blicke über die sprachlosen Höflinge und grimmig dreinblickenden Gardisten schweifen und lachte laut los. Es war ein verächtliches und zugleich bedrohliches Hohngelächter. „Genießt ihn, so lange Ihr könnt, Alter! Früher oder später werden mich meine Herren

herschicken, um Euch von hier zu vertreiben.“

„Hochverrat“, sagte König John huldreich. „Dafür könnte ich Euch köpfen lassen, Landgraf!“

„Euer Erster Ritter könnte das vielleicht“, lächelte Landgraf Bedivere. „Leider ist er nicht hier.“

„Aber ich bin hier“, sagte Prinz Harald, der plötzlich aufgesprungen war, das Schwert in der Hand. Die Höflinge murmelten beifällig, als er zwischen König John und den Landgrafen trat. Julia lächelte und nahm den Dolch unauffällig in die Wurfhand, nur für den Fall, dass sich einer der anderen Gesandten einzumischen gedachte. Landgraf Bedivere musterte Harald kurz und lachte leise. Wieder flackerte der rote Glanz in seinen Augen auf, und er griff nach dem Schwert.

„Nein!“, sagte König John scharf. „Harald, bitte steck dein Schwert weg. Ich danke dir für den guten Willen, aber er würde dich mit Sicherheit töten. Nimm Platz und lass mich die Angelegenheit auf meine Weise regeln!“

Harald nickte, schob das Schwert mit einem Ruck in die Scheide und setzte sich wieder neben Julia. Sie nickte ihm beifällig zu, und er lächelte säuerlich. König John beugte sich vor und studierte Bedivere mit zusammengekniffenen Augen.

„Hoheit, ihr habt noch eine Menge zu lernen!“

Dachtet ihr im Ernst, Ihr könntet mich an meinem eigenen Hof bedrohen und ungeschoren davonkommen? Ihr seid ein Narr, Landgraf Bedivere, und ich dulde keine Narren in meiner Nähe! Ich lasse Euch die Alternative: Entweder Ihr beugt Euer Haupt vor mir, oder Ihr verliert es!“

Bedivere lachte. In diesem Augenblick trat Thomas Grey dicht vor ihn hin. Der Astrologe hob die schmale Hand, und Landgraf Bediveres Lachen endete in einem erstickten Aufschrei, als unvermittelt ein rasender Schmerz seine Muskeln durchzuckte. Er wollte nach seinem Schwert greifen, doch der Schmerz lähmte ihn.

„Kniet nieder!“, befahl Grey, und Landgraf Bedivere fiel auf alle viere; Tränen der Agonie liefen ihm über die Wangen. Seine Begleiter mussten entsetzt mit ansehen, wie der hünenhafte Krieger wie ein kleines Kind weinte.

„Jetzt verneigt Euch vor Eurem König!“, fuhr der Astrologe fort, und Landgraf Bedivere senkte den Kopf. Der König schaute auf den schluchzenden, zitternden Landgraf hinunter und empfand keinerlei Vergnügen bei dem Anblick.

Stattdessen fühlte er sich müde und leer, irgendwie besudelt.

„Genug“, brummte er. Grey senkte den Arm und

nahm wieder seinen Platz neben den Thron ein. Landgraf Bedivere brach zusammen und lag zitternd auf dem weichen Teppich, bis der Schmerz allmählich nachließ.

König John sah sich langsam in seinem Thronsaal um, doch die Mehrzahl der Versammelten vermied es, ihn anzusehen, und die wenigen, die nicht wegschauten, waren sichtlich entsetzt und empört über das, was der Astrologe in seinem Namen getan hatte. Der König seufzte und musterte die schwarz gekleidete Gestalt, die geduldig neben dem Thron stand. Das mürrische Gesicht wirkte ruhig und entspannt. Die Andeutung eines Lächelns umspielte die Mundwinkel des Zauberers. Thomas, alter Freund, dachte der König, was ist nur aus uns geworden? Wir haben einander vor langer Zeit geschworen, eher zu sterben, als solche Kniffe anzuwenden. Der Gedanke beunruhigte ihn, und er schüttelte erzürnt den Kopf, als quäle ihn ein lästiges Insekt. Sein Blick fiel wieder auf Landgraf Bedivere, der sich mühsam hochzustemmen versuchte. Der König winkte zwei Männern seiner Leibgarde, die in der Nähe standen.

„Helft dem Landgrafen auf!“

„Nein!“, keuchte Bedivere. „Ich brauche Eure Hilfe nicht!“

Langsam und unter Schmerzen kam er in die Höhe. Er taumelte und blieb einen Augenblick lang keuchend vor dem Thron stehen. Obwohl seine Beine zitterten, gelang es ihm, eine stolze, aufrechte Haltung zu wahren. Auf seinem bleichen Gesicht waren noch die Spuren der getrockneten Tränen zu erkennen, aber die störrische Weigerung, seiner Schwäche nachzugeben, verlieh ihm eine gewisse Würde. Dann sprang erneut der rote Funke in seine Augen, und er stürzte auf König John zu. Er kam gerade mal bis zu den Stufen, ehe der Astrologe die Hand hob. Ein Blitz durchfuhr Bedivere und schleuderte ihn rückwärts. Der grelle Schein blendete die Anwesenden. Als sie wieder etwas sahen, lag Landgraf Bedivere zu einem schlaffen Bündel zusammengekrümmt ein gutes Stück vom Thronpodest entfernt. An der Stelle, wo ihn der Blitz in die Brust getroffen hatte, war seine Rüstung geschmolzen. Die gewaltige Hitze hatte sich durch das Wams darunter gebrannt, und dünne Rauchfäden stiegen von dem versengten Leder auf. Landgraf Blays kniete neben dem gestürzten Krieger nieder und überprüfte seinen Puls und Atem.

„Er lebt“, sagte er schließlich. „Seine Rüstung hat ihn vor dem Schlimmsten bewahrt.“

König John winkte zwei Männer seiner Garde

herbei.

„Bringt den Landgrafen hinaus. Mein Leibarzt soll sich um ihn kümmern.“

Die beiden Soldaten eilten zu Landgraf Bedivere, hoben ihn auf und trugen ihn nach draußen. Der König schüttelte müde den Kopf, lehnte sich zurück und wandte sich mit strenger Miene den beiden anderen Gesandten zu.

Landgraf Guillam blinzelte verstört und versuchte es mit einem zaghaften Lächeln. Er schien völlig irritiert. Schweiß perlte auf seiner Stirn, und er trat ständig von einem Fuß auf den anderen wie ein kleines Kind, das nicht wagt, nach dem Weg zum Abort zu fragen. Der König zog die Stirn in Falten und studierte Landgraf Guillam genauer. Der Mann konnte nicht völlig nutzlos sein, sonst hätten ihn die Barone kaum zum Wortführer erkoren. Des Königs Stirnrunzeln vertiefte sich, als er im Geist die verschiedenen Möglichkeiten durchging. Landgraf Bediveres Anschlag auf sein Leben war gescheitert. Vielleicht war Landgraf Guillam der Ersatzmörder – jemand, der ihn unauffällig mit Gift, Magie oder Bannflüchen zur Strecke bringen sollte. Vielleicht war er auch ein Agent, ausgesandt, um Kontakte zu seinen Gegnern bei Hofe zu knüpfen. Unter Umständen verbarg sich hinter der furchtsamen

Fassade aber auch ein hochintelligenter Diplomat. Der König lächelte dünn. Es gab nur eine Möglichkeit, die Wahrheit herauszufinden ...

„Landgraf Guillam?“

„Ja, Majestät?“ Der Landgraf zuckte erschrocken zusammen und blinzelte König John kurzzeitig an.

„Ihr seid neu an meinem Hof.“

„So ist es, Majestät. Ich bin der neue Landgraf der Domäne Birkenwasser. Ich spreche für die Silberbarone.“

„Was wollen die Herrschaften von mir?“

Landgraf Guillam warf dem düster vor sich hin grübelnden Astrologen einen verstohlenen Blick zu und schluckte trocken.

Dann lächelte er König John verzagt an und zerpte an seinem Kragen, als sei ihm der plötzlich zu eng geworden.

„Die Silberbarone bitten ebenfalls ... um Euren ... Beistand, Majestät. Sie benötigen ... äh ...“

Der letzte Rest seines ohnehin geringen Mutes schien ihn zu verlassen, und er griff eilig nach einer Pergamentrolle, die in seinem Gürtel steckte. Er strich sie ausführlich glatt, grinste verlegen, als er merkte, dass er sie verkehrt herum hielt, drehte sie rasch um und las laut vor:

„Im Auftrag der Silberbarone bringe ich hiermit zur

Kenntnis, dass Folgendes dringend benötigt wird: sieben Wachkompanien aus den Reihen Eurer königlichen Garde, vier Kompanien Wehrpflichtige, dazu Waffen, Pferde und Verpflegung für genannte Truppen!“

„Das reicht“, unterbrach ihn König John.

„Aber ich bin noch nicht am Ende“, protestierte Landgraf Guillam.

„Nein?“, fragte König John. „Das überrascht mich. Gestattet Ihr mir eine Frage, Eure Hoheit?“

„Selbstverständlich, Majestät.“

„Weshalb seid Ihr wirklich hier?“

Landgraf Guillam blinzelte verwirrt, zuckte hilflos die Achseln und hätte um ein Haar die Pergamentrolle fallen gelassen. „Ich vertrete die Silberbarone, Majestät. Man hat mich gebeten, ihre Forderungen zu verlesen.“

„Ihr versteht mich falsch, Hoheit. Ich will wissen, weshalb man ausgerechnet Euch für dieses Amt ausgewählt hat. Ihr scheint nicht allzu viel Erfahrung auf dem Gebiet zu haben.“

„Das ist richtig, Majestät. Vor meiner Ernennung zum Landgrafen kümmerte ich mich um die finanziellen Angelegenheiten Baron Ashcrofts.“

König John wahrte mühsam die Fassung. Ein Buchhalter hatte ihm gerade noch gefehlt. Ein

Assassine wäre ihm beinahe lieber gewesen.

„Gebt Eure Liste an den Seneschall weiter, Hoheit! Er wird Euch alles an Waffen und Lebensmitteln aushändigen, was wir entbehren können.“

„Aber da wäre noch die Kleinigkeit von elf Kompanien ...“ Landgraf Guillam verstummte, als der Astrologe ein kurzes Lachen ausstieß, und lächelte gequält. „Sagen wir sieben, das wäre ein vernünftiger Kompromiss!“

„Keine Kompromisse“, erklärte der König, „und keine Truppen! Wollt Ihr Euch dazu äußern?“

„Aber nein, Majestät!“, versicherte der Landgraf hastig. „Nicht im Geringsten. Gar nicht. Absolut nicht.“

Er rollte das Pergament zusammen, verneigte sich rasch vor dem König und trat zurück, um sich hinter dem breiten Rücken von Landgraf Blays zu verstecken. König John nickte dem dritten Landgrafen höflich zu. Landgraf Blays erwiderte die Geste mit einer formellen Verbeugung. Seine langsamen, wohlüberlegten Bewegungen verrieten Selbstbeherrschung und Disziplin. Er warf Grey einen eisigen Blick zu und sagte mit ruhiger Stimme:

„Ihr habt seit meinem letzten Besuch dazugelernt, Majestät, aber glaubt nicht, Ihr könntet mich einschüchtern! So schnell erschrecke ich nicht. Ich

bin Blays von der Domäne Eichenhoff. Ich spreche für Gold.“

König John verneigte sich knapp. „Willkommen an meinem Hof, Hoheit. Verlangt auch Ihr Truppen von mir?“

„Ich spreche als Stellvertreter meines Herrn“, entgegnete Landgraf Blays gelassen. „Wir brauchen mehr Soldaten, sonst sind wir der Finsternis hoffnungslos unterlegen. Unsere Grenzwälle sind der langen Nacht zum Opfer gefallen, und schon durchstreifen Dämonen wie tollwütige Wölfe das Land. Wir halten nicht mehr lange durch, selbst die Steinmauern und Holzbohlen eines massiven Bergfrieds bieten keinen Schutz, wenn das Dunkel hereinbricht. Ihr wisst, ich spreche stets die Wahrheit, Majestät.“

„O ja“, bestätigte König John müde. „Ich weiß. Aber das ändert nichts an meiner Antwort. Ich habe keine Männer mehr, die ich zu Eurer Unterstützung entsenden könnte.“

„Ich werde meinem Herrn Euren Bescheid überbringen“, meinte der Landgraf zögernd. „Aber ich kann Euch gleich sagen, dass er ihn nicht billigen wird.“

„Ihm wird keine andere Möglichkeit bleiben“, warf Grey ruhig ein.

„Es gibt immer eine Möglichkeit“, sagte Landgraf Blays. Seine ruhigen Worte schienen drohend in der Stille zu hängen, und eine Zeit lang schwiegen alle.

„Nun gut“, sagte König John schließlich. „Ihr seid an meinen Hof gekommen, edle Landgrafen, weil Ihr dringend Unterstützung benötigt, und obschon es nicht in meiner Macht steht, die Bitten der Barone zu erfüllen, kann ich Euch zumindest eine Botschaft der Hoffnung und des Trostes mit auf den Weg geben.

In diesem Moment sind der Erste Ritter und mein jüngster Sohn unterwegs, um den Erzmagier zur Rückkehr ins Waldland zu bewegen. Wir hoffen auf seine Zauberkunst gegen die Kräfte der Finsternis.“

„Ihr holt ihn zurück?“, fragte Landgraf Blays leise. „Nach allem, was er getan hat?“

„Es ist notwendig“, sagte der Astrologe.

„Eine verzweifelte Lage erfordert verzweifelte Maßnahmen“, erklärte König John. „Deshalb habe ich auch beschlossen, das alte Arsenal wieder zugänglich zu machen und Curtana zu ziehen.“

Einen Atemzug lang starrten ihn alle nur an, dann brach ein ohrenbetäubender Tumult los. Jeder überschrie den anderen und versuchte, sich Gehör zu verschaffen. Die, die dem Thron am nächsten standen, drängten wütend zu den Stufen, und die Leibgarde musste sie mit gezückten Schwertern

davon abhalten, das Podest zu stürmen. Das Gezeter schwoll zu einer Lärmwoge an, die gegen die hohe Holzdecke brandete und nicht abebben wollte.

Julia musterte fassungslos die wilde Meute, die ihre höfischen Manieren völlig vergessen hatte. Bestürzung und Wut spiegelte sich in den Gesichtern wider, hier und da vermischt mit blanker Panik. Sie wandte sich Harald zu, der fast ebenso aufgereggt schien wie die Hofgesellschaft.

„Harald, was zur Hölle geht hier vor?“ Julia musste ihm ins Ohr brüllen, um den Lärm zu überschreien, doch er schüttelte nur kurz den Kopf. Sie versuchte, in seinen Zügen zu lesen, aber Harald hatte nach der ersten Überraschung eine undurchdringliche Maske aufgesetzt. Nur die weiß hervortretenden Knöchel seiner Rechten, mit der er den Dolch umklammerte, verrieten, wie aufgewühlt er war.

„Genug!“, donnerte Grey plötzlich. Feuer umhüllte ihn, und dichter Qualm verpestete die ohnehin stickige Luft. Sein nachtdunkler Umhang flatterte wie die Schwinge eines großen Vogels, und furchtbares Wissen schien in seinen kalten, undurchdringlichen Augen zu lauern. Er hob die Arme. Stille breitete sich aus, nur unterbrochen vom Knistern der Flammen, die Grey vergeblich zu verzehren suchten. Er ließ die Blicke über die

schweigende Versammlung schweifen und schmunzelte grimmig.

Die Flammen sanken in sich zusammen, und Thomas Grey verwandelte sich wieder in einen gebrechlichen, schwarzgekleideten Alten.

„Vielen Dank“, sagte König John ruhig. „Euch, werte Damen und Herren, möchte ich mit Nachdruck darauf hinweisen, dass ich in Zukunft ein derart ungebührliches Betragen im Audienzsaal nicht mehr dulden werde. Ein weiterer solcher Aufruhr, und mein Scharfrichter bekommt Arbeit! Ich verlange Ordnung an diesem Hof, ist das klar?“

Die Höflinge sanken auf die Knie und verneigten sich vor dem König, gefolgt von den Wachen, der Garde und schließlich dem Astrologen selbst, bis am Ende nur noch zwei Männer aufrecht vor dem Thron standen: die Gesandten der Silber- und der Goldbarone. Landgraf Guillam zitterte, als König John ihn ansah, doch obwohl er dem Blick des Herrschers nicht standhalten konnte, blieb er trotzig stehen. Seinen Begleiter versuchte der König gar nicht erst in die Knie zu zwingen; dafür kannte er Landgraf Blays viel zu lange.

König John lehnte sich in seinem Thron zurück und musterte die beiden Männer nachdenklich. Es hatte eine Zeit gegeben, da wäre Landgraf Blays durchs

Feuer gegangen, um seine Ergebenheit dem Waldland gegenüber zu beweisen, und hätte jeden zum Zweikampf gefordert, der Zweifel an seiner Lehenstreue geäußert hätte. Vor diesem Hintergrund kam seine Weigerung, vor dem König das Knie zu beugen, einer Kriegserklärung gleich. Der Herrscher wandte seine Aufmerksamkeit Landgraf Guillam zu und runzelte die Stirn.

Der Mann war vor Angst fast von Sinnen und dennoch nicht gewillt, sich zu unterwerfen. Weshalb nur? Der König schloss die Augen und seufzte müde. Er wusste weshalb. Landgraf Guillam hatte zwar Angst vor ihm, aber noch weit größer war seine Angst vor Curtana.

„Ich kann nicht anders“, dachte der König verbissen. „Es ist notwendig.“

Verächtlich schaute König John über das Meer von gesenkten Häuption hinweg. Der Anblick beeindruckte ihn nicht im Mindesten: Die Höflinge verbeugten sich nicht, weil sie ihm treu ergeben waren, sondern weil sie die Magie des Astrologen fürchteten.

König John presste die Lippen zusammen. Wenn er sich nicht auf ihre Vaterlandstreue verlassen konnte, musste er auf ihre Feigheit bauen. Er musste einen Krieg führen, und da war die Wahl der Waffen

zweitrangig.

„Erhebt euch!“, knurrte er schließlich.

Seidengewänder raschelten und Kettenpanzer klirrten, als der Hofstaat seinem Befehl nachkam. Ein Grüppchen von Höflingen murzte vernehmlich, verstummte aber sofort, als der König sie streng ansah. Mit einem bitteren Lächeln wandte er sich Landgraf Blays zu, der seinen Blick ruhig erwiderte.

„Ihr seid also gegen meinen Plan, Curtana zu ziehen.“

„Es ist Eurem Geschlecht seit über vierhundert Jahren verboten, das Schwert des Zwangs einzusetzen“, entgegnete Landgraf Blays kühl.

„Seither hat sich einiges geändert“, argumentierte König John. „Wir müssen verhindern, dass die Dunkelheit weiter vorrückt, und können nicht darauf hoffen, dies mit gewöhnlichen Waffen zu bewerkstelligen!“

„Curtana ist tabu!“, beharrte Landgraf Blays. „Ein König herrscht durch das Einverständnis seines Volkes, nicht durch ein Zauberschwert, mit dem er seinen Gehorsam erzwingt. Wir haben bereits erlebt, wie Euer Astrologe diese Macht missbraucht. Landgraf Bedivere mag seine Fehler haben, aber er ist ein Krieger, der in einem Dutzend Feldzügen für Euch kämpfte und sein Blut vergoss. Er hat es nicht

verdient, dass dieser Pfuscher von einem Zauberkünstler ihn wie einen tollen Hund behandelt! Glaubt Ihr wirklich, die Barone sehen tatenlos zu, wenn Ihr zur Magie greift?“

„Wenn der König Curtana führt, werden die Barone tun, was er ihnen befiehlt“, warf Grey verschlagen ein, und lange sagte niemand etwas.

„Majestät!“, sagte eine tiefe, sonore Stimme aus dem Kreis der Höflinge. König John unterdrückte ein Stöhnen.

„Ja, Fürst Darius?“

„Ich bitte um Erlaubnis, Majestät, einen Kompromiss zu Gehör zu bringen, der Euch und die werten Landgrafen zufriedenstellen dürfte.“

„Nun gut, Fürst Darius, tretet vor! Aber wenn Euer Vorschlag ähnlich brillant ist wie der, mit dem Ihr uns vor kurzem beglücktet, dann behaltet ihn besser für Euch.“

Der dickliche Kriegsminister gluckste verständnisvoll, während er sich mit bemerkenswerter Eleganz einen Weg nach vorn bahnte, vorbei an den misstrauisch dreinblickenden Höflingen. Am Thronpodest angelangt, wählte er seinen Platz genau zwischen den Landgrafen und König John und verneigte sich vor beiden Parteien. Der König musterte ihn ungeduldig.

„Nun, Lord Darius?“

„Ich habe den Eindruck, Majestät, dass die Landgrafen Blays und Guillam vor allem deshalb beunruhigt sind, weil sie nicht genau wissen, auf welche Ihr Weise Curtana verwenden wollt. Wenn Ihr vielleicht Eure Strategie näher erläutern könntet?“

„Ein König muss nicht alles erklären“, fuhr Grey dazwischen. „Ein treuer Untertan gehorcht auch, ohne Fragen zu stellen.“

„Gewiss, gewiss“, pflichtete ihm Fürst Darius hastig bei. „Ich versuche, zur Klärung der Sachlage beizutragen, mehr nicht.“

„Eine verständliche Bitte“, sagte König John milde, „der ich gern nachkomme, wenn ich damit Landgraf Blays beruhigen kann ...“ Er sah diesen an und erhielt ein steifes Nicken als Antwort. „Na gut. Wie Landgraf Blays bereits ausführte, liegt es in der Natur Curtanas, Gehorsam zu erzwingen. Ich habe vor, diese Macht gegen die Dämonen einzusetzen und sie in das Dunkel zurückzudrängen, aus dem sie kamen. Das scheint momentan die einfachste Lösung unseres Problems zu sein.“

„Geradezu elegant in ihrer Einfachheit, findet ihr nicht auch, Hoheit?“ Fürst Darius strahlte Blays an.

„Es klingt erfolversprechend“, gab Blays

widerstrebend zu. „Falls Curtana auch bei Nichtmenschen wirkt. Soviel ich weiß, hat das bislang noch niemand probiert. Aber angenommen, der Plan gelingt – was geschieht mit dem Schwert, wenn die Dämonen vertrieben sind?“

„Es landet wieder im alten Arsenal“, erklärte der König. „Dort kann es meinethalben bis ans Ende der Zeit bleiben.“

„Das klingt sehr gut!“ Fürst Darius nickte lächelnd und verschränkte die fetten Hände über dem umfangreichen Bauch. „Ich fürchte allerdings, die werten Landgrafen werden Beweise für diese Absicht Ihrer Majestät fordern.“

„Ihr wagt es!“, fuhr ihn Grey an und trat einen Schritt vor.

Fürst Darius erbleichte, wich aber nicht von der Stelle.

„Majestät!“

„Sprecht weiter!“, sagte der König, und der Astrologe nahm wieder seinen Platz neben dem Thron ein.

Fürst Darius verbeugte sich dankbar. „Im Grunde ist Curtana auch nur ein Schwert, Majestät, und da Ihr wie die meisten Anwesenden hier der Meinung seid, man sollte es nie wieder einsetzen, schlage ich vor, dass wir es, sobald die Gefahr der Dämonen gebannt

ist, öffentlich einschmelzen und auf diese Weise ein für allemal vernichten.“

Der König runzelte gedankenvoll die Stirn. „Mein Instinkt wehrt sich gegen dieses Ersuchen. Das Schwert befindet sich seit vielen Generationen im Besitz unserer Familie, und wir könnten es in Zukunft noch brauchen. Aber ich verstehe Eure Bedenken. Curtana ist zu gefährlich, als dass es einem Einzelnen anvertraut sein sollte. Würde ein Einschmelzen die Barone zufriedenstellen, Landgraf Blays?“

„Wahrscheinlich“, antwortete Landgraf Blays zurückhaltend. „Aber ich spreche nur für Gold.“

Der König lächelte kalt. „Wenn Gold den ersten Schritt tut, folgen Silber und Kupfer. Nicht wahr, Landgraf Guillam?“

Der Sprecher der Silberbarone nickte. „Ich bin sicher, dass meine Herren den Plan gutheißen werden, Majestät.“

„Dann will ich darüber nachdenken“, meinte König John, „und Euch meine Entscheidung mitteilen, noch ehe Ihr morgen von hier aufbrecht.“

Sir Landgraf Blays nickte mit ausdrucksloser Miene. „Danke, Majestät. Da unsere Mission hiermit beendet ist, zögen Landgraf Guillam und ich uns mit Eurer gütigen Erlaubnis jetzt gern zurück. Es war ein langer Tag.“

„Allerdings“, sagte der König. „Nun, meine Herren, ich will Euch nicht um Eure wohlverdiente Ruhe bringen. Wir sehen uns morgen.“

Die Landgrafen Guillam und Blays verneigten sich vor dem Thron, machten kehrt und verließen den Audienzsaal. Die Höflinge sahen ihnen nach und steckten flüsternd die Köpfe zusammen.

„Ruhe!“, befahl Grey schroff, und sie verstummten.

„Ehe ich für heute den Hofstaat entlasse“, sagte König John, „habe ich noch eine angenehme Pflicht zu erfüllen. Prinzessin Julia!“

„Ach, ist Euch wieder eingefallen, dass Ihr nach mir geschickt hattet?“, fragte Julia beleidigt. „Ich hatte schon die Befürchtung, ich sei unsichtbar.“

„Julia, meine Liebe, du bist meinen Gedanken nie fern“, entgegnete der König ernst. „Harald, ich hoffe sehr, du hast Julia inzwischen gut unterhalten.“

„O ja“, sagte Harald. „Sie macht rasche Fortschritte in Tic-Tac-Toe. Noch etwas Übung, und sie wird es schaffen, mich ohne Schummeln zu besiegen.“

Julia zielte mit dem Dolch auf seine Zehen und lachte frech, als er blitzschnell den Fuß zurückzog.

„Wenn ihr beide endlich fertig seid“, sagte König John, „möchte ich eine Ankündigung machen.“

„Nur zu!“, ermunterte ihn Julia.

König John seufzte leise und wandte sich dann den

versammelten Höflingen zu. „Meine Damen und Herren, ich gebe hiermit in aller Form die Verlobung meines ältesten Sohnes Harald mit Prinzessin Julia vom Hügelland bekannt. Ich wünsche beiden für die gemeinsame Zukunft alles Glück der Welt.“

„Das wird er brauchen“, raunte jemand im Hintergrund.

Julia sprang blitzschnell auf. „Ich werde Harald nicht heiraten!“

„Dir wird keine andere Wahl bleiben“, entgegnete König John. „Ich habe die Verlobung soeben öffentlich verkündet.“

„Dann könnt Ihr sie verdammt noch mal auch wieder zurücknehmen!“

„Prinzessin Julia“, sagte der König völlig ungerührt, „Ihr könnt ihn freiwillig oder unfreiwillig heiraten, aber ob Ihr wollt oder nicht – die Hochzeit findet in genau vier Wochen statt. Ihr werdet Euch mit einiger Disziplin und unter Haralds Anleitung ebenfalls zu einer Zierde dieses Hofes entwickeln.“

„Eher bringe ich mich um!“

„Nein, das werdet Ihr nicht tun“, warf Grey ein. „Ihr seid nicht der Typ dazu.“

Julia sah sich wütend um und kehrte dann allen den Rücken, als sie merkte, dass sie Tränen des Zorns wegblinzelte. „Wir werden sehen“, stotterte

sie mit zitternder Stimme. „Wir werden sehen.“

Der König beachtete sie nicht weiter, sondern wandte sich erneut an den Hofstaat: „Meine Damen und Herren, ich danke Euch für Eure geschätzte Aufmerksamkeit. Die Versammlung ist beendet.“

Die Höflinge verneigten sich und knickten, ehe sie ungewöhnlich ernst zum Portal strömten. Auf eine Geste König Johns folgten ihnen die Wachen nach draußen. Julia wandte sich auch zum Gehen, kam aber nicht weit, weil ihr Harald den Weg versperrte. Irgendwie brachte sie nicht mehr die Energie auf, ihn zu treten.

„Was willst du?“, fragte sie niedergeschlagen.

„Julia ...“ Harald zögerte. „Liebst du Rupert wirklich?“

Julia schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht. Möglich. Warum?“

Harald zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht. Schau, Julia, diese Hochzeit wird stattfinden, ob es uns gefällt oder nicht. Ich erwarte nicht, dass du mich liebst, Julia, aber findest du mich wirklich so furchtbar? Ich bin schließlich kein Monster – zumindest nicht immer.“ Er machte eine Pause, um zu sehen, ob sie sich wenigstens ein schwaches Lächeln abränge, aber selbst den Gefallen tat sie ihm nicht. Deprimiert schüttelte er den Kopf. „Wie auch

immer, du wirst meine Frau. Gewöhn dich daran. Wir reden später noch einmal darüber.“

Julia sah ihm nach, als er den Saal verließ. Sie hatte wirre Pläne, aus der Burg zu fliehen, aber wohin sollte sie sich wenden, wenn sie die Mauern hinter sich gelassen hatte? Allen Berichten nach war das Waldland von Dämonen überrannt. Wäre nur der Drache kräftig genug, sie zu begleiten ... aber er war es nicht. Seine Verletzungen schmerzten immer noch, und er döste die meiste Zeit vor sich hin. Julia fluchte leise. Sie wusste, sie konnte nicht einfach fortgehen und ihn im Stich lassen. Oder Rupert. Julia zog finster die Brauen zusammen. Sowieso war alles Ruperts Schuld. Wenn er sie nicht auf diese Burg gebracht und dann allein gelassen hätte, um wieder mal den Helden zu spielen, eine Rolle, bei der er leicht den Tod finden konnte ...

Julia schloss fest die Augen und grub ihre Fingernägel tief in die Handflächen. Sie würde sich nicht die Blöße geben und vor König John weinen, sie nicht ... nach einer Weile hatte sie sich gefangen und starrte mit leerem Blick vor sich hin.

„Wo immer du bist, Rupert, pass auf dich auf!“, dachte sie, „und komm schnell zurück.“

Der König schaute der Prinzessin nach, als sie die große Halle verließ. Insgeheim bewunderte er ihre

Selbstbeherrschung. Er wartete, bis die Flügeltüren hinter ihr ins Schloss gefallen waren, ehe er sich erschöpft in die Kissen sinken ließ.

„Das war eine der längsten Sitzungen, die wir je hatten“, meinte Grey und nahm ächzend auf der obersten Stufe des Podests Platz.

„Richtig“, stimmte König John müde zu. „Dieser gottverdammte Thron wird mit jedem Tag unbequemer.“

„Du kannst wenigstens sitzen“, stellte Grey missmutig fest. „Ich bin seit mindestens zehn Stunden auf den Beinen. Mein Rücken bringt mich um.“

König John sah ihn mitfühlend an. „Wir werden zu alt für diesen Mist, Thomas.“

„Sprich nicht immer in der Mehrzahl, wenn du dich meinst!“, sagte Grey, und der König lachte.

Sie saßen eine Weile in brüderlichem Schweigen beisammen und beobachteten, wie sich die Schatten im leeren Saal ausbreiteten. Licht sickerte durch die prächtigen Buntglasfenster, und Staubkörnchen tanzten träge in den goldenen Lichtfächern. Der König zupfte sich nachdenklich an seinem struppigen, grauen Bart und nickte Grey zu.

„Gute Schau, die du für die Landgrafen abgezogen hast.“

„Danke. Ich fand auch, es lief ziemlich gut.“

„Musstest du Bedivere unbedingt kriechen lassen?“

Grey runzelte die Stirn. „He, der Mann ist ein Mörder! Die Barone wussten das, als sie ihn herschickten. Er hätte dich getötet.“

„Ich weiß“, sagte König John kurz. „Aber man sollte keinen Menschen so demütigen. Es war so ... schmachvoll.“

„Hör mal, darüber haben wir uns gestern Abend ausführlich unterhalten. Es gibt nur eine Möglichkeit, die Barone in Schach zu halten: Ihre Angst vor uns muss stärker sein als die vor dem Dunkel. Nun, wie soll ich sie einschüchtern, wenn ich meine Kräfte nicht einsetzen darf? Außerdem habe ich den Mann nicht verletzt. Ich habe ihn nur gezwungen zu tun, was ohnehin seine Pflicht gewesen wäre.“

„Was war mit dem Blitz?“

„Fast ausschließlich Illusionsmagie. Die Energie reichte gerade, um ihn von den Beinen zu holen.“

„Du begreifst nicht, worum es geht. Wir wollten Curtana nur deshalb aus der Versenkung holen, um den Baronen und dem Hofstaat zu beweisen, dass wir nicht völlig hilflos gegen das Dunkel sind. Aber nach dieser Abreibung für Landgraf Bedivere denkt keiner mehr an die Dämonen. Stattdessen fragen sich die Leute, ob wir Curtana in erster Linie gegen

sie einsetzen werden.“

„Verdammt“, sagte Grey. „Tut mir leid, John, ich dachte nicht ...“

„Tatsächlich steht auf der Kippe, ob wir es jetzt wagen, Curtana zu ziehen, ganz zu schweigen von den Höllenklingen. Wenn die Barone auch nur ahnen, dass wir diese Klingen auch verwenden wollen ...“

„... kommt es zu einer offenen Rebellion. Ich verstehe deine Argumente, aber wir sind auf diese Schwerter angewiesen. Die Dunkelheit rückt immer näher, und es hat wenig Sinn, sich allein auf den Erzmagier zu verlassen. Wir wissen nicht einmal mit letzter Sicherheit, ob er kommt.“

„Er wird kommen“, sagte König John. „Du weißt, er wird kommen.“

Unbehagliches Schweigen breitete sich aus. Grey räusperte sich verlegen. „Ich kenne deine Gefühle ihm gegenüber, John. Aber wir brauchen ihn.“

„Ich weiß.“

„Vielleicht hat er sich geändert. Er war so lange weg.“

„Ich will nicht darüber sprechen.“

„John ...“

„Ich will nicht darüber sprechen.“

Grey sah den König an und senkte dann den Blick,

weil er den Hass, die Bitterkeit und das Leid in den Augen des alten Freundes nicht ertragen konnte.

„Erzähl mir mehr von den Höllenklingen“, bat der König. „Es ist Jahre her, seit ich mich mit diesem barbarischen Zeug befassen musste.“

„Offenbar gab es ursprünglich sechs dieser Schwerter“, erklärte Grey ruhig. „Aber wir besitzen nur noch drei: Blendflamm, Wolfsbann und Felsbrecher. Seit Jahrhunderten hat niemand mehr gewagt, sie anzufassen.“

„Sind sie wirklich so mächtig, wie die Legenden sagen?“

Grey zuckte die Achseln. „Höchstwahrscheinlich noch mächtiger. Die Chronisten wagen kaum, die Namen zu erwähnen.“

„Wie dem auch sei“, knurrte König John, „sie befinden sich ebenso wie Curtana im alten Arsenal, und das befindet sich im Südflügel, und den können wir nicht finden, seit er uns vor zweiunddreißig Jahren verlorenging.“

„Der Seneschall behauptet, er könne ihn ausfindig machen“, warf Grey ruhig ein, „und ich glaube ihm. Er ist der beste Spürer, den diese Burg je hatte.“

„Ja, vielleicht“, sagte der König. Er kratzte sich geistesabwesend am Kopf und seufzte müde. „Ach, manchmal wünsche ich, du wärst ein echter

Sterndeuter und könntest in die Zukunft schauen.“

Grey lachte. „Leider ist mein Titel nur ein Erbe unserer abergläubischen Vorfahren. Genau genommen bin ich nicht mal Astrologe, sondern Astronom. Zeig mir das Gekröse eines Schafes, und ich könnte dir höchstens verraten, welche Suppe sich daraus kochen lässt.“

König John lächelte und nickte bedächtig. „Es war nur so ein Gedanke. Ein albernes Hirngespinnst.“ Er erhob sich steif und ließ die Blicke durch den leeren Thronsaal schweifen. „Ich glaube, ich gehe jetzt schlafen. Ich bin in letzter Zeit fortwährend müde.“

„Du hast zu viel gearbeitet. Wir arbeiten beide zu viel. Es wird Zeit, dass Harald einen Teil deiner Pflichten übernimmt. Er ist alt genug, um uns ein wenig beizustehen.“

„Nein“, aufbegehrte König John kurz angebunden. „Er muss noch viel lernen.“

„Du kannst das nicht ewig aufschieben. Irgendwann musst du loslassen. Wir werden langsam älter.“

„Langsam?“ König John lachte trocken und betrat die Stufen des Podests. Als Grey ihm helfen wollte, stieß er seinen Arm unwirsch beiseite. „Ich bin müde. Reden wir morgen darüber.“

„John.“

„Morgen.“

Grey sah dem König nach, wie er langsam den leeren Saal durchquerte. „Morgen ist es vielleicht zu spät“, murmelte er, aber wenn der König seine Worte gehört hatte, dann beachtete er sie nicht.



„Ihr könntet König sein“, sagte Fürst Darius.

„Ich werde König sein“, sagte Harald. „Ich bin der älteste Sohn. Der legitime Thronerbe. Eines Tages wird das gesamte Waldland mir gehören.“

„Wenn Ihr so lange warten wollt, werdet Ihr ein König ohne Land sein.“

„Das ist Verrat.“

„Ja“, bestätigte Fürst Darius liebenswürdig.

Die beiden lächelten, hoben die Kelche und kosteten den Wein. Als Harald den guten Jahrgang lobte, beugte sich Fürstin Cecelia anmutig vor und füllte sein Glas bis zum Rand. Harald dankte höflich, lehnte sich bequem zurück und ließ die Blicke schweifen. Nach all den Geschichten, die ihm über Darius' Lebensstil zu Ohren gekommen waren, hatte er in den Gemächern des Kriegsministers mehr Pomp und Luxus erwartet – dicke Teppiche und verschwenderische Tapeten. Stattdessen befand er sich in einem nüchternen, beinahe streng möblierten

Raum mit einem schlichten Dielenboden und Vertäfelungen aus poliertem Holz, den ein einziger Kamin erwärmte. Eine Wand verschwand gänzlich hinter einem vollen Bücherregal, das eine Fülle von Werken über Politik, Geschichte und Zauberei enthielt. Harald ließ sich seine Überraschung nicht anmerken. Offenbar steckte in Darius mehr, als man auf den ersten Blick wahrnahm. Harald nahm einen Schluck Wein und studierte sein Gegenüber über den Kelchrand hinweg. Das Gesicht des Mannes war von einer groben Hässlichkeit, die weder die Puderschichten noch die sorgfältig gezupften Augenbrauen oder das geölte Haar zu verbergen vermochten, und wenn er die Maske fallen ließ, die er in der Öffentlichkeit trug, wirkten seine Züge eiskalt und zum Äußersten entschlossen.

„Dieser Mann ist gefährlich“, dachte Harald. „Er ist eitel und skrupellos – eine nützliche Kombination auf jedem Sektor, insbesondere aber in der Politik. Sieht sich wahrscheinlich als Königsmacher.“

Harald wandte seine Aufmerksamkeit Fürstin Cecelia zu, Fürst Darius' Gemahlin. Sie lächelte träge, was eine deutliche Aufforderung enthielt. Ihr nachtschwarzes Haar, das in Kaskaden auf die nackten Alabasterschultern fiel, umrahmte und betonte das attraktive Gesicht. Lusternheit glomm in

den dunklen Augen und umspielte den vollen Mund. Sie hatte das reich bestickte Festkleid, das sie zu offiziellen Anlässen trug, mit einem schmalen, geschlitzten Seidenkaftan vertauscht, der bei jeder Bewegung aufreizende Ansichten freigab.

„Appetitlich“, dachte Harald, „und nicht gerade zurückhaltend, obwohl ihr Mann anwesend ist.“ Nicht zum ersten Mal fragte sich Harald, was Darius und Cecelia aneinander fanden. Sie waren ohne Zweifel ein ernstzunehmendes politisches Gespann, aber Cecelias Abenteuer mit jungen Gardisten sorgten bei Hofe ständig für neuen Klatsch. Darius musste davon wissen, aber er sagte nie etwas dazu. „Jeder nach seinem Geschmack“, dachte Harald sardonisch.

„Das ist ja alles schön und gut, Kriegsminister“, sagte er höflich. „Aber was wollt Ihr von mir?“

Darius lächelte über Haralds direkte Art und nahm ohne Eile einen weiteren Schluck Wein. „Bis jetzt nicht viel. Aber ich versichere Euch, dass meinen Freunden nur Euer Wohl am Herzen liegt.“

„Tatsächlich?“, fragte Harald amüsiert. „Das wundert mich. Ich dachte, Euren Freunden liege in erster Linie das Wohl des Waldlandes am Herzen. Deshalb habe ich Eurer Einladung auch Folge geleistet.“

„Wenn wir Euch unterstützen, dienen wir zugleich

dem Wohl des Reiches“, erklärte Darius ernst. „König John ist nicht mehr fähig, das Land zu regieren. Er lässt die Barone im Kampf gegen die Dunkelheit im Stich, er hat die Landgrafen öffentlich beleidigt und angegriffen, und nun droht er sogar, Curtana zu ziehen! Er muss wissen, dass sich die Barone das nicht gefallen lassen werden. Er fordert eine Auflehnung geradezu heraus.“

„Die Barone brauchen einen König“, antwortete Harald ruhig. „Sie haben nicht genug Leute, um gegen den Dusterwald vorzugehen, und das wissen sie genau. Ihre einzige Hoffnung ist ein Heer, das stark genug ist, die Finsternis zu besiegen. Sie haben versucht, den König zu zwingen, nur um zu erkennen, dass er ihre Unterstützung nicht mehr braucht. Immer vorausgesetzt, dass Curtana auch bei Nichtmenschen wirkt. Wenn nicht, wird es zu spät sein, eine Armee auszuheben. Kein Wunder, dass die Barone verzagt sind. Wenn Curtana versagt, verschlingt uns das Dunkel alle. Erfüllt es dagegen seinen Zweck, könnte sich mein Vater zum größten Tyrannen entwickeln, den dieses Land je kannte. Mit Curtana in der Hand wäre er mächtig genug, jede seiner Launen zum Gesetz zu erheben. Würde man den König aber stürzen, wäre das Heer ohne Führer. Die Barone misstrauen einander, weil jeder

versuchen könnte, das Heer auf seine Seite zu bringen und sich selbst zum König zu ernennen. Also brauchen die Barone einen König – aber nicht König John, und deshalb, mein lieber Fürst Darius, habt Ihr mich heute Abend um eine Unterredung gebeten, nicht wahr?“

Darius musterte Harald eingehend. „Ihr habt die Situation erfasst, Hoheit. Ich wusste gar nicht, dass Ihr ein derart ausgeprägtes Interesse an der Politik habt. Bis jetzt schient Ihr Euch mehr mit ... anderen Dingen zu beschäftigen.“

Harald lachte. „Der Schein trügt, mein Freund.“ Übergangslos streifte er die Maske der Freundlichkeit ab. Darunter kamen harte, entschlossene Züge und durchdringende, dunkle Augen zum Vorschein. „Auch wenn ich den Hofnarren spiele, Darius – hütet Euch davor, mich für dumm zu verkaufen!“

„Was bezweckt Ihr mit der Maskerade?“, fragte Fürstin Cecelia mit einem eitlen Schmallen.

„Sie entwaffnet meine Gesprächspartner“, erläuterte Harald. „Sie sehen keine Gefahr in mir, bis es zu spät ist. Außerdem habe ich Spaß dabei.“

Er setzte wieder seine charmante, freundliche Miene auf, aber die Augen blieben kalt und spöttisch. Darius lächelte unsicher, während er innerlich versuchte, sich auf diesen neuen, fremden

Prinzen Harald einzustellen.

„Euer Vater will zweifellos das Beste für sein Reich, Hoheit, aber er ist ein alter Mann, und sein Verstand arbeitet nicht mehr wie früher. Er gibt zu viel auf Grey und zu wenig auf die Höflinge, deren Privileg und Pflicht es immer war, ihm mit weisen Ratschlägen zur Seite zu stehen. Nun, da die Dunkelheit dicht vor den Toren der Residenz lauert, können wir uns keinen Herrscher mehr leisten, der unser aller Leben einem Zauberschwert anvertraut, einer Waffe, deren Wirkung mehr als fraglich ist. Wenn König John nicht selbst zur Vernunft kommt, muss man ihn eben zur Vernunft zwingen.“

„Ihr sprecht von meinem Vater“, warf Harald leise ein. „Wenn ich auch nur den Eindruck hätte, Ihr drohtet ihm ...“

„Das tun wir nicht“, sagte Darius rasch. „Es steht außer Frage, dass der König nicht zu Schaden kommen darf.“

„Ihr vergesst Landgraf Bedivere.“

„Ein Fehler, mein Wort darauf. Leider war uns entgangen, zu welchem Unsicherheitsfaktor sich der Mann entwickelt hatte.“

Harald warf ihm einen kühlen Blick zu.

„Bitte glaubt mir, Hoheit“, sagte Darius langsam. „Dem König wird nichts geschehen. Meine

Verbündeten und ich haben große Achtung vor seinem Amt. Wir finden nur, dass dessen Last zu schwer für seine alten Schultern geworden ist. Das Waldland braucht einen jüngeren, leistungsfähigeren Herrscher. Einen Mann wie Euch, Prinz Harald!“

Harald lächelte geheimnisvoll. Eine Zeit lang sprach niemand.

„Haben wir Eure Unterstützung?“, fragte Darius. Er spürte, wie ihm kalter Schweiß auf die Stirn trat, obwohl der Kamin eine angenehme Wärme ausstrahlte. Harald, der ihm gegenüber saß, war nicht der Mann, den er zu kennen geglaubt hatte, und Darius fragte sich inzwischen, ob er und seine Freunde nicht einen argen Fehler begangen hatten. Ein Wort dieses eiskalten Fremden an die königliche Leibgarde, und noch vor Tagesanbruch würden eine Menge Köpfe vom blutbefleckten Block des Scharfrichters rollen. Darius verlagerte sein Gewicht und legte die dicken Finger unauffällig um den Griff des vergifteten Dolchs, den er in einer Ärmelfalte verborgen trug.

Harald hob sein leeres Glas. Fürstin Cecelia beugte sich beflissen vor und goss nach. Ihr Seidenkaftan verrutschte und gewährte ihm einen tiefen Einblick in ihren Ausschnitt. Harald nippte an seinem Wein und grinste spöttisch.

„Ihr habt meine Unterstützung“, sagte er schließlich. „Aber meine Gründe für diesen Entschluss decken sich nicht unbedingt mit den Euren.“

„Eure Gründe?“, fragte Darius unsicher.

„Ich will König werden“, erklärte Harald, „und habe das Warten satt.“

Darius schmunzelte und ließ den Dolch los. „Ich schätze, Ihr werdet nicht mehr lange warten müssen, Hoheit.“

„Gut“, sagte Harald. Er starrte nachdenklich in sein Glas. „Warum seid Ihr eigentlich zu mir gekommen, Darius? Rupert wäre sicher die bessere Wahl gewesen. Er hat mehr zu gewinnen als ich.“

„Rupert hat sich zur unbekanntenen Größe entwickelt“, antwortete Darius. „Er ist charakturvoller geworden, entschlossener ... unabhängiger. Er war dem Reich immer treu ergeben, aber er hat nie einen Hehl daraus gemacht, dass bei ihm die Moral vor der Politik kommt. Eine reichlich naive Einstellung für einen Prinzen und völlig undenkbar für einen König. Außerdem fürchte ich, dass wir nicht reibungslos zusammenarbeiten könnten.“

„Mich kann er auch nicht leiden“, sagte Fürstin Cecelia elegant schmollend.

Harald stellte sein Glas ab und erhob sich. „Ich unterstütze Euch im Prinzip, Darius, aber weiter will

ich im Augenblick nicht gehen. Arrangiert ein Treffen zwischen mir und Euren ... Freunden. Wenn ich schon Verrat begehen soll, dann will ich wissen, wer meine Mitverschwörer sind. Alle.“

„Sehr gut“, sagte Darius. „Ich lasse Euch Bescheid geben, wenn es so weit ist.“

„Aber wartet nicht zu lange“, riet ihm Harald.

„Bestimmt nicht, Hoheit!“, versprach Darius.

Harald verließ die Gemächer des Kriegsministers. Als Darius sich Wein nachschenkte, sah er verblüfft, dass seine Hände zitterten.

„Dreister Rotzlöffel!“, brummte er. „Dabei sollte er dankbar für die Gelegenheit sein, die wir ihm bieten.“

„Könige sind nicht gerade für ihre Dankbarkeit bekannt“, meinte Fürstin Cecelia bissig. „Aber er kommt schon noch zur Einsicht. Er ist jung, machtgeil und längst nicht so klug, wie er uns gern einreden würde.“

„Unterschätzt ihn nicht!“, warnte Landgraf Blays und trat hinter dem Bücherregal hervor, das eine gut getarnte Geheimtür enthielt. Die Landgrafen Guillam und Bedivere verließen nach ihm das Versteck. Sobald sie im Zimmer standen, schwang die Geheimtür hinter ihnen zu.

„Wir haben von Harald nichts zu befürchten“, sagte Darius. „Er will den Thron besteigen, und wir können

ihm die Steine aus dem Weg räumen.“

„Heute Morgen hätte ich Euch noch zugestimmt“, sagte Blays nachdenklich und ließ sich in den Sessel Darius gegenüber sinken. „Jetzt bin ich nicht mehr so sicher. Ich habe schon immer gesagt, dieser Prinz ist klüger, als man ihm zutraut, und leider scheine ich recht zu behalten. Der frühere Harald war kein Problem; mit dem wären wir fertiggeworden. Aber dieser neue Harald – ich weiß nicht. Er hat begriffen, dass er als König von unseren Gnaden nie mehr als eine Marionette der Barone sein wird.“

„Zweifellos“, stimmte Darius zu und faltete herablassend die fetten Hände über dem Bauch.

„Aber was kann er tun? Wenn er uns an die königliche Leibgarde verrät, hat er die Gelegenheit, vorzeitig König zu werden, ein für allemal verpasst, und sobald er sein Ziel erreicht hat, wird er merken, dass er uns mehr denn je braucht. Aller Voraussicht nach ist Rupert bis dahin zurückgekehrt, in Begleitung des Ersten Ritters und des Erzmagiers. Nein, Herrschaften! Harald braucht uns, und wenn wir die Sache richtig anpacken, wird er uns immer brauchen.“

„Der Erzmagier beunruhigt mich“, sagte Blays. „Was ist, wenn er und der Erste Ritter den Plan fassen, Harald zu stürzen und stattdessen Rupert zu

krönen?“

„Wenn sich der Erzmagier nicht sehr verändert hat, dann ist es ihm verdammt schnuppe, wer das Zepter schwingt, solange alle tun, was er befiehlt. Er hat sich nie sehr für Politik interessiert.“

„Was ist mit Rupert und dem Ersten Ritter?“

„Der Erste Ritter war immer loyal gegenüber dem ältesten Sohn“, sagte Darius langsam. „Für Rupert hatte er nie Zeit. Ich glaube nicht, dass er ein Hindernis darstellt. Mit einiger Überredungskraft könnten wir ihn sogar dazu bringen, dass er Rupert für uns erledigt.“

Er blickte auf und bemerkte, dass die Landgrafen Guillam und Bedivere immer noch standen. „Nehmt doch Platz, meine Herren, sonst sieht es hier so unaufgeräumt aus.“

Guillam nickte rasch, trat auf den Stuhl zu, der ihm am nächsten stand, und ließ sich auf der Kante nieder. Seine blassblauen Augen blinzelten in einem fort, und er lächelte Darius und Cecelia unsicher zu, als wolle er sich für seine Anwesenheit entschuldigen. Bedivere stand in Habachtstellung, mit geradem Rücken, die Hand in der Nähe des Schwerthefts. Er traf keine Anstalten, es sich bequem zu machen, und Darius musterte ihn eingehend. Bedivere hatte sein zerrissenes

Kettenhemd und das Wams gewechselt, und wenn man von einer gewissen Bleichheit absah, deutete nichts mehr auf die Schmerzen hin, die ihm Grey zugefügt hatte. Aber trotz seines gelassenen Gesichtsausdrucks und der ebensolchen Haltung war er nicht entspannter als eine Katze, die vor einem Mäuseloch lauerte.

Den Mann umgab eine eisige Ruhe, als warte er nur auf den nächsten Befehl zum Töten. „Wer weiß“, dachte Darius, „vielleicht tut er das ja.“

Blays wischte sich verdrießlich ein paar Spinnweben vom Ärmel. „Ihr solltet Euren Geheimgang auf Vordermann bringen, Darius! Die Akustik ist schrecklich, und an den Wänden gedeiht Schimmelpilz.“

„Es zog auch sehr“, beschwerte sich Guillam. „Es würde mich nicht wundern, wenn ich mich während der langen Warterei erkältet hätte. Was ist das überhaupt? Ich hatte den Eindruck, der Tunnel, in dem wir standen, erstreckte sich über Meilen.“

„Stimmt“, bestätigte Darius. „Er ist Teil des Lüftungssystems.“ Er seufzte leise, als er die verständnislose Miene des Landgrafen sah, und beschloss, die Sache um der guten Beziehungen willen zu erklären. „Hoheit, Euch ist sicher schon aufgefallen, dass meine Gemächer wie die meisten

anderen Räumlichkeiten dieser Burg keine Fenster besitzen. Damit die Luft in den Räumen nicht stickig wird und uns alle vergiftet, muss sie fortwährend zirkulieren. Die vielen Lücken und Tunnel in den Burgwällen sind so angelegt, dass sie Frischluft ansaugen und die Abluft ins Freie leiten. Ich habe im Laufe der Jahre viel Zeit damit verbracht, dieses enorme Labyrinth zu erforschen und in Karten einzutragen. Meine besonderen Ortskenntnisse haben sich schon des Öfteren als ungemein nützlich erwiesen, wenn es darum ging ... Informationen zu sammeln.“

„Damit erübrigt sich vermutlich das Lauschen an Schlüssellochern“, spottete Blays.

Darius lächelte höflich. „Zumindest werdet Ihr nicht leugnen, Hoheit, dass uns die Lüftungskorridore im Ernstfall einen ausgezeichneten Fluchtweg bieten.“

„Vielleicht“, sagte Blays. „Aber Ihr solltet besser wegen dieser Regaltür etwas unternehmen, es dauert zu lange, sie zu öffnen und zu schließen. Im Notfall wäre das verdammt hinderlich.“

Darius zuckte die Achseln. „Die Gegengewichte sind uralte, und ich verstehe zu wenig davon, um sie zu reparieren oder zu erneuern. Aber solange sie ihren Dienst tun ...“

„Was ist mit dem Umzug?“, fragte Blays plötzlich.

„Stellt er ein Hindernis für Euch dar?“

„Ich habe diese Gemächer seit fünfzehn Jahren nicht mehr verlassen“, entgegnete Darius ruhig.

„Niemand außer Euch und mir kennt das Geheimnis der Bibliothekswand.“

„Umzug?“ Guillam sah ihn stirnrunzelnd an.

„Welcher Umzug?“

„Das erkläre ich Euch später“, sagte Blays. „Darius ...“

„Ich will es jetzt wissen!“, blaffte Guillam.

Darius sah Blays an, denn er erwartete, der werde seinen Begleiter in die Schranken weisen, stellte jedoch verblüfft fest, dass er seinen Ärger unterdrückte und Guillam zunickte. „Interessant“, dachte Darius. „Allem Anschein nach hat Landgraf Blays die Dinge nicht so im Griff, wie er jedem weiszumachen versucht.“

„Ihr müsst bedenken“, sagte Blays betont geduldig, „dass diese Burg ihre Bewohner vor gewisse Probleme stellt, da ihr Inneres viel weitläufiger als ihr Äußeres ist. Eines ist der Mangel an Fenstern und Frischluft. Ein weiteres besteht darin, dass es aufgrund der vielen Mauern zwischen den inneren und äußeren Räumen zu extremen Temperaturunterschieden in der Burg kommen kann. Die dicken Steinmauern speichern Hitze, so dass die

inneren Räume stets wärmer sind als die äußeren. Deshalb bewohnen der König und seine höchsten Würdenträger im Sommer die angenehm kühlen Außenbezirke der Burg und ziehen sich, wenn der Winter kommt, in die warmen Innenbereiche zurück. Die unteren Schichten pendeln im Gegenteil hin und her, und die, die wie Darius irgendwo zwischen den beiden Extremen rangieren, ziehen überhaupt nicht um. Ist nun auch Euch alles klar, Hoheit?"

„Klingt kompliziert“, meinte Guillam.

„Es ist kompliziert“, bestätigte Darius. „Deshalb spielt der Zeitpunkt unseres Umsturzes eine so entscheidende Rolle. Das allgemeine Durcheinander, das während des Umzugs herrscht, wird unser Vorhaben begünstigen.“

„Danke“, sagte Guillam höflich. „Jetzt verstehe ich.“

„Dann könnten wir jetzt vielleicht zum Geschäft kommen“, sagte Darius drängend. „Es gibt viel zu klären.“

„Was denn?“, fragte Blays. „Unsere Befehle lauteten, den König zu beleidigen und zu isolieren und Prinz Harald auszuhorchen, und das haben wir getan. Was mich betrifft, möchte ich so schnell wie möglich weg von hier. Ich wähle mir die Umgebung, in der ich lebe, lieber selbst aus.“

„Unsere Order lauteten auch, diskret vorzugehen“,

blaffte Guillam und errötete leicht. „Nun bleibt dem König dank Bediveres Unvernunft keine andere Wahl, als zu Curtana zu greifen.“

„Das hätte er so oder so getan“, sagte Blays.

„Nicht unbedingt! Vielleicht wäre es uns gelungen, ihn umzustimmen.“ Guillam schüttelte angewidert den Kopf. „Zum Glück habt wenigstens Ihr einen kühlen Kopf bewahrt, Darius. Wenn der König in die Vernichtung Curtanas einwilligt, könnte die Sache noch einen guten Ausgang nehmen.“

„Ihr denkt wirklich, der König würde Curtana preisgeben?“, fragte Blays skeptisch.

„Ich weiß nicht. Möglicherweise. Wenn wir diesen aufbrausenden Berserker in Zaum halten können.“

„Nun hört endlich mit dem Gewinsel auf!“, fiel ihm Bedivere ins Wort. Guillam knurrte wütend, da fuhr Bedivere herum und starrte ihn an. „Ruhe!“, sagte er scharf, und Guillam presste die Lippen zusammen. Das rote Feuer glomm wieder in Bediveres Augen. Guillam spürte, dass er erbleichte. Seine Hände zitterten, und sein Mund war sehr trocken. Bedivere grinste kalt, und der Wahnsinn wich langsam aus seinem Blick, wenigstens so weit, dass er wie immer aussah.

„Bis hierher und keinen Schritt näher!“, flüsterte er. Dann wandte er sich von dem fassungslosen

Landgrafen ab und startete in die Ferne, gefesselt von etwas, das nur er sehen konnte.

Darius musterte den stumm vor sich hinbrütenden Krieger, ehe er den Griff des Giftdolchs losließ. Er seufzte. Berserker waren in der Schlacht gut und schön, aber in einem Kriegsrat waren sie fehl am Platz. Als Darius zum ersten Mal von Landgraf Bedivere gehört hatte, war er von dem Gedanken angetan gewesen, einen Mann zu haben, der sich auch als Attentäter einsetzen ließ. Aber nun kamen ihm Zweifel. Diesen Mann konnte niemand im Zaum halten.

Sobald die Rebellion vorüber wäre, würde man ihn ausschalten müssen. Falls Bedivere nicht vorher verrücktspielte!

Blays beendete das angespannte Schweigen. „Dieses Treffen, das Harald fordert – lässt sich das durchführen?“

„Ich denke schon“, sagte Darius, „aber es ist ein hohes Risiko. Mir gefällt der Gedanke nicht, dass wir uns alle an einem Ort einfinden sollen. Nur angenommen, unter uns wäre ein Verräter ...“

„Wir können Wachen aufstellen, die dafür sorgen, dass wir nicht gestört werden.“

Darius seufzte. „Na gut. Aber mir gefällt dieser Plan nicht.“

„Er muss Euch nicht gefallen“, sagte Blays knapp. „Mir reicht, wenn Ihr die nötigen Vorbereitungen trefft.“

Es entstand eine kurze Pause.

„Möchte jemand ein Glas Wein?“, fragte Cecelia. Blays und Guillam schüttelten die Köpfe. Bedivere ignorierte sie.

„Gehe ich recht in der Annahme, dass der König sterben muss?“, fragte Blays langsam. Aller Augen richteten sich auf ihn.

„Ihr wisst, dass dem so ist“, sagte Guillam. „Solange er lebt, ist er ein Messer an unserer Kehle. Es gäbe immer jemanden, der versuchen würde, ihn wieder auf den Thron zu bringen. Er muss sterben.“

„Aber wenn Harald je dahinterkommt ...“

„Er wird nicht dahinterkommen“, sagte Darius. „Der König wird gleich zu Beginn der Kämpfe den Tod finden, während Harald anderweitig beschäftigt ist. Bedivere wird das erledigen, und zwar so, dass der Verdacht auf den Astrologen fällt.“

Bedivere regte sich. „Darf ich den Astrologen auch töten?“

„Wir werden sehen“, sagt Darius, und ein flüchtiges Lächeln erhellte Bediveres Züge.

„Ich kenne John seit sehr vielen Jahren“, sagte Blays. „Er war ein guter König, verglichen mit

anderen Herrschern.“

„Nach Ansicht unserer Auftraggeber ist ein König nur gut, wenn er tut, was die Barone wollen“, warf Guillam ein.

„Die Zeiten ändern sich“, sagte Blays säuerlich, „und wir ändern uns mit ihnen.“ Er schüttelte den Kopf und ließ sich in seinen Sessel sinken.

„John muss sterben“, sagte Guillam. „Das ist auf Dauer das Beste.“

„Das weiß ich“, entgegnete Blays. „Ich bin den Goldbaronen treu. Durch seine Drohung, Curtana einzusetzen, bringt John meine Herren in Gefahr. Das kann ich nicht zulassen.“

„Wir auch nicht“, sagte Guillam.

„Es ist trotzdem traurig“, meinte Blays. „Ich mag ihn.“

„Er muss sterben“, sagte Darius, und in seiner Stimme schwang so viel Bitterkeit mit, dass ihn die drei Landgrafen neugierig ansahen.

„Was habt Ihr gegen ihn?“, fragte Blays. „Eure Mitverschwörer kann ich verstehen. Sie sehen eine Gelegenheit, mehr Macht oder mehr Geld zu erlangen, oder haben alte Rechnungen zu begleichen. Aber Ihr ...“

„Wir sind Vaterlandsfreunde“, erklärte Darius kühl.

Blays lachte. „Die anderen vielleicht, aber Ihr nicht.“

Ihr habt Eure eigenen Gründe, an dieser Verschwörung teilzunehmen.“

„Wenn dem so wäre“, sagte Darius, „dann ist das meine Obliegenheit und nicht die Eure.“

Stahl raspelte gegen Leder, als Bedivere rasch sein Schwert zog und Darius die Spitze an die Kehle setzte.

„Ihr verheimlicht uns etwas“, meinte Blays mit einem unangenehmen Lächeln. „Das können wir nicht dulden, versteht Ihr?“

„Wir brauchen Eure Vaterlandsfreunde, um sicherzugehen, dass Haralds Hof sich den Befehlen der Barone unterwirft“, brummte Guillam. „Aber wir brauchen nicht unbedingt Euch. Genaugenommen seid Ihr nur ein Vermittler, und Vermittler sollten nichts für sich behalten, oder? Deshalb finde ich wirklich, Ihr solltet uns Eure Beweggründe mitteilen.“

Darius hielt den Blicken ungerührt stand. Ein dünner Blutfaden lief ihm am Hals entlang, als Bediveres Schwert seine Kehle ritzte. Für einen Augenblick erstarrte das Tableau, dann wechselten Blays und Guillam einen Blick, und Guillam nickte kurz in Richtung der völlig verängstigten Fürstin Cecelia. Blays packte sie an den Haaren und riss ihren Kopf in den Nacken. Sie schrie auf und wehrte sich, hielt aber sofort still, als ihr Guillam ein Stilett an die Kehle

hielt. Selbst ihr leises Wimmern verstummte.

„Ich wollte Rache“, sagte Darius so leise, dass die Landgrafen seine Worte nicht sofort verstanden. Blays bedeutete Guillam, das Stilett wegzunehmen, und ließ Fürstin Cecelia los.

Bedivere senkte sein Schwert auch, traf aber keine Anstalten, es in die Scheide zu stecken.

„Ich wollte nie Kriegsminister werden“, sagte Darius. „Ich erbe die Position von meinem Vater. Niemand fragte nach meinen Träumen und Zielen, niemanden kümmerte es, dass ich weder das Zeug noch die Neigung für das Kriegshandwerk besaß. Ich hätte Magier werden können; dazu hatte ich Talent. Die Hexer-Akademie bot mir einen Ausbildungsplatz an, noch ehe ich das Mannesalter erreichte. Aber der König und mein Vater ließen mich nicht gehen. Ich war als künftiger Kriegsminister ausersehen, und damit basta.“

Ich versuchte anfangs, mein Bestes zu geben, aber mein Bestes war nie gut genug, also stellte ich nach einer Weile meine Bemühungen ein, und der König, der Astrologe und der Erste Ritter beleidigten und verspotteten mich abwechselnd, weil ich nicht mit diesem Amt zurechtkam, das man mir gegen meinen Willen aufgedrängt hatte. Nach dem Aufstand wird Harald mir vermutlich jeden Posten geben, den ich

mir wünsche, aber das ist nicht der Grund für meinen Verrat.

Mein Beweggrund ist Rache. Ich will Rache für all die Jahre der Beleidigungen, die ich erdulden, und all die Demütigungen, die ich schlucken musste. Ich will jeden hier bei Hofe, der sich je über mich lustig gemacht hat, zertreten und gedemütigt sehen.“

„Ihr werdet es erleben“, sagte Blays. „Ihr werdet es erleben.“

„Ich will den Tod König Johns!“

Bedivere kicherte finster und schob sein Schwert in die Scheide. Darius nickte ihm zitternd zu und legte die Hand auf den Arm Cecelias, die zu ihm gelaufen war und nun neben seinem Sessel kauerte. An der Stelle, wo sich Guillams Dolch in ihre Haut gebohrt hatte, besudelte ein Blutfleck den hohen Kragen ihres Gewandes. Blays erhob sich.

„Ich denke, alles Wichtige ist geklärt. Fürst Darius, Ihr vereinbart ein Treffen zwischen Prinz Harald und Euren Vaterlandsfreunden. Je eher er sich für unsere Sache entscheidet, desto besser – und sorgt dafür, dass alle zugegen sind. Es wird Zeit, dass wir uns Klarheit über unsere Freunde und Feinde verschaffen.“ Blays feixte kalt. „Ich muss Euch wohl nicht sagen, was Ihr zu tun habt, wenn jemand versuchen sollte, dem König von unseren Plänen zu

erzählen.“

„Ich habe alle Fäden fest in der Hand“, sagte Darius.

„Dessen bin ich sicher. Gute Nacht, mein Fürst, meine Fürstin. Schlaft wohl.“

Er verneigte sich knapp, machte auf dem Absatz kehrt und verließ den Raum, gefolgt von Guillam und Bedivere. Cecelia wartete, bis sie sicher war, dass die drei Männer nicht zurückkehrten, und machte dann eine ordinäre Geste in Richtung Tür.

„Die halten sich wohl für besonders klug.“ Cecelia rümpfte verächtlich die Nase. „Wenn du erst Harald auf deine Seite gezogen hast, wirst du die Macht hinter dem Thron sein, nicht die Barone.“

Darius tätschelte ihr beruhigend die Hand. „Sollen sie einstweilen ruhig glauben, sie hätten alles im Griff. Es schadet nicht und macht die Barone glücklich.“

„Was ist nach dem Aufstand?“

„Nach dem Aufstand dürfte es nicht allzu schwer sein, Harald zu beweisen, wer der wahre Mörder seines Vaters war.“

Cecelia lachte und klatschte tückisch in die Hände. „Ja, und wem außer dir soll er vertrauen, wenn die Landgrafen erst entlarvt sind? Darius, du bist ein Genie!“

Darius nippte schmunzelnd an seinem Wein. „Ist es

dir inzwischen gelungen, Harald ins Bett zu locken?“

„Noch nicht.“

Darius hob eine gezupfte Braue. „Lässt du nach, meine Liebe?“

Cecelia kicherte derb. „Das frage ich mich auch. Dem Hofklatsch zufolge ist er in Prinzessin Julia vernarrt. Ich denke, es reizt ihn, eine Frau zu umwerben, die sich von seinen Verführungskünsten nicht beeindrucken lässt. Aber das legt sich wahrscheinlich bald, und dann gehört er mir, ob er will oder nicht!“ Sie runzelte nachdenklich die Stirn. „König Harald. Klingt gut. Mit unserer Unterstützung kann er es zu Macht und Ansehen bringen.“

„Manchmal bezweifle ich das“, flüsterte Darius. „Wir riskieren viel. Wenn etwas schiefgeht ...“

„Mein vorsichtiger Darius“, sagte Cecelia. „Nichts wird schiefgehen. Du hast alles sorgfältig eingefädelt. Was könnte jetzt noch schiefgehen?“

„Ich weiß nicht“, sagte Darius. „Kein Plan ist vollkommen.“

Cecelia seufzte, erhob sich und hauchte Darius einen Kuss auf die Stirn. „Es war ein anstrengender Abend. Ich sehne mich nach meinem Bett.“

„Ach ja, wie geht es Gregory?“

„Leidet noch unter den Folgen von Julias Misshandlung, aber ich tue mein Bestes, damit er

darüber hinwegkommt.“

Darius kicherte, und Fürstin Cecelia warf ihm einen liebevollen Blick zu. „Manchmal wünschte ich ...“

„Tut mir leid“, sagte Darius. „Aber du weißt, ich hatte für so etwas noch nie viel übrig.“

„Es war nur ein Gedanke“, sagte Cecelia.
„Abgesehen davon geben wir ein gutes Team ab, nicht?“

„Natürlich“, sagte Darius. „Verstand gepaart mit Schönheit – eine unschlagbare Kombination. Gute Nacht, meine Liebe.“

„Gute Nacht“, sagte Cecelia und eilte zu ihrer Verabredung.

Darius saß reglos auf seinem Stuhl und dachte über das Treffen nach, das er für Harald vorbereiten musste. Es gab viel zu tun.



„Was zum Henker tue ich hier eigentlich?“, dachte Julia, während sie dem Seneschall durch den nächsten dunklen Korridor folgte. Aber sie kannte die Antwort. Die Sorgen und Probleme, die ihr durch den Kopf schwirren, würden ihr den Verstand rauben, wenn sie sich nicht durch irgendeine Tätigkeit ablenkte. Deshalb war ihr die Suche des Seneschalls nach dem verlorengegangenen Südflügel

anfangs wie ein Geschenk des Himmels erschienen, doch allmählich kamen ihr Zweifel. Sie wanderte seit Stunden durch die langweiligsten Gänge, die sie je gesehen hatte, die meiste Zeit im Kreis, wie es schien, und hegte den Verdacht, der Seneschall führe sie absichtlich in die Irre.

Er hatte nicht begeistert gewirkt, als sie mit der Bitte an ihn herangetreten war, an der Expedition teilzunehmen, doch wann wirkte der Seneschall schon begeistert? Dem hochgewachsenen, ausgezehnten, vorzeitig kahl gewordenen Mann mit den Adlerzügen stand dauernd die Sorge ins Gesicht geschrieben, die Welt könne aus den Fugen gehen, wenn er sie nicht durch Rackern und Schuften zusammenhielte. Er war Mitte dreißig, sah zwanzig Jahre älter aus und machte sich nichts daraus. Sein verschossener Überzieher hatte schon bessere Zeiten gesehen, und seine Stiefel vermittelten den Eindruck, als habe er sie jahrelang nicht mehr geputzt. Er war nervös, pedantisch und grämlich, und das schienen noch seine besten Eigenschaften zu sein. Darüber hinaus besaß er jedoch einen phänomenalen Orientierungssinn, weshalb man ihm einige – oder besser gesagt: jede Menge – Zugeständnisse machte. Als Julia ihn das erste Mal aufgesucht hatte, hatte er gerade düster auf einen

großen, komplexen Plan gestarrt, während ein Dutzend schwerbewaffnete Angehörige der Leibgarde ungeduldig mit den Füßen scharren und sich bemühten, seine finstere Miene noch zu übertreffen. Eine der Wachen hatte gemerkt, dass Julia im Anmarsch war, und den Seneschall am Ärmel gepupft, um ihm die Neuigkeit zu unterbreiten.

„Ihr wünscht?“

„Ich möchte mich Eurer Expedition anschließen“, hatte Julia gut gelaunt erklärt und beobachtet, wie der Seneschall die Augen rollte und die Fäuste schüttelte.

„Nicht genug, dass die Karten hoffnungslos veraltet sind. Nicht genug, dass man mich drängt, meinen Auftrag einen Monat früher zu erledigen als ursprünglich vereinbart. Nicht genug, dass man mir zwölf Neandertaler in Kettenhemden als Schutztruppe zumutet. Nein. Zu allem Übel will man mir nun auch noch Prinzessin Julia aufhalsen! Vergesst es! Ich muss mir das nicht bieten lassen. Ich bin der Seneschall dieser Burg und muss mir das nicht bieten lassen!“

„Ich wusste, Ihr würdet Euch freuen“, hatte Julia gesagt.

Der Seneschall schien zwischen Schlaganfall und Herzinfarkt zu schwanken, hatte sich aber damit

begnügte, furchtbar alt und erschöpft auszusehen. „Wie kommt Ihr auf mich? Die Burg ist groß. Es gibt Hunderte von Leuten, denen Ihr auf die Nerven gehen könnt. Was habe ich Euch getan?“

„Nun seid nicht albern!“, hatte Julia lebhaft gesagt. „Ich will etwas Vernünftiges tun und gebe Euch mein Wort, Euch nicht bei der Arbeit zu stören.“

Der Seneschall hatte ausgesehen, als habe er Zahnweh. „Muss das sein? Ihr richtet immer so viel Schaden an, wenn Ihr versucht, etwas Vernünftiges zu tun.“ Er hatte die Blitze bemerkt, die in Julias Augen zuckten, und geseufzt. „Wenn Ihr meint. Aber bleibt in meiner Nähe, unternimmt keine Streifzüge auf eigene Faust, und bitte schlagt niemanden, ohne es mit mir abzusprechen!“

„Wo denkt Ihr hin!“, hatte Julia vorwurfsvoll gesagt. Der Seneschall hatte sie nur wortlos angesehen.

So folgte Julia dem Seneschall nun desinteressiert durch schwach beleuchtete Gänge in den Tiefen der Burg und kam rasch zu dem Schluss, dass dies kein besonders zündender Einfall gewesen war. Aber dann bog der Seneschall scharf rechts ab, und plötzlich war alles anders. Bei den unüberschaubaren Fluren und Korridoren der Burg konnte es natürlich nicht ausbleiben, dass manche davon im Lauf der

Zeit nicht mehr benutzt wurden und in Vergessenheit gerieten. Julias Neugier erwachte, als sie merkte, dass den Gang, der nun vor ihnen lag, seit Jahren keiner mehr betreten hatte. Die Holzvertäfelung wirkte matt und schmutzig. Spinnweben hüllten die leeren Brennschalen und Fackelhalterungen ein. Der Seneschall ließ die Gruppe anhalten, während zwei Männer die Laternen anzündeten, die sie mitgebracht hatten. Dann drang er an der Spitze des Suchtrupps in den Gang vor. Julia zog ihren Dolch und hielt ihn stoßbereit. Das Dämmerlicht und die Stille weckten in ihr unbehagliche Erinnerungen an den Düsterwald.

Nach einer Weile teilte sich der Gang, und der Seneschall ließ die Gruppe wieder anhalten, während er mehrere Pläne zu Rate zog. Julia trat ein paar Schritte vor und spähte ins Dunkel. Der linke Gang schien in weitem Bogen in die Richtung zurückzuführen, aus der sie gekommen waren, während der rechte in eine Finsternis eintauchte, die ihr ein Kribbeln im Nacken verursachte. Julia schüttelte den Kopf, um das undeutliche Angstgefühl zu vertreiben, und zwang sich, tief durchzuatmen. Der Düsterwald lag Meilen entfernt. Ein wenig Dunkel machte ihr nichts aus. Julia umklammerte den Dolch, als könne er ihr Trost

bieten, und lächelte grimmig. Obwohl inzwischen so viel Zeit vergangen war, ließ sie in ihrem Zimmer immer noch eine Kerze brennen, wenn sie sich schlafen legte. Die lange Nacht hatte nicht nur bei Rupert Spuren hinterlassen. Ihr Herz raste plötzlich, als sie merkte, dass jemand dicht neben ihr stand. Sie erkannte den Seneschall und beruhigte sich.

„Links oder rechts?“, fragte sie und merkte erleichtert, dass ihre Stimme ruhig klang.

„Ich schwanke noch“, entgegnete der Seneschall gereizt. „Allen Plänen zufolge müssten wir uns nach links wenden, aber dagegen sträubt sich mein Gefühl mit aller Macht. Ach, zum Henker mit den Plänen! Wir gehen rechts. Mitten ins Dunkel.“

„Das hätte ich mir denken können“, maulte Julia.

„Was? Was war das? Ich wünschte, Ihr würdet nicht so nuscheln, Prinzessin, das ist eine dumme Angewohnheit.“

Julia zuckte nur die Achseln. Sie hatte es aufgegeben, die gehässigen Bemerkungen des Seneschalls persönlich zu nehmen. Sein Zorn war offenkundig gegen die Welt und ihre Unzulänglichkeiten gerichtet und ergoss sich eher zufällig über Menschen, die ihm gerade in den Weg kamen.

„Weshalb suchen wir überhaupt nach dem

Südflügel, Seneschall?“

„Weil er seit zweiunddreißig Jahren verschwunden ist! Verschwunden wie in vermisst, nicht mehr aufzufinden, den Blicken der Burgbewohner entzogen, ohne Erlaubnis untergetaucht! Deshalb. Was sollen wir sonst tun? Eine Feier zu seinem zweiunddreißigsten Abhandenkommen veranstalten?“

„Natürlich nicht, Seneschall“, sagte Julia geduldig. „Ich meine, warum suchen wir ihn ausgerechnet jetzt? Wie es scheint, ist man all die Jahre auch ohne ihn ausgekommen. Warum nimmt man ihn plötzlich so wichtig?“

„Ah“, sagt der Seneschall und warf der Prinzessin einen boshaften Blick zu. „Ich gehe davon aus, dass Ihr mich weiter belästigen werdet, bis Eure Neugier befriedigt ist?“

„Auf Anhieb richtig“, bestätigte Julia.

Der Seneschall seufzte, warf einen verstohlenen Blick auf seine bewaffneten Begleiter und flüsterte Julia dann ins Ohr: „Es ist kein Geheimnis, aber mir wäre es lieber, wenn die Leute hier erst ganz zuletzt erfahren, wonach wir eigentlich Ausschau halten. Sie sind König John zwar treu ergeben ... aber wozu ein Risiko eingehen?“

„Weiter“, sagte Julia ungeduldig. Die seltsame

Anspannung des Seneschalls hatte ihre Neugier geweckt.

„Wir suchen den Südflügel“, murmelte der Seneschall, „weil sich dort das alte Arsenal befindet.“

Julia sah ihn verständnislos an. „Hat das eine tiefere Bedeutung, die mir entgeht?“

„Der König will Curtana ziehen“, erklärte der Seneschall, „und dieses Schwert befindet sich im alten Arsenal.“

„Kapiert.“

„Das freut mich“, sagte der Seneschall mit einer Spur von Spott. „Möchtet Ihr sonst noch etwas wissen?“

„Ja“, antwortete Julia trocken. „Wenn dieses Zauberschwert so mächtig ist, wie alle behaupten, warum hat sich dann im Lauf der Jahre niemand die Mühe gemacht, das alte Arsenal wiederzufinden und sich das Ding unter den Nagel zu reißen?“

„Es gab genug Leute, die es versucht haben.“

„Was geschah mit ihnen?“

„Wir wissen es nicht. Keiner kehrte je zurück.“

„Na, toll!“, meinte Julia. „Mir fällt auf, dass Ihr das vor unserem Aufbruch mit keinem Wort erwähnt.“

„Ich dachte, Ihr wüsstet es.“

„Gesetzt den Fall, wir finden das alte Arsenal“, sagte Julia, „was mir immer unwahrscheinlicher

vorkommt, je länger ich darüber nachdenke, würdet Ihr Curtana dann überhaupt erkennen?“

Der Seneschall startete ins Schwarz des rechten Korridors und lächelte grimmig. „Curtana ist ein Kurzschwert, bestenfalls einen Meter lang, und besitzt keine Spitze. Vor vielen hundert Jahren hieß es noch Schwert der Gnade. Man überreichte es jedem Waldkönig bei der Krönung als Symbol der Gerechtigkeit, die durch Mitleid gemildert wird. Dann bestieg Jakob VII. den Thron. Er nahm Curtana und ließ eine schwarze Zaubergemme in den Griff einarbeiten. Dieser Stein versklavte die Gedanken aller, die ihn sahen. Der Legende nach hatte ihn Jakob vom Dämonenprinzen persönlich erhalten, doch die Berichte aus jener Epoche sind spärlich. Es war eine Zeit des Mordens und des Wahnsinns, in der Curtana zum Schwert des Zwangs wurde, zum Symbol der Tyrannei. Seit dem Sturz König Jakobs hat niemand mehr diese Klinge gezogen, aber es heißt, sie verbreite selbst wohlverwahrt in ihrer Scheide eine Aura von Blut, Tod und Schrecken. Ich habe Curtana nie gesehen, aber ich glaube nicht, dass es mir schwerfiele, es zu erkennen.“

Der Seneschall wandte sich ab und warf einen verärgerten Blick auf die Männer der Leibgarde, die ins Dunkel spähten und argwöhnisch ihre Schwerter

umklammerten. „Wenn Euch im Moment keine Fragen mehr einfallen, Prinzessin, sollten wir unseren Weg fortsetzen, ehe diese Neandertaler auf den Gedanken verfallen, ihre Initialen in die Holzpaneele zu ritzen.“

Er wartete gereizt, bis jeder der Bewaffneten seine Laterne entfacht hatte, und drang dann unerschrocken in die Finsternis des rechten Korridors vor.

„Ist der Mann noch zu retten?“, dachte Julia, während sie und die Wachen sich bemühten, den Seneschall einzuholen. „Nichts gegen Furchtlosigkeit und Heldenmut, aber das geht ein Stück zu weit. Erst erzählt er mir Schauergeschichten über Suchtrupps, die nie zurückkehrten, dann prescht er ins Dunkel, ohne einen einzigen Kundschafter vorzuschicken.“ Julia schüttelte griesgrämig den Kopf. „Ich hätte mein Schwert nie aus der Hand geben dürfen.“

Die Schritte der kleinen Expedition hallten dumpf von den staubigen Wänden wider, aber selbst das schwache Echo klang in der unheimlichen Stille des Gangs unnatürlich laut. Die Männer drängten sich zusammen und hielten die Laternen hoch, doch die Finsternis schien den kleinen Lichtkreis gierig aufzusaugen. In dem düsteren Halbdunkel fiel es

schwer, die Entfernungen abzuschätzen, und Julia fragte sich, ob der verdammte Gang denn überhaupt kein Ende mehr nehmen wollte. Sie warf einen Blick zurück, aber die Stelle, an der sich der Gang verzweigt hatte, war längst in der Schwärze versunken. Wenn sie angestrengt lauschte, hörte sie ein leises Rascheln, erkannte aber nicht, woher es kam. „Wahrscheinlich Ratten“, dachte sie und umklammerte ihren Dolch noch fester. „Nach zweiunddreißig ungestörten Jahren müssen sie ja denken, dieser Teil der Burg gehöre ihnen.“

„Wie kann man einen ganzen Flügel aus den Augen verlieren?“, fragte sie. Es war beruhigend, die eigene Stimme zu hören.

„Allem Anschein nach ging einer der Zaubersprüche des Astrologen schief“, entgegnete der Seneschall zerstreut, während er im Schein der Laterne, die ein Leibgardist hochhielt, unschlüssig seinen Plan studierte. „Niemand weiß, was er vorhatte, und da er sich immer noch geniert, darüber zu sprechen, werden wir es wahrscheinlich nie erfahren. Jedenfalls kam es zu einer großen Explosion, und plötzlich endeten die Türen und Korridore, die bis dahin zum Südflügel geführt hatten ... anderswo. Die meisten Menschen, die sich in diesem Teil der Burg aufhielten, fanden zwar den Weg nach draußen,

aber es gab keinen Weg mehr nach drinnen, und einige Leute blieben der Legende nach für immer verschollen.“

„Furchtbar.“ Julia presste zitternd die Hände vors Gesicht.

„Wenn Euch die Antworten nicht gefallen, dürft Ihr keine Fragen stellen“, sagte der Seneschall schroff. „So, und jetzt bitte ich mir Ruhe aus. Ich versuche, mich zu konzentrieren.“

Julia verkniff sich eine gereizte Antwort, und der Seneschall beugte sich mit gerunzelter Stirn über seinen Plan. Die Luft wurde schlechter, je weiter der Suchtrupp ins Dunkel vordrang, und Julia spähte angestrengt umher, da das leise Scharren inzwischen den Rand des Lichtkreises erreicht hatte. Die Männer hörten es auch, und einer nach dem anderen zog sein Schwert. „Es sind nur ein paar Ratten“, redete sich Julia ein, aber im Geist sah sie Menschen, die sie aus dem Dunkel heraus beobachteten. Menschen, die durch die lange Abgeschiedenheit sonderbar oder gar verrückt geworden waren. Kinder, die nie eine andere Welt gekannt hatten als den Südflügel.

Dann stolperte Julia und wäre fast gestürzt, als der Boden plötzlich schwankte und unter ihren Füßen wegsackte. Die Gangwände schienen sich innerhalb weniger Momente auszuweiten und wieder näher zu

rücken. In dieser kurzen Zeit verkehrte sich für sie rechts und links, oben und unten. Alles drehte sich wie rasend im Kreis und stand mit einem Ruck wieder still. Dunkel verschlang das Laternenlicht, und sie hörte wütende, entsetzte Stimmen, aber nur schwach, wie von weit weg. Sie wusste, sie musste in Bewegung bleiben, aber jeder Schritt fiel ihr schwerer als der davor, und ihre Muskeln schmerzten von der Anstrengung, die es kostete, sich vorwärtszuschleppen. Ein mächtiger Druck baute sich in ihr auf, drang von außen auf sie ein und versuchte, sie aufzuhalten, aber Julia gab nicht nach. Das war nicht ihre Art. Der Druck erreichte einen Höhepunkt, doch Julia spürte, dass Menschen bei ihr in der Finsternis waren, die sie in ihrem Kampf unterstützten. Sie gaben ihr Kraft und sie ihnen, und gemeinsam warfen sie sich nach vorn. Dann kehrte das Licht zurück, und die Welt stand wieder still.

Julia ging in die Hocke und keuchte, während sie langsam wieder einen klaren Kopf bekam. Sie war ermattet und in Schweiß gebadet, als wäre sie stundenlang gerannt, aber als sie sich umschaute, erkannte sie, dass sie sich immer noch in dem dunklen Korridor befand. Der schwache Schein kam von einer Laterne in der Hand eines Soldaten, der neben ihr kauerte und fast so elend aussah, wie sie

sich fühlte. Julia runzelte plötzlich die Stirn und warf einen Blick in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Der Seneschall lehnte schwach an einer Wand und starrte finster auf einen seiner Pläne, aber von den restlichen elf Männern der Leibgarde war nichts zu sehen.

„Was zum Henker war denn das?“, fragte Julia, nachdem sie die helfend ausgestreckte Hand des Soldaten unwirsch zur Seite geschoben und sich mit zitternden Knien allein aufgerichtet hatte. „Wo sind unsere Leute geblieben?“

„Der Südflügel scheint von einer Begrenzung umgeben zu sein, die offenbar entstand, als der Zauber des Astrologen fehlschlug“, meinte der Seneschall nachdenklich, während er pedantisch seinen Plan faltete und einsteckte. Er spähte den Gang entlang, aber das undurchdringliche Dunkel lieferte keine Anhaltspunkte. Der Seneschall schniefte und kehrte ihm den Rücken. „Der Rest der Leibgarde muss sich auf der anderen Seite der Barriere befinden. Typisch. Die Burschen sind nie da, wenn man sie braucht.“

Julia unterdrückte den Impuls, den Mann an den Schultern zu packen und zu schütteln, bis er zur Vernunft kam, und bedachte ihn mit einem Lächeln. „Seneschall, wir können sie nicht einfach

zurücklassen!“

„Denen ist bestimmt nichts zugestoßen. Wir lesen sie auf dem Heimweg wieder auf. Im Übrigen sind die Leute an ihrer unangenehmen Lage selbst schuld. Uns gelang es, die Barriere zu durchbrechen, weil wir uns nicht geschlagen gaben und am Ende gemeinsam kämpften. Zu dieser Einsicht waren sie unfähig. Ihr Pech, aber einerlei. Wir haben den Durchbruch in den Südflügel geschafft, und nur das zählt. Die ersten Menschen seit zweiunddreißig Jahren ... nun kommt schon, meine Liebe, steht hier nicht herum! Es gibt viel zu tun.“

Damit entriss der Seneschall dem Gardisten die Laterne und marschierte los, ohne sich ein einziges Mal umzudrehen, und Julia und der Soldat hatten Mühe hinterherzukommen. Während sie dem Seneschall tiefer in den Südflügel folgten, bäugte Julia ihren Begleiter verstohlen. Er war klein und stämmig, mit einem Stiernacken und kräftigen, muskelbepackten Armen. Insgesamt sah er aus wie ein Riese, den man an den Knien abgeschnitten hatte. Er war wahrscheinlich um die vierzig, wirkte durch seine grimmige Miene jedoch ein gutes Stück älter. Das harte Gesicht umrahmte kurzgeschorenes, weißblondes Haar, und in seinen Augen lag eine lauernerde Wachsamkeit, die Julia beruhigend fand.

Was immer geschah, diese Wache konnte nichts erschrecken.

„Ich heiße Bodeen“, sagte er plötzlich. „Falls Ihr das wissen wollt.“

„Tut mir leid, wenn ich Euch angestarrt habe“, sagte Julia.

„Das habt Ihr nicht“, versicherte er. „Aber mir entgeht wenig, auch keine versteckte Neugier.“

„Bleibt so aufmerksam“, sagte Julia. „Das hilft uns möglicherweise, dieses Abenteuer lebend zu überstehen.“

Sie lachten, aber es war ein Lachen, das eher angespannt als befreit klang. Plötzlich blieb der Seneschall stehen, spähte in einen Nebenkorridor und betrat ihn zögernd. Julia und Bodeen folgten ihm. Der Seneschall führte sie durch ein Labyrinth aus verwinkelten Gängen, gewundenen Treppen und spinnwebenverhangenen Türen und Öffnungen, bis die Prinzessin jeglichen Zeit- und Richtungssinn verloren hatte. Sie fühlte sich seltsam konfus, fast als stnde sie still, und alles ringsum wäre in Bewegung.

Bodeen tapste leise neben ihr her, stets auf der Hut vor möglichen Gefahren, fast wie eine Katze auf Beutezug.

Unter anderen Umständen hätte Julia sein Verhalten als störend empfunden, aber seit sie den

Südflügel betreten hatten, wurde sie das Gefühl nicht los, jemand lauere im Dunkel jenseits des Laternenscheins und beobachte sie. So angestrengt sie in die Schwärze spähte, so abrupt sie sich auch umdrehte, nie sah sie jemanden, aber das Gefühl blieb und lastete auf ihrer Seele, bis sie am liebsten laut geschrien hätte. Sie umklammerte den Dolch, bis ihre Fingerknöchel schmerzten, und verwünschte insgeheim ihren Entschluss, sich an der Suche zu beteiligen. Verdrießlich starrte sie den gleichgültigen Rücken des Seneschalls an und konnte gerade noch verhindern, dass sie mit ihm zusammenstieß, als er wieder einmal unvermittelt stehen blieb. Er legte den Kopf in den Nacken und sog prüfend die Luft ein wie ein Hund, der nach einer unbestimmten Fährte schnüffelt, dann senkte er langsam den Kopf und drehte sich zu ihr um.

„Irgendetwas stimmt nicht“, sagte er ruhig.

„Wie meint Ihr das?“, fragte Julia, die nicht bereit war, ihre Ängste laut auszusprechen, um nicht lächerlich zu klingen.

„Ich bin nicht sicher.“ Der Seneschall ließ seine Blicke schweifen. Eine Gänsehaut überlief ihn.

„Welchen Zauber auch immer Grey damals erprobte, er muss verdammt stark gewesen sein. Stärker, als der Mann eingestehen wollte, und er ist

bis heute nicht verfolgt. Er hallt in Holz und Stein nach, zittert in der Luft.“

„Heißt das, wir sind in Gefahr?“, fragte Bodeen und hob das Schwert wie zum Angriff.

„Ja. Nein. Ich weiß nicht.“ Der Seneschall runzelte die Stirn und sah Bodeen und Julia ratlos an, als erwarte er von ihnen die Antwort. Dann drehte er sich brüsk um.

„Wir verschwenden Zeit. Die Schatzkammern sind nicht weit. Kommt!“ Er schien ein kurzes Zwiegespräch mit seinem sechsten Sinn zu halten, ehe er in einen Seitenkorridor abbog und zuversichtlich losmarschierte, ohne sich zu vergewissern, ob die Prinzessin und der Gardist ihm ins Dunkel folgten.

Die Stille belastete Julia mehr als alles andere, und das nicht nur, weil sie sich an den Dürsterwald erinnert fühlte.

Die endlosen Gänge schienen jeden Laut zu schlucken, als wehre sich der Südflügel gegen jede Ruhestörung. Bodeen ließ den Blick konzentriert durchs Dunkel schweifen, musterte jede Tür und jeden Durchgang, fand aber keinen schlüssigen Hinweis, dass sie beobachtet oder verfolgt wurden, und doch war es gerade diese Lautlosigkeit, die Julia davon überzeugte, dass sie nicht allein waren. Alle

Instinkte meldeten ihr, ganz in der Nähe drohe tödliche Gefahr, und tief in ihrem Innern wusste sie mit tödlicher Sicherheit, dass jenseits des Lichtkreises etwas Böses lauerte. Blinde Furcht stieg in ihr auf, aber sie verdrängte sie gewaltsam. Angst konnte sie haben, wenn sie Zeit dazu hatte.

Der Gang verengte sich plötzlich, und die Wände kamen bedrohlich auf sie zu. Die Laterne des Seneschalls warf einen gelblichen Schein auf verblichene Tapeten und die Bilder längst verstorbener Männer und Frauen. Nach ein paar Schritten blieb der Seneschall vor einer verschlossenen, mit Schnitzwerk reich verzierten Tür stehen und runzelte die Stirn. Plötzlich spürte Julia die Nähe einer geheimnisvollen, gefährlichen, entsetzlich vertrauten Macht. Sie warf Bodeen einen Blick zu, doch der wandte den Kopf nach hinten und spähte den Gang entlang, den sie eben hinter sich gelassen hatten. Er hielt sein Schwert kampfbereit in der Hand, schien aber nicht besonders beunruhigt. Julia blickte die verschlossene Tür an und konnte nicht verhindern, dass sie zu zittern begann. Die Befürchtung, hinter dieser Tür verberge sich etwas Schreckliches, überwältigte sie. Sie fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen und hielt den Dolch mit der Spitze nach vorn.

„Alles in Ordnung?“, fragte Bodeen leise.

„Ja“, antwortete Julia mit gepresster Stimme.

„Wenn man davon absieht, dass ich in diesem Gang ein ungutes Gefühl habe.“

Bodeen nickte, ohne zu lächeln. „Das ist nur das Dunkel. Lasst Euch davon nicht beunruhigen!“

„Es ist mehr als das! Hört Ihr nie auf Eure Instinkte?“

„Ständig. Aber ich vertraue in erster Linie meinen Augen und Ohren, und bis jetzt lässt nichts den Schluss zu, dass sich in diesem gottverdammten Flügel außer uns und ein paar Spinnen noch jemand befindet.“

Julia schüttelte eigensinnig den Kopf. „Hier ist etwas, das mir Angst einflößt. Wir kommen ihm immer näher.“

„Wenn Ihr fertig seid“, meinte der Seneschall säuerlich, „kann ich Euch mitteilen, dass wir unser Ziel fast erreicht haben. Hinter dieser Tür befindet sich der Südturm, und dahinter liegt der Eingang zum Schatzhaus.“

Julia sah ihn ungläubig an. „Seid Ihr sicher?“

„Natürlich!“

„Warum spannt Ihr uns dann so lange auf die Folter?“

„Weil die Tür mir Rätsel aufgibt.“, raunzte der

Seneschall. „Ich weiß, dass sie zum Südturm führt, aber ... mir kommen immer wieder Zweifel.“

„Wollt Ihr damit sagen, wir haben uns verlaufen?“, fragte Julia, deren Mut sank.

„Natürlich nicht! Ich bin nur nicht sicher, wo wir sind.“

„Großartig“, brummte Bodeen.

Der Seneschall bedachte die Tür mit einem missvergnügten Blick und drückte dann vorsichtig die Klinke. Er sah rasch zu Julia und Bodeen und schob dann die Tür einen Spalt auf. Gleißendes Licht floss durch die Öffnung und verbannte das Dunkel. Julia und der Seneschall wichen zurück, verwirrt durch das plötzliche Tageslicht, und Bodeen trat mit raschen Schritten zwischen sie und die Tür. Er wartete einen Moment, bis sich seine Augen an das neue Licht gewöhnt hatten, und schob dann die Tür mit der Stiefelspitze auf. Sie schwang langsam nach innen, und Bodeen piffte leise durch die Zähne, als Tageslicht in den Gang flutete.

„Seht Euch das an!“, sagte er langsam. „Ihr werdet es nicht glauben.“

Julia spähte argwöhnisch umher, ehe sie neben die beiden Männer trat. Das übermächtige Gefühl einer drohenden Gefahr war einer schwachen Beklemmung gewichen, aber den Verdacht, dass sie

beobachtet wurden, wurde sie immer noch nicht los. „Nur die Nerven“, sagte sie sich verärgert und warf einen Blick durch die geöffnete Tür. Einen Augenblick lang blinzelte sie, geblendet von der plötzlichen Helligkeit, dann kam ihr zu Bewusstsein, dass sich vor ihr der Himmel ausbreitete. Wolken schwebten vorbei, weich und wattig, so nah, dass sie fast die Hand danach ausstrecken konnte. Sie sah nach oben und keuchte auf, als ihr Magen in die Tiefe zu sacken schien. Hoch über ihr, hundert Fuß oder mehr, war der Erdboden. Die Landschaft stand kopf! Julia schloss die Augen und wartete, bis sich ihr Magen beruhigt hatte, ehe sie erneut einen Blick nach draußen wagte. Sie hatte im Allgemeinen keine Höhenangst, aber dieses umgekehrte Panorama, das der natürlichen Ordnung der Dinge so lässig trotzte, machte ihr gewaltig zu schaffen.

„Interessant“, sagte sie schließlich und zwang sich, nach oben zum Erdboden zu schauen.

„Ja, nicht?“, entgegnete der Seneschall fröhlich, und Julia stellte verwirrt fest, dass es ihm nicht das Geringste auszumachen schien, seine Blicke nach oben und dann wieder nach unten schweifen zu lassen. Mehr noch, er lachte. „Das ist die Aussicht vom Südturm, Prinzessin – oder zumindest von dem Punkt, an dem sich der Südturm früher befand.“

Wenn Ihr nach unten ... äh, ich meine nach oben schaut, könnt Ihr den Burggraben ganz deutlich erkennen. Faszinierend. Absolut faszinierend. Es handelt sich nicht um eine Illusion. Augenscheinlich hat in diesem Türrahmen so etwas wie eine Umkehr des Raumes stattgefunden. Ich spüre es ganz deutlich, und ich nehme an, jeder, der über diese Schwelle tritt, fällt nach oben statt nach unten.“

„Bitte sehr, nach Euch“, sagte Julia. Der Seneschall kicherte. Bodeen startete mit gerunzelter Stirn zum Boden empor.

„Weshalb hat niemand bemerkt, dass der Turm die ganze Zeit verschwunden war?“, fragte Julia bedächtig. „Das muss doch von außen aufgefallen sein.“

„Tatsächlich nicht“, sagte der Seneschall, der immer noch eingehend die Landschaft betrachtete. „Das Äußere der Burg besteht überwiegend aus Trugbildern.“

„Zumindest wissen wir nun, was den anderen Suchtrupps zugestoßen ist“, sagte Bodeen unvermittelt, und Julia und der Seneschall traten vorsichtig einen Schritt zurück, ehe sie ihn fragend ansahen.

„Eigentlich naheliegend, wenn man darüber nachdenkt“, fuhr der Gardist ruhig fort und blinzelte

ins Sonnenlicht. „Die Leute wollten wie Ihr, Seneschall, durch den Südturm zum Schatzhaus vordringen. Das war schließlich der Haupteingang. Leider hatten deren Spürer nicht Euer Format. Sie konnten nicht ahnen, dass sich die Tür in eine Todesfalle verwandelt hatte. Geblendet von der plötzlichen Helligkeit traten sie über die Schwelle und stürzten in den Tod.“

„Aber ... jemand müsste doch die zerschmetterten Körper gefunden haben“, widersprach Julia.

Bodeen wandte sich achselzuckend von der Tür ab. „Kann gut sein, dass sie in den Burggraben fielen oder dicht daneben. Das Grabenmonster ist immer hungrig.“

„Wir wissen nicht genau, ob alle Suchtrupps diesen Weg nahmen“, sagte der Seneschall, „und selbst wenn, halte ich es für unwahrscheinlich, dass niemand die Falle überlebte.“

Bodeen schmunzelte grimmig. „Vermutlich gibt es weitere Fallen, die wir noch nicht entdeckt haben.“

Einen Augenblick lang sahen die drei einander schweigend an, dann zog der Seneschall resigniert die Schultern hoch und starrte wieder durch die Tür.

„Was jetzt?“, erkundigte sich Julia. „So gelangen wir wohl nicht zum Schatzhaus.“

„Doch“, sagte der Seneschall. „Ich hatte gerade

eine Idee.“

Julia sah Bodeen an. „Rutscht Euch dabei auch das Herz in die Hose?“ Bodeen nickte.

„Der Südturm mag verschwunden sein“, fuhr der Seneschall fort, „aber die Tür zum Schatzhaus gibt es noch. Ich kann sie gut erkennen, gleich da drüben an der Außenmauer, und mehr noch: Entlang der Mauer befindet sich eine Treppe, die die beiden Türen verbindet.“

„Eine Treppe“, sagte Julia. „Ist sie unversehrt?“

„Weitgehend. Die Stützen, die sie trugen, scheinen zwar mit dem Turm verschwunden zu sein, aber sie wirkt annähernd stabil.“

„Habe ich Euch richtig verstanden?“, erkundigte sich Julia. „Ihr erwartet, dass wir über diese Schwelle treten, den Gedanken an einen hundert Fuß tiefen Abgrund verdrängen und eine frei schwebende, bröckelige Treppe entlang balancieren, um zu einer Tür zu gelangen, die aller Wahrscheinlichkeit nach ohnehin versperrt ist?“

„Auf Anhieb richtig“, sagte der Seneschall.

Julia sah Bodeen an. „Ihr knallt ihm zuerst eine. Ihr steht näher als ich.“

„Ihr werdet nicht in Gefahr sein“, sagte der Seneschall hastig.

„Korrekt“, sagte Julia. „Ich gehe keinen Schritt

weiter.“

„Prinzessin“, erklärte der Seneschall mit großer Entschiedenheit, „ich gehe, und Bodeen geht ebenfalls. Wenn Ihr hierbleiben und auf unsere Rückkehr warten oder allein durch die dunklen Gänge zurückkehren wollen, steht Euch das natürlich frei.“

Julia startete ihn ärgerlich an und fuhr dann zu Bodeen herum, der hilflos die Achseln zuckte.

„Tut mir leid. Der Seneschall hat den Befehl.“

Julia wandte sich entrüstet ab. „Also schön, dann bringen wir es hinter uns!“

Der Seneschall bedachte sie mit einem aufreizenden Grinsen, trat einen Schritt vor und reckte den Hals, um zu sehen, was jenseits des Türsturzes lag, dann nickte er glücklich. „Die Treppe beginnt direkt oberhalb der Tür. Schwierigkeiten wird nur die Schwerkraft-Umkehr bereiten, aber solange wir uns gut am Türsturz festhalten ... nun steh nicht herum, Bodeen! Mach die Räuberleiter!“

Der Gardist trat neben ihn und verschränkte die Hände. Der Seneschall stellte einen Fuß auf den provisorischen Steigbügel, verlagerte vorsichtig sein Gewicht und umklammerte dann mit beiden Händen den Türsturz. Er linste rasch nach draußen und nickte Bodeen zu. Der Soldat half nach, als der

Seneschall nach oben sprang, und Julia keuchte, als der Körper des Seneschalls elegant nach oben schoss. Er verschwand aus ihrem Gesichtsfeld, aber seine Finger umklammerten immer noch eisern den Türsturz. Es entstand eine Pause, dann verschwanden plötzlich auch die Hände.

„Alles in Ordnung?“, rief Bodeen nach kurzem Zögern.

„Natürlich“, entgegnete der Seneschall gereizt. „Warte, bis ich ein paar Stufen erklommen habe, und schick dann die Prinzessin hinterher. Sie soll aufpassen, es ist rutschig hier draußen.“

Julia sah Bodeen an und schluckte trocken.

„Lasst Euch Zeit“, rief er väterlich. „Wir haben keine Eile.“

„Was mich stört, ist die Tatsache, dass wir uns freiwillig für dieses Abenteuer gemeldet haben“, meinte Julia, und Bodeen feixte.

„Immer noch besser, als Pferdemit für die Gärten zu sammeln. Aber nur ein bisschen. Bereit?“

Julia nickte, ließ ihren Dolch wieder in den Stiefel gleiten, um beide Hände frei zu haben, und setzte einen Fuß auf die Räuberleiter, die Bodeen für sie machte. Sie versuchte, den Türsturz zu umklammern, aber ihre Finger rutschten von dem glatten Holz ab, und sie musste sich die Hände am

Kleid trocken reiben, ehe sie einen sicheren Halt fand. Sie holte tief Luft, atmete langsam aus und nickte. Er lächelte beruhigend, und Julia sprang.

Die Schwerkraft wechselte, als sie noch mitten im Sprung war. Oben war plötzlich unten, und ihr wurde schwindlig, als sie merkte, dass sie mit einer Hand von der Türschwelle hing. Unter ihren strampelnden Füßen war nur Luft, und sie wagte nicht, einen Blick in die Tiefe zu werfen. Als sie die freie Hand ausstreckte, schürfte sie sich die Finger am rauen Stein der Treppe auf. Julia lächelte, packte die Kante und zog sich auf die erste Stufe, die beruhigend breit und solide wirkte und ihr bequem Halt bot. Eng an die Burgmauer gepresst sah sie sich um. Die Treppe erstreckte sich vor ihr, schroff und schartig, hier und da mit breiten Lücken im Mauerwerk. Etwa fünfzig Fuß weiter unten kauerte der Seneschall vor einer zweiten Tür, die Stirn in Sorgenfalten gelegt.

„Seneschall!“, rief Julia mit honigsüßer Stimme, „das werdet Ihr mir büßen!“

Der Seneschall sah sich ohne Hast um. „Ah, da seid Ihr ja, Prinzessin ich wäre zurückgekommen, um Euch zu helfen, aber die Tür hier hat mich abgelenkt. Ich war Meilen entfernt.“

„Ich wollte, ich wäre Meilen entfernt“, brummte

Julia. Der auffrischende Wind zerzauste ihr Haar, während sie unbehaglich die Landschaft zu ihren Füßen betrachtete. Grüne Wälder dehnten sich in alle Richtungen bis zum Horizont, und Julia konnte sich nur schwer vorstellen, dass die lange Nacht diese prächtigen alten Baumbestände schon bald verschlingen würde. Sosehr sie ihre Augen auch anstrengte, sie erkannte bis jetzt nirgends eine Spur des Düsterwaldes. Sie fragte sich, ob Rupert die Finsternis auf seinem Weg zum Erzmagier wohl schon passiert hatte. Zu ihrer Schande musste sie sich eingestehen, dass sie nicht genau sagen konnte, wie lange er inzwischen fort war. Julia runzelte die Stirn und konzentrierte sich auf die Treppe. Ein Problem nach dem anderen. Ihr Stirnrunzeln vertiefte sich, als sie sah, dass ein Großteil des Mauerwerks durch Wind und Regen brüchig war und einige der Stufen gefährlich schief aus der Wand ragten, nur von Mörtel und Taubendreck festgehalten.

„Seid Ihr in Sicherheit, Prinzessin?“, rief Bodeen ein wenig vorwurfsvoll, und Julia zuckte schuldbewusst zusammen, als ihr klar wurde, wie lange sie den Gardisten schon warten ließ.

„Alles klar!“, schrie sie schnell und kletterte hastig eine Stufe tiefer. Kaum hatte sie Platz gemacht, da kam er auch schon kopfunter aus der Tür

geschossen und vollführte mitten in der Luft einen Salto, als sich die Schwerkraft umkehrte. Aber seine kräftigen Hände hielten den Türsturz fest umklammert, und einen Atemzug später landete er auf der obersten Stufe und sah interessiert auf die Aussicht hinab.

„Hört auf, da herumzuhängen“, rief der Seneschall.
„Die Tür zum Schatzhaus ist nicht verschlossen.“

Julia schaute nach unten und sah gerade noch, wie der Seneschall energisch an der Tür rüttelte. Sie schwang nach außen und hätte ihn um ein Haar von den Beinen gefegt. Rasch fand er sein Gleichgewicht wieder, startete misstrauisch in die dunkle Öffnung und hechtete dann entschlossen hinein.

„Der Mann hat Nerven wie Drahtseile“, dachte Julia.
„Oder einen absolut unterentwickelten Selbsterhaltungstrieb.“

Sie fixierte die verwitterten, grob behauenen Stufen, die zwischen ihr und dem Eingang zum Schatzhaus lagen. Nur wenige Lücken waren so breit, dass sie einen Sprung erforderten, doch die Stufen davor und danach wirkten nicht gerade vertrauenerweckend. Julia sah in die Tiefe und wünschte gleich darauf, sie hätte es nicht getan. Der Abgrund schien mit jedem Mal tiefer zu werden. Sie musterte die zerfallene Treppe und unterdrückte

einen Fluch, um Bodeen nicht zu beunruhigen. Wenn der Seneschall den Weg nicht schon zurückgelegt hätte, wäre ihr der Abstieg über die halb zerfallene Treppe unmöglich erschienen, so aber ... Julia raffte mit einem tiefen Seufzer ihren langen Rock und stopfte den Saum vorn und hinten in den Gürtel. Der Wind wehte ihr kalt um die nackten Beine, aber sie musste einfach sehen, wohin sie trat. Sie betrachtete zweifelnd die nächste Stufe nach unten, ehe sie vorsichtig einen Fuß darauf setzte. Der Stein knirschte warnend unter ihrem Gewicht. Julia wartete einen Augenblick, bis er zu schwanken aufhörte, und setzte dann ihren Weg fort. Langsam stieg sie hinab, eine Stufe nach der anderen, und untersuchte sorgfältig jeden Stein mit den Zehenspitzen, ehe sie ihm ihr volles Gewicht anvertraute. Immer wieder blieb sie stehen, während das alte Mauerwerk unter ihr ächzte und der Mörtel in kleinen Staubwolken nach unten rieselte. Julia merkte, dass Bodeen dicht hinter ihr blieb, um sie im Falle eines Sturzes festzuhalten, aber nach einer Weile musste sie ihm befehlen, einen größeren Abstand zu halten. Die Steinstufen waren zu verwittert, um zwei Menschen gleichzeitig zu tragen.

Der erste Sprung war der schwerste. Ein Block von

sechs Stufen war weggebrochen und hatte ein schartiges Loch von etwa fünf Schritten hinterlassen. Die Stufen am Anfang und am Ende wirkten instabil, und Julia beschloss nach einigem Zögern, mit Anlauf zu springen. Sie kraxelte zwei Stufen zurück, atmete tief durch, um sich zu beruhigen, und rannte los, um sich mit Schwung abzustößen. Einen Augenblick lang war unter ihr nichts, doch dann landete sie hart auf der unteren Stufe. Sie fiel nach vorn und drückte sich ängstlich gegen das raue Mauerwerk, doch die große Steinplatte unter ihren Füßen bewegte sich kaum. Mit einem Seufzer der Erleichterung richtete sie sich auf und begab sich schleunigst auf die nächste Stufe, damit Bodeen Platz für seine Landung hatte. Er überwand das Loch mit einem Sprung und setzte so geschmeidig auf, dass der Stein nicht einmal zitterte. Die beiden grinsten einander kurz an und setzten dann ihren Weg fort, eine Stufe nach der anderen.

Der Wind nahm stetig zu, bitterkalte Böen, die durch Mark und Bein zu dringen schienen. Julia zitterte vor Kälte und eilte die letzten Stufen hinab, ohne sie gründlich zu untersuchen. Der eisige Wind zerpte an ihr und stieß sie herum, als sie schließlich vor der letzten Lücke stand und sie anstarrte. Sie klaffte etwa einen Schritt breit, und dahinter waren

nur noch zwei Stufen bis zum Eingang des Schatzhauses zu überwinden. Julia steckte noch einmal ihren Rocksaum fest, schätzte die Entfernung für den großen Schritt ab und übersprang die Lücke mit Leichtigkeit. Die Platte gab ein wenig nach, als sie landete, und brach dann unvermittelt mit einem lauten Geprassel von Steinen und Mörtel aus der Mauer. Julia warf sich nach vorn und erwischte die Kante der nächsten Stufe im gleichen Augenblick, als die erste Platte in die Tiefe polterte. Sie sah zu, wie der Stein im schmutzig grünen Wasser des Burggrabens versank, und verdrängte mühsam den Gedanken, dass ihr um ein Haar der gleiche Sturz gedroht hätte. Sie umklammerte die raue Steinkante und wartete, bis sich ihr Herzschlag etwas beruhigt hatte.

„Haltet Euch gut fest, Julia!“, sagte Bodeen ruhig. „Ich springe jetzt und ziehe Euch hoch.“

„Nein! Bleibt, wo Ihr seid, Bodeen!“ Julia spürte, wie die Stufe nachgab. Sie würde auf keinen Fall auch noch Bodeens Gewicht tragen. Langsam zog sie sich hoch und hielt alle paar Sekunden inne, damit der Stein nicht zu stark ins Schwanken geriet. Ihre Armmuskeln schmerzten unerträglich, aber sie wagte es nicht, sich zu beeilen. Endlich konnte sie ein Knie über den Rand schwingen und zog mit

einem Ruck den Körper nach. Eine Weile lag sie einfach reglos da. Sie spürte, wie der Stein unter ihr ächzte, knirschte und dann zur Ruhe kam. Ihr Herz hämmerte gegen die Rippen, und trotz des eiskalten Windes lief ihr der Schweiß in Strömen über Gesicht und Rücken. „Wenn ich reinkomme“, dachte sie erschöpft, „erschlage ich den Seneschall mit dem nächstbesten stumpfen Gegenstand!“ Sie rollte sich zur letzten Stufe, richtete sich langsam auf und winkte Bodeen zu, der sie angespannt von der anderen Seite der Lücke aus beobachtete.

„Gut, Bodeen, kommt herüber. Aber versucht, auf diese Stufe hier zu springen. Ich glaube nicht, dass die andere Euer Gewicht trägt.“

Bodeen nickte und war mit einem großen, federnden Schritt neben ihr. Der Steinblock verkräftete seine Landung mit nur sehr leichtem Zittern, und Julia wandte ihre Aufmerksamkeit der offenen Tür des Schatzhauses zu. „Nach allem, was ich durchgemacht habe“, dachte sie erzürnt, „ist dieses Schatzhaus hoffentlich die Mühe wert.“

Sie warf einen letzten Blick auf den Wald tief unter ihr und trat ein.

Wieder wechselte die Schwerkraft, als sie noch mitten in der Luft war, und sie schaffte es gerade noch, einen Sturz zu verhindern. Sie hielt nach dem

Seneschall Ausschau und musste abrupt zur Seite springen, als Bodeen mit einem Salto durch die Tür geschossen kam. Er hatte Mühe, auf beiden Füßen zu landen, und als Julia die Hand ausstreckte, um ihn zu stützen, sah sie zu ihrer Verblüffung, dass der Mann errötete. Sie musste lachen, als ihr die Erklärung dämmerte, und brachte den geschürzten Rock wieder in Ordnung. Bodeen verwandte große Sorgfalt darauf, die Schatzhaustür zu schließen, und drehte sich erst wieder um, als er sicher sein konnte, dass ihre nackte Haut wieder tugendhaft bedeckt war.

„Auf der Treppe hat Euch das nicht gestört“, stellte Julia belustigt fest.

„Das war eine Zwangslage“, erklärte er mit großer Bestimmtheit. „Hier aber schickt sich so etwas nicht. Ich meine ... was würde der Seneschall sagen?“

„Zweifellos etwas Gehässiges“, entgegnete Julia und ließ den Blick neugierig schweifen. Als sich ihre Augen an das Halbdunkel gewöhnten, erkannte sie, dass sie in einem großen Saal standen. Spärliches Licht sickerte durch die Ritzen der Fensterläden. Spinnweben hüllten die hohe Holzdecke ein und bildeten in allen Ecken und Nischen grausilberne Nester. Staub war aber kaum zu sehen.

Mit Büchern vollgestopfte Regale säumten die

Wände, und Dutzende von Stühlen standen vor Dutzenden von Schreibtischen, alle durch ein Wirrwarr von Spinnfäden miteinander verbunden.

„Ich frage mich, was das hier einmal war“, sagte Julia.

Bodeen zuckte die Achseln. „Wenn wir uns wirklich im früheren Schatzhaus befinden, dann war dies vermutlich das Zählkontor.“

„Auf Anhieb richtig“, sagte der Seneschall, der plötzlich durch eine Tür zu ihrer Linken kam. „Wer weiß, wie viele Tonnen Gold, Silber und Kupfer hier im Lauf der Generationen erfasst wurden. Der gesamte Reichtum des Waldkönigreichs hat irgendwann diesen Raum passiert.“

Julias Augen glänzten plötzlich. „Glaubt Ihr, es liegt noch etwas von dem Gold, Silber und Kupfer herum?“, fragte sie betont gleichgültig.

Der Seneschall kicherte. „Wer weiß?“

„Dann war die Mühe vielleicht doch nicht umsonst“, meinte Julia, und Bodeen nickte feierlich.

„Begeben wir uns zuerst zum alten Arsenal“, schlug der Seneschall trocken vor. „Danach können wir eventuell noch eine kleine Schatzsuche organisieren. Hier entlang!“

Julia grinste, und gemeinsam folgten sie und Bodeen dem Seneschall durch die Seitentür in einen

Vorraum. Julia blieb auf der Schwelle stehen und rümpfte bei dem Gestank, der ihr entgegenwehte, angewidert die Nase. Die dunkle Kammer hatte wahrscheinlich schon, als sie noch täglich benutzt wurde, klein und schäbig gewirkt, aber nach zweiunddreißig Jahren des Verfalls stank sie nach Feuchtigkeit und Moder.

Sie besaß keine Fenster, doch die Laterne des Seneschalls enthüllte Schimmelflecken und halb verfaulte Holzvertäfelungen, und was einst ein weicher, hochfloriger Teppich gewesen war, zerbröselte nun unter Julias Stiefeln, als sie den Raum betrat. Ein einziger Stuhl lag umgekippt in einer Ecke, umgeben von einem Kokon aus Spinnweben. Der Seneschall drehte sich um, als wolle er Julia etwas erklären, und erstarrte. Irgendwo in der Nähe hörten sie ein hastiges Schlurfen, das viel zu laut und schwer klang, als dass es von Ratten stammen konnte.

Julia zog ihren Dolch und Bodeen sein Schwert. Der Seneschall wies wortlos auf die Tür am anderen Ende des Vorraums, die einen Spalt offen stand, und die drei schlichen vorsichtig näher. Das Kratzen war so plötzlich verstummt, wie es begonnen hatte, aber irgendwie kam Julia das Geräusch schrecklich vertraut vor. Nicht genug, dass sie es schon auf ihrer Suche

nach dem Südflügel vernommen hatte; ihr war, als müsste sie wissen, was es bedeutete, aber die Angst ließ keinen klaren Gedanken zu.

Ringsum nur Stille und Dunkel. Julia sah Bodeen an, der auf die Befehle des Seneschalls wartete. Es folgte eine kurze Dreier-Konferenz, die überwiegend aus Blicken, Achselzucken und Stirnrunzeln bestand, bis Julia die Geduld verlor und die Tür mit einem Tritt weit aufstieß.

Die Tür flog in quietschenden Angeln auf, und die schweren Holzbohlen knallten gegen die Wand. Das Echo schien sich endlos fortzusetzen, aber nichts und niemand kam, um nachzuforschen, was den Krach verursacht hatte, und so trat Julia nach einer Weile wortlos über die Schwelle, dicht gefolgt von Bodeen und dem Seneschall. Die Luft war stickig und dumpf, und der Modergeruch, der überall hing, ging Julia auf die Nerven. Der Seneschall hielt seine Laterne hoch, und dann keuchten alle drei, als der Lichtfächer auf Gold, Silber und Edelsteinen schimmerte, Pretiosen, die auf dem Boden verstreut lagen wie Spielzeug, das ein Kind umhergeworfen und nicht aufgeräumt hatte. Die Kostbarkeiten quollen aus umgestoßenen Eichentruhen, deren schwere Deckel abgerissen, deren Oberflächen angesengt und wie von mächtigen Pranken

zersplittert waren. „Allem Anschein nach mit einem Brecheisen aufgestemmt“, dachte Julia wie betäubt. „Nun, wenigstens wissen wir jetzt, dass wir nicht die Einzigen hier sind.“ Sie spähte umher, aber in der engen Kammer hätte niemand die Möglichkeit gefunden, sich zu verstecken. Der Seneschall kehrte in den ersten Raum zurück, um die übrigen Türen zu öffnen, und Bodeen schob rasch sein Schwert in die Scheide, kniete neben einer der Truhen nieder und stopfte sich die Taschen mit Juwelen voll. Julia grinste und bückte sich zu ihm hinunter.

„Schleppt nicht zu viel mit“, warnte sie. „Vielleicht müssen wir uns den Weg freikämpfen.“

„Man muss die Gelegenheit nutzen“, antwortete Bodeen ruhig. „Das war schon immer mein Motto, und jeder dieser Klunker ist mehr wert als ein Jahressold. Außerdem sehe ich nirgends einen Gegner.“

„Jemand muss diese Truhen aufgebrochen haben“, sagte Julia, „und zwar erst vor kurzem.“

„Woher wisst Ihr das?“, fragte Bodeen stirnrunzelnd.

„Keine Spinnweben.“

Julia ließ ihn darüber nachdenken und schlenderte zu einem Wandhalter, an dem zwei Schwerter in ihren Scheiden hingen. Wenn es zum Kampf

kommen sollte, brauchte sie eine richtige Waffe. Sie verstaute ihren Dolch im Stiefel und zog eines der Schwerter aus der Scheide, nachdem sie sorgsam die Spinnweben abgewischt hatte. Die Klinge blitzte selbst im Dämmerlicht und lag fabelhaft in der Hand. Als Julia prüfend mit dem Daumen über die Schneide fuhr, quoll Blut aus einem dünnen Schnitt.

Hinter ihr trat der Seneschall an das einzige Fenster der Kammer und drückte gegen die Fensterläden, bis sie auf knirschenden Scharnieren nach außen schwangen. Licht flutete den Raum, und über den mit Teppichen ausgelegten Boden rasten Dutzende von Spinnen, aufgeschreckt von der plötzlichen Helligkeit nach so vielen Jahren der Dämmerung. Bodeen keuchte und sprang auf einen Stuhl, aber die Tierchen fanden im Nu Zuflucht in zahllosen Ecken und Ritzen. Nachdem er sich vergewissert hatte, dass alle Spinnen verschwunden waren, kletterte er so würdevoll wie möglich von seinem Stuhl. Julia schüttelte verduzt den Kopf. Bei Ratten konnte sie das noch verstehen, aber ein solches Theater wegen einer Handvoll Spinnen?

Dann warfen sie und Bodeen sich gleichzeitig herum, als der Seneschall vor Schmerz und Entsetzen laut aufschrie.

Er ließ die Laterne fallen und stolperte

blutüberströmt von der zweiten offenen Tür zurück. Im nächsten Augenblick brachen die Dämonen aus dem Dunkel jenseits der Tür hervor und fielen ihn an, gierig wie ein Fliegenschwarm, der ein Stück Fleisch erspäht hatte. Julia und Bodeen stießen ihre Schlachtrufe aus und drangen auf sie ein, und wie durch ein Wunder ließen die Dämonen von ihrer Beute ab und zogen sich ins Dunkel zurück, aus dem sie gekommen waren. Julia und Bodeen halfen dem Seneschall auf. Er blutete aus mehreren Wunden, und seine Augen starteten ins Leere, aber er atmete. Julia bückte sich geschwind, um die Laterne aufzuheben, aber das Licht war durch den Aufprall erloschen. Sie fluchte kurz und half dann Bodeen, den Seneschall ein Stück zurück in die Kammer zu tragen. Die Dämonen beobachteten sie aus dem Dunkel, machten aber keine Anstalten, ihnen zu folgen.

„Wir müssen hier raus!“, sagte Bodeen schrill.

„Stimmt“, sagte Julia ruhig. „Wir ziehen uns Schritt für Schritt zur Eingangstür zurück. Keine hastigen Bewegungen, nichts, was sie reizen könnten. Ruhe bewahren, dann schaffen wir auch das noch unversehrt.“

„Aber es sind Dämonen! Ihr habt gesehen, was sie dem Seneschall angetan haben!“

„Na und?“, fauchte Julia. „Rammt einen Schritt kalten Stahls durch sie hindurch, und sie sterben genauso wie Menschen! Ich muss es wissen, ich habe es ausprobiert, erinnert Ihr euch?“

„Wie viele dieser verdammten Dinger lauern denn da im Dunkeln?“, fragte Bodeen ruhiger, und Julia entspannte sich etwas.

„Höchstens ein Dutzend.“

„Warum folgen sie uns nicht?“

„Keine Ahnung. Möglicherweise blendet sie die plötzliche Helligkeit vom Fenster, und sie können nicht abschätzen, wie viele wir sind.“

„Sobald ihnen das klar wird, haben wir ein Problem.“

„Richtig. Wie weit noch bis zur Tür?“

Bodeen warf einen Blick über die Schulter. „Wir sind fast da. Wie geht es dem Seneschall?“

„Ich weiß nicht. Es hat ihn ziemlich schlimm erwischt.“

„Wie schlimm?“

„Schlimm genug – und er ist der Einzige, der den Weg hier heraus kennt.“

„Na, toll“, sagte Bodeen.

Sie hatten es fast bis zur offenen Tür geschafft, als die Dämonen aus ihrer Dunkelheit hervorbrachen. Ihre Augen leuchteten blutrot, und die aschfahlen,

verkrüppelten Körper schossen durch das Halbdunkel wie missgestaltete Gespenster. Julia und Bodeen warfen den Seneschall in den Vorraum und sprangen dann hinter ihm her. Bodeen schlug die Tür vor der Dämonenmeute zu, schob dann sein Schwert in die Scheide und hielt mit beiden Händen die Klinke fest, um zu verhindern, dass die Verfolger die Tür aufrissen.

„Schließt ab!“, rief er Julia zu.

„Hier ist kein Schlüssel!“

„Gibt es Riegel?“

Es gab zwei, oben und unten. Beide waren festgerostet, und Julia lockerte unter Aufbietung aller Kräfte den oberen. Die Tür erzitterte unter dem Andrang der Dämonen. Krallen schürften am Holz entlang. Julia hämmerte den Bolzen in die Führung und wandte sich fieberhaft dem unteren Riegel zu. Er war so durchgerostet, dass er brach, als sie ihn zu bewegen versuchte. Julia und Bodeen sahen einander an.

„Diese Tür wird sie nicht lange aufhalten“, sagte Bodeen.

„Muss sie auch nicht“, sagte der Seneschall. „Wir müssen sie ins Zählkontor führen.“

Julia und Bodeen fuhren herum und sahen, wie sich der Seneschall schwankend aufrichtete. Sein

Gesicht war leichenblass und blutverkrustet, aber sein Blick wirkte wieder klar. Bodeen war mit zwei Schritten bei ihm, um ihn zu stützen, und der Seneschall nickte ihm dankbar zu.

„Die Dämonen werden jeden Augenblick die Riegel sprengen. Bodeen, helft mir durch die Tür dort ins Zählkontor. Prinzessin, Ihr folgt uns, bleibt jedoch lange genug im Eingang stehen, damit die Dämonen Euch sehen. Erst dann weicht zurück und schließt Euch uns an. Die Dämonen dürfen Euch nicht aus den Augen verlieren, aber auch nicht erwischen. Verstanden?“

„Nicht ganz“, entgegnete Julia. „Seid Ihr sicher, dass Ihr wisst, was Ihr tut?“

„Natürlich“, blaffte der Seneschall gereizt. „Ich weiß immer, was ich tue – und nun reicht mir die Laterne!“

Julia und Bodeen wechselten einen Blick. Die Tür zum Vorzimmer erbebt unter den Fäusten der Dämonen.

„Was soll's“, sagte Julia achselzuckend und reichte dem Seneschall die Laterne. „Ein kurzes Leben, aber ein interessantes. Bringt ihn nach drüben, Bodeen, ich halte inzwischen die Stellung.“

Bodeen nickte und trug den Seneschall mehr, als er ihn führte, aus dem Vorzimmer ins Zählkontor.

Julia warf einen Blick über die Schulter und beobachtete die bebenden Holzbohlen. Das einzige Licht in dem engen, kleinen Raum drang durch die offene Tür vor ihr. Julia strich unsicher über ihr Schwert. Ihr dunkler Schattenriss im hellen Eingang gab ein hervorragendes Ziel ab. Sie runzelte die Stirn und zog sich dann von der ächzenden Tür in die Schatten neben dem Zählkontor zurück. Sie wollte sich den Dämonen zeigen, aber erst dann, wenn sie bereit war. Da gab das verrostete Metall nach, der Riegel riss aus der Führung, und die Tür flog auf. Die fahlen Dämonen quollen in den Vorraum wie Maden über ein Stück Wild, das zu lange abgehangen ist. Ihre unheimlichen, pupillenlosen Augen glühten im Halbdunkel, als sie gierig nach ihrer Beute Ausschau hielten. Julia stand ganz still und wartete, ob etwas in die Reichweite ihres Schwertes gelangte.

Die Dämonen sogen prüfend die abgestandene Luft ein und senkten dann die hässlichen Köpfe zu Boden wie eine Meute Jagdhunde, die nach einer Fährte sucht. Der Anblick hätte zum Lachen reizen können, wäre er nicht so unheimlich gewesen. Dann fanden sie entweder eine Spur, oder Julia hatte sich bewegt, ohne es selbst zu merken, denn ein Dämon nach dem anderen hob den Kopf und startete in ihre Richtung, und Julia wusste, dass die Schatten nicht

reichen würden, um sie zu verbergen. Sie trat vor, um den Eingang zu blockieren, und schwang dabei ihr Schwert in alle Richtungen. Ein schwacher Schein lag auf der Klinge. Ein Angreifer sprang vor, und Julia erwischte ihn mit einem Streich. Die Kreatur fiel und wälzte sich zuckend auf dem dicken Teppich, dann stürmten die übrigen Dämonen herbei.

Der Seneschall hatte sie angewiesen, die Dämonen ins Zählkontor zu locken, aber Julia wusste, dass die Meute sie überrollen würde, sobald sie den Eingang freigab. Durch die schmale Tür konnten höchstens zwei oder drei Angreifer gleichzeitig kommen. Doch es war nur eine Frage der Zeit, bis die Überzahl der Gegner sie zum Rückzug in das Zählkontor zwang, und dann war sie verloren.

Julia schwang das Schwert mit aller Kraft, und Dämonenblut spritzte, aber schon bald schmerzten die Muskeln, und die Hiebe wurden schwächer. Sie riss einem Angreifer mit einem seitlich geführten Hieb den Bauch auf und musste gleich darauf einen Schritt zurückweichen, weil sich eine klauenbewehrte Hand bedrohlich ihrer Kehle näherte. Sie merkte, dass der Türstock sie nicht länger schützte, und wich nochmals einen Schritt zurück. Die Dämonen strömten auf sie ein, und dann stand Bodeen neben ihr.

Die Gegner wichen vor den beiden blitzenden Klingen zurück. Julia sprang zur Seite, als Bodeen die Tür zuschlug, suchte nach Riegeln und fluchte laut, als sie nichts dergleichen fand. Bodeen stemmte sich mit dem Rücken gegen die Tür, als die ersten Krallen das Holz zu zerfasern begannen.

„Wenn ich es sage“, sagte er ruhig, „lauft zur äußeren Tür!“

Julia nickte und drehte sich gerade rechtzeitig um, um zu sehen, wie der Seneschall die Außentür zuzog. Plötzlich war der Raum in vollkommenes Dunkel getaucht. Julia biss sich auf die Lippe und umklammerte das Schwert.

„Ich hoffe, jemand hier weiß, was er tut“, sagte sie eine Spur zu laut und war alles andere als beruhigt, als sie das trockene Lachen des Seneschalls hörte.

„Macht Euch bereit“, keuchte Bodeen. „Ich kann sie ...“ Die Tür wurde aufgedrückt, und eine bleiche Klauenhand zwängte sich hindurch. „Jetzt! Jetzt!“

Bodeen sprang zurück, und Julia hastete los. Die Dämonen stürmten hinter ihr her und ignorierten Bodeen, der sich hinter der aufgerissenen Tür versteckte. Julia erreichte die Außentür und trat sie auf. Helles Sonnenlicht flutete den Raum. Der Seneschall packte sie am Arm und riss sie zur Seite, aber die Dämonen stolperten einfach weiter,

geblendet von dem plötzlichen Lichteinfall.

Julia lachte grimmig, als sie die Taktik verstand. Sie attackierte die Dämonen von der Seite, während Bodeen sie mit dem Schwert vor sich her trieb, und es war die leichteste Sache der Welt, die neun überlebenden Angreifer durch die Tür in die Tiefe zu stoßen.

Julia senkte ihre Waffe und ging erschöpft zu Boden. Sie hatte rasende Kopfschmerzen, und ihre Arme waren schwer. Mit zitternden Beinen saß sie da, den Rücken gegen die Mauer gepresst, und hatte das Gefühl, sie könnte eine Woche schlafen, sobald sie die Augen schloße. Sie erzitterte bei dem Gedanken. Es war schlimm genug gewesen, im Bett zu liegen und zu wissen, dass der Dusterwald unablässig näher rückte, während sie schlief; aber irgendwie hatte sie immer geglaubt, die dicken Mauern der Burg würden sie vor den Dämonen schützen. Die Erkenntnis, dass sie nirgends sicher war, traf sie mit voller Härte. Julia umklammerte ihr Schwert und fragte sich, ob sie je wieder wagen würde, die Augen zu schließen.

Bodeen beugte sich über sie und stieß einen leisen Pfiff aus, als er sah, dass ihr Gesicht und ihre Arme blutverkrustet waren. „Prinzessin, Ihr seid verletzt!“
„Ein paar Schrammen und Hautabschürfungen,

Bodeen, sonst nichts. Helft mir bitte auf!“

Er zog sie hoch und stützte sie, bis der Schwindel nachgelassen hatte. Nach einer Weile stieß sie ihn weg und wandte sich dem Seneschall zu, der sich mit Feuerstein und Stahl abmühte, die Laterne wieder anzuzünden.

„Wie geht es Euch, Seneschall?“

„Ich habe mich schon besser gefühlt, Prinzessin.“
Endlich gelang es ihm, die Kerze anzuzünden. „Aber höchstwahrscheinlich sieht alles schlimmer aus, als es ist.“

„Ihr wirktet mehr tot als lebendig, als wir Euch unter den Dämonen hervorzogen“, meinte Bodeen, und der Seneschall schnitt eine Grimasse.

„Erinnert mich nicht daran. Ich dachte allen Ernstes, mein letztes Stündlein habe geschlagen.“

„Ihr solltet eine Weile ruhen“, sagte Bodeen.

„Es geht mir gut“, brummte der Seneschall. „Ihr müsst mich nicht bemuttern. Nach unserer Rückkehr wird jede Menge Zeit zum Ausruhen sein. Im Augenblick mache ich mir mehr Sorgen um das Arsenal. Ich hasse den Gedanken daran, welchen Schaden die Dämonen dort angerichtet haben könnten. Wie zum Henker sind diese grässlichen Wesen in die Burg gelangt?“

„Jemand hat sie eingelassen“, sagte Julia schlicht.

„Wir haben einen Verräter unter uns.“

Einen Augenblick lang standen sie einfach da und sahen einander an. Bodeen schaute finster, und der Seneschall schüttelte benommen den Kopf. Über Julius Züge huschte ein unangenehmes Lächeln.

„Denkt an die Dämonen, die nachts die Burg belagern! Jetzt wissen wir, wo sie sich tagsüber verstecken.“

„Ich kann das nicht glauben, Prinzessin“, sagte der Seneschall langsam. „Wer wäre so wahnsinnig, Dämonen in die Burg einzuschleusen?“

„Oder genauer“, sagte Bodeen plötzlich, „warum hat sie jemand ausgerechnet in den Südflügel eingeschleust?“

Der Seneschall hob mit einem Ruck den Kopf, seine Augen waren vor Entsetzen geweitet. „Natürlich – das Arsenal. Das gottverdammte Arsenal!“

Er drehte sich um und rannte durch die Seitentür in den Vorraum. Julia und Bodeen sahen einander verblüfft an und folgten ihm dann ins Dunkel. Sie durchquerten Dutzende von dunklen Räumen und Gängen, geführt von der Laterne des Seneschalls, die wie ein Irrlicht in mondloser Nacht auf- und abtanzte. Julia hatte bald jede Orientierung verloren und konzentrierte sich darauf, den Seneschall nicht aus den Augen zu verlieren. Sie hegte den starken

Verdacht, dass er sie allein in der Finsternis zurücklassen würde, wenn sie strauchelte und fiel.

Schließlich blieb der Seneschall vor einer Doppeltür aus solider Eiche stehen, die an die drei Meter hoch und fast ebenso breit war. Das reich mit Schnitzwerk verzierte Holz schimmerte satt im goldenen Laternenlicht, als er die Hand ausstreckte und leicht gegen das linke Schloss drückte. Gewichte quietschten und rasselten laut in der Stille, dann schwang der Türflügel nach innen. Einen Augenblick lang stand der Seneschall einfach da und starrte in das Dunkel jenseits des Portals, dann ließ er kraftlos die Schultern hängen und schien nach vorn zu kippen. Julia und Bodeen stützten ihn, sonst wäre er wohl zusammengebrochen.

„Was ist los, Seneschall?“, fragte Julia besorgt.
„Weshalb hat dieses gottverdammte Portal Euch so erschreckt?“

„Versteht Ihr denn nicht?“, raunte der Seneschall und starrte aschfahl die offene Tür an. „Jemand hat das Arsenal aufgebrochen. Curtana ist ungeschützt!“

Er schüttelte Julias und Bodeens Hände ab und betrat vor ihnen das alte Arsenal. Jenseits der hohen Flügeltür erstreckte sich eine Halle, die so hoch und weitläufig war, dass die Laterne des Seneschalls längst nicht bis an ihre Grenzen vordrang. Julia

erschrak, als eine Rüstung aus dem Dunkel auftrug, und entspannte sich erst, als sie merkte, dass es sich um eine leere Hülle handelte. Dutzende von riesengroßen Vitrinen standen umher, gefüllt mit Schwertern und Streitäxten, Langbögen und Lanzen, Linkhanddolchen und Morgensternen. Julia spähte begeistert umher, während sie im Lichtkreis der Laterne durch den Saal schlenderte, und allein das Ausmaß der Sammlung machte sie sprachlos. Ruperts Anverwandte hatten das Arsenal im Laufe von zwölf Generationen zusammengetragen, Waffe um Waffe, bis ein Menschenleben nicht mehr ausreichte, um alle Stücke zu katalogisieren. Julia spürte ein Kribbeln im Nacken, als ihr zu Bewusstsein kam, wie alt die Waldburg war.

Der Seneschall blieb abrupt vor einer Wandhalterung stehen, die in eine tiefe Nische eingelassen war, als müsse man sie den Blicken der Neugierigen entziehen. Die daran befestigte silberne Schwertscheide war im Laufe der Zeit dunkel angelaufen und enthielt keine Waffe mehr. Der Seneschall seufzte ermattet.

„Es ist weg“, sagte er mit belegter Stimme.

„Curtana ist verschwunden.“

„Aber das Schwert des Zwangs ist unsere einzige Hoffnung gegen die Dämonen“, sagte Bodeen. „Wer

wäre wahnsinnig genug, es zu stehlen?“

„Jemand, der einen Nutzen vom Untergang der Burg hätte“, sagte der Seneschall. „Das trifft im Augenblick auf viele zu.“

„Die ganze Mühe“, brummte Julia, zu müde, um zynisch zu werden. „Umsonst! Kommt, Seneschall, was stehen wir hier noch herum?“

„Natürlich, Prinzessin – der König muss die Wahrheit erfahren.“ Der Seneschall kehrte der leeren Schwerthülle den Rücken zu und starrte ins Dunkel. „Irgendwo in dieser Burg gibt es einen Verräter. Wir müssen ihn finden, Prinzessin, ihn und Curtana, ehe es zu spät ist.“

„Vielleicht ist es das schon“, flüsterte Bodeen.
„Vielleicht ist es das schon.“



Julia starrte aus dem Stall in den Regen und seufzte. Obwohl es noch Nachmittag war, wurde es allmählich dunkel. Es regnete seit mehr als einer Stunde; ein gleichmäßiges, beharrliches Nieseln, das sich aufs Gemüt schlug und seinen Weg selbst durch die höchsten Kamine fand, so dass die Feuer zischten und qualmten. Wasser floss aus den Abflussrohren und von den überhängenden Regenrinnen und verwandelte den Hof in eine Schlammwüste. Es troff

durch die vielen Lücken im Strohdach des Pferdestalls und klatschte geräuschvoll auf den Strohboden. Die Holzbretter knarrten und knarzten in der Nässe, und Julia, die immer noch nach draußen starrte, seufzte von neuem, vielleicht aus Mitgefühl. Hinter ihr bewegte sich der Drache.

„Du solltest in deinem Zimmer sein und dich ausruhen“, sagte er.

Julia lächelte, ohne sich umzudrehen. „Mir fehlt nichts. Ein paar geschmackvolle Narben für meine Sammlung, das ist alles. Am schlimmsten hat es den Seneschall erwischt; ich weiß nicht, wie er sich auf den Beinen halten konnte, bis wir den Südflügel verlassen hatten. Dem Hofarzt reichte ein Blick, um ihm strenge Bettruhe zu verordnen, aber er bestand darauf, zuerst mit dem König zu sprechen. Nur Bodeen und ich hielten ihn aufrecht, doch er blieb stur. Er ist ein zäher alter Vogel. Klappte erst zusammen, nachdem er König John alles berichtet hatte, was er über den Einbruch in das Arsenal wusste und vermutete. Bodeen und ich trugen ihn schließlich in seine Schlafkammer. Zäher alter Vogel.“

„Du solltest selbst etwas ruhen“, sagte der Drache. „Ich wittere deine Schmerzen und deine Ermattung.“

„Ich könnte eh nicht schlafen“, sagte Julia. „Noch

nicht. Ich muss erst mal mit jemandem sprechen.“

„Was ist es diesmal?“, fragte der Drache sanft.

„Wieder jemand, der droht, dir Hofetikette beizubringen?“

„Kaum. Ich bin von sämtlichen Unterweisungen befreit, da alle Anstandslehrer auf einer bewaffneten Eskorte bestehen, wenn sie mich unterrichten.“

„Was ist dann? Was macht dir Sorgen?“

„Ich weiß nicht.“ Julia kehrte der Stalltür den Rücken und setzte sich neben den Drachen. Die dicke Strohschicht polsterte den Erdboden etwas ab, und seine breite Flanke gab ihr Halt und Trost. Der Regen wurde zum angenehmen Hintergrundgemurmel, und das stete Triefen und Tropfen hatte etwas sonderbar Besänftigendes an sich. Der Duft frischen Heus hing in der Luft, kräftig und erdnah, und der Drache spürte, wie sich Julias Muskeln allmählich entspannten.

„Drache“, sagte sie schließlich, „was ist mit den Pferden, die hier untergebracht waren?“

„Köstlich“, beteuerte er würdevoll.

Julia stieß ihm den Ellbogen in die Seite, und er tat ihr den Gefallen und ächzte, obwohl er kaum etwas spürte.

„Du hast doch nicht im Ernst die prächtigen Pferde aufgegessen?“

„Nein. Ich zog ein, und sie zogen aus – im Galopp, wenn ich mich recht entsinne.“

Julia lachte und schmiegte sich an seine glatten Schuppen. Manchmal schien es ihr, als sei der Drache der einzige Freund, den sie hatte; eine Insel der Ruhe in einem Meer der Stürme. Nach Ruperts Abreise hatte der Drache ziellos das Gelände der Burg durchstreift, geschlafen, wo immer es ihm in den Sinn kam, und gefressen, was nicht die Flucht ergriff oder aktiven Widerstand leistete.

Schließlich hatte er sich in einem der alten Pferdeställe niedergelassen und zu verstehen gegeben, er werde dort bleiben, solange ihm jemand regelmäßig seine Mahlzeiten bringe. Das Burgpersonal übernahm diese Aufgabe bereitwillig und mit sichtlicher Erleichterung, da der ungezügelte Appetit des Drachen und die plötzlichen Wutausbrüche der Prinzessin es bis dahin ständig in Trab gehalten hatten.

„Wie geht es dir?“, fragte Julia, und er zuckte leicht mit den Flügeln.

„Besser, schätze ich. Der Zauberspruch für den Weg über den Regenbogen hat meine ganze Kraft gekostet. Dann fielen die Dämonen über mich her und zerrissen mich mit ihren Fängen und Klauen, und schließlich musste ich noch Feuer spucken, und das

hat weh getan, Julia, bis ins Mark. Als Rupert den Regenbogen rief, lag ich im Sterben.

Wie es scheint, hat selbst wilde Magie ihre Grenzen. Sie hat mir das Leben gerettet, aber heilen kann mich nur die Zeit. Ich werde bald in Winterschlaf fallen müssen, bis alle Blessuren geheilt sind. Wenn ich noch heilen kann. Die Magie verschwindet, und Zauberwesen wie ich gehen harten Zeiten entgegen.“ Der Drache lächelte gedrückt. „Vielleicht werde ich auch nur alt ... sogar für einen Drachen. Ich habe seit über dreihundert Jahren nichts mehr von einem Artgenossen gehört oder gesehen. Möglicherweise bin ich der Letzte. Der letzte Drache der Menschenwelt.“

„Dreihundert Jahre“, wiederholte Julia langsam. „Hast du dich nie einsam gefühlt?“

„Drachen sind im Allgemeinen nicht sehr gesellig. Jeder hat sein eigenes Gebiet und seine eigenen Schätze und wacht eifersüchtig darüber, dass ihm weder das eine noch das andere abhandenkommt. Aber du hast recht. Es gab in diesem letzten Jahrhundert Zeiten, da ich mich nach dem Anblick eines anderen Drachen sehnte. Es ist so lange her, seit ich mit meinen Brüdern mit dem Nachtwind gesehelt bin ... so endlos lange.“

„Wenn das alles vorbei ist, machen wir uns auf die

Suche nach anderen Drachen“, sagte Julia.

„Ja“, stimmte der Drache leutselig zu. „Wenn das alles vorbei ist.“

Julia startete ins Holzgebälk unter dem Strohdach und horchte auf das Plätschern des Regens. „Glaubst du, dass mit mir etwas ... nicht stimmt?“

„Nein. Warum?“

„Es sind diese gottverdammten Hofdamen. Sie tun, als sei ich nicht normal, weil ich nicht heiraten und eine Familie gründen will. Dafür bin ich nicht bereit. Noch nicht.“

„Dann lass es“, sagte der Drache.

Julia blickte finster. „Nur ... manchmal frage ich mich, ob sie nicht recht haben. Meine Freundinnen und meine Schwestern sind alle verheiratet und wirken eigentlich ganz zufrieden. Meist jedenfalls. Vielleicht haben sie recht. Eventuell lasse ich mir was entgehen. Ich sehe nur nicht ein, warum ich für den Ehebund mein Ich aufgeben muss. Ich soll Harald heiraten, aber der versteht unter einer Frau eine Mischung aus Bettgesellin und Dienstmagd. Das kann der Typ vergessen, echt, und wenn er mich noch einmal kneift, ramme ich ihm das Knie so in die Eier, dass er in Zukunft im Knabenchor singt!“

Sie unterbrach sich und fuhr dann versonnen fort: „Das gehört mit zu den Dingen, die mich

verunsichern. Wenn ich so etwas zu einer Hofdame sage, kriegt sie Zustände und schreit nach Riechsalz. Ein paar klare, ehrliche Worte gelten in diesen Kreisen nicht nur als rückständig, sondern auch als unweiblich. Findest du mich unweiblich?“

Der Drache lachte leise. „Julia, ich verstehe nicht viel von menschlichen Verhaltensmustern, aber wenn du eines dieser hilflosen, domestizierten Weibchen wärst, hättest du wohl kaum den Dusterwald überlebt. Oder heute Nachmittag deine Entdeckungstour durch den Südflügel.“

„Da hast du verdammt recht“, sagte Julia. „Warum also können sie mich nicht in Frieden lassen?“

„Du bist eine Prinzessin“, erwiderte der Drache. „Du hast deine Pflichten. Das weiß sogar ich.“

Julia rümpfte verächtlich die Nase, hob einen Strohhalm vom Boden auf und kaute auf seinem Ende herum. „Eine Prinzessin! Und deshalb ist es mir verboten, zu denken, zu fühlen oder zu hoffen? Deshalb kann mir hier jeder Vorschriften machen, wie ich mich zu kleiden, auszudrücken und zu benehmen habe? Deshalb muss ich einen Mann heiraten, den ich nicht liebe? Die können mich alle mal!“

Der Drache drehte mühsam den Kopf nach hinten, um sie genauer zu betrachten. „Nun kommen wir dem wahren Grund deines Kammers allmählich näher,

hm?“

„Ja“, sagte Julia ruhig. Sie studierte eingehend den Strohalm in ihrer Hand und schleuderte ihn dann zu Boden. „Rupert müsste schon eine Ewigkeit zurück sein.“

„Es ist eine lange Reise, hin und zurück, und wie man hört, wird der Erzmagier nicht so leicht zu überreden sein.“

„Ich hätte ihn nie in den Dusterwald zurückreiten lassen dürfen. Du weißt, wie es dort ist.“

„Ja“, flüsterte der Drache leise, „und ob ich das weiß.“ Er versuchte, die Schwingen zu dehnen, und Julia massierte ihm die Narben.

„Hast du immer noch Alpträume?“, fragte sie plötzlich. Der Drache schüttelte den Kopf. „Ich manchmal schon. Nur träume ich jetzt, dass Rupert allein durch die Finsternis irrt und sterben muss.“

„Rupert kann auf sich aufpassen.“

Julia schniefte. „Wer's glaubt, wird selig.“

„Liebst du ihn, Julia?“

Julia startete durch die offene Stalltür. „Sieht aus, als hätte der Regen nachgelassen.“

„Du hast meine Frage nicht beantwortet.“

„Ich weiß.“

„Menschen“, sagte der Drache und lachte vor sich hin. „Warum sagst du es ihm nicht?“

„Weil er nicht hier ist! Er hat sich davongemacht und mich im Stich gelassen.“

„Er konnte dich nicht gut mitnehmen und dein Leben aufs Spiel setzen, oder?“

„Ich wäre mitgekommen! Ich kann mit dem Schwert genauso gut umgehen wie er. Alles wäre besser gewesen, als mich hier zu lassen. Er kommt nicht mehr zurück, Drache, ich weiß es. Die Dämonen haben ihn erwischt, und ich war nicht da, um ihm zu helfen!“ Julia drückte das Gesicht gegen die Flanke des Drachen und ließ den Tränen freien Lauf.

Der Drache hob einen Flügel und legte ihn sanft um ihre Schultern, bis sie endlich zu weinen aufhörte.

„Du bist müde“, sagte er sanft. „Warum gehst du nicht in dein Zimmer zurück und ruhst dich aus?“

„Ich will nicht“, sagte Julia in die Flanke des Drachen. „Ich habe Angst vor dem Dunkel. Vor den Dämonen.“

„Dann bleib hier bei mir. Schlaf. Hier bist du in Sicherheit, das verspreche ich dir.“

„Danke“, sagte Julia so leise, dass es nur ein Drache hören konnte. Sie schmiegte sich an seine Flanke, ließ sich von seinem langsamen, gleichmäßigen Atem einwiegen und war schon bald eingeschlafen.

„Menschen!“, brummte der Drache liebevoll. Er ließ den großen Schädel auf seinen Schweif sinken und hielt geduldig Wache, bis die Nacht vorbei war.

Der dunkle Turm

Tief im Dusterwald, im verborgenen Herzen der langen Nacht, lag eine Waldlichtung. Hoch droben neigten sich die Baumkronen nach innen und verwoben ihre knorrigen, verwachsenen Äste zu einem Geflecht, das eine dichte Laube bildete und alles Tageslicht aussperrte. Die Baumstämme waren gesprenkelt mit phosphoreszierenden Flechten, die einen unheimlichen blauen Schimmer verbreiteten. Schimmel und schmierige Moospolster bedeckten den Boden der Lichtung, in deren Mitte ein einzelner, halb verfallener Baumstumpf in Form eines Herrscherthrons aufragte, und in diesem Dunkel, auf diesem modrigen Thron saß der Dämonenprinz.

Auf seine Weise wirkte der Dämonenprinz beinahe wie ein Mensch. Er hatte das Aussehen eines Menschen, obwohl seine Züge verschwommen waren und seine dünnen Finger in Klauen endeten, aber die glühenden roten Augen verrieten keine

Spur von menschlichen Gedanken oder Gefühlen. Er sah wie ein Mensch aus, weil es ihm Spaß machte. Früher hatte er eine andere äußere Form angenommen, und vielleicht würde er das in Zukunft wieder tun, aber derzeit lebte er nun einmal in der Welt der Menschen – wenn man bei einem Wesen, das nie geboren worden war, von „leben“ sprechen konnte.

Selbst im Sitzen war er unnatürlich groß und hager bis zur Grenze der Auszehrung, seine fahle Haut hatte einen flackernden Perlmutterglanz, und seine Kleidung bestand aus tiefschwarzen Lumpen und Fetzen. Er trug einen zerknautschten, breitkrempigen Hut, den er tief in die Stirn gezogen hatte. Während er einer Aaskrähe gleich auf dem Thron kauerte, kaute er lässig auf etwas Lebendigem herum, das noch schwach zappelte und fiepte. Der Dämonenprinz brauchte keine Nahrung, aber seine Natur zwang ihn dazu, Angst zu verbreiten, und er liebte es, andere Lebewesen zu töten.

Um den verrottenden Thron scharten sich die Dämonen des Dusterwalds, bucklige Schatten, soweit die Lichtung reichte. Am Boden kauern oder hockend und auf den Bäuchen kriechend huldigten sie ihrem Herrscher. Sie beobachteten, wenn sie

Augen hatten, lauschten, wenn sie Ohren hatten, oder ... warteten ganz einfach. Sie waren Kreaturen der Finsternis, und die war geduldig.

Eine flimmernde Silberkugel erschien plötzlich vor dem Thron, schwebte schimmernd und pulsierend in der faulig stinkenden Luft. Der Dämonenprinz lachte schauerlich, wischte sich das frische Blut vom Kinn und ließ seine Beute achtlos fallen. Zwei Dämonen stritten sich um die Reste. Der dunkle Herrscher winkte lässig, und die Kugel schwebte näher.

„Meister!“, erschallte eine ruhige Stimme aus der Kugel, und der Dämonenprinz fletschte die blutverschmierten Zähne.

„Ja, mein teurer Verräter, ich erwarte deinen Bericht!“

Er wisperte zischelnd, in einem Tonfall, der den Ohren weh tat.

„Rupert und sein Gefolge nähern sich den Grenzen deines Reiches. Sie wollen durch die lange Nacht zum Dunklen Turm reiten. Du musst sie aufhalten, ehe sie den Erzmagier erreichen ...“

„Er ist nebensächlich“, antwortete der Dämonenprinz amüsiert. „Kein Mensch kann etwas gegen die Dunkelheit ausrichten – oder bist du etwa anderer Ansicht?“

Er ballte die Faust, und aus der Kugel drangen

schrille Schmerzensschreie. Die am Boden kauern den Dämonen rutschten unbehaglich umher, alarmiert durch die Gewaltandrohung ihres Herrschers. Der Dämonenprinz öffnete die Hand. Die Schreie verebten zu einem gepeinigten Atmen.

„Verzeih mir, Meister, ich ...“

„Du vergisst dich, mein teurer Verräter. Einst suchtest du Macht über mich zu erlangen, aber nun gehörst du mir mit Leib und Seele, und ich kann dir befehlen, was mir beliebt. Versage, und ich verwandle dich in den Geringsten meiner Dämonen! Aber wenn du mir bedingungslos gehorchst, sollen alle Königreiche dieser Welt dir gehören ...“

„Ja, Herr. Ich bin dein treuester Diener.“

„Du bist mein Untertan.“ Der Dämonenprinz stützte das Kinn in die knochige Hand und blickte nachdenklich die Schwebekugel an. Der breitkrepelige Hut tauchte sein Antlitz in Schatten, in ein tiefes Dunkel, aus dem nur seine roten Augen glommen. „Nun, Verräter, hast du Curtana?“

„Ja, Herr. Es befindet sich in einem sicheren Versteck hier auf der Burg.“

Der dunkle Herrscher kicherte leise, und die Dämonen zuckten zusammen. „Du hast deine Sache gut gemacht. Ohne Curtana können sie nichts gegen mich ausrichten. Ich habe den Prüfstein. Ich

habe das Horn des Einhorns. Ich habe meine prächtigen Dämonen, und endlich, nach Jahrhunderten des Wartens, zeigt sich am Himmel wieder der blaue Mond, und meine Zeit naht wieder.“

„Aber der Erzmagier, Meister!“

Der Dämonenprinz ballte die Faust, und wieder erschollen Schreie aus der Kugel. „Trotz seines Wissens und trotz seiner Macht ist der Erzmagier nur ein Mensch. Ich bin solchen Menschen schon früher entgegengetreten und habe sie mit Vergnügen gebrochen.“

Er öffnete langsam die Hand, und die Schreie verstummten. Eine Weile hörte man auf der Lichtung nur raues, keuchendes Atmen. Der Dämonenprinz lachte.

„Zurück an die Arbeit, Untertan! Sei meine Augen und Ohren unter den Höflingen des Königs! Sei meine Dunkelheit im Herzen ihres Lichts!“

Die Kugel zuckte und verschwand, und wieder lag Dunkelheit über der Lichtung, gemildert nur vom bläulichen Schimmer der phosphoreszierenden Flechten. Der dunkle Herrscher ließ den Blick über die geduckt wartenden Dämonen schweifen und lachte leise.

„Bald“, versprach er. „Bald ...“



Rupert zügelte das Einhorn und warf einen grimmigen Blick auf den Dusterwald, der vor ihm aufragte. Das Schwarz fiel wie ein Vorhang vom Himmel, der den Beginn der langen Nacht markierte. Rupert fror und zog den Mantel enger um die Schultern. Tiefhängende Wolken verdeckten die Mittagssonne, und der eisige Wind peitschte Graupelschauer vor sich her. Fäulnisgestank lag in der Luft, und die Bäume ringsum wirkten dürr und kränklich, ausgezehrt und verkrüppelt von der näher rückenden Finsternis. In die raue Rinde hatten sich Flechten und Schwämme eingenistet, und der alte Pfad verschwand fast völlig unter verdorrttem Laub. Rupert spürte, wie seine Wachen hinter ihm unruhig wurden; es war das erste Mal, dass sie den Dusterwald aus der Nähe sahen. Er runzelte die Stirn und winkte den Ersten Ritter an seine Seite. Je eher er seine Schar in die lange Nacht führte, desto besser, sonst verloren sie noch den letzten Rest ihres Selbstvertrauens. Rupert startete durch die Graupelschleier, unfähig, den Blick von den altersschwachen Bäumen an der Grenze des Dusterwaldes abzuwenden. Er spürte, dass seine Hände zitterten, und der scharfe Geruch des

eigenen Angstschweißes stieg ihm in die Nase. Er hatte gehofft, die Reise werde einfacher werden. Dabei hatte er die Finsternis schon zweimal besiegt. Eine Schutztruppe hielt ihm diesmal sogar den Rücken frei, und dennoch stockte ihm der Atem, und das Herz hämmerte ihm gegen das Brustbein. Seine Hände schlossen sich so fest um die Zügel des Einhorns, bis die Knöchel weiß hervortraten, und er schüttelte ruckartig den Kopf, um die Panik zu vertreiben. Er würde wieder in den Düsterwald eindringen, gleichgültig, was geschah, und diesmal wollte er bei seinem Ritt durch die Finsternis ein Zeichen setzen, das den Dämonen für immer im Gedächtnis blieb.

Der Erste Ritter lenkte sein gerüstetes Streitross neben das Einhorn und nickte Rupert kurz zu. „Das also ist der Düsterwald“, sagte er langsam, und ein seltsames Leuchten stand in seinen kalten, dunklen Augen. „Ihr habt nicht übertrieben, eher im Gegenteil. Er ist wie ein Albtraum, der in den hellen Tag eindringt – ein Wegweiser zur Hölle.“

Rupert sah den Ersten Ritter mit fragend hochgezogenen Brauen an. „Heißt das, Ihr habt den Düsterwald noch nie gesehen?“

„Tut mir leid, Hoheit, nein. Die Pflichten eines Ersten Ritters erfordern meine Anwesenheit auf der

Burg, und der Dusterwald war seit Jahrhunderten keine echte Bedrohung mehr; dafür sorgte der Schlingforst. Ich habe natürlich die Berichte gelesen, aber ...“

„Ja“, sagte Rupert, „ich weiß.“

Der Erste Ritter schien ihn mit völlig neuen Augen zu betrachten. „Ihr habt dieser Finsternis zweimal getrotzt. Kein Wunder, dass Ihr verändert zurückgekehrt seid.“ Er wandte sich ab, ehe Rupert etwas entgegen konnte, und zog aus einer seiner Satteltaschen eine in Leder geritzte Karte. Rupert wartete ungeduldig, bis er sie entrollt hatte, und beugte sich dann vor, um auf die Stelle zu deuten, an der sie sich befanden.

„Ihr seht selbst, Herr Ritter, uns bleibt keine andere Wahl, als den Dusterwald zu durchqueren. Wenn wir uns nach Osten wenden, versperren uns die Sternschattenberge den Weg; im Westen erwarten uns die Weißwasserfälle. Außerdem würde jeder dieser beiden Wege die Reise um Wochen verlängern. Wir können es uns nicht leisten, so viel Zeit zu vergeuden. Aber wenn die Berichte unserer Kundschafter stimmen, ist der Dusterwald hier eher dünn. Wenn wir Glück haben, sollten wir es schaffen, uns in zwei bis drei Stunden auf die andere Seite durchzuschlagen.“

„Was ist, wenn wir Pech haben?“

„Dann kommen wir nie drüben an“, antwortete Rupert ruhig.

Der Erste Ritter lachte und warf einen prüfenden Blick auf den schwarzen Wall, der vor ihnen aufragte.

„Ist Euch je der Gedanke gekommen, Hoheit, dass der Dusterwald an dieser Stelle absichtlich ausgedünnt sein könnte? Als Verlockung für Reisende?“

„Natürlich“, antwortete Rupert. „Ich bin beinahe sicher, dass es sich um eine Falle handelt. Aber deshalb tut Eile not. Wir müssen uns durchschlagen, ehe die Dämonen merken, dass wir uns in ihrem Gebiet aufhalten.“

Der Erste Ritter zuckte ergeben die Achseln und rollte die Karte wieder zusammen. „Schade. Ich hatte gehofft, meinen Stahl an dem einen oder anderen Dämon erproben zu können.“

Rupert rieb kurz über den dicken Schorf, der seine rechte Gesichtshälfte noch immer verunzierte. „Ein überbewertetes Freizeitvergnügen. Wenn uns die Dämonen aufspüren, Herr Ritter, dann sind wir so gut wie tot. Alle.“

„Vermutlich kamen sie Euch besonders blutrünstig vor, weil Ihr allein gegen eine ganze Horde kämpfen musstet, Hoheit. Aber ...“

„Ihr hattet keine Ahnung vom Dusterwald, bis Ihr ihn mit eigenen Augen saht“, unterbrach ihn Rupert schroff, „und Ihr wisst nichts von den Dämonen, solange Ihr nicht miterlebt habt, wie sie aus der Finsternis hervorbrechen. Nun sagt den Leuten, wir brechen auf! Da ich nicht sicher bin, wie die Pferde auf die lange Nacht reagieren werden, sollen erst einmal alle absitzen und die Tiere am kurzen Zügel führen. Lasst sämtliche Laternen und Öllampen entfachen und an den Sattelgurten festschnallen! Von dem Augenblick an, da wir den Dusterwald betreten, hält jeder Kämpfer Schwert und Schild in den Händen, aber unser einziger echter Schutz gegen die Finsternis wird der Lichtschein sein, den wir verbreiten.“

„Glaubt Ihr nicht, dass diese Vorsichtsmaßnahmen etwas übertrieben sind, Hoheit?“

„Nein.“

„Gut, wie Ihr meint, Hoheit. Welchen Weg nehmen wir durch den Dusterwald?“

„Allen Legenden zufolge gab es stets nur einen, und der verläuft Meilen entfernt. Nein, Herr Ritter, wir schlagen eine Bresche in das Gestrüpp am Waldrand und bahnen uns selbst einen Weg durch die Finsternis. Das dürfte nicht allzu schwierig sein, diese Bäume sind durch und durch morsch.“

Der Erste Ritter musterte ihn mit zusammengekniffenen Augen. „Wenn sich in der Gegend Dämonen herumtreiben, hören sie uns ohne Frage, Hoheit.“

Rupert zuckte die Achseln. „Ich habe versucht, mich an ihnen vorbei zu schleichen, Herr Ritter. Das geht nicht. Unsere einzige Hoffnung ist Tempo.“

Der Erste Ritter nickte mit unbewegter Miene, verstaute die Karte wieder in der Satteltasche und ging zu den Soldaten, um ihnen die notwendigen Befehle zu erteilen. Rupert richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf die Grenze des Düsterwaldes, musste den Blick aber rasch abwenden. Das Dunkel weckte zu viele Erinnerungen. Um sich abzulenken, sah er nach seinen Leuten, die absaßen und nach Feuerstein und Stahl suchten, um ihre Laternen anzuzünden.

Die Wachen wirkten gelassen, aber ihre Pferde verrieten Unruhe. Sie scharften mit den Hufen, warfen die Köpfe zurück und bliesen schnaubend weißliche Atemwolken in die kalte Luft. Obwohl die Dunkelheit sie zu faszinieren schien, rollten sie wild mit den Augen, sobald die Männer versuchten, sie näher an die Waldgrenze heranzuführen.

Rupert beobachtete die Tiere mit gerunzelter Stirn und schlug vor, ihnen Decken oder Umhänge um die

Köpfe zu wickeln, damit sie beim Betreten des Dusterwaldes nicht in Panik gerieten.

Die Soldaten nickten respektvoll und kamen seinem Befehl rasch nach. Der Anblick des Dusterwaldes aus nächster Nähe hatte sie höllisch beeindruckt, und das Wissen, dass Rupert ihn bereits zweimal passiert und dieses Abenteuer überlebt hatte, wog nun stärker als zuvor. Rupert schmunzelte bitter.

Die Männer mochten in ihm so etwas wie einen Experten sehen, aber er wusste, dass er diesen Anspruch nicht erfüllen konnte. Er schwang sich aus dem Sattel und mischte sich unter die Truppe, unterhielt sich mit den Leuten und versuchte, ihre Fragen über den Dusterwald zu beantworten. Seine Auskünfte über die Gefahren, die vor ihnen lagen, waren nicht beruhigend, doch die Gardisten nahmen jedes seiner Worte auf, lachten höflich über seine Scherze und machten deutlich – auch wenn sie es nicht direkt aussprachen –, dass sie seine Aufrichtigkeit zu schätzen wussten. Einige klopfen ihm auf die Schulter und erklärten, sie hätten schon schlechtere Anführer erlebt. Rupert hatte Tränen in den Augen, als er zu seinem Einhorn zurückkehrte. Er war stolz auf seine Leute und zugleich beschämt, weil er fürchtete, ihren Erwartungen nicht gerecht zu werden.

Schließlich war alles bereit, und Rupert lehnte sich an die Schulter des Einhorns, während er einen letzten Blick über seine Truppe schweifen ließ. Lampen und Laternen hingen an jedem Sattel und verbreiteten im Tageslicht einen fahlen Schein. Der Rauch von einem halben Dutzend Fackeln hing in der Luft. Schwerter blitzten in den Fäusten der Kämpfer. Die Pferde stampften nervös, verängstigt von der Ausdünstung des Dusterwaldes, aber die Wickel über den Augen bewirkten, dass sie sich ohne größeren Widerstand führen ließen. Rupert nagte an seiner Unterlippe und überlegte, ob er an alles gedacht hatte. Proviant war diesmal kein Problem, aber er hatte zur Sicherheit noch einmal alle Feldflaschen an einem nahen Bach mit frischem Wasser füllen lassen. Rupert seufzte. Was zu tun gewesen war, war getan. Alles Weitere wäre eine Ausrede gewesen, um die Begegnung mit der Finsternis noch etwas hinauszuschieben – die Begegnung, die ihn für immer gezeichnet hatte.

Er schüttelte ärgerlich den Kopf und warf einen Blick auf den Ersten Ritter, der geduldig am Rand des Dusterwaldes wartete, die mächtige Doppelstreitaxt in der Faust. Die beiden Blätter blitzten kurz auf, als der Erste Ritter die Waffe hob. Er sah Rupert fragend an, und der Prinz nickte ihm knapp zu. Mit

einem wilden Lachen wandte sich der große Kämpfer der Finsternis zu, zögerte kurz, schwang die Axt hoch über den Kopf und ließ sie auf den erstbesten Baum des Düsterwaldes niedersausen. Die Klinge sank tief ins morsche Holz, und der Gestank nach Fäulnis und Verwesung verstärkte sich sofort. Der Erste Ritter riss die Axt heraus und kappte den Baum mit dem zweiten Hieb. Der Baumstamm war hohl, von innen zerfressen. Problemlos schwang er die Riesenaxt. Er drang in den Wald ein, dann verschluckte ihn die Schwärze. Die Beilhiebe waren immer noch zu hören, aber nur leise, wie aus weiter Ferne. Rupert winkte einem halben Dutzend seiner Leute, und sie machten sich daran, den neuen Weg in das Dunkel zu verbreitern.

Rupert beobachtete beklommen, wie die Schwerter einen Weg durch das verwesene Geflecht bahnten. Die Narben in seinem Gesicht schmerzten heftig und pochten im Rhythmus der Schwertstriche. Er musste die Dunkelheit nicht durchqueren. Er konnte seinen Entschluss ändern und den längeren Weg am Düsterwald vorbei wählen. Rupert ballte die Fäuste, bis sich seine Fingernägel schmerzlich in die Handflächen gruben. Er hatte den Düsterwald schon zweimal bezwungen; er konnte ihn erneut besiegen. Er musste ihn

besiegen, und sei es nur, weil seine Männer darauf vertrauten, dass er sie unversehrt ans andere Ende der Barriere brachte. Er merkte, dass er die Zügel des Einhorns zu fest hielt und lockerte den Griff.

„Rupert“, sagte das Einhorn ruhig, „hältst du das wirklich für eine gute Idee?“

„Nein“, sagte Rupert. „Wenn du eine bessere hast, dann heraus damit!“

Das Einhorn sog geräuschvoll die Luft ein und warf den Kopf zurück. „Ich bin nur das Beförderungsmittel, wer hört schon auf mich?“

„Fang nicht wieder damit an“, brummte Rupert müde. „Du bist mein Freund, und ich brauche jede Hilfe, die ich kriegen kann. Wenn es eine andere Möglichkeit gäbe, rechtzeitig zum Turm des Erzmagiers zu gelangen, nähme ich sie sofort wahr. Oder glaubst du, ich reiße mich darum, in die Finsternis zurückzukehren?“

„Nein“, flüsterte das Einhorn. „Ich weiß, dass du das nicht tust. Ich will da auch nicht wieder rein.“

„Wir haben keine Wahl.“ Ruperts Stimme schwankte ein wenig, und das ärgerte ihn. „Wenn der blaue Mond aufgeht, ehe wir unsere Mission erfüllt haben, können wir uns den Heimweg sparen. Der Erzmagier ist vermutlich unsere letzte Hoffnung, die lange Nacht aufzuhalten.“

„Das Regenbogenschwert ...“

„... hat uns einmal gerettet. Es kann uns nicht dauernd helfen. Ich wollte den Regenbogen erneut beschwören, als ich mich in der Kupfermine befand und mich dieses Ding verfolgte. Aber nichts geschah.“

„Kein Wunder“, entgegnete das Einhorn. „Wie soll ein Regenbogen zu dir gelangen, wenn du dich unter der Erde in einem Bergwerk verkriechst?“

„Das kam mir auch in den Sinn“, sagte Rupert müde. „Ich habe es seither ein Dutzend Mal versucht, aber ohne Erfolg. Der Zauber in dem Schwert wirkt nicht mehr.“

„Toll“, sagte das Einhorn. „Einfach toll. Ich stelle fest, dass du diesen Umstand mit keinem Wort erwähnt hast, ehe wir zum Dusterwald kamen.“

„Muss ich vergessen haben.“

Das Einhorn schnaubte und stampfte so heftig mit den Hufen, dass Schlamm aufspritzte. „Kein Drache, kein Regenbogenschwert, aber wir kehren in die Dunkelheit zurück! Wir müssen verrückt sein. Na ja, vielleicht finden wir wenigstens den Mistkerl, der mein Horn geklaut hat. Ohne fühle ich mich nackt.“

„Du bist immer nackt“, sagte Rupert.

„Menschen sind eine Rasse zum Abgewöhnen“, antwortete das Einhorn.

Rupert lachte trocken und blickte dann auf, als einer der Soldaten nach ihm rief. Die Männer hatten den Pfad verbreitert. Rupert atmete tief durch, nahm das Einhorn am Zügel und drang an der Spitze seiner Leute in den Dusterwald ein.

Die Nacht brach herein, als Rupert die Grenze überschritt. Wind und Graupel konnten ihm nicht folgen, aber die Dunkelheit war noch kälter – ein eisiger Frost, der an den Knochen nagte und ins Mark drang, bis er das Gefühl hatte, die Wärme habe ihn für alle Zeiten verlassen. Als immer mehr Gardisten den Dusterwald betraten, drängten ihre Lampen und Laternen die Dunkelheit zurück, und Rupert atmete freier. Nicht weit vor ihm standen der Erste Ritter und sein halbes Dutzend Helfer in ihrem eigenen kleinen Lichtkreis und schlugen langsam und systematisch einen Pfad in die Schwärze. Rupert zückte sein Schwert und startete umher, aber der schwache Lampenschein drang nicht weit in die endlose Dunkelheit vor. Knorrige Bäume leuchteten golden im Licht, und hin und wieder bewegte sich ein krummer Ast leicht, obwohl in der langen Nacht Windstille herrschte.

„Wie geht es dir?“, flüsterte das Einhorn.

„Lausig“, antwortete Rupert. „Ich habe dauernd das Gefühl, dass mich jemand beobachtet.“

„Dieses Gefühl trägt wahrscheinlich nicht.“

„Du bist ein echter Trost. Siehst du etwas?“

„Nein.“

Rupert runzelte unglücklich die Stirn. „Sie wissen, dass wir hier sind. Das spüre ich. Es ist nur eine Frage der Zeit ... mit etwas Glück sind wir in einer Stunde durch.“

Das Einhorn schnaubte. „Hatten wir je Glück?“

Es war eine harte, kräftezehrende Arbeit, einen Weg zu schlagen, und je tiefer die Gruppe in den Dusterwald vordrang, desto mühsamer kam sie vom Fleck. Die Leibgardisten drängten sich dicht zusammen und warfen ängstliche Blicke umher, als sich die bedrückende Schwärze der langen Nacht wie eine schwere Last in ihre Seelen senkte. Ihre Witze und Blödeleien wichen einem angespannten, argwöhnischen Schweigen.

Rupert wechselte die Holzfäller, sobald sie erste Spuren von Ermüdung zeigten, aber die Männer benötigten trotzdem eine gewisse Zeit, um die Bäume zu fällen und aus dem Weg zu schleifen. Die Axthiebe krachten schaurig durch die Stille, aber von den Dämonen war nichts zu sehen.

Das Warten zehrte an Rupert, und er musste sich zusammennehmen, um nicht bei jedem Brechen oder Zittern eines Astes zusammenzuzucken. Schritt

für Schritt kämpften sie sich weiter, und seine Sorge wuchs, dass die Kerzen in den Laternen heruntergebrannt wären, ehe seine Leute den Waldrand erreicht hatten. Er überschlug, wie viel Öl noch für die Lampen übrig war, und biss sich auf die Unterlippe, als ihm einfiel, dass er den größten Teil im Kampf gegen die grässliche Kreatur in Kupferstadt verbrannt hatte. Mit einem Fluch untersuchte er die Kerze seiner eigenen Laterne. Sie war bis auf einen daumengroßen Stummel heruntergebrannt; in spätestens einer halben Stunde würde sie ausgehen. Rupert runzelte die Stirn. Vielleicht war das der Plan der Dämonen: abzuwarten, bis der Gruppe das Licht ausgegangen war, und sie dann im Schutz der Dunkelheit anzugreifen. Rupert befahl den Männern, eine kurze Rast einzulegen, und trat neben den Ersten Ritter.

„Ich finde es unklug, hier anzuhalten, Hoheit“, sagte der ruhig.

„Wir verbrauchen zu viel Licht“, sagte Rupert knapp. „Entweder schränken wir uns ein, oder wir stehen in Kürze in völligem Dunkel da.“

Der Erste Ritter nickte nachdenklich. „Ich werde Befehl geben, alle Lampen zu löschen. Die Laternen müssten reichen. Kurz bevor die Kerzen heruntergebrannt sind, zünden wir die Lampen

wieder an.“ Er sah Rupert warnend an. „Das wird die Männer entsetzen.“

„Die Finsternis wird sie noch heftiger entsetzen“, wandte Rupert ein. „Alles ist besser als diese Dunkelheit.“

Der Erste Ritter blickte in Ruperts von Erinnerungen gequälte Augen und wandte sich ab. „Ich gebe die Order aus, Hoheit.“

Er trat zu seinen Leuten, und eine Lampe nach der anderen erlosch, bis die Helligkeit auf einen trüben, kleinen Lichtkreis geschrumpft war. Die Männer wirkten angespannt, und einige warfen Rupert wütende Blicke zu, aber niemand murzte offen.

Rupert war zu besorgt und erschöpft, um sich Gedanken darüber zu machen. Nach einer Weile gesellte sich der Erste Ritter wieder zu ihm.

„Wir haben ein Problem, Hoheit. Uns sind seit dem Eintreten in den Dusterwald sieben Leute abhanden gekommen.“

Einen Augenblick lang starrte ihn Rupert nur verständnislos an. Dann spürte er, wie ihm die Kälte durch die Adern kroch, und er erstarrte. „Sieben? Seid Ihr sicher?“

Der Erste Ritter nickte grimmig. „Spurlos verschwunden, mitsamt Pferden und Ausrüstung. Als hätte es sie nie gegeben. Etwas hat sie lautlos

weggeholt, einen nach dem anderen, und niemand hat etwas gehört oder gesehen.“

Rupert stieß einen Fluch aus und trat mit dem Stiefel zornig ins tote Laub. Wenn die Dämonen sie bereits entdeckt hatten ... „Ab sofort arbeiten die Männer nur noch zu zweit. Einer fällt die Stämme, der andere deckt ihn. Es kann nicht mehr als eine Handvoll Dämonen da draußen lauern, sonst hätten sie uns längst offen angegriffen. Wahrscheinlich dauert es noch eine Weile, bis sie Verstärkung erhalten. Wenn wir schnell genug sind, kommen wir vielleicht mit heiler Haut davon.“

„Ohne Sterne, die uns die Richtung weisen, gelingt es uns möglicherweise nicht, eine gerade Schneise durch den Wald zu schlagen“, gab der Erste Ritter zu bedenken. „Übereifer führt nur in die Irre.“

Rupert sah über die Schulter. Das diffuse Licht erhellte nur wenige Schritte des Pfades, den sie angelegt hatten. Er zuckte ärgerlich die Achseln. „Wir sind so verteilt, Herr Ritter, dass wir rasch merken würden, wenn wir im Kreis liefen, und ein kleiner Umweg spielt bei der kurzen Distanz, die wir zurücklegen, keine entscheidende Rolle.“

So zog die Gruppe weiter in die lange Nacht. Dunkelheit umdrängte sie, verschluckte alle Geräusche und dämpfte das Licht, in dem sie sich

bewegte. Einer nach dem anderen flackerten die Kerzenstummel in den Laternen, erloschen und wurden durch eine Öllampe ersetzt, und immer noch fällten die Soldaten die morschen Bäume, ohne das Ende des Düsterwaldes zu erblicken. Sie verloren keine Männer mehr an das Dunkel, aber Rupert spürte, dass sie beobachtet wurden. Seine Narben pochten bei dem Gedanken an die ausgestandenen Schmerzen, und nur der Stolz hielt ihn davon ab, fortwährend ins Dunkel zu spähen. Seine Laterne flackerte, er wühlte in seinem Packen nach einer Öllampe – und dann kam der Angriff von allen Seiten gleichzeitig.

Die Erde klaffte auf und bäumte sich unter ihren Füßen auf. Dutzende leichenfahler Arme ragten aus Rissen und Spalten, schnappten nach den Knöcheln der Männer und zerrten sie in die Tiefe. Lange, klebrige Fäden aus rotem Gespinst lösten sich aus den Kronen der morschen Bäume, wickelten sich um die verwirrten Soldaten und zogen sie mit entsetzlicher Leichtigkeit ins Geäst, wo sie der Lichtschein nicht mehr erreichen konnte. Blut lief die Baumstämme entlang, und die Schreie der Soldaten durchdrangen die Stille, bis sie unvermittelt abgeschnitten wurden. Winzige Geschöpfe trippelten zu Hunderten aus dem Dunkel, fielen über

die angstvoll wiehernden Pferde her und fraßen sie bei lebendigem Leib.

Rupert und der Erste Ritter standen Rücken an Rücken und töteten alles, was in Reichweite ihrer Waffen kam. Aus dem Augenwinkel sah Rupert, wie sich das Einhorn immer wieder aufrichtete, die umherhuschenden Geschöpfe abschüttelte und unter seinen Hufen zermalmte. In wenigen Augenblicken war ein Dutzend Männer vom Weg verschwunden, aber noch während Rupert seinen Zorn in die Nacht hinaus schrie, tat sich vor ihm ein Riss im Boden auf, und einer der Soldaten kämpfte sich blutüberströmt ins Freie. Andere folgten ihm, und einer kletterte von einem Baum herab und sah sich wutentbrannt nach neuen Gegnern um.

Geheimnisvolle, missgebildete Gestalten mit hungrig glühenden Augen fielen mit Fängen und Klauen über die Gardisten her, die nun einen Verteidigungsring um die wenigen überlebenden Pferde und das Einhorn bildeten und die Angreifer langsam zurückdrängten. Schwerter und Äxte blitzten hell im Lampenlicht, während Blut spritzte und sich in Pfützen auf dem Boden ausbreitete. Rupert schwang sein Schwert beidhändig, vor Anstrengung ächzend und stöhnend. Für jede gefallene Kreatur erhob sich eine neue, und Rupert mähte sie mit

wildem Grinsen nieder. Die Dunkelheit hatte ihm endlich einen Feind beschert, den er sehen, bekämpfen und besiegen konnte. Rupert, der Erste Ritter und die überlebenden Männer hatten es mit einem zahlenmäßig zehnfach überlegenen Gegner zu tun, und doch wollten sie sich der dunklen Macht nicht ohne weiteres ergeben. Sie kämpften Seite an Seite und wichen nicht, und plötzlich ließen die Geschöpfe der Finsternis von ihnen ab und verschmolzen mit den Schatten, aus denen sie hervorgebrochen waren.

Rupert senkte langsam sein Schwert und blickte argwöhnisch umher. Keine Arme versuchten, ihn aus der Tiefe zu packen, keine Fäden hingen von den Bäumen, und ringsum herrschte völlige Stille. Die kleinen Angreifer lagen zu Dutzenden verrenkt und zermalmt am Boden, aber die Pferde waren ebenfalls alle tot, auch das Streitross des Ersten Ritters. Seine Schabracke hatte ihm letztlich wenig Schutz geboten. Der Erste Ritter kniete neben dem gefallenem Tier nieder und tätschelte ihm die Schulter, als wolle er sich entschuldigen. Rupert sah sich rasch nach dem Einhorn um, das langsam zu ihm herüberkam. Es hatte blutige Striemen an den Flanken, war aber sonst allem Anschein nach unversehrt. Rupert stieß einen Seufzer der

Erleichterung aus und lehnte sich kurz gegen den Hals des Einhorns, ehe er sich seinem Gefolge zuwandte. Von den sechsvierzig Männern, die ihm und dem Ersten Ritter Geleitschutz gegeben hatten, waren nur noch dreißig am Leben. Sieben hatte er unterwegs verloren, neun weitere während des Kampfes. Rupert fluchte und betrachtete angewidert das blutverspritzte Schwert in seiner Hand. Ein zweiter Gang auf dem Regenbogen hätte seine Leute retten können, aber das Regenbogenschwert war nur noch eine ganz gewöhnliche Hiebwaaffe, und der Dusterwald war immer noch dunkel.

Der Erste Ritter trat neben ihn und stützte sich lässig auf seine Streitaxt. „Sieht aus, als hätte ich mich getäuscht. Dämonen jagen doch in Rudeln.“

Rupert grinste müde. „Neun Männer, Herr Ritter. Wir haben neun weitere Männer verloren.“

„Wir hatten Glück, dass es nicht mehr waren. Wie schätzt Ihr unsere Aussichten für einen Durchbruch ein?“

„Nicht hoch. Wir können nicht mehr weit vom Waldrand entfernt sein, aber die Dämonen würden über uns herfallen, ehe wir den Weg um einen Schritt verlängert hätten.“

„Wir könnten den Rückzug antreten ...“

Der Erste Ritter sprach den Satz nicht zu Ende. Dämonen traten aus dem Dunkel und kauerten sich am Rand des Lichtkreises nieder. Hunderte der buckligen Kreaturen bildeten einen dichten Ring um die Gruppe. Dazu kamen Hunderte, die sich ungesehen durch die Tiefen des Waldes bewegten. Das Scharren und Rascheln drang durch die Stille deutlich an Ruperts Ohr.

„Sie haben uns aufgelauert“, stellte Rupert bitter fest. „Sie müssen uns bemerkt haben, als wir den Dusterwald betraten. Wir hatten nie eine Chance, das andere Ende zu erreichen. Die ganze Mühe umsonst.“

„Es ist Euch schon einmal gelungen, die Dämonen zu besiegen“, gab der Erste Ritter zu bedenken.

„Damals hatte ich ein Zauberschwert“, antwortete Rupert. „Das habe ich nicht mehr.“

„Dann müssen wir unsere Ellbogen einsetzen.“ Der Erste Ritter lachte leise und umklammerte seine Streitaxt. „Weiter, Wachen, dafür bekommen wir schließlich unser Geld.“

„Wenn wir siegen, will ich eine Solderhöhung“, knurrte einer der Gardisten, und die anderen klatschten begeistert. Rupert schaffte es nicht, ihren Sarkasmus zu teilen. Er trug die Verantwortung für diese Leute, und er hatte versagt. Er hatte ihnen

vorgemacht, es gäbe Hoffnung, das Waldland zu retten, und stattdessen führte er sie nun in den sicheren Tod. Seine Blicke schweiften über die Köpfe der Kämpfer hinweg, und plötzlich war er ungeheuer stolz auf seinen Trupp. Die Männer warteten auf seine Befehle. Sie hatten die schlimmsten Prüfungen des Düsterwaldes auf sich genommen und bestanden, und nun standen sie bereit, sich dem Grauen noch einmal zu stellen, obwohl sie zahlenmäßig hoffnungslos unterlegen waren.

Rupert grinste plötzlich, obwohl in seinen Augen Tränen des Stolzes und der Rührung brannten. Was immer als Nächstes geschah, war nicht wichtig. Die Finsternis hatte versucht, ihn und seine Männer zu brechen, und hatte versagt, und das war das Entscheidende. Rupert starrte in die blutroten Augen, die aus dem Dunkel hervor glommen, und lachte. Trotz ihrer erdrückenden Überzahl wagten die Dämonen nicht, den Lichtkreis zu betreten. Sie warteten mit ihrem Angriff lieber, bis die letzte Lampe erlosch. Dann brach Ruperts Lachen unvermittelt ab, als ihm ein Gedanke durch den Kopf schoss, ein so naheliegender Gedanke, dass er sich hätte schlagen können, weil er ihm nicht längst eingefallen war.

„Die Lampen!“, rief er begeistert und wirbelte so

heftig herum, dass ihn der Erste Ritter sprachlos anstarrte. „Die gottverdammten Öllampen. Das ist unser Weg hier heraus. Wachen, nehmt die Öllampen und verteilt das Öl in einem Ring um uns! Nehmt zuerst die Reservekanister, aber wenn das nicht reicht, gießt das Öl aus den Lampen dazu! Steht nicht herum, beeilt euch! Wir haben doch noch eine Chance.“

Die Wachen beeilten sich, seinem Befehl nachzukommen. Jenseits des Lichtkreises hörten sie das angespannte Geraschel der Dämonen. Rupert grinste so breit, dass seine Wangenmuskeln schmerzten.

„Begreift Ihr, was ich vorhabe, Herr Ritter? Wir müssen nur warten, bis die Dämonen angreifen, und dann das Öl anzünden. Den Bäumen des Dusterwaldes kann das Feuer nichts anhaben, aber die Dämonen werden brennen, und bis sich die Überlebenden von ihrem Schrecken erholt haben und erneut angreifen, haben wir vermutlich den Durchbruch geschafft. Wir können nicht mehr weit vom Waldrand sein.“

„Es wird eine knappe Sache“, wandte der Erste Ritter zögernd ein.

„Ich weiß“, antwortete Rupert energisch. „Aber immer noch besser, als uns kampflös in unser

Schicksal zu ergeben.“

Dann traten die Dämonen aus dem Dunkel. Rupert schrie einen Befehl. Ein Dutzend Fackeln tauchte ins Öl. Gelbliche Flammen schossen in die Höhe und verdrängten die Finsternis. Die ersten Gegner, die das brennende Öl erreichten, stolperten ins Feuer und verglommen im Nu. Die nächste Angreiferwelle rollte heran wie ein Mottenschwarm, den das Licht unwiderstehlich anzog. Sie versuchten, die Flammen mit ihren Körpern zu ersticken, und benutzten die verkohlten Leichen ihrer Gefährten als Trittsteine, um ins Innere des Feuerrings zu gelangen und sich auf Prinz Rupert und seine Kämpfer zu stürzen. „Es war ein Versuch“, dachte Rupert enttäuscht, während er den ersten Dämonen niedermähte, der die Flammen übersprang, „aber er hat nichts gebracht“. Er begriff, dass er sterben musste, und stellte erstaunt fest, dass er darüber eher verärgert als unglücklich war. Es gab so viele Dinge, die er noch hatte tun wollen. Er hatte Julia kein einziges Mal gesagt, dass er sie liebte. Er trug ihr Unterpfand immer noch am Herzen, gut geschützt von seinem Lederwams.

Der Abschaum stürmte heran. Rupert trat den Dämonen mit erhobenem Schwert entgegen.

Plötzlich loderten die Flammen höher. Das Öl hatte

die ersten Bäume erreicht, die unter der großen Hitze schließlich doch Feuer fingen und nun wie Kienspäne brannten. Rupert wich zurück, und die Männer folgten seinem Beispiel. Die Dämonen brachen ihre Attacke ab, verdattert und verunsichert. Rupert trat einen weiteren Schritt zurück, und blendende Helle drang auf ihn ein. Für einen Augenblick dachte er, die Flammen hätten ihn eingeholt, aber dann hörte er allenthalben Schreie der Erleichterung und Freude. Rupert wischte sich mit dem Handrücken über die tränenden Augen und lachte auf. Sie waren in Sicherheit. Sie hatten die Grenze des Dusterwaldes erreicht.

Bald konnte Rupert wieder klar sehen. Es war Spätnachmittag. Er schüttelte überrascht den Kopf. Als er seine Kompanie in den Dusterwald geführt hatte, war gerade erst die Mittagsstunde angebrochen.

Im Dusterwald verging die Zeit anders.

Rupert schluckte trocken und beobachtete, wie die letzten seiner Wachsoldaten aus der Dunkelheit ins Licht stolperten. Die Dämonen folgten ihnen nicht. Ihm blieb zwar verborgen, was sich jenseits der dunklen Barriere abspielte, aber er war sicher, dass die Dämonen sie beobachteten. Er wandte ihnen grinsend den Rücken zu und bemerkte erst

jetzt, wie stark die Truppe dezimiert war. Zögernd zählte er. Fünfundzwanzig. Fünfundzwanzig von fünfzig. Rupert wandte den Blick ab. Er fühlte sich abscheulich.

„Nehmt es nicht zu schwer“, versuchte ihn der Erste Ritter aufzumuntern.

„Leicht gesagt“, antwortete Rupert bitter. „Die Hälfte meiner Männer ist tot. Das wirft ein merkwürdiges Licht auf meine Fähigkeiten als Anführer.“

„Angesichts der Ausgangslage ist es ein Wunder, dass es so viele Überlebende gab. Ohne Euer schnelles Handeln wäre unser aller Schicksal besiegelt gewesen, lange bevor wir das Ende des Düsterwaldes erreicht hätten. Schön, Ihr habt die Hälfte Eurer Leute verloren. Aber Ihr habt die andere Hälfte gerettet. Niemand hätte mehr tun können. Alles in allem bin ich sehr zufrieden mit Euch. Ich mache noch einen richtigen Prinzen aus Euch.“

Rupert warf dem Ersten Ritter einen argwöhnischen Blick zu.

„Vergesst nicht, dass ich nur der zweite Sohn bin.“

„Ich erinnere mich.“ Der Erste Ritter drehte sich um und startete auf die schwarze Wand, die hinter ihnen aufragte. „Wir dürfen nicht hoffen, uns ein

zweites Mal durch den Dusterwald kämpfen zu können, aber wir haben auch nicht die Zeit, ihn zu umgehen. Irgendwie müssen wir den Erzmagier dazu bewegen, mit uns zurückzukehren.“

Rupert nickte. „Sagt den Männern, wir brechen auf, Herr Ritter. Noch eine Meile, dann können wir vielleicht ein wenig ausruhen.“

„Ausruhen?“, fragte der Erste Ritter. „Am Dunklen Turm?“

„Er hat recht“, sagte das Einhorn. „Wenn nur ein Teil der Geschichten stimmt, die ich über diesen Zauberkünstler gehört habe, dann wären wir wohl besser im Dusterwald geblieben. Wie mächtig ist der Erzmagier eigentlich genau?“

„Hoffentlich mächtig genug, um dem Treiben der Dämonen Einhalt zu gebieten und die Finsternis zu bannen“, antwortete Rupert.

„Wie weit können wir ihm vertrauen?“

„Etwa so weit, wie du ihn werfen kannst.“

„Klingt ermutigend“, entgegnete das Einhorn.

„Absolut. Warum begehen wir eigentlich nicht Selbstmord? Das würde die Sache abkürzen.“

„Komm schon!“, sagte Rupert freundschaftlich und nahm die Zügel des Einhorns. „Deine Stimmung wird sich bessern, wenn wir erst unterwegs sind.“

„Darauf würde ich nicht wetten“, brummte das

Einhorn. „Ich habe eine böse Vorahnung.“

Rupert zuckte die Achseln. „Von Legenden halte ich nicht mehr so viel wie früher. Ich war ein Kind, als der Erzmagier den Hof verließ, aber ich erinnere mich noch genau an das herrliche Feuerwerk, das er zu meinem fünften Geburtstag veranstaltete. Die Raketen, die in die Nacht zischten, und die Feuerräder, die endlos am Himmel wirbelten. Er erzählte mir Geschichten und versuchte, mir Kartentricks beizubringen. Ihr wart damals schon am Hof, Herr Ritter. Wie war er?“

Der Erste Ritter umklammerte seine Streitaxt fester. Sein Blick wirkte empfindungslos und abweisend.

„Er war ein Verräter, Hoheit. Ein Vaterlandsverräter, ein Feigling und ein Trunkenbold!“



Rupert taumelte verbissen durch den gefrierenden Schlamm, den Kopf gesenkt, um seine Augen vor dem Graupel zu schützen. Der Wind, der von allen Seiten zugleich piff, verfing sich in seinem Mantel und zerte an seiner Kapuze. Rupert knurrte, fluchte und packte die Zügel des Einhorns fester. Alle paar Schritte sah er nach rechts, um sich zu vergewissern,

dass er die Riemen noch in der Hand hielt. Er wollte auf keinen Fall von seinem Reittier getrennt werden, aber er hatte trotz der dicken Handschuhe kein Gefühl mehr in den Fingern. Rupert hob langsam den Kopf und startete mit zusammengekniffenen Augen in den Sturm, der an Stärke zunahm. Der Dunkle Turm war immer noch nicht zu sehen.

„Letzten Monat war noch Sommer“, dachte er verbittert. „Was zum Henker ist nur mit diesem Wetter los?“

Er strauchelte und wäre fast gestürzt, als der Wind erneut die Richtung wechselte. Das Einhorn rückte näher und versuchte, ihn mit seiner Flanke gegen die schlimmsten Böen zu schützen. Rupert streichelte ihm dankbar den Hals und blinzelte in das Schneetreiben. Er machte sich Sorgen um das Einhorn. Es schleppte sich immer langsamer dahin, halb erstarrt von der Kälte, die bis ins Mark drang; daran änderten auch die Decken nichts, in die er das Tier gehüllt hatte. Eiskristalle funkelten in seiner Mähne, und sein Atem stockte fast so oft wie seine Hufe. Rupert wusste, dass Kälte und Erschöpfung ihren Tribut fordern würden; wenn er nicht bald einen geschützten Rastplatz fand, brach das Einhorn tot zusammen.

Das Gewitter war über Rupert und seine Begleiter

hereingebrochen, nachdem sie den Dusterwald hinter sich gelassen hatten. Innerhalb kürzester Zeit waren dunkle Wolken aufgezogen, und die Abendkühle hatte sich in eisigen Frost verwandelt. Es hatte in Strömen zu regnen und bald darauf heftig zu schneien begonnen. Der Wind frischte auf, aber Rupert stemmte sich verbissen gegen die Böen, die ihm heulend entgegenbliesen. Er war nicht bis hierher vorgedrungen, um sich nun dem Sturm zu beugen.

Er stampfte bei jedem Schritt kräftig auf, damit seine Zehen nicht völlig erstarrten. Der Schnee fiel in dicken Flocken, und die Kälte nahm beharrlich zu. Manchmal erhaschte Rupert einen Blick auf die blutrote Sonne, die tief am Himmel stand, und zwang sich, schneller zu gehen. Sobald die Sonne unter den Horizont gesunken war, würden die Dämonen das Land durchstreifen. Rupert warf einen Blick über die Schulter. Die Männer folgten ihm durch den Schneematsch, dicht zusammengedrängt, um einander ein wenig zu wärmen. Nur der Erste Ritter ging allein, wie immer. Obwohl sein Kürass von einer silbrigen Reifschicht bedeckt war, schien ihm die Kälte wenig auszumachen. Sein Rücken war gerade und sein Kopf hoch erhoben, als er mit großen Schritten durch die sich immer höher auftürmenden

Schneewehen stapfte. Rupert runzelte die Stirn. Die Haltung des Ersten Ritters hätte ihm Mut machen sollen, aber irgendwie fand er dessen eiserne Willenskraft unmenschlich.

Einen Augenblick lang flaute der Wind ab, die Schneewolken teilten sich, und Rupert erhaschte einen kurzen Blick auf den Dusterwald, der wie ein unheimlicher Schatten hinter ihnen auftrug. Ruperts Miene verfinsterte sich, und er sah wieder nach vorn.

Dann war der Schneesturm vorbei. Rupert wankte noch ein paar Schritte weiter, ehe er unsicher stehenblieb.

Langsam hob er den Kopf und blickte sich um, während die plötzliche Stille ihm in den Ohren dröhnte. Das Gras unter seinen Füßen war saftig grün, unberührt von Graupel oder Schnee. Der Himmel zeigte das tiefe Azur eines Sommerabends. Kein Wind wehte. Er stand am Rand einer großen Waldlichtung, die ringsum von einem Wall aus dichten Schneeflocken umgeben war. Seine Männer kamen aus dem Schneetreiben in den Sommer gestolpert und ließen die Kälte hinter sich. Rupert sank erschöpft ins weiche Gras und streckte die Beine aus. Finger und Zehen kribbelten schmerzhaft. „Eine Zuflucht“, brummte er. „Einhorn, wir haben eine Zuflucht gefunden.“

„Da bin ich nicht so sicher“, entgegnete das Einhorn. „Guck mal, was da steht!“

Rupert folgte dem Blick des Einhorns. In der Mitte der Lichtung erhob sich ein Turm auf einem Hügelchen. Das etwa zwölf Schritt hohe, aus dunkelgrauen Steinen errichtete Bauwerk war uralte und verwittert. Kletterpflanzen bedeckten das Mauerwerk und bildeten ein dichtes Gespinnst vor den geschlossenen Fensterläden.

„Der Dunkle Turm“, sagte der Erste Ritter leise. „Ich hatte ihn mir größer vorgestellt.“

Rupert fuhr zusammen, sprang auf und funkelte den Ersten Ritter wütend an. „Müsst Ihr Euch unbedingt anschleichen und mich halb zu Tode erschrecken? Meine Nerven liegen im Augenblick ziemlich blank.“

„Tut mir leid, Hoheit“, entgegnete der Erste Ritter gelassen.

„Irgendwann bist du dran“, dachte Rupert, schüttelte dann aber resigniert den Kopf. „Also schön, Herr Ritter, sammelt die Männer und lasst durchzählen! Ich hoffe, alle haben das Gewitter heil überstanden. Inzwischen werde ich dem Erzmagier melden, dass er Besuch hat.“

Der Erste Ritter verneigte sich knapp und schlenderte zu der stark geschrumpften Garde

hinüber. Die Männer hatten ihre Schwerter gezogen und musterten den Dunklen Turm argwöhnisch. Rupert lächelte mit schmalen Lippen; er kannte ihre Gefühle genau. Entschlossen schob er die Kapuze zurück und klopfte sich den Schnee vom Mantel. Nachdem er ausführlich sein Schwert zurechtgerückt hatte, seufzte er.

Er wusste, er hatte Angst vor der Begegnung mit dem Erzmagier, aber er wusste auch, dass sich der Moment nicht mehr lange hinausschieben ließ. Die Abenddämmerung war angenehm warm, aber der Abend brach rasch herein. Offensichtlich hielt ein Zauber den Schneesturm fern, aber war er stark genug, um auch die Dämonen fernzuhalten, wenn es dunkel wurde? Seine Leute benötigten eine sichere Unterkunft für die Nacht, und es gab weit und breit nur ein Bauwerk. Er seufzte noch einmal, schlug seinen Umhang zurück, damit seine Schwerthand frei war, und stapfte langsam den kleinen Hügel zum Dunklen Turm hinauf.

„Sei vorsichtig!“, rief ihm das Einhorn bekümmert nach, ehe es den Kopf senkte und das üppige Gras rupfte.

Rupert schritt zweimal um den Turm herum und zählte nicht weniger als siebzehn fest verrammelte Fenster, entdeckte jedoch keine einzige Tür. Die

Fenster waren etwa einen halben bis einen Schritt breit und in unterschiedlichsten Höhen angebracht; die niedrigsten befanden sich gut anderthalb Schritt über dem Boden. Rupert blieb vor einem der Fenster stehen und runzelte die Stirn. Der Erzmagier war schon immer ... exzentrisch gewesen.

Ganz zu schweigen von seinem Alkoholismus und seinem Jähzorn. Während all der Jahre, die er in der Burg gelebt hatte, waren seine Ausschweifungen fast so legendär gewesen wie seine Zauberkunst. Sein Hauptaugenmerk hatte stets den guten Tropfen und den Weibern gegolten, wenn auch nicht immer in dieser Reihenfolge, und seine Art, ohne Rücksicht auf Verluste die Wahrheit zu sagen, hatte seine Beliebtheit bei Hofe nicht eben gesteigert. Als der König den Erzmagier schließlich aus seinem Reich verbannte, ging ein Aufatmen durch die Reihen des Adels, und im Umkreis von mehreren Meilen holten die Untertanen ihre Töchter und ihre Weinfässer aus sicheren Verstecken. Rupert zupfte sich gedankenvoll am Kinn. So lange er zurückdenken konnte, war nie offen darüber gesprochen worden, weshalb König John den Erzmagier ins Exil geschickt hatte. Er hatte seit Eduards Zeiten am Hof gelebt und die Erziehung König Johns übernommen. Wenn man einmal von

Grey absah, war er stets der bevorzugte Ratgeber des Königs gewesen. Dann starb Königin Eleanor.

Noch in ihrer Todesstunde hatte der Erzmagier seine spärliche Habe zu einem Bündel geschnürt und war in den Wald geritten. Als der König davon erfuhr, berief er den Hofstaat ein und verlas das Verbannungsurteil. Tränen des Zorns und der Verzweiflung liefen ihm über die Wangen, als er formell verkündete, dass dem Erzmagier innerhalb der Grenzen seines Reiches Speis und Trank ebenso zu verweigern seien wie Unterkunft und Freundschaft. Bald danach brachten Reisende die Kunde, der Erzmagier habe sein Domizil in einem alten Grenzturm jenseits des Waldes aufgeschlagen. Rupert erinnerte sich noch genau an den Gesichtsausdruck König Johns, als der Erste Ritter diese Neuigkeit schließlich bestätigt hatte. Damals war er zu jung gewesen, um die Gefühle zu begreifen, die er gesehen hatte, aber heute wusste er, dass sich in den Zügen seines Vaters hilfloser Zorn gespiegelt hatte. Der Erzmagier hatte sich der Verbannung widersetzt, und der König konnte nichts dagegen unternehmen. Er versuchte es, um seines Stolzes willen.

Er rief die Zauberer der Hexer-Akademie zu sich, aber die Macht des Erzmagiers war größer als all ihre

Beschwörungen und Flüche. Er schickte Soldaten aus, um den Turm des Erzmagiers niederzureißen. Sie kehrten nie zurück.

So wandte sich der König schließlich anderen Dingen zu, und der Erzmagier blieb sich selbst überlassen. Zeit verging. Düstere Geschichten spannen sich um den Dunklen Turm und die Magie des Erzmagiers. Es gab viele Geschichten, aber nur wenige Fakten, und da der Erzmagier seinen Turm in all den Jahren nicht verließ, verblasste die Realität zur Legende, und er verwandelte sich in eine jener Schreckgestalten, mit denen Mütter ihren ungehorsamen Kindern zu drohen pflegten.

Er war ein Landesverräter. Ein Landesverräter, ein Feigling und ein Trunkenbold.

Leise Schritte kamen näher, und Rupert warf sich herum, die Hand am Schwertgriff. Der Erste Ritter starrte an Rupert vorbei zum Turm hinauf und lächelte kalt.

„Reptilien hausen in ihren Löchern, Ratten hausen in ihren Nestern, und der Erzmagier haust immer noch in seinem Turm. Er hat das Tageslicht schon immer gescheut. Habt Ihr die Tür gefunden, Hoheit?“

„Es scheint keine zu geben, Herr Ritter.“

Der Erste Ritter zog die Augenbrauen hoch,

beugte sich vor und klopfte vernehmlich gegen das erstbeste Fenster. Eine Weile rührte sich nichts. Dann flogen die Läden auf, ein grauhaariger Alter im schwarzen Talar funkelte den Prinzen und den Ersten Ritter gleichermaßen zornig an und keifte: „Verschwindet!“ Dann schlug er die Fensterläden wieder zu. Rupert und der Erste Ritter wechselten einen Blick.

„Wir versuchen es erst mal mit Höflichkeit“, sagte Rupert. „Sonst müssen wir am Ende die Nacht im Freien verbringen.“

Der Erste Ritter nickte und klopfte noch einmal an die Fensterläden. „Bitte, kommt heraus, Erzmagier! Wir müssen Euch unbedingt sprechen.“

„Nein!“, kam die leise Antwort.

„Wenn Ihr nicht freiwillig herauskommt, holen wir Euch mit Gewalt“, erklärte der Erste Ritter ruhig.

„Ihr und welche Armee?“

„Wir und diese Armee!“

Wieder flogen die Läden auf, und der Erzmagier spähte an Rupert und dem Ersten Ritter vorbei zu den fünfundzwanzig Gardisten hinüber, die sich am Fuß des kleinen Hügels versammelt hatten. Der Prinz drehte sich um und versuchte, seine Leute mit den Augen des Zauberers zu sehen.

Ihre Brustpanzer waren verbeult und

blutverschmiert, aber sie umklammerten ihre Waffen mit grimmiger Entschlossenheit. Sie wirkten erschöpft, verwahrlost und doch ungeheuer bedrohlich – keine Eskorte, sondern eher eine Räuberbande. Der Zauberer rümpfte die Nase und richtete den Blick starr auf den Ersten Ritter.

„Das ist Eure Armee?“

„Ja.“

„Wenn sie nicht schleunigst von meinem Rasen verschwinden, verwandle ich sie allesamt in Frösche!“

Wieder knallte der Magier die Fensterläden zu.

Rupert sah den Ersten Ritter an.

„Was nun?“

„Hm“, meinte der Erste Ritter nachdenklich. „Ich sage den Männern, sie sollen von seinem Rasen verschwinden.“

Rupert sah dem Ersten Ritter wütend nach. Manchmal fragte er sich, auf welcher Seite der Recke eigentlich stand. Er seufzte, trat zögernd ans Fenster und klopfte höflich.

„Erzmagier? Seid Ihr noch da?“

Es kam keine Antwort, und die Fensterläden blieben geschlossen.

„Klasse“, dachte Rupert verstimmt. „Jetzt haben wir ihn verärgert.“ Er warf einen Blick zu seinen Männern hinüber. Sie hatten auf Befehl des Ersten

Ritters die Schwerter weggesteckt und sich ein Stück vom Turm entfernt. Sie bemühten sich erfolglos, nonchalant und ungefährlich dreinzusehen. Rupert musterte den dunklen Himmel, und sein Stirnrunzeln vertiefte sich zu Sorgenfalten. Die Dunkelheit war hereingebrochen. Schon wurde die Luft kühler, und ihm schien es, als sei der Wall aus wirbelnden Schneeflocken ein Stück näher an den Dunklen Turm herangerückt. Er hämmerte mit den Fäusten gegen die Fensterläden, aber der Magier reagierte nicht. Rupert fluchte. Er dachte nicht daran, seine Männer im Freien nächtigen zu lassen, wenn es hier ein Dach über dem Kopf gab.

Nachdenklich musterte er die verrammelten Fenster. Er grinste und schob sein Schwert in den Spalt zwischen die beiden Fensterläden, die nicht allzu robust aussahen. Anfangs hatte er wenig Spielraum, aber als er den Druck verstärkte, glitt die Klinge bis ans Heft ins Innere. Er wartete einen Augenblick und horchte, aber der Magier rührte sich nicht. „Höchstwahrscheinlich beleidigt abgedampft“, dachte Rupert optimistisch. Er war schon immer leicht beleidigt gewesen. Rupert zögerte, als ihm der verhexte Bote einfiel, der nun den Burggraben bewachte, und schüttelte dann heftig den Kopf. Seine Leute brauchten eine Unterkunft.

Er packte den Schwertgriff mit beiden Händen und stemmte sein Gewicht langsam dagegen. Er vermied es, allzu großen Druck auf die Klinge auszuüben, weil er befürchtete, sie könnte zerspringen. Aber wie auch immer er den Hebel ansetzte, die Läden gaben nicht nach. Rupert warf einen Blick zum Abendhimmel. Der letzte Licht verlosch. In einem Anfall hilfloser Wut warf er sein ganzes Gewicht gegen den Schwertgriff. Der rechte Laden flog auf, während Rupert nach vorn kippte und auf die Nase fiel. Bewegungslos lag er im Gras, mit wild klopfendem Herz, aber die Zeit verstrich, und nichts rührte sich im Turm. Vorsichtig rappelte er sich auf, ohne das Schwert loszulassen, und wagte einen Blick durchs offene Fenster.

Im Raum dahinter herrschte Durcheinander. Grob gezimmerte Tische und Werkbänke säumten die Wände, halb verschwunden unter Bergen alchimistischer Gerätschaften. Glasretorten und Steinguttiegel bedeckten jede freie Fläche und standen sogar auf dem blanken Boden aus gestampfter Erde.

Eine Hälfte der schlampigen Hexenküche nahmen ganze Stapel von Tierkäfigen ein, jeder bis zum Bersten vollgepfropft mit kreischenden Vögeln, Affen, Ratten, Salamandern und sogar ein paar

Ferkeln. Der Gestank war höllisch. Eine große, schmiedeeiserne Kohlepferne, in der ein Häufchen rötlicher Glut qualmte, beherrschte die Unordnung, und quer durch den Raum breitete sich ein Labyrinth zusammengesteckter Glasröhren aus. Sie schlängelten sich wie Schlingpflanzen oder Tentakel über die Tische und die Wände entlang bis in die entferntesten Nischen.

Der Erzmagier selbst schien sich in Luft aufgelöst zu haben. Rupert steckte sein Schwert ein und schwang sich auf das schmale Fenstersims. Dann bäugte er kopfschüttelnd die überfüllte Tischplatte auf halber Höhe, bis er eine Lücke in dem Durcheinander entdeckt hatte, und ließ sich vorsichtig in die Tiefe hinab. Glas knirschte unter seinem Stiefel, als er geschwind zu Boden sprang. Von innen wirkte der Raum größer. Er hatte einen Durchmesser von gut zehn Schritt und wurde von einer strahlenden Kugel, die frei zwischen den hohen Deckenbalken schwebte, erhellt. Rupert runzelte die Stirn. Der Größe nach zu urteilen nahm der Raum das gesamte Erdgeschoss des Turms ein, aber es schien keine Treppe zu den oberen Etagen zu geben. Er sah zwar eine Falltür in der Decke, aber keine Möglichkeit hinaufzugelangen. Er zuckte die Achseln und schlenderte behutsam durch den Raum,

fasziniert von all den Werkzeugen. Die Käfigtiere betrachteten ihn neugierig, und ein alter Affe mit traurigen Augen streckte die Pfote durch die Gitter, als er vorbeiging, fast als flehe er stumm um Hilfe. Rupert lächelte den Affen schuldbewusst an und ging weiter. Eine klare Flüssigkeit wallte durch die Glasröhren und wurde von Zeit zu Zeit in Auffanggefäße entleert, die genau unter den Öffnungen angebracht waren.

Rupert beugte sich vor, um an der Brühe zu riechen, und erschrak, als er mit dem Fuß gegen etwas Hartes stieß. Er bückte sich und hob es vom Boden auf. Es war ein Menschenschädel, dem der Unterkiefer fehlte. Rupert legte ihn auf die nächste Bank und umklammerte den Schwertgriff.

„Ich kann mich nicht erinnern, Euch hereingebeten zu haben“, sagte eine sanfte Stimme über ihm. Ruperts Herz tat einen Sprung, als er zur Decke blickte. Eine Strickleiter baumelte aus der offenen Falltür, und Rupert beobachtete mit offenem Mund, wie der Erzmagier behände in die Tiefe kletterte. Aus der Nähe betrachtet machte der Magier keinen sonderlich imposanten Eindruck. Er war so klein, dass er Rupert kaum bis zur Brust reichte, und sein schwarzer Umhang unterstrich noch, dass er eine spindeldünne Statur besaß.

Tiefe Falten hatten sich in das hagere Gesicht gegraben, und sein Blick wirkte verschwommen. „Was sucht Ihr hier?“, fragte er Rupert freundlich. „Und weshalb verderben mir diese Soldaten die schöne Aussicht?“

„Wir brauchen Eure Hilfe“, begann Rupert zögernd. Der Magier schien seine schlechte Laune von vorhin völlig abgeschüttelt zu haben, und Rupert wollte ihn nicht von neuem reizen. „Der Düsterwald ...“

„Ein schrecklicher Ort“, unterbrach ihn der Magier. „Stockfinster.“ Ein Glas Weißwein erschien in seiner Hand. „Möchtet Ihr einen Schluck?“

„Danke, im Augenblick nicht“, sagte Rupert höflich. „Ist aber ein guter Tropfen“, beharrte der Magier. „Persönlich gekeltert.“ Er wies mit der freien Hand auf die Glasröhren und beugte sich dann vertraulich vor. „Ich lege in jedes neue Fass eine tote Ratte, um dem Zeug etwas Körper zu geben.“

Rupert beschloss, nicht darüber nachzudenken. „Über den Wein können wir uns später unterhalten. Im Augenblick brauche ich dringend Eure Hilfe.“

Der Magier grinste schief. „Wisst Ihr, wer ich bin, junger Mann?“

„Natürlich. Ihr seid der Erzmagier“, sagte Rupert. „Die letzte Hoffnung des Waldlands.“

Der Blick des Magiers war mit einem Schlag völlig

scharf und klar. „Geht das nicht in euer Köpfchen? Das Waldland ist mir egal. Meinethalben kann euer stinkendes kleines Land in der Hölle verfaulen. Geht mir aus den Augen! Verschwindet aus meinem Turm und lasst mich in Frieden, verdammt noch mal!“

„Das ist keine Art, mit einem Prinzen zu sprechen“, sagte eine kalte Stimme hinter Rupert. Er drehte sich rasch um und sah zu seiner Erleichterung die hünenhafte Gestalt des Ersten Ritters am Fenster. Der Zauberer starrte den Ersten Ritter finster an, dann schienen ihn die Kräfte zu verlassen. Er hob das Weinglas, aber es war leer. Sein Mund zuckte, und er ließ es fallen.

„Warum könnt ihr mich nicht in Ruhe lassen?“, flüsterte er. „Geht doch endlich und lasst mich in Ruhe!“

„Meinetwegen könntet Ihr in Eurem Loch bleiben, bis die Hölle zufriert“, erklärte der Erste Ritter, während er sich über das Fenstersims schwang und vorsichtig auf die Tischplatte stieg. „Leider besteht König John auf Eurer Hilfe.“

„Ich komme nicht zurück“, sagte der Erzmagier kategorisch. „Ihr könnt mich nicht umstimmen, was immer Ihr vorbringt. Mich zieht es nicht in den Wald zurück. Absolut nicht“ Er unterbrach sich und studierte Rupert zum ersten Mal genauer. „Der Erste

Ritter behauptet, Ihr wärt ein Prinz. Seid Ihr wirklich einer von Johns Jungs?“

„Ich heiße Rupert und bin der jüngere der beiden.“

„Natürlich, Rupert. Deshalb kam mir Euer Gesicht so bekannt vor.“ Die Züge des Erzmagiers wurden weicher. „Ihr habt große Ähnlichkeit mit Eurer Mutter.“

„Ich habe fünfundzwanzig Mann da draußen“, sagte Rupert. „Könnt Ihr ihnen für eine Nacht Quartier geben?“

„Die sind da draußen in Sicherheit“, erwiderte der Erzmagier. „Die Dämonen können meine Barrieren nicht durchdringen. Eure Männer dürfen heute Nacht draußen kampieren, wenn sie morgen wieder verschwinden. Ihr seid mir natürlich herzlich willkommen, Rupert. Es ist lange her, dass ich Euch das letzte Mal sah.“

„Einundzwanzig Jahre“, erklärte der Erste Ritter.

„Einundzwanzig Jahre, seit Ihr zum Verräter wurdet.“

„Ich bin kein Verräter. Ich war nie einer!“

Hektische, rote Flecken brannten auf den Wangen des Erzmagiers, als er mit blitzenden Augen und geballten Fäusten auf den Ersten Ritter zukam. „Ich verließ den Hof freiwillig, nachdem ich mehr als fünfundvierzig Jahre über die Waldkönige gewacht und das Land vor Schaden bewahrt hatte. Ich war

schon Johns Beschützer, als Ihr noch nicht wusstet, an welchem Ende man ein Schwert anfasst! Warum ich ging, ist ganz allein meine Sache. Ich gab dem Waldland fünfundvierzig Jahre meines Lebens – Ihr habt nicht das Recht, noch mehr von mir zu verlangen.“

„Seht Euch den alten Säufer gut an, Hoheit“, sagte der Erste Ritter ruhig. „Es gab eine Zeit, da war er ein Held. Der mächtigste Zauberkünstler, den das Waldland je gekannt hatte. Seine Taten sind legendär. Es gibt Dutzende von Balladen, die ihn rühmen; sicher kennt Ihr einige davon. Manche Leute behaupteten sogar, er hätte das Zeug zum Meister aller Zauberer. Aber irgendwann beschloss er, alles aufzugeben. Er kümmerte sich nicht mehr um seine Verpflichtungen und verschwendete sein Talent für Feuerwerke, Jahrmarktschwindel und hübschen Tand für die Damen. Er hätte Vorbild für eine ganze Generation sein können, aber stattdessen ließ er sich volllaufen und vergnügte sich mit Tavernenschlampen. Der Erzmagier – ein Feigling und ein Abtrünniger, der seinen König im Stich ließ, als der ihn am meisten brauchte.“

„So war das nicht!“, schrie der Magier. „So war das ganz und gar nicht!“

Der Erste Ritter lachte. Wut verzerrte die Züge des

Zauberers, und eine rein weiße Stichflamme zischte von seiner ausgestreckten Hand in die Brust seines Widersachers. Der Erste Ritter taumelte rückwärts. Glasröhren zerdrückten, als er gegen den Tisch unter dem Fenster stürzte. Blut floss ihm aus Mund und Nase, und die Käfigtiere kreischten laut. Der Erste Ritter versuchte, sich aufzurichten und sein Schwert zu ziehen. Wieder streckte der Magier die Hand aus, und die knisternden, weißen Flammen, die aus seinen Fingerspitzen schossen, schmetterten den Ersten Ritter gegen die Wand des Turms. Rupert hob sein Schwert und trat vor. Der Magier holte ihn von den Beinen, ohne sich auch nur umzudrehen.

Rupert versuchte, sich aufzurappeln, und schaffte es nicht. Er konnte nur hilflos mit ansehen, wie der Erste Ritter auf einer weißen Feuersäule langsam nach oben schwebte und in sechs bis sieben Schritt Höhe an die Wand gepresst wurde.

„Ich konnte Euch noch nie ausstehen“, bemerkte der Zauberer. „Euch und Euer ewiges Gerede von Pflicht. Wisst Ihr überhaupt, was dieses Wort bedeutet? Für Euch war Pflicht doch immer nur eine willkommene Ausrede zum Töten! Aber nun ist kein König John da, der seine Hand schützend über Euch hält, Herr Ritter. Ich habe lange auf diesen Augenblick gewartet!“

Rupert sah sich verzweifelt nach seinem Schwert um. Schon glühte die Rüstung des Ersten Ritters unter der brutalen Hitze des weißen Feuers kirschrot, und die ersten Ringe schmolzen zu Tropfen flüssigen Metalls. Endlich entdeckte Rupert seine Waffe etwa einen halben Schritt entfernt unter einem Tisch. Er biss die Zähne zusammen und kroch unauffällig näher, bis er in Reichweite der Klinge war. Sein Kopf schmerzte von dem harten Aufprall, aber sobald er den Schwertgriff zu fassen bekam, spürte er, wie seine Kraft zurück in den Körper strömte. Er umklammerte die Tischkante und zog sich hoch. Der Erzmagier wandte ihm den Rücken zu und war ganz mit seinem Opfer beschäftigt. Der Erste Ritter hatte die Augen geschlossen und schien nicht zu atmen. Rupert wankte zwei Schritte vorwärts und setzte dem Magier die Schwertspitze zwischen die Schulterblätter.

„Holt ihn auf der Stelle herunter!“, befahl er scharf.

„Schert Euch zum Teufel!“, entgegnete der Zauberer. „Wer mich Verräter nennt, muss sterben.“

„Ich befehle Euch im Namen meines Vaters, den Ersten Ritter seines Reiches freizugeben!“

Das Zauberfeuer verschwand, und der Erste Ritter schwebte langsam nach unten und landete sanft auf der Tischplatte neben ihnen. Rupert schob den

Magier beiseite und untersuchte den Ersten Ritter. Die Ringe seines Kettenpanzers waren an einer Stelle zu Klumpen verschmolzen, und das Lederwams darunter wies ein großes, schwarzes Brandloch auf, aber die nackte Haut schien völlig unversehrt. Der Atem des Ersten Ritters ging ruhig und gleichmäßig, alles deutete darauf hin, dass er bald aus seiner Ohnmacht erwachen würde. Rupert fuhr herum und warf dem Magier einen fragenden Blick zu. Der zuckte grantig die Achseln.

„Ein Heilzauber. In einem Weilchen ist er wieder ganz der Alte.“

„Hättet Ihr ihn wirklich umgebracht, wenn ich nicht dazwischen gegangen wäre?“

„Wahrscheinlich nicht“, meinte der Magier. „Ich war schon immer zu weich, um mal richtig durchzugreifen – und leider verdammt treu Eurem Vater gegenüber. Ihr kämpft hinterhältig, Rupert.“

„Natürlich, ich bin ein Prinz.“

Beide grinsten spöttisch. Zwei Gläser Weißwein erschienen in den Händen des Magiers. Er gab eines davon Rupert, der es dankbar annahm. Rupert fand, er hab nach allem, was ihm widerfahren war, einen guten Tropfen verdient. Er nahm einen kräftigen Schluck und hob anerkennend die Brauen.

„Kein schlechter Jahrgang, Erzmagier.“

Der Erzmagier lächelte bescheiden. „Eines meiner wertvolleren Talente. Aber nun zu Euch, Prinz Rupert. Was führt Euch nach all den Jahren zum Dunklen Turm?“

„Der Dusterwald“, sagte Rupert. „Er breitet sich aus. Wir glauben, der Dämonenprinz ist zurück.“

Der Magier starrte in sein Glas. „Verdammt“, flüsterte er. „Das ist unerfreulich. Wie schnell rückt er vor?“

„Eine halbe Meile täglich, als wir von der Burg aufbrachen. Aber wenn erst der blaue Mond aufgeht ...“

„Nicht so schnell!“ Der Erzmagier schloss kurz die Augen, als kämpfte er gegen Schmerzen an. „Stimmt das mit dem blauen Mond?“

Rupert blickte ihn verblüfft an. „Wann habt Ihr den Mond zum letzten Mal betrachtet?“

„Ich war seit einundzwanzig Jahren nicht mehr im Freien“, sagte der Magier. „Ich habe in meinem Turm alles, was ich brauche.“

Er machte eine kurze Geste; im nächsten Moment schwebte er zusammen mit Rupert langsam nach oben, bis sie auf gleicher Höhe mit dem offenen Fenster waren.

Draußen war die Dunkelheit hereingebrochen. Sterne leuchteten am Himmel, und die Soldaten

hatten ein Feuer entfacht, aber das hellste Licht verbreitete der Mond, dem noch etwa ein Viertel zu seiner vollen Rundung fehlte. Er hing dick und aufgebläht in der Nacht, ein fahler Wanst, der von bläulichen Adern durchzogen war. Der Magier starrte verwirrt und mit wachsendem Entsetzen auf den fleckigen Mond. Es dauerte einen Moment, bis er den Blick davon losreißen konnte und sich wieder Rupert zuwandte.

„Das wusste ich nicht“, brummte der Magier. „Ich hätte es wissen müssen, aber ich wusste es nicht. Was habe ich sonst noch verpasst?“

Er runzelte bekümmert die Stirn, als er neben Rupert wieder zu Boden schwebte. „Tut mir leid, Prinz Rupert, ich scheine den Kontakt zur Außenwelt verloren zu haben. Ist das wirklich einundzwanzig Jahre her? Wo ist die Zeit geblieben? Nun, das kommt davon, wenn man als Einsiedler lebt und vor sich hin säuft. Euer Vater schickt Euch, um mich an den Hof zurückzuholen? Ja, das habe ich mir fast gedacht. Typisch König John! Wartet, bis alles aus dem Ruder läuft, und erwartet dann, dass ich Wunder vollbringe. Ich schwöre, wenn es nicht auch um meinen Hals ginge, bliebe ich hier, würde Däumchen drehen und ließe ihn in seinem eigenen Saft schmoren. Leider schaffe ich so etwas nicht,

und das weiß er genau! Trotz allem, was zwischen uns vorgefallen ist – der Wald ist meine Heimat. Ein eigenartiger Gedanke, nach all den Jahren in meine alten Gemächer auf der Burg heimzukehren. Hoffentlich hat man sie unterdessen renoviert. Die Tapeten waren widerlich. Ich kann doch davon ausgehen, dass John das Verbannungsedikt aufgehoben hat?“

„Natürlich“, sagte Rupert, froh, dass er endlich zu Wort kam. „Er braucht Euch, Herr Erzmagier.“

Der Erzmagier lachte. „Ich wette, das stinkt ihm gewaltig! Wohlan, Rupert, dann machen wir uns am besten auf die Socken. Es ist ein ziemlich weiter Weg bis zur Waldburg. Je eher wir aufbrechen, desto besser.“

„Ihr wollt jetzt aufbrechen?“, fragte Rupert. „Nachts? Das schaffen wir nicht! Meine Männer sind nicht mehr in der Lage, gegen die Dämonen zu kämpfen. Sie müssen erst ruhen und zu Kräften kommen.“

„Keine Sorge“, erklärte der Erzmagier lässig. „Wir durchqueren den Dusterwald nicht, ich kenne eine Abkürzung.“

Rupert musterte ihn scharf und erstarrte im nächsten Augenblick, als hinter ihm ein wütendes Knurren ertönte. Rupert wirbelte herum, das

Schwert in der Hand, und ging in Zweikampfstellung. Der Erste Ritter sprang unter Scheppern und Klirren von dem Tisch, auf den ihn der Erzmagier verfrachtet hatte. Sein Gesicht war zornesrot, aber seine Augen wirkten eiskalt. Mit einem wutentbrannten Lächeln hob er das Schwert und schritt langsam auf den Magier zu.

„Ihr seid ein toter Mann, Erzmagier“, sagte der Erste Ritter. „Ihr hättet mich besser töten sollen, als ich noch wehrlos war.“

„Ach, Mist“, murmelte der Erzmagier müde. „Den hatte ich vergessen. Würdet Ihr ihm bitte den Stand der Dinge erläutern, Rupert? Oder soll ich ihn in ein weniger rauflostiges Lebewesen verwandeln? Zum Beispiel eine Haselmaus ...“

„Er wird auf mich hören“, sagte Rupert rasch. Der Erzmagier spazierte achselzuckend zu den Käfigen hinüber, um sich mit seinen Tieren zu unterhalten. Der Erste Ritter starrte ihm aufgebracht nach, und Rupert stellte sich hastig zwischen die beiden Streithähne. „Steckt Euer Schwert weg, Herr Ritter! Der Erzmagier hat sich bereit erklärt, uns im Kampf gegen den Dusterwald zu helfen.“

„Geht mir aus dem Weg, Rupert!“

„Wir sind auf seine Zauber angewiesen.“

„Er hat versucht, mich zu ermorden!“

„Ja“, sagte Rupert langsam, „und es wäre ihm wohl auch gelungen, wenn ich ihn nicht daran gehindert hätte. Aber selbst wenn Ihr jetzt tot und steif zu meinen Füßen läget, würde ich weiter mit ihm verhandeln. Er ist unsere Waffe gegen die Finsternis, die einzige Hoffnung auf Überleben, die der Wald hat, und das bedeutet, sein Leben wiegt mehr, als Eures oder meines je wiegen wird. Also steckt Euer Schwert weg, Herr Ritter! Das ist ein Befehl.“

Der Erste Ritter murmelte etwas Unverständliches, schob sein Schwert in die Scheide und schoss wütende Blicke zu dem Zauberer hinüber, der an einem der weiter entfernten Tische stand, das Chaos durchwühlte und dazu ein leises Selbstgespräch führte.

„Der Erzmagier war bereits ein alter Mann, als ich an den Hof kam“, sagte der Erste Ritter. „Er müsste weit über neunzig sein. Woher sollen wir wissen, ob er überhaupt noch die Kraft hat, uns gegen den Dürsterwald beizustehen?“

„Momentan habe ich die nicht“, erklärte der Zauberer, ohne sich umzudrehen. „Aber das wird sich noch ändern. Ah, da haben wir's ja.“ Er hob einen Holzbecher an die Lippen, nippte behutsam an der schäumenden Flüssigkeit, die er enthielt, und schnitt eine Grimasse. „Irgendwann muss ich den

Geschmack dieses Zeugs verbessern.“

Er überwand seinen Ekel, trank eilends aus und stellte den Becher ab. Unvermittelt beugte er sich vor, presste beide Hände an die Brust und zitterte wie Espenlaub.

Noch ehe er umkippen konnte, stand Rupert neben ihm und hielt ihn an den Schultern fest. Der Mann schien nur aus Haut und Knochen zu bestehen; er war leicht wie eine Feder. Dann spürte Rupert ein Kribbeln im Nacken, als das Fleisch des Zauberers sich unter seinen Händen wand. Ungläubig beobachtete er, wie neue Muskelstränge die faltige Haut ausfüllten. Die Schultern wurden breiter, der krumme Rücken streckte sich, dass die Wirbel knirschten und knackten wie nasse Holzscheite im Feuer. Das ergraute Haar wurde dichter und dunkler. Der Erzmagier richtete sich mit einem tiefen Seufzer auf. Der dürftige Bart fiel ab, und darunter kam junge, vor Gesundheit strotzende Haut zum Vorschein.

Tiefschwarzes Haar wallte ihm bis auf die Schultern, ein verwegener Schnurrbart zierte seine Oberlippe, und seine Statur hätte einem Dreißigjährigen alle Ehre gemacht.

Als er Ruperts Verwirrung sah, grinste er.

„Was nützen die schönsten Verwandlungskünste,

wenn man für sich selbst nichts tun kann, nicht wahr, Bub?“

Rupert nickte sprachlos.

„Nun denn“, fuhr der Erzmagier geschäftig fort, „ich nehme an, Ihr seid wegen des Dusterwaldes gekommen.“

„Das sagten wir Euch schon“, sagte Rupert.

„Wirklich? Mein Gedächtnis ist nicht mehr das, was es mal war. Ich habe mir vorgenommen, in dieser Richtung an mir zu arbeiten, aber leider vergesse ich es immer wieder. Also – unser Hauptproblem ist nicht der Dusterwald, sondern der Dämonenprinz.“

„Darauf sind wir auch selbst gekommen“, sagte Rupert.

Der Erzmagier starrte ihn mit einem durchdringenden Blick an. „Unterbrecht mich noch einmal, und ich verwandle Euch in ein Erdferkel! Klar?“

Rupert nickte schweigend. Er wusste nicht, wie ein Erdferkel aussah, verspürte aber keine gesteigerte Lust, es im praktischen Versuch herauszufinden.

„Der Dämonenprinz“, sagte der Erzmagier nachdenklich. „Das Böse in Menschengestalt, ungeboren, unbeseelt. Eines der Wesen, die zwischen den Welten auf der Lauer liegen. Seine Macht wächst, wenn der blaue Mond zunimmt. Wir

müssen ihn besiegen, ehe der Mond voll ist ... ehe die wilde Magie über das Land hereinbricht.“ Seine Stimme brach, und er ließ die Schultern hängen. Trotz seiner erneuerten Jugend wirkte er plötzlich kraftlos und müde. „Hört euch das an! Ich rede, als könnten wir den Dämonenprinzen bezwingen. Selbst in meiner besten Zeit war ich ihm unterlegen, und ich bin weit von meiner besten Zeit entfernt. Meine Macht beruht auf Hochmagie, aber der Dusterwald ist ein Werk der alten, wilden Magie.“

„Wo liegt der Unterschied?“, fragte Rupert.

Der Erzmagier lächelte düster. „Hochmagie ist beherrschbar. Wilde Magie dagegen erkennt keine höhere Macht als sich selbst an.“ Er unterbrach sich und zuckte die Achseln. „Ah, zur Hölle, ich weiß auch nicht, im Arsenal der Burg gibt es immer noch die Höllenklingen. Möglicherweise schaffen wir es damit.“

Zum ersten Mal merkte Rupert, dass der mächtige, ehrfurchtgebietende Erzmagier ebenso unsicher und ängstlich war wie er selbst, wenn es um den Dusterwald ging. „Zeigt mir einen Weg, die Finsternis zu bekämpfen, und ich folge Euch überallhin!“, rief er. „Selbst wenn es bedeutet, in den Dusterwald zurückzukehren.“

Der Erzmagier musterte ihn und grinste plötzlich. „Ihr seid mehr der zupackende Typ, was?“

Rupert grinste zurück. „Ich hatte gute Lehrer.“
„Also gut“, sagte der Erzmagier entschlossen,
„versuchen wir’s. Wer weiß, vielleicht haben wir
Glück.“

„Können wir jetzt aufbrechen?“, fragte der Erste
Ritter. „Wir haben wenig Zeit.“

„Aber sicher“, sagte der Erzmagier herzlich. Er sah
Rupert an. „Wer zuerst am Fenster ist!“

„Eine Frage noch“, sagte Rupert. „Warum gibt es
hier keine Türen?“

„Fenster sind leichter zu verteidigen“, erklärte der
Erzmagier mit einem verschlagenen Lächeln.

„Außerdem brauchte ich bis jetzt nie eine. Ich hatte
nie den Wunsch, den Turm zu verlassen.“ Er sah sich
trübsinnig in dem vollgestopften Raum um. „Welch
ein Durcheinander! Ich wollte immer mal richtig
aufräumen, aber ich kam einfach nicht dazu. Ich
schätze, ich sollte die Tiere in Winterschlaf
versetzen, ehe ich gehe. Ist sicher besser, als sie ...
nun ja, es wird schon alles klappen.“

Er schniefte und zuckte die Achseln, ehe er ans
nächstgelegene Fenster trat. „Wisst Ihr, Rupert, ich
hätte nie die Magier-Akademie verlassen sollen. Ich
war ganz zufrieden damit, Gold in Blei zu
verwandeln.“

„Müsste das nicht Blei in Gold heißen?“

„Deshalb musste ich ja meinen Hut nehmen“, gestand der Erzmagier.

Ein Wall aus wirbelndem Schnee bedrängte den Dunklen Turm, und die Nachtluft war bitterkalt. Eine dünne Silberschicht aus Reif bedeckte das Gras und glitzerte auf dem Mauerwerk des alten Turms. Der Erzmagier brach auf, der Sommer war vorbei, und schon forderte der öde Mittwinter das Land, das ihm so lange versagt geblieben war. Manchmal sah Rupert furchterregende, geheimnisvolle Schatten, die zielstrebig durch den heulenden Schneesturm huschten und darauf zu lauern schienen, dass der Erzmagier endlich die Grenzen seines Schutzkreises überschritt. Ruperts Miene verdüsterte sich, und seine Hand blieb in der Nähe des Hefts. Seine Männer waren von ihrer Wanderung durch den Düsterwald ermattet, erschöpft und verletzt, und nun musste er sie bitten, den Weg noch einmal auf sich zu nehmen. Der Erzmagier hatte von einer Abkürzung gesprochen, mit der sich die lange Nacht vermeiden ließ, aber Rupert kannte die Karten. Es gab nur eine Route, die ihn und sein Gefolge noch vor dem Vollmond in die Waldburg brachte: den Pfad, den sie durch den Düsterwald geschlagen hatten.

„Ich habe Hunger“, sagte das Einhorn.

„Du hast immer Hunger“, sagte Rupert. „Wie kannst du in einem solchen Augenblick an Futter denken?“

„Übung“, entgegnete das Einhorn. „Worauf warten wir eigentlich? Ich hasse es, so herumzuhängen.“

„Nun, keine Sorge. Wir werden noch früh genug in den Dusterwald zurückkehren.“

„Wenn ich es mir recht überlege, habe ich doch nichts dagegen, noch ein Weilchen herumzuhängen.“

Rupert lachte und tätschelte den Hals des Einhorns. „Diesmal sollte es nicht so schlimm sein. Der Erzmagier begleitet uns.“ Wie auf dieses Stichwort kam der Zauberer näher. Der Hexenmeister trank Wein und sang ein zotiges Lied. Das Einhorn musterte ihn aufmerksam.

„Das ist der Erzmagier? Unsere große Hoffnung gegen den Dämonenprinzen?“

„Ja.“

„Dann stecken wir tief in der Scheiße.“

„Halt den Mund“, knurrte Rupert und trat rasch auf den Magier zu, um ihn zu begrüßen.

„Ah, Rupert“, sagte der Erzmagier geistesabwesend und trank sein Glas leer. „Sind Eure Leute aufbruchsbereit?“

„Ja. Es sind fähige Männer. Ihr könnt Euch darauf

verlassen, dass sie uns den Rücken freihalten, sobald wir in den Dusterwald eindringen.“

„Das glaube ich gern“, antwortete der Erzmagier. „Aber es wird nicht nötig sein. Wir kehren nicht durch den Dusterwald zurück. Ich werde uns direkt auf die Waldburg transportieren.“

Ruperts Mut schwand. Sein Mund war sich plötzlich sehr trocken. „Das ist Eure Abkürzung? Teleportation?“

„Auf Anhieb richtig, mein guter Junge.“

Rupert kämpfte mühsam gegen seine aufsteigende Wut an. „Vielleicht täusche ich mich, aber soviel ich weiß, kann bei Teleportation eine ganze Menge schiefgehen.“

„Oh, hunderterlei“, bestätigte der Erzmagier. „Deshalb werden die entsprechenden Zauber heute fast nicht mehr verwendet. Außer in Zwangslagen.“

Rupert erklärte mit Nachdruck: „Ich habe meine Männer nicht quer durch das Waldland und die lange Nacht geführt, um sie jetzt der Laune eines Magiers zu opfern! Seht Euch doch an! In Eurem Zustand ist eine Teleportation gefährlicher als ein Kampf gegen die Dämonen!“

Der Magier sah ihn fest an. „Rupert, wenn es eine andere Möglichkeit gäbe, die Burg rechtzeitig zu erreichen, ergriffe ich sie. Aber es gibt keine.“

Teleportation ist unsere einzige Hoffnung.“

„Ein Teleport kann uns alle umbringen! Hört zu, wenn es nur um mich und meine Leute ginge, dann würde ich den Versuch wagen. Aber ich kann nicht zulassen, dass Ihr Euer Leben aufs Spiel setzt. Ihr seid die letzte Hoffnung des Waldlands. Ohne Euch müssen wir uns der Finsternis ergeben.“

„Verlasst Euch nicht auf mich“, sagte der Zauberer. „Das könnte ein schmerzlicher Fehler sein.“ Seine Stimme klang gedämpft, müde und sehr bitter. „Ich habe zu lange allein gelebt, um mich irgendwelchen Träumen hinzugeben, Rupert. Ich bin längst nicht mehr so mächtig wie früher, und ich war nie so mächtig, wie es die Legenden gern darstellen. Ich hatte Talent, aber ich verschwendete es für Wein und Frauen, wie der Erste Ritter ganz richtig feststellte. Ich stehe dazu; ich hatte meine Gründe. Gute Gründe. Aber erwartet nicht zu viel von meiner Zauberkunst! Ich kann den Dämonenprinzen nicht einfach mit einem Fingerschnippen verschwinden lassen. Alles, was noch an Talent, Kenntnissen und hinterhältigen Tricks in meinem Hirn gespeichert ist, steht Euch zur Verfügung, und wenn ich es schaffe, uns vor dem Vollmond in die Burg zu bringen, ist das schon eine große Hilfe. Aber für Euren Kampf braucht Ihr mich nicht unbedingt, Rupert. So wichtig

bin ich nicht mehr und war es nie, wenn man es recht betrachtet.“

Rupert schüttelte langsam den Kopf. „Ich zweifle nicht an Eurer Zauberkunst. Es ist das Weinglas in Eurer Hand, das mich beunruhigt. Betrunken macht jeder Fehler.“

Der Erzmagier grinste schief. „Ich bin betrunken kein Meister meines Fachs, aber nüchtern bringe ich noch weniger zustande. In meinem alten Hirn spuken zu viele Erinnerungen herum, zu viele traurige Erinnerungen. Nur ein guter Tropfen hält sie in Schach. Der Erste Ritter hat recht. Ich hatte das Zeug zum Meister aller Magier. Ich hätte ein Märchenheld werden können. Leider habe ich es einfach nicht hinbekommen. Nicht jeder schafft das. Unterm Strich bin ich nicht aus dem Holz geschnitzt, aus dem man Helden macht. Ich bin weder ausnehmend mutig noch ausnehmend gescheit. Ich besitze ein gewisses Talent zur Magie und habe sie mein Leben lang studiert, aber Eure Familie erwartete immer so verdammt viel von mir! Jedesmal, wenn eine neue magische Bedrohung auftauchte, schickten sie mich los, gleichgültig, ob ich Kopf und Kragen riskierte oder nicht. Für jede Bestie, jeden Dämon, jede Naturkatastrophe war ich zuständig ... irgendwann hatte ich es satt. Die

Verantwortung, den Druck, die Angst. Damals begann ich zu saufen. Am Anfang half es. Aber Eure Familie lud mir immer mehr Verantwortung auf, bis ich unter der Last zusammenbrach. Einfach so. Dann verliebte ich mich in eine Dame, die einem anderen den Vorzug gab, und ... eine hinlänglich bekannte Geschichte, schätze ich.

Schaut, Rupert, damit möchte ich sagen ... Euer Besuch könnte einen Neuanfang für mich bedeuten. Verlangt nicht, dass ich zu trinken aufhöre, denn das schaffe ich nicht. Aber wenn Ihr mir vertraut, werde ich mein Bestes geben. Das verspreche ich.“

Rupert sah den Erzmagier lange an. Die neugewonnene Jugendlichkeit des Magiers konnte nicht verbergen, dass er die Schultern müde hängenließ, aber noch trug er den Kopf hoch und wartete gespannt auf Ruperts Antwort. Der Prinz legte ihm schmunzelnd eine Hand auf den Arm.

„Bereitet die Teleportation vor“, sagte er. „Es wäre ein langer, mühsamer Marsch zurück durch den Dusterwald, und ich will den Rest meiner Leute unversehrt heimbringen.“

„Danke, Hoheit“, entgegnete der Zauberer. „Ihr werdet es nicht bereuen, versprochen.“



Zeit verging, und die Nacht schritt langsam voran. Der blaufleckige Mond warf sein blasses Licht, als der Zauberer die Männer zusammenrief und in einer engen Formation aufstellte.

Anfangs hatte sie der Erzmagier mit seiner Gedankenverlorenheit und dem verkleckerten Umhang nicht gerade beeindruckt, aber ihr Respekt war deutlich gewachsen, als sie sahen, was er in seinem Groll mit dem Kettenhemd des Ersten Ritters angestellt hatte. Der trat neben Rupert und deutete mit dem Kinn auf den Erzmagier, der mit überkreuzten Beinen in der Luft schwebte und ins Nichts starrte.

„Ihr müsst diese Teleportation verhindern, Hoheit. Wir können ihm nicht trauen.“

„Ich habe meine Entscheidung getroffen, Herr Ritter.“

„Er ist ein Vaterlandsverräter und ein Säufer. Er ...“

„Haltet den Mund!“

Der Erste Ritter riss die Augen weit auf, verblüfft von Ruperts plötzlichem Zornesausbruch.

„Ich will nichts mehr von Euch hören“, fuhr Rupert ruhig fort. „Geht zu Euren Leuten und bleibt dort! Das ist ein Befehl.“

Der Erste Ritter musterte ihn lange, verbeugte sich dann knapp und nahm seinen Platz bei den Soldaten

ein.

„War das nötig?“, fragte das Einhorn.

„Ja“, sagte Rupert knapp.

„Es gibt Augenblicke, da könnte man dich mit deinem Bruder verwechseln.“

Der Schneesturm kam näher. Jenseits des weißen Walles, der allmählich die Lichtung eRuperte, versammelten sich die Dämonen in immer größeren Horden. Die brutale Kälte und das Sturmgeheul schienen sie gleichgültig zu lassen.

Reif umhüllte den Dunklen Turm wie ein Kokon aus Eis und schimmerte weiß auf den Rüstungen der Männer. Ruperts Atem dampfte in der Nachtluft, und seine Wangen brannten vor Kälte. Leichter Schneefall setzte auf der Lichtung ein. Dann ließ sich der Zauberer endlich zu Boden sinken und nickte Rupert energisch zu.

„Tut mir leid, dass es so lang gedauert hat, Hoheit, ich habe noch die Zielkoordinaten geprüft. Eine Dezimalstelle daneben, und wir könnten ein paar Hundert Schritt über dem Erdboden auftauchen. Wenn es dumm läuft, sogar darunter.“

Die Soldaten sahen einander erschrocken an.

„Beginnt den Teleport“, sagte Rupert eilig, und der Zauberer nickte.

„In Ordnung, Hoheit. Wenn Ihr und das Einhorn

sich hier neben mich stellen würdet ... danke. Nun beginnen wir.“

Er hob selbstsicher die Arme, den Blick starr auf ein Ziel gerichtet, das nur er sah. Eine Zeit lang geschah nichts.

Tiefe Furchen gruben sich in die Stirn des Erzmagiers, während er sich konzentrierte. Jenseits der Lichtung tobte der Sturm immer stärker. Dann schien die Lichtung zu zucken und zu flimmern. Ein tiefes, sonores Dröhnen, so tief, dass es fast unter der Hörschwelle lag, erschütterte Rupert bis ins Mark. Die Erde unter seinen Füßen bebte. Vor dem Erzmagier tat sich ein breiter silberner Tunnel auf, der in endlose Fernen zu führen schien. Der Erzmagier schwebte langsam in die Luft, und einer nach dem anderen folgte ihm in den Tunnel: Prinz Rupert, das Einhorn, der Erste Ritter und die Soldaten.

Der Bruch im Gewebe des Alls schloss sich und war gleich darauf spurlos verschwunden. Die letzten Barrieren, die der Erzmagier mit seinen Bannsprüchen errichtet hatte, brachen zusammen. Entfesselt fegte der heulende Sturm über die Lichtung und kreiselte winselnd um den verlassenen Dunklen Turm.

Verräter der Krone

Aber Schatz ...“
„Bleib weg von mir, oder ich knall dir eine!“
Der König seufzte müde. Harald und Julia zankten wieder einmal. König John sank tiefer in seinen Thronessel und tat, als würde er die erhobenen Stimmen vor dem Audienzsaal nicht hören. Er hatte mehr als genug um die Ohren, ohne sich auch noch um seine zukünftige Schwiegertochter kümmern zu müssen. Ein Dutzend Bittsteller aus entlegenen Siedlungen warteten geduldig vor ihm, erschöpft auf die großen Langbogen gestützt, die handgewebten Kittel schmutzig und verstaubt vom tagelangen Fußmarsch auf den Landstraßen. Sie waren gut eine Stunde zuvor angekommen und hatten energisch an das verschlossene Burgtor geklopft, während die frühe Nacht über das Waldland hereinbrach. Der König hatte leise vor sich hin geflucht und ihnen eine Privataudienz gewährt, als er von ihrem Gesuch

hörte, und nun standen sie in dem weiten, leeren Saal ein wenig verloren vor ihm: hochgewachsene, breitschultrige Männer, denen man ansah, dass sie von frühmorgens bis spätabends harte Arbeit verrichteten. Ihre eckigen Gesichter wirkten kühn und energisch, aber in ihren Augen las der König eine so tiefe Angst und Verzweiflung, dass er ihn fröstelte.

„Julia, Liebste, wenn du mich nur ...“

Ein dumpfes Klatschen unterbrach den Satz, gefolgt von Haralds leisem, schmerzerfülltem Stöhnen. Der König presste ärgerlich die Lippen zusammen und winkte einem Mann seiner Leibgarde.

„Majestät?“

„Richtet meinem Sohn Harald und Prinzessin Julia aus, dass ich sie nach dieser Audienz im Thronsaal erwarte. Fügt hinzu, dass ich sie aneinandergekettet die Jauchegruben der Burgställe ausschöpfen lasse, wenn ich noch einen Mucks von ihnen höre!“

„Ja, Majestät“, sagte der Posten und begab sich eilfertig ins Vorzimmer.

Der König schüttelte bedächtig den Kopf und wandte sich wieder an die wartenden Bauern. „Tut mir leid. Harald wandelt auf Freiersfüßen.“

Die Bauern nickten grinsend und schienen sich zum ersten Mal seit Betreten des Audienzsaals ein wenig

zu entspannen.

Der König überlegte fieberhaft, wie er seinen Besuchern die Scheu nehmen könnte. Es war klar, dass sie etwas Wichtiges vorzubringen hatten, aber keiner von ihnen wagte es, den Anfang zu machen. König John beugte sich vor und wählte seine Worte mit Bedacht, doch noch ehe er etwas sagen konnte, wurde die Flügeltür aufgerissen. Der Seneschall kam wütend in den Audienzsaal gehumpelt, gefolgt von einer protestierenden Wache, die er mit einer grimmigen Handbewegung zum Schweigen brachte. Immer noch zornig drang er bis zu den Stufen des Thronpodests vor.

„Verdammt, Majestät, diesmal müsst Ihr aber wirklich handeln!“

König John schloss kurz die Augen und wünschte sich sehnsüchtig an irgendeinen anderen Fleck auf der Welt.

„Was gibt es nun schon wieder, Seneschall?“

„Die Goblins treiben mich zum Wahnsinn!“ Der Burgverwalter nickte den verwirrten Bauern kurz zu, stützte sich schwer auf seinen Spazierstock und starrte König John finster an. „Ihr hättet das Kleine Volk nie auf der Burg unterbringen dürfen, Majestät. Mit diesem ekelhaften Gelichter gibt es nichts als Ärger. Ich weiß nicht, was in Prinz Rupert gefahren

ist, uns diese Plage ins Haus zu schicken. Ich kannte Bordsteinschwalben von den Hügelgräberhöhen, die besser erzogen waren. Erst brauchten wir drei Wochen, um ihnen beizubringen, wie man Klosetts benutzt, und dann drei weitere, bis sie wussten, dass die Dinger sich nicht als Wasch- und Spülbecken eignen. Zur Verteidigung der Burg haben sie bisher nicht das Geringste beigetragen; sie sind jämmerliche Feiglinge und nehmen nur von ihren eigenen Anführern Befehle entgegen. Als Kundschafter machen sie sich ganz gut, wenn ich sie dazu überreden kann, die Sicherheit der Burgmauern zu verlassen; allerdings lassen sie sich nicht davon abhalten, den Dämonen Fallen zu stellen, und vergessen dann, wo die Dinger aufgebaut sind. Ihr glaubt nicht, wie viele Fährtenleser wir dadurch schon verloren haben. Ich gebe zu, die Wilderer sind seitdem auf der Hut, aber das ist ja nicht der Zweck der ...“

„Seneschall“, unterbrach ihn der König mit fester Stimme, „wo genau liegt das Problem? Was haben die Goblins angestellt?“

Der Seneschall schniefte ein paarmal und betrachtete beleidigt seine Schuhspitzen. „Nun, Majestät, um sie wenigstens einigermaßen sinnvoll zu beschäftigen, überließ ich ihnen die Bewachung der

Zinnen. Das schien mir klug, da sie dort oben niemanden stören und kaum Unfug treiben können. Ich hätte es besser wissen müssen. Als aus den Küchen immer mehr Kasserollen und Kessel verschwanden, kam ich dahinter, dass die kleinen Mistkerle sie entwendeten, um darin Pech und Öl zu sieden. Wir kamen dazu, als sie ihre neueste Mischung probeweise über die drei Landgrafen kippten, die gerade von einem Jagdausflug zurückkehrten.“

König John bemühte sich, entsetzt dreinzublicken, aber die Vorstellung von einem Kessel siedenden Öls, der bedrohlich über den Köpfen der ahnungslosen Landgrafen schwappte, entlockte ihm ein Grinsen, das er diskret hinter vorgehaltener Hand und einem leisen Hüstel verbarg.

„Wurde einer der Landgrafen verletzt?“, fragte er den Burgverwalter, als er seine Stimme wieder im Griff hatte.

„Nicht verletzt, Majestät, aber wenn sie keine Umhänge und Kettenhemden getragen hätten ...“

Einige der Bauern begannen auch, heftig zu husten. Anscheinend waren die Landgrafen auch außerhalb der Burg nicht sonderlich beliebt. König John beschloss, der Sache bei Gelegenheit nachzugehen; Verbündete gegen die Barone konnte

er immer gebrauchen.

„Es freut mich, dass niemand zu Schaden kam“, sagte er ruhig. „Wie nahmen die Landgrafen es auf?“

„Die Frage könnt Ihr ihnen selbst stellen, Majestät; die Herren müssten jeden Moment hier sein.“

Der König warf dem Seneschall einen wütenden Blick zu. „Danke für die zeitige Warnung! Trommelt die Goblins zusammen und schickt die ganze Schar in die Wälder. Ich muss wissen, wie schnell die Dunkelheit vorrückt. Die Gardisten, die ich mit diesem Auftrag aussandte, sind nicht zurückgekehrt. Eines muss man den Angehörigen des kleinen Volkes lassen: Sie sind hervorragende Späher – hauptsächlich wegen ihres unvergleichlichen Talents, sich vor jeder noch so gering erscheinenden Gefahr zu verstecken.“

„Sehr wohl, Majestät“, sagte der Seneschall. „Ich werde den Befehl weitergeben.“ Er zögerte und zuckte die Achseln. „Sie wollen wirklich helfen, Majestät, es ist nur ...“

„Ja“, entgegnete der König. „Ich verstehe.“

Der Seneschall lächelte, verneigte sich und ging. Als er hinausging, traten die drei Landgrafen ein. Die beiden Wachen wechselten einen Blick und traten näher auf den Thron zu, die Hände sichtbar nahe am Schwertgriff. Seit man ihn nach seinem Mordversuch

bewusstlos aus dem Audienzsaal geschleift hatte, trug Landgraf Bedivere auf der Burg kein Schwert mehr, aber die Wachen trauten ihm nicht über den Weg. Weder ihm noch seinen beiden Freunden.

Landgraf Bedivere, Landgraf Blays und Landgraf Guillam marschierten schweigend auf das Podest zu, und die Bauern machten ihnen wortlos Platz. Sie dachten nicht daran, gegen die Männer zu protestieren, die für die Barone sprachen. Die Landmänner bestellten das Land, die Barone besaßen es.

König John musterte die Landgrafen argwöhnisch.

Sie strahlten eine Ruhe und ein Selbstbewusstsein aus, die ihn beunruhigten. Nun, im Zweifelsfall war Angriff immer noch die beste Verteidigung. Er beugte sich vor und warf Landgraf Blays einen kühlen Blick zu.

„Dies ist eine Privataudienz. Ich habe mit den Männern etwas zu klären.“

„Die Bauern können warten“, erklärte Landgraf Blays. „Wir haben etwas mit Euch zu klären.“

„Das wäre?“

„Dämonen haben die Ländereien der Barone überrannt. Was tut Ihr dagegen?“

Der König runzelte die Stirn über die unhöflich direkte Art des Landgrafen und gab sich Mühe, ruhig

zu bleiben. „Ihr wisst verdammt gut, was ich dagegen tue. Meine Männer reiben sich im Kampf gegen die Dämonen auf. Sie bilden Bürgerwehren und Bauernmilizen an den Grenzen zum Dusterwald aus und helfen, für den Fall einer Belagerung Vorräte zusammenzutragen.“

„Während die Burg selbst praktisch ungeschützt dasteht“, höhnte Landgraf Blays.

Der König lächelte düster. „Wir haben immer noch die Goblins, mein lieber Landgraf. Wie ich höre, können sie gut mit Pech und Öl umgehen.“

Landgraf Blays versteifte sich wütend, und Landgraf Guillam legte ihm beruhigend eine Hand auf den Arm. Die beiden sahen einander an. Landgraf Guillam schüttelte kaum merklich den Kopf, und Landgraf Blays nahm eine entspanntere Haltung an.

„Sieh mal einer an“, dachte der König. „Ich ahnte schon immer, dass in diesem Guillam mehr steckt, als man nach außen hin vermuten könnte.“ Sein Blick streifte Landgraf Bedivere, der in die Ferne starrte, als sei ihm die ganze Diskussion gleichgültig.

„Wahrscheinlich ist sie ihm gleichgültig“, dachte der König missmutig. „Er erinnert an eine Maschine, die auf den nächsten Einsatz zum Töten wartet. Aber wer erteilt die Befehle – Blays oder Guillam?“ Er musterte den ängstlichen, kleinen Mann, der völlig

passiv vor ihm stand, und zupfte sich nachdenklich am Bart. Warum hatten die Barone Landgraf Guillam an den Hof geschickt? Er war kein Diplomat wie Landgraf Blays und hatte ganz sicher nicht das Zeug zu einem Mörder. Er behauptete, eine Art Buchhalter zu sein, aber bis jetzt hatte er noch nicht versucht, die Finanzen des Hofes zu durchleuchten. Nicht, dass der König ihm das gestattet hätte.

König John runzelte die Stirn. Wenn die Landgrafen nicht gekommen waren, um sich über die Goblins zu beschweren, was zum Teufel suchten sie dann hier und warum nahmen sie so regen Anteil an den Aktivitäten seiner Garde? König John seufzte innerlich. Nun, da Grey nicht bei der Hand war, um ihn zu beraten, musste er die Antworten wohl auf die mühsame Art herausfinden.

„Nun, Hoheit“, sagte er langsam, „vielleicht wärt Ihr so nett, mir zu erklären, was es so Wichtiges zu besprechen gibt, dass Ihr mich mitten in einer Privataudienz stört. Landgraf Blays scheint es nicht genau zu wissen.“

Landgraf Guillam lächelte unterwürfig. „Es gibt ... Fragen ..., deren Beantwortung keinen Aufschub duldet.“

„Zum Beispiel?“

„Zum Beispiel die nach dem Verbleib des

Erzmagiers.“

Guillam schluckte. „Der Mann ist überfällig. Seit Monaten, würde ich sagen.“

„Er wird herkommen.“

„Wann?“

„Woher zur Hölle soll ich das wissen?“

„Seine Unpünktlichkeit scheint Euch nicht übermäßig zu bedrücken“, warf Landgraf Blays ein. „Man könnte denken, Ihr wolltet ihn gar nicht hier haben.“

„Hoheit“, sagte der König langsam, „Euer Ton missfällt mir. Ihr wisst sehr gut, was ich für den Erzmagier empfinde. Ihr wart an jenem Abend, als ich ihn in die Verbannung schickte, persönlich anwesend. Nun, meine Herren, mein Tag war lang, und ich habe noch viel zu erledigen. Was genau wollt Ihr von mir?“

„Wir wollen endlich Taten sehen!“, fauchte Landgraf Blays. „Schöne Worte und Beteuerungen bringen den Dusterwald nicht zum Stillstand. Ich weiß, ich spreche auch für meine beiden Begleiter, wenn ich sage, dass die Barone nicht einfach zusehen werden, wie das Waldland zerfällt, während Ihr zaudert, Ausflüchte sucht und nichts unternimmt!“

„Ich tue, was ich kann!“

„Das reicht nicht“, sagte Landgraf Bedivere. Er trat einen Schritt vor, und die beiden Wachen zogen ihre Schwerter. Der Hüne beachtete sie nicht, sondern heftete seinen Blick fest auf den König. „Wenn Ihr die nötigen Maßnahmen versäumt, müssen eben andere eingreifen.“

„Das klang nach einer Drohung“, sagte König John gleichmütig. „Vielleicht habt Ihr schon vergessen, was das letzte Mal geschah, als Ihr es wagtet, mich zu bedrohen.“

„Ach ja“, lächelte Landgraf Guillam, „Wo ist Grey eigentlich dieser Tage? Immer noch auf der Suche nach dem ... verschwundenen ... Curtana?“

„Es wird nicht von selbst wieder auftauchen!“, blaffte der König. „Grey arbeitet Tag und Nacht, um dem Dieb auf die Spur zu kommen, der das Curtana aus meinem Arsenal mitnahm.“

„Immer vorausgesetzt, es war ein Dieb.“ Landgraf Blays musterte den König spöttisch. „In diesem Punkt habt Ihr einen Fehler begangen, Majestät. Es war zu viel des schönen Zufalls, dass sich das Schwert des Zwangs genau in dem Moment in Luft auflöste, als das Arsenal wieder entdeckt wurde, und sich somit außer Reichweite und außerhalb der Aufsicht des Hofes befindet.“

„Ihr begeben Euch auf gefährlichen Boden, edler

Landgraf!“

Die Landgrafen Blays und Guillam lächelten, während Bedivere breit grinste.

„Als Ihr das Schwert des Zwangs an Euch nehmt, verlor Ihr jeden Anspruch auf unsere Loyalität“, sagte Landgraf Blays.

„Eine solche Bedrohung der Barone können wir nicht hinnehmen“, setzte Landgraf Guillam schüchtern hinzu. „Deshalb fordern wir in ihrem Namen, dass Ihr uns Curtana aushändigt. Wir werden es sicher aufbewahren.“

„Ihr fordert?“ Der König war zornbeugend aufgesprungen. „An meinem Hof fordert Ihr nichts – und nun verschwindet, ehe ich Euch aus dem Saal peitschen lasse!“

Landgraf Bedivere lachte leise, und König John erschauerte über den kaum verhüllten Irrsinn in diesem Lachen.

„Das geht zu weit!“, erklärte der große Landgraf. „Diese Kränkung werdet Ihr mir mit Eurem Herzblut bezahlen!“

„Ihr wagt es ...“

„Heute schützt Euch kein Hofastrologe, König John. Die beiden Leibwächter, die zwischen Euch und mir stehen, reichen nicht aus. Gebt mir Euer Schwert, Blays!“

Landgraf Blays wechselte einen Blick mit Landgraf Guillam. Der zögerte und nickte.

„Ihr geht jetzt am besten, Majestät!“, flüsterte eine der Schildwachen. „Wir halten ihn auf, solange wir können.“

König John startete Landgraf Blays, der langsam sein Schwert zog, wie betäubt an.

„Warum tut Ihr das, Blays? Wir kennen einander seit über dreißig Jahren ...“

„Würdet ihr euch bitte mal schleunigst von hier verpissen!“, zischte der Wachmann. „Ihr müsst Alarm schlagen!“

„Das ist unnötig“, sagte eine ruhige Stimme. „König John hat nichts zu befürchten, solange wir hier sind.“

Holz vibrierte, und Sehnen schwirrten sacht, als die Bauern mit geschickten Bewegungen Pfeile auflegten und ihre Langbögen spannten. Die Landgrafen drehten sich mit ungläubigen Mienen um.

„Wie könnt ihr es wagen?“, grunzte Landgraf Guillam. „Wie könnt ihr es wagen, euch den Baronen zu widersetzen! Dafür lasse ich eure Höfe brandschatzen!“

Die zwölf Männer hielten stumm ihre Pfeile auf die Landgrafen gerichtet.

Landgraf Bedivere musterte sie mit unbewegter Miene und streckte den Arm in Richtung Blays aus.

„Gebt mir Euer Schwert! Es sind doch nur Bauern.“

Landgraf Blays sah die unerbittliche Härte in den Augen der Bogenschützen und schüttelte den Kopf.

„Gebt mir Euer Schwert!“

„Nein“, sagte Landgraf Blays und schob die Klinge in die Scheide. „Das ist unnötig.“

Einen Augenblick lang befürchtete König John, Landgraf Bedivere wolle sich mit bloßen Fäusten auf die Bauern stürzen, aber Guillam und Blays hielten seine Arme fest und redeten beruhigend auf ihn ein, bis das mörderische Feuer in seinen Augen erloschen war. Schließlich riss er sich aus der Umklammerung der beiden Landgrafen los, warf König John einen hasserfüllten Blick zu und stürmte aus dem Saal. Die Landgrafen Blays und Guillam folgten ihm. An der Flügeltür zögerte Landgraf Blays und drehte sich noch einmal um.

„Dass alles so gekommen ist, habt Ihr Euch selbst zuzuschreiben, John“, sagte er ruhig, und dann war auch er verschwunden.

Der König ließ sich in seinen Thron zurücksinken. Sein Herz raste immer noch, während die Wachen und die Bauern erleichtert aufatmeten, die Waffen senkten und sich gegenseitig respektvoll zunickten. König John bedachte sie alle mit einem Lächeln.

„Danke für eure Unterstützung, meine Freunde.“

Das werde ich euch nie vergessen.“

Er rieb sich geistesabwesend die schmerzenden Schläfen, ohne die geflüsterten Antworten der Bauern richtig aufzunehmen. Langsam schüttelte er den Kopf. Durch seinen Zornausbruch hatte er den Landgrafen in die Hände gespielt. Der einzige Grund für ihren Besuch hatte darin bestanden, ihn vor den Bauern zu beleidigen und zu demütigen, ihnen klarzumachen, wer die Macht im Waldland übernommen hatte. König John runzelte sorgenvoll die Stirn. Die Landgrafen waren über den Verrat hinaus zur offenen Rebellion gegangen, in der festen Überzeugung, er werde es aus Furcht vor einem Bürgerkrieg nicht wagen, sie in den Kerker zu werfen. Mit dieser Beurteilung hatten sie wahrscheinlich sogar recht. Er konnte die Invasion der Dämonen nicht ohne Unterstützung der Barone bekämpfen, und das wussten sie. König John fluchte leise vor sich hin. Vielleicht hätte es eine Möglichkeit gegeben, diese Entwicklung zu vermeiden, aber ohne Greys Ratschläge ...

Abgespannt schüttelte er den Kopf. Im Augenblick war der Astrologe seine einzige Verbindung zu den weit verstreuten Truppen.

Seine Armee und seine Garde waren über das ganze Land verteilt, um die Finsternis

zurückzudrängen. Mit Hilfe seiner Magie konnte Grey Botschaften sehr viel schneller zu den Kämpfern weiterleiten als mit reitenden Kurieren oder Briefftauben. Leider war der Astrologe mit dem Meldewesen so beschäftigt, dass ihm kaum noch Zeit für andere Dinge blieb, einschließlich der Suche nach Curtana.

Unterdessen wurden die Zustände im Reich immer schlimmer. Bis zu dem Augenblick, da er mit allen Problemen allein fertigwerden musste, hatte der König gar nicht bemerkt, wie sehr er sich auf seinen alten Freund verlassen hatte. Da gab es Steuern festzulegen, Pachten einzufordern und das ganze Formularunwesen zu erledigen, das nicht einmal dann weniger wurde, wenn das Land unter Belagerung stand. Es war anstrengend genug gewesen, den ganzen Kram zu unterzeichnen ...

Einen Teil der alltäglicheren Aufgaben hatte er auf den Seneschall abwälzen können, aber nun, da der Dusterwald unaufhaltsam näher rückte, brachte jeder Tag neue Sorgen. Immer mehr Menschen flohen vor der Dunkelheit, und die meisten konnten nur das Notwendigste mitnehmen. Es mangelte an Pferden, und das Militär hatte alle Karren und Fuhrwerke beschlagnahmt, um die wenigen Feldfrüchte, die man noch ernten konnte, in sichere

Vorratslager zu bringen. Die Ströme von Obdachlosen waren leichte Beute für Banditen, Räuber und Dämonen. Die Königsgarde versuchte, die großen Durchgangsstraßen zu überwachen, aber das war nur ein Tropfen auf dem heißen Stein.

In den Großstädten wurden die Lebensmittel knapp, und die Preise schnellten in die Höhe. Man musste einen Teil der Wachmannschaften von den Straßen abziehen, um Bürgeraufstände zu verhindern. Doch wohin König John seine Leute auch schickte, sie kamen zu spät, und sie waren zu wenige. Selbst wenn ihm Grey und der Erste Ritter zur Seite gestanden hätten, wäre es ein Albtraum gewesen, aber ohne sie konnte der König nur hilflos zusehen, wie sein Reich sich allmählich selbst in Stücke riss.

Er seufzte und massierte sich sanft die pochenden Schläfen. An manchen Tagen kam ihm seine Krone schwerer vor als an anderen. Wie war es dazu gekommen, dass er sich so sehr auf Grey stützte? Es hatte Zeiten gegeben, da hatten Dutzende von Beratern und Günstlingen bereitgestanden, um den Hofstaat, die Barone und all die anderen lästigen Dinge des Herrschens von ihm fern zu halten. Aber im Lauf der Jahre waren alle, die er geliebt und denen er vertraut hatte, entweder gestorben oder

abtrünnig geworden oder hatten sich als falsch und niederträchtig erwiesen, bis ihm nur noch der Astrologe und der Erste Ritter zur Seite standen, um ihm einen Teil der Königsbürde abzunehmen, und jetzt, da er sie so notwendig brauchte, war keiner von ihnen da.

Dieser weinerliche Gedanke ernüchterte ihn plötzlich, und eine Woge kalter Scham durchflutete ihn. Grey arbeitete sich fast zu Tode, um das Meldewesen aufrechtzuerhalten, und der Erste Ritter war ohne Zögern auf der Suche nach dem Erzmagier in den Düsterwald geritten. Wenn sie solche großen Opfer für das Wohl des Reiches brachten, konnte man dann von ihm als König nicht das Gleiche verlangen? Der König runzelte die Stirn und trommelte mit den Knöcheln gegen die Armlehne seines Throns. Rupert und der Erste Ritter waren seit Monaten überfällig, und mit jedem Tag, der verstrich, schwand die Aussicht auf ihre Rückkehr. Nach Ansicht seines Hofstaats waren die Teilnehmer der unseligen Expedition längst tot. König John seufzte leise und gestand sich insgeheim endlich ein, was er nicht öffentlich zugeben konnte: Rupert und der Erste Ritter waren verloren. Das Eingeständnis rief einen eigenartigen Schmerz hervor, denn tief in seinem Innern hatte er sich an den Glauben

geklammert, dass der Erzmagier aus dem Exil heimkehren, mit seiner Kunst die Dämonen und die Finsternis vertreiben und alles wieder ins Lot bringen würde. Die Einsicht, dass er so große Hoffnung an einen unerfüllbaren Wunsch verschwendet hatte, kam den König hart an.

„Majestät?“, fragte einer der Leibwächter unsicher, und König John fuhr aus seinen Träumereien hoch und merkte, dass die Bauern immer noch geduldig vor ihm standen. Er sah sie zerstreut an, entsetzt darüber, wie lange er die Abordnung nun schon warten ließ, während seine Gedanken umherschweiften.

„Verzeiht“, sagte er geschwind. „Der jährliche Umzug in der Burg hat letzte Woche begonnen, und ich habe so viel im Kopf. Was habt ihr vorzubringen?“

Die Bauern sahen einander unschlüssig an, und schließlich trat ein Mann in mittleren Jahren als Sprecher vor. Der Luxus des Audienzsaals schien ihn zu lähmen, und er wusste nicht recht, was er mit seinen großen, von der Feldarbeit zerfurchten Händen anfangen sollte. Als er aber zu sprechen begann, achtete König John nicht mehr auf diese Äußerlichkeiten, sondern sah nur noch die schlichte Würde dieses Mannes, der ungebeugt und ungebrochen wirkte, obwohl ihn die Not und der

Schmerz niederdrückten.

„Ich bin Madoc Thorne aus der Domäne Birkenwasser“, sagte der Bauer langsam. „Ich bewirtschafte wie mein Vater vor mir und sein Vater vor ihm zwölf Morgen Land. Noch kann ich meine Familie ernähren, obwohl wir alle von früh bis spät hart arbeiten müssen, um unseren Lebensunterhalt zu verdienen und zugleich unsere Steuern und Gebühren zu entrichten. Seit sieben Generationen bestellen wir unsere Felder. Ich hatte vor, den Hof eines Tages meinem ältesten Sohn zu übergeben, so wie er mir übergeben wurde, aber ich habe keine Söhne mehr. Die Pest hat sie mir genommen.“

König John fröstelte plötzlich, als wäre ein kalter Wind in den Saal eingedrungen. „Dann stimmt das Gerücht. Die Pest hat in Birkenwasser Einzug gehalten.“

„Sie hat sich schneller ausgebreitet als ein Buschfeuer, Majestät. Es gibt keine Stadt, kein Dorf und keinen Weiler in der Domäne Birkenwasser, der dieser Geißel entgangen wäre. Vierhundert Tote, von denen ich weiß, dazu die zehnfache Zahl jener, die krank in ihren Betten liegen und langsam vom Fieber verzehrt werden. Nichts hilft, kein Flehen, keine Medizin, kein Zauberspruch. Menschen erkranken von heute auf morgen, und ihre

Angehörigen müssen hilflos zusehen, wie sie sterben. Das Vieh fällt in den Stallungen um und erhebt sich nicht wieder. Das Korn verfault auf dem Acker, weil niemand mehr da ist, um es zu ernten, oder es fällt dem frühen Frost zum Opfer.

Ich hatte vier Söhne, großartige Söhne, die mir bei der Feldarbeit halfen. Alle waren gut geraten. Bis jetzt musste ich zwei von ihnen beerdigen, zusammen mit ihrer Mutter. Die beiden anderen sind zu schwach, um ihre Betten zu verlassen. Wenn ich zurückkomme, muss ich wohl das nächste Grab schaufeln. Deshalb sind wir hierhergekommen, Majestät. Weil wir nicht unbeteiligt dasitzen und zusehen können, wie die Pest unsere Familien zerstört, ihnen das Fleisch von den Knochen frisst und ihre Glieder verrenkt, bis sie vor Schmerzen laut schreien.

Wir sind nicht mehr jung, Ihr und ich, Majestät. Wir haben harte Zeiten durchgemacht und wissen, dass auch die schlimmste Zeit irgendwann vergeht. Aber diesmal fürchte ich, keiner von uns wird das Ende der Not erleben, wenn Ihr uns nicht helft.“

Es entstand ein langes Schweigen, während der König krampfhaft nach den richtigen Worten suchte. Der Bauer hatte seine Geschichte mit schonungsloser Aufrichtigkeit vorgetragen, um sicherzugehen, dass

der König begriff, wie die Dinge in Birkenwasser standen. König John begriff nur zu gut. Die Pest war knapp einen Monat zuvor an den Grenzen des Düsterwaldes aufgetaucht und hatte sich mit erschreckender Schnelligkeit ausgebreitet. Anfangs hatte man geglaubt, Ratten übertrügen die Seuche, und dann war der Verdacht auf die Flüchtlinge gefallen, doch als immer mehr Todesfälle aus allen Teilen des Reiches gemeldet worden waren, hatte sich die Gewissheit erhärtet, dass es nur einen Ursprung für die Ansteckung geben konnte: Die Dämonen schleppten die Pest aus dem Düsterwald ein, und nun hatten sie die Domäne Birkenwasser erreicht, die nur eine Wochenreise von der Burg entfernt lag.

„Ich werde Kleriker und Ärzte schicken“, sagte König John schließlich. „Bis jetzt gibt es keine Arznei gegen die Seuche, doch vielleicht können sie den Schmerz der Sterbenden und ihrer Angehörigen lindern. Ich kann nicht garantieren, wie viele euch erreichen werden. Es sind nicht mehr genug Leute zur Kontrolle der Durchgangsstraßen da. Die Dämonen ...“

„Die Dämonen! Immer sind es die Dämonen!“ Thorne sah den König mit Tränen der Wut und Verzweiflung in den Augen an. „Was nützen uns

Kleriker und Ärzte, wenn sie keine Heilung bringen? Schickt uns Soldaten, Majestät, Männer, die etwas vom Kämpfen verstehen und es uns lehren! Wenn wir schon unsere Höfe nicht gegen die Pest verteidigen können, wollen wir sie wenigstens gegen die Dämonen verteidigen, die diese verbreiten. Ein Bogen vermag nicht viel! Ich weiß, die Barone haben uns Bauern den Umgang mit Schwert und Streitaxt stets verwehrt, aber nun wären richtige Waffen unsere einzige Hoffnung, der Pest Einhalt zu gebieten.“

Der König betrachtete seine Hände, um den Bittstellern nicht in die Augen schauen zu müssen. Wie konnte er ihnen sagen, dass ihre anstrengende Reise und ihre Opfer umsonst gewesen waren? Er seufzte und hob den Kopf, der immer noch an ein imposantes Löwenhaupt erinnerte. Er suchte nach beruhigenden Worten, um seine Absage zu mildern, doch als er ihre hoffnungsvollen Blicke sah, wusste er, dass er sie nicht belügen konnte.

„Freunde, ich vermag euch nicht zu helfen. Ich habe keine Leute, die eure Felder bewachen oder euch zu Schwertkämpfern ausbilden könnten. Die Barone unterstützen mich nicht mehr und werden freiwillig keine Soldaten zu eurer Hilfe abtreten. Waffen sind genug da; bedient euch! Aber ich kann

keinen Mann entbehren.“

Die Bauern starrten den König an und tauschten deprimierte Blicke.

„Ist das alles?“, sagte einer der jüngeren Männer, trat vor und stellte sich neben Madoc Thorne.

„Haben wir den weiten Weg vergebens gemacht? Haben wir vergeblich Banditen, Wegelagerer und die Geschöpfe der Nacht bekämpft? Haben wir unsere Höfe und Familien schutzlos zurückgelassen, nur um zu erfahren, dass Ihr nichts für uns tun könnt?“

„Es tut mir leid“, sagte König John.

Der junge Bauer stürmte vorwärts, die Fäuste geballt. Aber Thorne packte ihn am Arm und hielt ihn zurück. „Das reicht. Lass König John in Ruhe! Er hätte uns belügen, uns mit schönen Worten abspeisen können, aber er hat uns reinen Wein eingeschenkt. Auch wenn uns die Wahrheit nicht gefällt: Wir wissen jetzt, woran wir sind.“

„Ja“, antwortete der junge Bauer, „das allerdings.“ Er wandte sich ab, um seine Tränen zu verbergen.

„Wenn ich könnte, hülfe ich euch wirklich“, sagte der König.

„Das wissen wir“, erwiderte Thorne. „Tut uns leid, dass wir Euch mit unseren Sorgen belastet haben, Majestät. Wir sehen jetzt, dass Ihr ganz andere Probleme zu bewältigen habt. Wenn Ihr Eure Leute

anweist, uns ein paar Waffen herzurichten, machen wir uns morgen früh auf den Rückweg.“

„Natürlich“, sagte König John. „Ich werde einige Gardisten abstellen, sie sollen euch auf den ersten Meilen Geleitschutz geben.“

„Nein, danke“, sagte der Anführer der Bauern leise. „Das schaffen wir allein.“

Er verbeugte sich knapp, ehe er sich umdrehte und die große Halle verließ. Seine Begleiter verneigten sich einer nach dem anderen vor dem König und folgten ihrem Sprecher nach draußen. Der König erwiderte ihren Abschiedsgruß, und das blanke Mitleid in ihren Augen schmerzte ihn mehr als jedes Wort. Sie hatten sich durch die Dunkelheit bis an den Hof durchgekämpft, hatten ihn gegen die Landgrafen verteidigt, aber er war nicht in der Lage gewesen, ihnen zu helfen. Er hatte sie im Stich gelassen, und sie verziehen ihm, weil er ihr Gebieter war, und obwohl die eigenen Sorgen sie niederdrückten, war in ihren Herzen noch Platz für Mitgefühl für den alten, müden Herrscher, der sein Amt nicht mehr bewältigen konnte. König John sah ihnen nach und wusste, dass sie sich bei Tagesanbruch auf den Heimweg machen würden, um mit ihren Familien zu sterben. Der Letzte der Delegation schloss leise die Tür, aber in der Stille des

Audienzsaals klang es, als hätte er sie zugeschlagen.

„Majestät?“, begann einer der Leibwächter, aber König John brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen.

„Geht den Bauern nach!“, befahl er schroff.

„Besorgt ihnen eine Unterkunft und sagt dem Seneschall, er möge ihnen die Waffen ihrer Wahl geben. Dann macht euch auf die Suche nach dem Kommandanten der Königsgarde und bestellt ihn ein. Meinem Sohn richtet aus, er und Julia müssten noch eine Weile warten, bis ich Zeit für sie habe. Beeilt euch, damit ihr die Bauern noch einholt!“

Die Wachen verneigten sich rasch und verließen schweigend den Raum.

Der König lehnte sich zurück und ließ die Blicke durch den leeren Saal schweifen. Draußen war die Nacht hereingebrochen, und Dunkelheit presste gegen die Buntglasfenster. Die vielarmigen Leuchter verbreiteten ein goldenes Licht, und im Kamin loderte ein helles Feuer, aber um die Dachbalken sammelten sich die Schatten, und in der Nachtluft lag eine Kälte, die kein Feuer vertreiben konnte. König John starrte grimmig umher und versuchte, sich vorzustellen, wie der Audienzsaal auf die Bauern gewirkt haben musste. Leises Entsetzen erfasste ihn, als er seine Umgebung zum ersten Mal so wahrnahm,

wie sie wirklich war, und nicht, wie er sie von früher in Erinnerung hatte. Das Parkett war seit Monaten nicht mehr gebohnt worden, ein dunkler Rußfilm lag auf den Porträts und Tapeten, und selbst das Marmorpodest, auf dem sein Thron stand, wies Risse und angestoßene Ecken auf. Unter diesen äußeren Zeichen der Verwahrlosung verbarg sich der Mief des Alters, von etwas, dessen Zeit abgelaufen war. Der Waldhof hatte bereits eine lange Reihe von Herrschern gesehen, als König John den Thron bestieg, aber nie zuvor war er ihm so verblichen und schäbig vorgekommen. Wie so vieles war es im Lauf der Jahre allmählich zerfallen, ohne dass er es bemerkte hatte.

„Wie ist es nur dazu gekommen?“, dachte König John, während er den ausgefransten Hermelinkragen seines Umhangs zwischen den Fingern drehte. Er hatte immer sein Bestes für das Königreich gegeben, hatte alles getan, was von ihm verlangt wurde. Er hatte gut geheiratet und eine glückliche Ehe geführt, bis ihm einundzwanzig lange Jahre zuvor eine heimtückische Krankheit seine Frau genommen hatte. Der König seufzte tief, als die Erinnerungen auf ihn einströmten. Das war seine erste echte Lektion als König gewesen. Es hatte zuerst so harmlos ausgesehen, eine Erkältung nach einem Bad

im sommerlichen See. Dann war aus der Erkältung ein schweres Fieber und daraus wieder etwas Schlimmeres entstanden. Am Ende hatte sie dagelegen, das Gesicht hager von der Auszehrung, während der Kopf hilflos in den schweißgetränkten Kissen hin und her rollte. Immer wieder hatte sie Blut gehustet, in langen, schmerzhaften Krämpfen, die ihren zerbrechlichen Körper marterten. All die langen Tage und die noch längeren Nächte hatte der König an ihrem Krankenlager gesessen und ihre Hand gehalten, aber sie hatte nicht einmal gemerkt, dass er da war. Die größten Mediziner und Magier waren seinem Ruf gefolgt und hatten ihr zu helfen versucht, aber keiner von ihnen hatte sie zu retten vermocht, und zuletzt hatte er nur noch ohnmächtig zusehen können, wie seine geliebte Frau qualvoll starb.

Der König saß auf seinem Thron und ließ die Blicke durch den Audienzsaal schweifen. Er hatte sein Bestes getan. Hatte die Schlachten des Königreiches geschlagen, das Land gegen seine Feinde verteidigt, und wozu das alles? Dafür, dass er nun allein in einem staubigen, leeren Saal saß und wusste, dass sein Bestes nicht gut genug gewesen war.



Draußen im Vorzimmer stritten Harald und Julia im Flüsterton, während sie darauf warteten, dass der König sie endlich empfing.

„Schau, es ist nun mal abgemacht, dass wir beide heiraten!“

„Ein Vertrag lässt sich ohne weiteres rückgängig machen.“

„Unsere Familien haben die Abmachung vor langer Zeit besiegelt.“

„Aber ich nicht.“

„Deine Unterschrift ist nicht nötig“, sagte Harald leise. „Ebenso wenig wie deine Billigung.“

Er duckte sich im letzten Augenblick, so dass Julias Faust nur seine Frisur streifte. Harald trat zur Vorsicht einen Schritt zurück, während Julia ihr Gleichgewicht wiedergewann. Im Umgang mit Julia entwickelten sich seine Nahkampfreflexe besser als im jahrelangen Training mit dem Ersten Ritter.

„Das haben wir doch alles schon mehrfach durchgekaut. Diese Vermählung wird stattfinden, gleichgültig, was wir beide davon halten. Warum akzeptieren wir das nicht und machen das Beste daraus?“

Julia sah ihn übel gelaunt an. „Hör gut zu, denn was ich jetzt sage, gilt ein für allemal. Ich liebe dich nicht. Ich mag dich nicht. Meine Gefühle für dich sind

ungefähr so überwältigend wie für den dampfenden Mist, den die Stallburschen morgens aus den Ställen karren. Ich würde dich nicht mal heiraten, wenn ich zur Strafe den Aussatz kriegte. Hast du das begriffen?“

„Du wirst mich lieben lernen, wenn wir verheiratet sind“, entgegnete Harald herablassend. Julia trat ihm gegen das Schienbein. Harald humpelte eine Weile auf und ab und fluchte unterdrückt, um König John nicht auf die Palme zu bringen. Er hatte gelernt, die Boxhiebe abzuwehren, aber die Tritte kamen immer noch unerwartet.

Julia kehrte ihm den Rücken zu und zürnte still vor sich hin. Angesichts ihres leicht angekratzten Rufes bei Hofe konnte sie sich keine offene Fehde mit Harald leisten, aber hin und wieder ging der Gaul mit ihr durch. Harald hatte die freie Auswahl unter allen Frauen bei Hofe, aber er musste sich ausgerechnet auf sie versteifen. Sie hatte schon Kaninchen gekannt, die in Liebesdingen weniger hartnäckig waren als er. Er machte ihr Komplimente und Geschenke und schien erstaunt, dass sie ihm nicht vor Freude um den Hals fiel. Julia musste zugeben, dass Harald ein aufmerksamer Gesprächspartner sein konnte, aber die Beharrlichkeit des Mannes widerte sie etwa im gleichen Maße wie seine Selbstsicherheit

an, und manchmal reichte sein bloßer Anblick, um ihre Schwerthand zum Zucken zu bringen. Kurz streichelte sie das Heft der Waffe.

Es tat gut, Ruperts Schwert wieder an der Hüfte zu spüren. Nach ihrer Entdeckungsreise zum Südflügel hatte sie unverzüglich ihr Prachtgewand mit Beinkleidern und einem schlichten Oberteil vertauscht. Die weiten, langen Röcke hatten sich im Kampf als verdammt störend erwiesen, und wenn die Dämonen ihr Unwesen schon im Südflügel trieben, war kein Teil der Burg vor ihnen sicher. Aus diesem Grunde trennte sich Julia tagsüber keine Sekunde lang von ihrer Waffe und hingte den Lederriemen mit der Scheide nachts griffbereit an den Bettpfosten.

„Seltsam“, dachte sie schlecht gelaunt. „Als ich noch in der Drachenhöhle lebte, träumte ich nur davon, dass mich ein strahlender Prinz rettet und auf sein Schloss entführt, und was ist geschehen? Mich hat ein Prinz gerettet, den man beim besten Willen nicht als strahlend bezeichnen kann, und ich lebe in einem Schloss, aus dem ich lieber heute als morgen abhauen möchte.“

„Teuerste“, hörte sie Haralds schmeichelnde Stimme hinter sich.

„Fass mich nicht an, sonst verknote ich dir die

Finger!“

„Ich habe nicht einmal daran gedacht“, sagte Harald ernst, und Julias Mundwinkel zuckten. „Warum magst du mich nicht, Julia? Alle anderen Leute mögen mich.“

Julia drehte sich wieder zu ihm um. „Ich liebe dich nicht. Wann verstehst du das endlich?“

„Leute wie wir heiraten nicht aus Liebe.“

„Ich schon.“

„Aber ich werde eines Tages König sein“, sagte Harald mit der Miene eines Mannes, der soeben sein viertes Ass auf den Tisch gelegt hatte.

„Ich will aber keine Königin sein“, sagte Julia.

„Jede Frau will Königin sein.“

„Da irrst du dich aber gewaltig!“

„Was willst du dann, verdammt?“

Julia wandte den Blick ab. „Ich weiß nicht.“

Es entstand eine Pause, und dann trat Harald dicht neben sie.

„Es ist Rupert, stimmt’s?“

„Möglich.“

„Er ist nur ein zweiter Sohn. Er wird nie König sein.“

Julia fuhr herum und funkelte ihn ärgerlich an. „Das ist alles, was in deinem Kopf Platz hat, oder? Genau wie in den Köpfen dieser blöden Hofschanzen! Dann

hör mir mal genau zu, Harald: Mag sein, dass Rupert nicht der Älteste ist. Mag sein, dass er nicht gut genug für die Krone ist. Aber er war gut genug, um auf dem Regenbogen zu wandeln und neben mir und dem Drachen die Dämonen zu vertreiben!“

Plötzlich bebte ihre Stimme, und Tränen stiegen ihr in die Augen. Irgendwie unterdrückte sie sie. Julia wollte Harald nicht die Befriedigung verschaffen, sie weinen zu sehen. Als sie ihn wieder ansah, waren ihre Augen trocken und ihre Stimme ruhig. „Rupert ist der mutigste und furchtloseste Mann, den ich je kennengelernt habe, ein Krieger und Held.“

Harald zog die Brauen hoch. „Sprechen wir über dieselbe Person?“

„Er hatte die Eier, wieder in den Dusterwald zurückzukehren, um den Erzmagier zu holen! Ich kann mich nicht erinnern, dass du dich freiwillig für diese Mission gemeldet hättest!“

„Das wäre töricht gewesen“, erklärte Harald. „Logisch betrachtet ist es ganz einfach. Wir konnten nicht beide weggehen. Wenn die Sache dumm gelaufen wäre, wären wir dann nämlich beide umgekommen, und das Waldkönigreich hätte ohne Thronerben dagestanden. Das hätte zumindest Chaos, im schlimmsten Fall jedoch Bürgerkrieg bedeutet. Andererseits war klar, dass einer von uns

beiden die Aufgabe übernehmen musste. Ein Geringerer als ein Prinz von königlichem Geblüt hatte keine Aussicht, den Erzmagier zur Rückkehr zu bewegen. Also kamen nur er oder ich in Frage, und Rupert war entbehrlicher.“

„Er bot sich freiwillig an. Du nicht.“

Harald zuckte die Achseln. „Mein Platz ist hier, ich muss die Burg gegen ihre Feinde verteidigen. Wenn Rupert den Helden spielen will, ist das seine Sache. Ich habe Wichtigeres zu tun.“

„Was denn? Mir überall hinterherzulaufen wie ein geiler Bock?“

„Ich werde diese Anzüglichkeit nicht mit einer Antwort ehren!“

„Rupert müsste seit Monaten zurück sein. Er ist dein Bruder! Ist er dir völlig egal?“

Harald startete Julia unverwandt an. „Wenn Rupert stirbt, werde ich ihn rächen.“

„Das ist sicher ein Trost für ihn.“

Harald lächelte schief. „Mehr darfst du nicht erwarten, Julia. Das Hofleben ist der Bruderliebe abträglich. Du solltest das am besten wissen. Wie viele deiner Schwestern haben sich für dich eingesetzt, als man dich zum Tode verurteilt hat?“

„Das war etwas anderes. Ich war schuldig.“

„Nicht mehr und nicht weniger als wir alle. Du

hattest nur das Pech, dass man dich erwischt hat. Wenn Vater stirbt, könnte zwischen Rupert und mir ein Bruderkrieg um die Thronfolge entstehen. Das wissen wir seit unserer Jugend. Du kannst es dir nicht leisten, für jemanden Gefühle zu entwickeln, den du eines Tages vielleicht kaltmachen musst. Aber ich verspreche dir eines. Falls Rupert stirbt, werde ich nicht ruhen, bis ich herausfinde, wer die Schuld daran trägt, und wenn der Erzmagier selbst die Hand im Spiel hat – ich werde meinen Bruder rächen.“

Julia warf Harald einen konzentrierten Blick zu. Seine Stimme klang mit einem Mal kalt und schneidend, ganz anders als der lässige Tonfall, den sie von ihm gewohnt war, und einen flüchtigen Augenblick lang gruben sich harte Linien in seine sonst so glatten, verbindlichen Züge. Der Augenblick verging, aber Julia sah ihn weiter forschend an.

„Du glaubst, er ist tot, nicht wahr?“, fragte sie ruhig.

Harald nickte. „Wir haben fünf Monate nichts mehr von ihm gehört. Du musst dich damit abfinden. Er kommt nicht zurück.“

Dann verstummten beide, als ein Wachposten das Vorzimmer betrat, an ihnen vorbei in die große Halle eilte und sorgfältig die Doppeltür hinter sich schloss.

Harald und Julia sahen einander schweigend an. Nach einer längeren Wartezeit schwang die Tür wieder auf, und der Wachposten verneigte sich vor ihnen.

„Prinz Harald, Prinzessin Julia, König John wünscht Euch zu sprechen.“

„Denk an die Jauchegruben!“, flüsterte Harald, als er neben Julia den Audienzsaal betrat.

„Wie könnte ich sie vergessen?“

„Dann lächle, verdammt! Davon wirst du nicht tot umfallen.“

„Bist du sicher?“

Mit hoch erhobenen Häuptionen und einem gefrorenen Lächeln kamen sie auf den Thron zu, wo sich Harald verbeugte und Julia einen Hofknicks andeutete. König John betrachtete beide und lachte spöttisch.

„Spart euch das Lächeln – damit täuscht ihr weder mich noch sonst jemanden!“ Er entließ den Leibwächter mit einer Geste und wartete geduldig, bis sich die Flügeltür hinter ihm geschlossen hatte. Der König musterte Harald und Julia eine ganze Weile, ohne ein Wort zu sagen.

Während Harald seinen Blick ruhig erwiderte, trat Julia unruhig von einem Fuß auf den anderen und fasste mehrfach nach dem Schwertgriff. König John hatte eine Entscheidung über ihre Zukunft

getroffen; das konnte sie in seinen Zügen lesen.

„Ihr kommt überhaupt nicht miteinander klar, stimmt's?“, fragte der König schließlich.

„Das wird schon noch“, antwortete Harald betont zuversichtlich. Julia schniefte.

König John sah sie an und seufzte hörbar. „Wie kann ein Mensch in so kurzer Zeit so viele Scherereien machen?“

„Übung“, sagte Julia knapp. „Was habe ich nun schon wieder angestellt?“

„Nach den jüngsten Hofberichten baut Ihr eine weibliche Kampftruppe auf, in der von Küchenmägden bis zu Hofdamen alle Frauen dieser Burg in Verteidigungstechniken gedrillt werden. Dazu zählt angeblich nicht nur der Umgang mit Schwert und Langbogen, sondern auch die Beherrschung gemeiner Tricks, beispielsweise Tritte in die Weichteile, wenn ein Mann bereits am Boden liegt, oder das Einreiben der Schwertklingen mit frischem Dung, damit die Wunden auch ganz bestimmt eitern.“

„Das stimmt“, sagte Julia. „Einige meiner Frauen wissen sich inzwischen gut zu wehren.“

„Darum geht es nicht!“, blaffte König John. „Frauen kämpfen nicht!“

„Warum nicht?“

Der John schäumte einen Augenblick lang wortlos. „Weil sie nicht zum Kämpfen geschaffen sind ... darum!“

„Findet Ihr?“, fragte Julia gedehnt. „Dann schlage ich vor, dass Ihr Euer Schwert nehmt und ein paar Runden gegen mich antretet! Ich gebe Euch zwei Treffer Vorsprung und wette, dass ich trotzdem drei zu fünf gewinne!“

„Was grinst du so dämlich?“, fuhr König John Harald an. „Ich nehme an, du hast sie in diesem Quatsch auch noch bestärkt.“

„Nein“, sagte Harald. „Ich erfahre eben erst von diesem neuen Hobby. Aber eigentlich finde ich den Gedanken gar nicht schlecht. Wenn die Dämonen beschließen, diese Burg zu stürmen, brauchen wir mehr Verteidiger, als wir haben. Mir ist es gleich, ob mir ein Mann oder eine Frau Rückendeckung gibt, solange sie wissen, wie man ein Schwert führt.“

„Hin und wieder hast du einen lichten Augenblick“, stellte Julia lobend fest. „Nicht oft, muss ich leider sagen, aber es ist besser als nichts.“

Der König holte tief Luft, hielt sie an und atmete dann langsam aus. Es brachte ihm nicht die erhoffte Ruhe.

„Außerdem hörte ich, dass Ihr und Eure Damen meine Garde mit gezückten Schwertern vertrieben,

als sie – völlig zu Recht übrigens – versuchte, Euren letzten Waffendruck zu unterbinden. Stimmt das?“

„Mehr oder weniger“, antwortete Julia. „Was kümmert sie sich auch um Dinge, die sie nichts angehen? Apropos: Die Hälfte Eurer Garde besteht aus lausigen Schwertkämpfern. Die Kerle hätten meiner Truppe eine Weile zuschauen sollen.“

Vielleicht hätten sie etwas gelernt.“

König John schüttelte angesäuert den Kopf. „Ich weiß nicht, warum ich meine Zeit damit vergeude, mit Euch zu streiten. Ihr habt einfach kein Gefühl dafür, was sich schickt.“

„Überhaupt keines“, sagte Julia heiter. „Ist das alles? Kann ich gehen?“

„Nein, könnt Ihr nicht! Ich hatte Euch eigentlich herbestellt, um über Eure bevorstehende Vermählung mit Harald zu sprechen.“

„Ich heirate ihn nicht.“

„Fangt nicht wieder damit an, Julia! Ihr habt in dieser Angelegenheit keine Wahl. Vor zweiundzwanzig Jahren besiegelten Euer Vater und ich einen Friedensvertrag, der den Grenzkrieg zwischen unseren beiden Ländern für immer beenden sollte. Inhalt dieses Vertrags war unter anderem die Heirat zwischen meinem ältesten Sohn und der jüngsten Tochter des Herzogs, sobald

besagte Tochter ihre Mündigkeit erreicht habe. Ihr seid volljährig, Julia, und die Hochzeit wird wie geplant stattfinden. Ich denke nicht daran, wegen Eurer Sturheit einen neuen Krieg zu riskieren. Das ständige Aufschieben hat jetzt ein Ende. Ich habe mit dem Burgkaplan gesprochen, und die Eheschließung wird heute in zwei Wochen vollzogen.“

„In zwei Wochen?“ Julia warf Harald einen wütenden Blick zu, aber der wirkte ebenso überrumpelt wie sie.

„In zwei Wochen“, bestätigte der König nachdrücklich.

„Zuletzt war noch von einem Monat die Rede“, entgegnete Harald. „Warum die plötzliche Eile?“

„Ja.“ Julia sah König John misstrauisch an. „Was ist passiert?“

König John bedachte sie mit einem widerstrebenden Lächeln. „Ich habe Nachricht von Eurem Vater erhalten, meine Liebe. Demnach schien er nicht weiter überrascht, dass Ihr Eure Begegnung mit dem Drachen überlebt habt. Nun, da er weiß, dass Ihr heil hier angekommen seid, wünscht er Eure baldige Heirat mit Harald. Genau genommen fordert er sie sogar mit Nachdruck. Ich meinte, zwischen den Zeilen eine gewisse Invasionsdrohung und

Säbelrasseln zu lesen.“

„Dreck“, sagte Julia. „Das klingt genau nach Papa. Wenn er sich eine Sache in den Kopf gesetzt hat, rückt er keinen Strich davon ab, ganz egal, was passiert. Ich verabscheue ihn!“

„Er ließe es nicht wirklich auf einen Krieg ankommen, oder?“ erkundigte sich Harald.

„Oh, doch“, antwortete Julia verbittert. „Wenn er sich verunglimpft fühlt, kämpft er bis zum letzten Blutstropfen seiner Untertanen!“ Sie starrte König John grimmig an und ballte die zitternden Hände zu Fäusten, um ihren ohnmächtigen Zorn zu verbergen. „Allem Anschein nach hattet Ihr recht, Majestät. Mich fragt in dieser Angelegenheit keiner.“

König John schaute weg, weil er dem anklagenden Blick nicht standhalten konnte. Harald wollte ihr tröstend eine Hand auf die Schulter legen, unterließ die Geste aber, als sie verdrießlich herumfuhr.

„Gehe ich recht in der Annahme, dass mein Vater nicht persönlich an der Feierlichkeit teilnehmen wird?“, fragte Julia mit harter Stimme.

„Nein“, antwortete der König. „Allem Anschein nach ist er derzeit sehr beschäftigt, und gerade jetzt, da das Reisen so gefährlich ist ... er lässt Euch grüßen und hat Euch alles Gute gewünscht.“

„Hat er nicht“, sagte Julia.

Der König und Harald wechselten einen Blick, und eine Zeitlang war es still im Audienzsaal.

„Kommt einmal mit“, sagte König John und erhob sich entschlossen. „Ich will euch etwas zeigen.“

Er stieg vorsichtig die Stufen des Podestes herunter, winkte aber unwirsch ab, als Harald ihn stützen wollte. Julia und Harald folgten ihm etwas verwirrt quer durch die große Halle. Neben der Tür, die zu seinen Privatgemächern führte, hing ein gewaltiger, ausgebleicher Gobelin. Der König zog an einer verborgenen Schnur, und der Wandbehang bewegte sich ruckelnd zur Seite. Dahinter kam eine Mauervertiefung zum Vorschein, in der eine schlichte, etwa zwei Meter hohe und breite Glasvitrine stand. Jenseits der Scheiben, die von Schmutz und Fliegendreck ganz matt wirkten, standen zwei lebensgroße Holzpuppen in einer sehr alten, reich bestickten Hochzeitstracht.

„Prachtvoll, nicht wahr, Kinder?“, fragte König John. „Seit mehr als neunhundert Jahren ist es in unserem Herrschergeschlecht Tradition, dass der jeweils erstgeborene Sohn und seine Braut diese Ausstattung zur Vermählung tragen. Deine Mutter und ich haben in diesen Gewändern geheiratet, Harald. Ihr müsst nicht so misstrauisch dreinschauen, Julia! Die Kleidungsstücke sind weit bequemer, als sie

aussehen.“

Julia fixierte argwöhnisch die beiden Gewänder. Die Bekleidung des Bräutigams war eine düstere Angelegenheit, ganz in Schwarz und Grau, aufgehellte nur von ein paar Silberknöpfen. Die Braut dagegen trug ein Arrangement aus Seide und Spitze in reinstem Weiß. Julia warf Harald einen Blick zu und schüttelte den Kopf.

„Ich habe da so meine Zweifel. Weiß steht dir nicht.“

„Das ist Euer Gewand!“, fauchte der König mit mühsamer Beherrschung.

„Das kann ich nicht tragen“, sagte Julia. „Ich kann mein Schwert nirgends befestigen. Außerdem sehe ich nicht ein, warum es Weiß sein muss.“

„Weiß steht für die Reinheit und Unberührtheit der Braut“, erklärte König John kühl.

„Ach?“ Julia studierte das Gewand nachdenklich. „Habt Ihr es auch in anderen Farben?“

Harald bekam einen Lachanfall, den er wenig überzeugend durch ein Husten zu verbergen versuchte.

„Was findest du so lustig?“, fragte König John eisig. „Nichts? Gut, denn ich habe eine ernste Angelegenheit mit dir zu besprechen und will, dass du ganz genau zuhörst! Von jetzt an wirst du in der

Öffentlichkeit nicht mehr mit Julia streiten.“

„Aber Vater ...“

„Sei still! Noch etwas, Harald – ich möchte, dass du den Kerkermeister aufsuchst und dir von ihm die Verliese unmittelbar unter dem Burggraben zeigen lässt. Sie sind feucht, finster, mehr als eng, und der Gestank wird dir nicht zusagen. Außerdem heißt es, sie seien vom Schwamm befallen, der Insekten und kleine Nagetiere zersetzt und zur Abwechslung sicher auch mal Menschenfleisch verzehren würde. Sieh dich gründlich um und merke dir, was du gesehen hast! Denn ich schwöre Stein und Bein, dass ich euch in eine dieser Zellen sperren lassen und erst am Hochzeitstag wieder herauslassen werde, wenn ihr in Hörweite des Hofes noch einmal die Stimmen erhebt. Nein, kein Wort mehr! Du gehst auf der Stelle!“

Harald warf König John einen verdrießlichen Blick zu, gelangte zu dem Schluss, dass Schweigen im Moment die beste Tugend sei, und bemühte sich um eine würdevolle Haltung, als er die große Halle verließ. Er scheiterte kläglich.

Der König wartete, bis sich die Türen hinter Harald geschlossen hatten, und wandte sich dann an Julia. Er sah sie lange abwägend an.

„Ihr haltet nicht viel von Harald, habe ich recht?“,

fragte er schließlich.

Julia zuckte die Achseln. „Er hat wahrscheinlich auch seine guten Seiten.“

„Er ist eine Nervensäge“, erklärte der König entschieden. „Ihr müsst ihn nicht schönfärben, meine Liebe, ich kenne ihn länger als Ihr. Aber hinter der Maske des verhätschelten Taugenichts, den er bei Hof ganz überzeugend spielt, verbirgt sich der Mann, zu dem ich ihn erzogen habe: zäh, skrupellos und unabhängig. Mit anderen Worten, bestens geeignet, eines Tages die Herrschaft im Land zu übernehmen. Rupert kommt zu sehr nach seiner Mutter, denkt mehr mit dem Herzen als mit dem Kopf. Ich habe als König immer mein Bestes gegeben, aber ich war im Grunde nicht für dieses Amt geschaffen. Dasselbe gilt für Rupert. Aber Harald ... er könnte die beste Chance sein, die unser Reich erhält, um wieder auf die Beine zu kommen.“

Selbst wenn es uns gelungen ist, die lange Nacht zu besiegen, wird das Waldland nie mehr sein, was es früher einmal war. Zu viel ist passiert. Die Barone haben Einfluss gewittert und werden ihn freiwillig nicht wieder hergeben. Eine Zeitlang bleiben die Dinge möglicherweise noch im Lot, weil sich nichts von heute auf morgen verändert, aber wer immer mein Nachfolger auf dem Thron wird, muss hart,

entschlossen und ein besserer Diplomat sein, als ich es war. Wo ich Treue befahl, wird Harald darum feilschen und kämpfen müssen. Das müsste ihm liegen; er besaß schon immer ein natürliches Talent zur Täuschung und zum Betrug. Aber es ist ihm nie leicht gefallen, Freunde zu gewinnen, und er wird Menschen brauchen, denen er trauen kann, wenn er den Thron behalten will. Vor allem, wenn er dazu einen Bürgerkrieg führen muss.

Harald hat das Zeug zu einem großen König, doch er wird jemanden an seiner Seite brauchen, der sein Gewissen ist, der ihm rät, Gerechtigkeit durch Gnade zu mildern, der ihm Mitgefühl beibringt. Jemanden, den er mag und den er achtet. Ihr werdet Harald eine gute Königin sein.“

„Ich will aber keine Königin sein.“

„Unsinn.“

„Ich liebe Harald nicht!“

„Ihr müsst ihn nicht lieben. Bei einem königlichen Ehebund ist die Pflicht wichtiger als die Liebe. Runzelt nicht die Stirn, als sei Pflicht ein Fluch. Sie ist einer, aber wir entkommen ihr nicht. Unsere Zugehörigkeit zu einem Herrschergeschlecht ist von Anfang an nicht nur mit Privilegien, sondern auch mit Pflichten verbunden. Wir kriegen von allem das Beste, weil wir die härteste Arbeit erledigen müssen.“

Wir leben im Luxus, weil wir alles andere aufgeben, was zählt. Wirbürden uns Pflichten auf, damit andere frei sein können, und im Gegensatz zu anderen Ämtern können wir den Kram nicht einfach hinschmeißen, wenn uns die Arbeit zu viel wird, oder wollen es zumindest nicht.

Ihr seid ein sonderbares Mädel, Julia, und manchmal verstehe ich Euch gar nicht, aber in vielerlei Hinsicht erinnert Ihr mich an Rupert. Ihr seid zuverlässig und treu, und Ihr setzt Euer Leben für das aufs Spiel, woran Ihr glaubt. Das ist dieser Tage eine seltene Kombination. Es gibt viele zwingende Gründe für diese Hochzeit zwischen Euch und Harald, aber für mich zählt nur ein einziger – das Waldland braucht Euch.

Wie Ihr seht, meine Liebe, habe auch ich in diesem Fall keine Wahl. Eure oder meine Wünsche spielen keine Rolle; wir müssen unsere Pflicht tun. Die Abmachung ist unterzeichnet, und die Hochzeit wird in zwei Wochen stattfinden, selbst wenn ich Bewaffnete ausschicken muss, um Euch zum Altar zu schleppen.“

Es entstand ein langes Schweigen. Julia startete mit kalten, harten Augen die lilienweiße Rüschenpracht des Hochzeitskleides an.

„Kann ich jetzt gehen, Majestät?“

„Rupert kommt nicht zurück“, sagte König John leise.

„Ich weiß“, antwortete Julia. „Ihr habt ihn in den Tod geschickt.“

„Ich musste es tun“, sagte der König. „Es war meine Pflicht.“

Julia wandte sich ab und verließ die große Halle.



Draußen im Vorzimmer starrte Harald Landgraf Blays eisig an.

„Ich weiß, ich komme zu spät zu Eurer kleinen Versammlung, Landgraf. Aber mein Vater wollte mich sprechen.“

„Natürlich, Prinz Harald“, sagte Landgraf Blays ruhig. „Das verstehe ich durchaus. Leider hat die Versammlung unserer Freunde, die auf Euren ausdrücklichen Wunsch hin stattfindet, bereits vor mehr als einer Stunde begonnen, und wenn der versprochene Ehrengast nicht bald erscheint, könnte die Zusammenkunft beendet sein, noch ehe sie richtig in Gang gekommen ist. Die Verschwörer legen den gleichen Wert darauf, Euch kennenzulernen, wie Ihr Wert darauf legt, mit ihnen bekannt zu werden, Hoheit.“

„Ich werde in Bälde da sein“, sagte Harald.

„Es wäre besser, wenn Ihr sofort mitkämet!“ Harald entging nicht, dass die Stimme des Landgrafen unerwartet scharf klang.

„Besser?“, fragte Harald. „Für wen?“

„Für uns alle natürlich. Wir sitzen im gleichen Boot, mein Prinz.“

„Ich komme.“

„Das rate ich Euch dringend.“

Misstrauen stand in den Augen der beiden Männer. Etwas veränderte sich zwischen ihnen, und keiner wusste so recht, was es war.

„Das klang wie eine Drohung“, sagte Harald leise.

„Betrachtet es eher als freundliche Warnung“, entgegnete Blays.

„Wie die, die Bedivere meinem Vater vor einer knappen Stunde verpassen wollte? Wäre ihm die Delegation der Bauern nicht zu Hilfe gekommen, dann hätte ihn Euer mordgieriger Berserker umgebracht!“

Blays sah einen Augenblick lang zu Boden. „Eine bedauerliche Begebenheit.“

Harald ließ seine Hand auf den Schwertgriff fallen. „Ist das alles, was Ihr dazu zu sagen habt?“

„Ich werde mich später mit Bedivere befassen.“

„Das reicht mir nicht.“

Landgraf Blays lächelte höflich. „Ich fände es

bedauerlich, wenn unser Bündnis zerbräche, Hoheit, nachdem wir alle in sein Zustandekommen so viel Zeit und Mühe investiert haben. Im Augenblick warten unsere Anhänger ungeduldig darauf, Euch persönlich zu sehen. Sie haben sich alle an einem Ort versammelt, wie Ihr es vorschlugt, obwohl das mit beträchtlichen Schwierigkeiten und Gefahren für diese Leute verbunden war. Wir dürfen sie nicht länger warten lassen. Hier entlang, Hoheit!“

Harald rührte sich nicht. „Ihr scheint zu vergessen, wer hier die Befehle erteilt.“

„Nein“, sagte Landgraf Blays. „Die Hierarchie ist mir durchaus klar.“

„Ohne mich könnt alles vergessen, was wir besprochen haben.“

„Genau. Aber auch Ihr braucht uns, Harald, und Ihr seid schon zu weit gegangen, um jetzt noch umzukehren. Die anderen Landgrafen und ich können diese Burg jederzeit verlassen und zu unseren Herren zurückkehren. Früher oder später werden die Truppen des Königs so weit über das Land verteilt sein, dass sie ihn nicht mehr verteidigen können, und wenn das der Fall ist, werden die Barone einmarschieren und die Macht übernehmen. Dann brauchen sie Eure Hilfe nicht mehr, und dann brauchen sie auch keinen König mehr. Natürlich

werden bis dahin die Dämonen einen Großteil des Waldlands vernichtet haben. Aber wenn wir die Residenz stürmen, werden wir es Euch und Eurem Vater ganz bestimmt nicht freistellen, ins Exil zu gehen. Habe ich mich klar genug ausgedrückt?“

„Ja. Sehr klar“

„Gut. Arbeitet mit uns zusammen, und wir machen Euch zum König! Den Baronen wäre das am liebsten. Sie sehen in einer konstitutionellen Monarchie viele Vorteile.“

„Ihr meint in einem Marionettenkönig?“

„Ja. Genau das meine ich – und nun haben wir genug Zeit mit unnützen Diskussionen verschwendet, findet Ihr nicht auch? Eure Gäste warten darauf, Euch begrüßen zu dürfen.“

Harald ließ die Schultern hängen und wandte den Blick ab, als er die offene Verachtung in den Augen Blays' las.

„Also schön. Sieht so aus, als hätte ich in diesem Spiel kein Mitspracherecht.“

Dann zuckten beide zusammen, als das Portal aufflog und Julia in den Vorraum stürmte. Sie knallte mit einem lauten Fluch die Flügeltüren hinter sich zu und schoss Harald und dem verblüfften Landgrafen einen zornigen Blick zu.

„Ach“, sagte Harald hastig. „Kann ich dich einen

Augenblick sprechen?“

Julia zuckte griesgrämig die Achseln. „Wenn es sein muss!“ Sie verschränkte die Arme, lehnte sich gegen das Wandpaneel und blickte finster zu Boden.

Harald wandte sich wieder an Landgraf Blays. „Ich bin in wenigen Minuten bei Eurem kleinen Fest. Mein Wort darauf.“

Blays fixierte Julia und bedachte Harald mit einem mitleidigen Lächeln. „Natürlich, Hoheit, ich verstehe. Darf ich Euch zu Eurer bevorstehenden Hochzeit beglückwünschen? Unsere Freunde warten, Hoheit. In wenigen Minuten.“

Er verbeugte sich vor Harald und der Prinzessin und verließ den Vorraum. Harald sah Julia an und runzelte besorgt die Stirn. Ihr Kopf war gesenkt, und ihr Blick verriet stille Trauer. Ihre Gedrücktheit ging Harald irgendwie zu Herzen. Seit er sie kannte, hatte sie nie aufgegeben. Aber nun schien alle Kraft, mit der sie sich gegen die Welt gestemmt hatte, von ihr gewichen zu sein. Er trat zu ihr.

„Julia, was ist los?“

„Nichts.“

„Ich sehe doch, dass etwas nicht stimmt.“

„Nicht stimmen? Was soll denn nicht stimmen? In zwei Wochen heirate ich einen Mann, der eines Tages König sein wird.“

Harald zögerte. Er wusste, dass er sie für sich gewinnen konnte, wenn er jetzt das Richtige sagte. Aber ein falsches Wort, und er hatte für immer verloren. Es erstaunte ihn, wie viel ihm daran gelegen war, sie nicht zu verlieren.

„Wenn wir verheiratet sind, wird alles anders zwischen uns. Ich weiß, wie viel Rupert dir bedeutet hat, aber du wirst darüber hinwegkommen. Was immer geschah, ich bin überzeugt, er starb tapfer und ehrenvoll, und sobald der Kampf gegen den Dusterwald vorbei ist, werde ich mit einer Schar tüchtiger Männer den Wald durchkämmen, bis wir wissen, was ihm zugestoßen ist, und dann werden wir gemeinsam so furchtbare Rache nehmen, dass man im Waldland noch in hundert Jahren davon spricht!“

„Danke“, flüsterte Julia. „Das würde mir gefallen.“

„Er ist tot.“

„Ja. Das ist er.“ Julia blickte Harald niedergeschlagen an. „Das weiß ich seit einer halben Ewigkeit, aber ich wollte es nicht glauben. Lange hatte ich gehofft, gegen alle Vernunft, aber das ist nun vorbei. Nicht nach all der Zeit. Keine Hoffnung ... ich hätte ihn begleiten sollen, Harald, ich hätte ihn begleiten sollen!“

Harald nahm sie in die Arme. Sie versteifte sich und

lehnte dann ermattet den Kopf an seine Schulter.

„Wenn du ihn begleitet hättest, wärst du jetzt wahrscheinlich auch tot“, sagte Harald. „Das wusste er, und deshalb nahm er dich nicht mit.“

„Ich weiß, aber das ist kein Trost. Ich war nicht da, um an seiner Seite zu kämpfen, und jetzt ist er tot. Rupert ist tot. Jedesmal, wenn ich das denke, spüre ich einen Schmerz, als hätte mir jemand in den Magen geschlagen.“

„Das verstehe ich. Aber du wirst ihn vergessen, sobald wir vermählt sind.“

Es waren die die falschen Worte, und Harald wusste es im gleichen Augenblick, da er sie ausgesprochen hatte. Julia versteifte sich in seinen Armen, und als sie den Kopf hob, um ihn anzusehen, waren ihre Züge hart und streitsüchtig. Harald ließ sie los und trat zurück. Er suchte krampfhaft nach einem neuen Ansatz, um die Nähe zurückzuholen, die er gespürt hatte, aber die Zeit verging, und ihm fiel nichts ein. Harald zuckte innerlich die Achseln. Ein andermal vielleicht ...

„Was wollte Landgraf Blays von dir?“, fragte Julia kühl.

„Er erinnerte mich daran, dass ich zugesagt hatte, auf einem Festchen zu erscheinen, das er veranstaltet. Ich muss mich beeilen, die Gäste sind

längst angekommen.“

„Ein Festchen? Warum habe ich keine Einladung?“

Harald hob eine Braue. „Ich dachte, du müsstest eine Frauenarmee ausbilden?“

Julia lächelte süß. „Ich dachte, du müsstest ein Verlies besichtigen?“

Harald lachte. „Touché, meine Liebe! Die Kerker unter dem Burggraben sind so etwas wie ein Familiensprichwort. Vater droht mir damit, solange ich denken kann. Je mehr er sich erregt, desto länger hält er sich bei den schauerlichen Einzelheiten auf. Ich schätze, es gibt tatsächlich noch ein paar Zellen da unten, aber sie sind seit Jahrhunderten nicht mehr in Gebrauch. Unser Kerker besteht aus wenig mehr als einigen Arrestzellen; Leute, die zu einer Haftstrafe verurteilt werden, müssen auf den Feldern oder in den Ställen helfen, bis ihre Zeit um ist. Wozu wertvolle Arbeitskraft verschwenden?“

„Was ist, wenn sie die Flucht ergreifen?“

„Das ist unmöglich. Grey belegt sie mit einem Zwang.“

„Lassen wir das“, sagte Julia, die plötzlich merkte, wie weit Harald sie doch vom Thema abgelenkt hatte. „Was dieses Fest betrifft ...“

„Es würde dir keinen Spaß machen. Solche Hofgesellschaften sind meist sehr steif.“

„Wirklich?“, fragte Julia spitz. Obwohl sie im Grunde gar nicht hingehen wollte, war sie doch ein wenig verstimmt, dass man sie einfach übergangen hatte.

„Wer kommt denn alles?“

„Die Landgrafen, ein Teil des Hochadels und sonst noch ein paar Leute. Ich weiß es selbst nicht genau. Glaub mir, du würdest dich nur langweilen!

Außerdem ist es ganz definitiv eine geschlossene Gesellschaft. Wenn du mich jetzt entschuldigen würdest, ich bin schon viel zu spät dran. Wir treffen uns später, einverstanden?“

Er stürmte hastig los, ehe sie ihn mit weiteren Fragen löchern konnte. Julia starrte ihm verdrießlich nach. Jetzt wollte sie erst recht zu diesem gottverdammten Fest, und wehe dem, der sie aufzuhalten versuchte! Sie runzelte nachdenklich die Stirn. Eine Geselligkeit von dieser Größe ließ sich nicht ohne weiteres geheim halten. Sicher gab es den einen oder anderen Diensthofen, der Bescheid wusste und sich die Einzelheiten entlocken ließ, und dann ... Julia grinste. Nach ihrer Diskussion mit König John war sie genau in der Stimmung, ungebeten in ein Fest zu platzen. Sie lachte leise vor sich hin und machte sich auf die Suche nach einem willensschwachen Diener.



Harald schlenderte lässig den Korridor entlang, die Hand wie beiläufig auf den Schwertknauf gestützt. Seine Schritte hallten von der Eichenvertäfelung wider, ein gleichmäßiges Geräusch, das die Stille unnatürlich laut durchdrang. Als er sich Fürst Darius' Gemächern näherte, tauchten in immer kürzeren Abständen Wachposten in voller Rüstung aus den Schatten auf. Sobald sie Haralds grimmige Züge erkannten, traten sie schweigend in ihre Winkel und Nischen zurück. Harald beachtete sie nicht, aber insgeheim war er beeindruckt von Darius' straffer Führung. Augenscheinlich wollte der Minister verhindern, dass jemand die kleine Plauderei störte, und durch die lockere Verteilung der Wachen erregte er weit weniger Aufsehen als durch einen dichten Sperrriegel. Harald schätzte, dass eine ganze Wachkompanie angetreten war, die zugleich als Frühwarnsystem und strategisch gut platzierte Kampftruppe diente. Der Umsturz schien zumindest gewissenhaft vorbereitet zu sein. Er war sehr gespannt, wer ihn alles erwartete.

Zwei hochgewachsene, muskelbepackte Aufpasser standen vor Fürst Darius' Gemächern. Sie trugen einfache Lederrüstungen ohne Embleme oder

Farben, die ihre Zugehörigkeit verrieten. Ihre Gesichtsausdrücke waren ausdruckslos, aber ihre Augen verrieten Kälte und Misstrauen, und sie hielten die Schwerter griffbereit, als Harald auf sie zukam. Sie verbeugten sich kurz, nachdem sie den Prinzen erkannt hatten, trafen jedoch keine Anstalten, ihm den Weg freizugeben. Stattdessen wies einer von ihnen mit dem Schwert auf einen kleinen Tisch zu seiner Linken. Harald trat vor und nahm eine schlichte, dunkle Dominomaske von einem Stapel. Er sah die Männer mit hochgezogenen Brauen an.

„Mit den besten Empfehlungen von Fürst Darius“, sagte einer der Männer. „Ein Maskenball, eigens für Euch veranstaltet, Hoheit.“

Harald lachte leise. „Masken! Wie passend. Aber für mich wohl nicht nötig, oder?“

Er warf die Maske wieder auf den Tisch. Der Posten schob sein Schwert in die Scheide, nahm die Maske und hielt sie Harald entgegen.

„Fürst Darius wünscht ausdrücklich, dass niemand unmaskiert über diese Schwelle tritt“, sagte er.

„Er wird in meinem Fall eine Ausnahme machen“, antwortete Harald. „Nun lasst mich endlich durch!“

Der Mann grinste und schüttelte entschieden den Kopf.

„Ich nehme meine Befehle von Fürst Darius entgegen“, sagte er ruhig. „Ebenso wie Ihr, Hoheit. Setzt bitte die Maske auf!“

„Was, wenn ich mich weigere?“

„Dann werde ich Euch behilflich sein ... Hoheit.“

Harald rammte ihm den ausgestreckten Finger dicht unters Brustbein, und der Hüne wurde leichenblass. Er kippte langsam vornüber, als wolle er sich vor Harald verbeugen, und blieb reglos auf dem Boden liegen. Die zweite Schildwache trat mit erhobener Waffe vor und erstarrte, als er die Spitze von Haralds Schwert an der Kehle spürte. Daraufhin senkte der Mann die Klinge und wagte nicht einmal zu schlucken. Er hatte zwar gewusst, dass Harald ein guter Schwertkämpfer war, aber er hatte noch nie jemanden erlebt, der so schnell ziehen konnte.

„Von wem nimmst du deine Befehle entgegen?“, fragte Harald mit gefährlich leiser Stimme.

„Von Euch, Hoheit“, stammelte der Posten. „Nur von Euch.“

„Freut mich.“ Harald trat einen Schritt zurück und schob die Waffe in die Scheide. „Nun öffne die Tür, Wächter!“

„Jawohl, Hoheit.“ Der Wachmann warf einen raschen Blick auf seinen Kameraden, der immer noch zusammengekrümmt auf dem Boden lag, betäubt

von dem Schmerz, der sich wie ein Blitz in seine Brust gebohrt hatte, dann trat er zur Tür und klopfte zweimal. Schwere Riegel knirschten. Harald stieg über den gefallenem Posten hinweg und betrat ohne Eile die Gemächer des Ministers.

Alle Unterhaltungen verstummten, als Harald den großen Saal betrat. Das Stimmengewirr erstarb, die Musikanten hörten zu spielen auf, und Tänzer erstarrten in der Bewegung. Selbst die lodernden Flammen im großen Kamin schienen durch die jähe Stille in sich zusammenzusinken. Harald blieb an der Tür stehen und schaute sich um. Ein Meer unbewegter Masken startete ihm entgegen.

Der Saal war gemessen an anderen in der Burg nicht groß, aber zwei- bis dreihundert Personen fanden bequem darin Platz. Die Anzahl der Besucher war eindrucksvoll, ohne einschüchternd zu wirken, und einem höfischen Fest angemessen, aber irgendwie machten die Masken einen Unterschied. Obgleich schlichte, dunkle Dominomasken überwogen, hatte etwa die Hälfte der Anwesenden eigene Masken mitgebracht. Diese Masken, reich geschmückt und phantastisch, aufwendig und bizarr, sahen Harald so unverwandt an, dass es ihn fast beunruhigte. Die überzeichneten Züge der Masken, die Glücksgefühl, Abscheu, Wut oder Trauer

ausdrückten, hatten fast etwas Dämonisches an sich. Links von Harald stand ein weißgesichtiger Pierrot Arm in Arm mit einem Vermummten, der sich einen Pferdekopf übergestülpt hatte. Zu seiner Rechten lehnte ein grinsender Sensenmann freundschaftlich an der Schulter einer kreischenden Pestgestalt. Ein Fisch glotzte ihm entgegen, eine Katze blinzelte, und überall dazwischen einfache schwarze Dominos, bemalte Gesichter und Lorgnetten aus getriebenem Gold und Silber. Harald starrte die Masken an, und sie starrten zurück.

Dann teilte sich das Meer falscher Gesichter jäh, als zwei Gestalten auf ihn zukamen. Haralds Anspannung ließ ein wenig nach, als er Fürst Darius und Fürstin Cecelia erkannte. Darius trug eine dunkle Seidenmaske und ein langes, staubgraues Gewand, dessen weiter Schnitt seine Fülle vergeblich zu kaschieren suchte. Cecelia hatte ein mit Halbedelsteinen besetztes, blausilbernes Ballkleid gewählt; obwohl es hochgeschlossen und knöchellang war, brachte es ihre perfekte Figur vorteilhaft zur Geltung. Silberglocken an Ärmel- und Rocksaum begleiteten jeden ihrer Schritte mit harmonischem Geklingel. Ihre Maske war eine zarte Lorgnette aus gehämmertem Gold an einem schmalen Stiel aus Elfenbein. Darius verbeugte sich

vor Harald, und Cecelia deutete einen Hofknicks an. Hinter ihnen ahmte das Meer der Masken die Begrüßung nach. Harald nickte der Menge zu, und Darius forderte die Musikanten am anderen Ende des Saales mit einer fahrigen Geste zum Weiterspielen auf. Lebhaftige Musik erklang, und das Meer der Masken löste sich zu einem ganz gewöhnlichen Kostümfest auf. Die Gäste plauderten in Grüppchen, tanzten oder traten an das reich ausgestattete Büfett, um ein Glas Wein zu trinken und ein paar Häppchen zu essen. Zwei Dienstboten traten vor und schlossen die Flügeltür hinter Harald. Er hörte, wie erneut schwere Riegel knirschten.

„Willkommen, Hoheit“, sagte Fürst Darius. „Wir warten seit geraumer Zeit auf Euch.“

„Das hörte ich bereits von Landgraf Blays“, sagte Harald mit höflichem Lächeln.

„Gab es Schwierigkeiten hierherzugelangen, Hoheit?“

„Keine, die ich nicht überwinden konnte.“

„Soll ich Euch eine Maske besorgen, Harald?“, erkundigte sich Cecelia mit einem koketten Augenaufschlag. „Ich bin sicher, ich finde genau das Passende für Euch.“

„Absolut“, sagte Darius. „Meine Wachmänner hatten strikten Befehl, niemanden ohne Maske

einzulassen.“

„Sie gaben sich große Mühe, Eurem Befehl Folge zu leisten“, antwortete Harald. „Aber ich konnte sie davon überzeugen, dass eine Maske in meinem Fall keinen Sinn hätte. Schließlich bin ich hier, damit man mich sieht und erkennt, nicht wahr?“

„Natürlich, Hoheit, natürlich.“ Darius winkte rasch einen vorbeieilenden Diener mit einem Tablett herbei. Harald nahm ein Glas Wein, trank es in einem Zug leer, stellte es ab und nahm noch eines. Darius schickte den Diener weg, ehe der Prinz sich erneut bedienen konnte, und musterte den Neuankömmling argwöhnisch. Etwas stimmte nicht mit Harald; das spürte er ganz genau.

„Weshalb ausgerechnet ein Maskenball, mein lieber Fürst?“, fragte Harald und nippte vorsichtig an seinem Wein, als hindere ihn nur die Höflichkeit daran, eine Grimasse zu schneiden.

„Um ehrlich zu sein, Hoheit: Nur so waren die Herrschaften bereit, meiner Einladung Folge zu leisten. Zweifellos verleihen ihnen die Masken ein beruhigendes Gefühl der Anonymität. Wir werden später zur Demaskierung schreiten, wenn wir uns alle ... etwas besser kennengelernt haben.“

Harald nickte. „Dann wird es Zeit, dass ich mich unter die Gäste mische, nicht?“

„Das ist der Sinn dieses kleinen Festes, Hoheit.“

Harald nickte den Gastgebern lächelnd zu und verschwand im Meer der Masken. Darius und Cecelia sahen ihm nach.

„Irgendetwas stimmt nicht“, sagte Darius langsam und tastete mit der Rechten geistesabwesend nach dem Giftdolch, den er im linken Ärmel verborgen hatte.

„Stimmt nicht? Was soll nicht stimmen, Liebling?“ Cecelia trank geziert einen Schluck Wein und ließ ihre Blicke durch den Saal schweifen. „Bis jetzt läuft die Sache ausgezeichnet. Alle wichtigen Leute sind da.“

Darius schüttelte eigensinnig den Kopf. „Ich meine das seltsame Benehmen Haralds. Er müsste ... nun, aufgeregter sein, verdammt noch mal! Die Menschen hier können ihm zum Thron verhelfen, wenn er es versteht, sie für sich einzunehmen. Aber er tut, als sei es ihm völlig gleichgültig, was sie von ihm halten.“

Cecelia zuckte anmutig die Achseln. „Harald hat sich noch nie darum bemüht, anderen Leuten zu gefallen. Das muss er auch nicht; er ist ein Prinz.“

„Du könntest recht haben“, sagte Darius. Er nahm einen tiefen Schluck Wein aus seinem Weinglas, und als er es absetzte, stellte er zu seinem Erstaunen fest, dass es leer war. Stirnrunzelnd stellte er das Glas auf einen nahegelegenen Tisch. Dies war nicht

der richtige Zeitpunkt, sich zu betrinken. „Komm, meine Liebe, unsere Gäste warten, und wenn Harald ihnen nicht schöntut, müssen wir es eben tun.“

Cecelia lachte. „Du meinst, Gregory und ich werden uns um die Leute kümmern müssen. Du bist sicher voll damit beschäftigt, deine staatsmännischen und geschäftlichen Fäden zu spinnen.“

„Natürlich“, sagte Darius. „Davon verstehe ich am meisten.“

Sie lächelten einander zu und mischten sich einzeln unter die Menge.



Harald schlenderte durch den Saal, nickte den Gästen, die er erkannte, höflich zu und bedachte die Fremden mit einem kühlen Lächeln. Er blieb nirgends zu einer längeren Unterhaltung stehen, sondern wanderte so lange hin und her, bis er jeden der Anwesenden mindestens einmal genau ins Auge gefasst hatte. Schließlich trat er an das lodernde offene Feuer, stellte sich mit dem Rücken zur Glut und genoss die Wärme, die ihm langsam in die Knochen drang. Anscheinend konnten nicht einmal die dicken Steinmauern der Burg die unnatürliche Kälte abhalten, die sich im Wald ausgebreitet hatte. Bitterer Frost suchte das Land heim, und die

Schneesicht auf den Brustwehren wurde mit jedem Morgen dicker. Selbst auf dem Burggraben bildete sich schon eine dünne Eisdecke.

Harald zuckte die Achseln und trank seinen Wein in kleinen Schlucken. Von der anderen Seite des Saales warf ihm Darius düstere Blicke zu. Harald sah weg. Er hatte keine Lust, Gespräche zu führen. Stattdessen vertrieb er sich die Zeit damit, die maskierten Besucher zu beobachten. Sie bewegten sich anmutig im Rhythmus eines komplizierten Tanzes, umstanden in kleinen Gruppen das Büfett oder tauschten den neuesten Klatsch aus. Harald hatte das Gefühl, es gäbe trotz des Maskenzwangs eine unübersehbare Hackordnung. Die Hochadligen hatten ihre eigenen, stark stilisierten Masken, an deren Einzelheiten man mit einigem Scharfsinn erkennen konnte, wer sich dahinter verbarg. Der niedere Adel trug die wilden, bizarren Masken, als müsse man wenn schon nicht durch Herkunft, so wenigstens durch Originalität glänzen. Die Kaufleute und Militärs begnügten sich mit den schlichten, schwarzen Dominomasken, die Fürst Darius zur Verfügung gestellt hatte.

Direkt Harald gegenüber steckten drei Männer ohne Masken die Köpfe zusammen. Harald nickte ihnen zu. Die Landgrafen erwiderten den Gruß,

trafen aber keine Anstalten, sich zu ihm zu gesellen. Harald runzelte die Stirn und versuchte, zumindest Blickkontakt herzustellen. Blays starrte ruhig zurück, Guillam wackelte mit dem Kopf und lächelte einfältig, und Bedivere ... unwillkürlich durchlief Harald ein Schauer, als er sich vergeblich bemühte, einen Blick aus diesen kalten, dunklen Augen zu erhaschen. Er wusste jetzt ohne jeden Zweifel, dass Landgraf Bedivere ihn bei jener Begegnung im Audienzsaal mit Leichtigkeit besiegt hätte, wenn er sich auf einen Kampf eingelassen hätte. Harald starrte düster in sein leeres Glas. Er hatte die Kränkung, die Bedivere seinem Vater zugefügt hatte, weder vergessen noch vergeben, aber er schwor sich, in Zukunft mehr Verstand zu zeigen, als den Landgrafen zu einem Duell herauszufordern. Den Mann musste man mit einem Dolchstoß von hinten oder mit zermahlenen Glassplittern im Wein ausmerzen.

„Willkommen zum Fest“, sagte eine eiskalte Stimme, und als Harald aufschaute, sah er sich einer schwarzweißen Harlekinmaske gegenüber. Der Rosenknospenmund lächelte, aber die wasserblauen Augen hinter der Maske verrieten keine Spur von Wärme.

„Diese Stimme kenne ich“, brummte Harald. „Fürst Vivian, nicht? Ihr befehligt während der

Absenheit des Ersten Ritters die Wachmannschaften auf der Burg.“

Fürst Vivian griff nach der Maske und nahm sie vorsichtig ab. Dahinter kam ein dürres, grobknochiges Gesicht zum Vorschein, umrahmt von einer dichten silbergrauen Haarmähne und so fahl, dass es fast farblos wirkte. Die Züge verrieten eine furchterregende Beherrschtheit und Kraft, aber die Augen funkelten hart und unerbittlich. Die Augen eines Eiferers. Sein Körperbau war eher mager und sehnig als muskulös, aber die knappen Bewegungen zeigten eine tödliche Energie, und Harald fiel auf, dass Vivians Rechte nie weit von seinem Schwertgriff entfernt war.

„Ich befehle die Burgtruppen“, sagte Fürst Vivian langsam. „Jetzt und immer, mein König.“

„Noch bin ich nicht König“, sagte Harald.

„Ihr werdet es sein“, erklärte Vivian. „Der Erste Ritter kommt nicht zurück. Sein Kadaver verrottet irgendwo im Dusterwald. Ich spreche jetzt für die Wachen, und jeder Bewaffnete auf der Burg folgt meinen Anweisungen. Wenn wir auf Eurer Seite stehen, wird niemand es wagen, Euren Thronanspruch in Zweifel zu ziehen.“

„In der Tat“, sagte Harald. „Aber weshalb wollt Ihr mich und nicht meinen Vater unterstützen? Ihr habt

ihm einen Treueid geschworen, bei Eurem Leben und Eurer Ehre.“

„Das war vor der Ausbreitung des Dusterwalds“, antwortete Vivian knapp. „Mein Eid, das Land zu schützen, hat Vorrang vor allen anderen. Meine Treue gilt dem Thron, nicht dem König. Der Wald ist in Gefahr, und Euer Vater hat nicht mehr die Kraft zu tun, was getan werden muss.“

Harald zog eine Braue hoch. „Ich vermute, Ihr knüpft Eure Hilfe an eine Bedingung.“

Vivian schmunzelte kalt. „Tretet dem Feind entgegen, Hoheit! Vereinigt alle Wachmannschaften und Soldaten zu einem großen Heer und nehmt den Kampf gegen die Finsternis auf! Unter meinem Kommando werden sie die Dämonen töten und in die Flucht schlagen.“

„Was dann?“, fragte Harald.

„Dann werden meine Truppen eine Mauer aus Feuer zwischen uns und den Dämonen errichten; ein helles, sengendes Flammenmeer, das die ekelhaften Kreaturen in das Dunkel zurücktreibt, aus dem sie gekommen sind.“

„Selbst wenn wir annehmen, dass eine solche Taktik Erfolg hat“, entgegnete Harald nachdenklich, „werden dabei vermutlich Hunderte von Grenzhöfen ein Raub der Flammen. Tausende von Bauern

werden sterben.“

Vivian zuckte die Achseln. „Bedauerlich, aber unumgänglich. Wenn der Dusterwald weiter vordringt, sterben sie ohnedies. Welche Rolle spielen ein paar Bauernopfer, wenn ihr Tod das Überleben des Waldkönigreichs sichert? Ich bin Soldat, meine Männer und ich gehen jedes Mal, wenn wir in den Kampf ziehen, das gleiche Risiko ein. Danach können wir neue Höfe errichten ... und die niederen Stände vermehren sich wie die Karnickel.“

„Mag sein“, brummte Harald. „Dennoch fürchte ich, dass es den Baronen nicht sonderlich gefallen wird, wenn wir einen Teil ihrer Ländereien durch Feuer zerstören.“

„Meine Armee würde den König gegen jeden Feind verteidigen“, sagte Vivian ruhig. „Ganz gleich, woher er stammt.“

„Ein tröstlicher Gedanke“, entgegnete Harald. „Ich werde über Eure Worte nachdenken, Fürst Vivian, und über Euer großzügiges Angebot.“

„Das ich nur als Oberkommandierender der Truppen einlösen könnte, Hoheit.“

„Natürlich, Fürst Vivian. Natürlich.“

Vivian verbeugte sich leicht und setzte die Harlekinmaske wieder auf. Blassblaue Augen glitzerten kalt hinter der schwarzweißen Seide. Dann

wandte sich Fürst Vivian ab und verschwand in der Menge. Harald runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf, als könne er so seine Gedanken ordnen.

Vivians Anwesenheit auf dem Maskenball war keine Überraschung, aber irgendwie fühlte sich Harald fast enttäuscht. Er hatte mehr von dem Mann erwartet.

Er starrte in das leere Glas, warf es über die Schulter in den Kamin und nahm sich beiläufig ein neues Glas von einem Tablett, das ein Diensthote an ihm vorbeibrug. Der Wein war lausig, aber nüchtern konnte Harald dieses verdammte Fest nicht ertragen. Als er aufschaute, sah er einen maskierten Fürsten mit seiner Dame unsicher in seine Richtung steuern. Harald seufzte und nickte ihnen freundlich zu. Er musste mit den Leuten sprechen, sonst konnte es sein, dass einige der Gäste unruhig wurden und den Ball vorzeitig verließen, und das war nicht Sinn der Sache. Er verneigte sich vor dem Fürsten und seiner Dame, und sie erwiderten den Gruß geschmeichelt mit einer tiefen Verbeugung und einem Hofknicks.

„Was ich alles tun muss“, dachte Harald erzürnt.
„Was ich alles tun muss ...“

Mehr maskierte Gestalten kamen und gingen, während das Fest seinen Lauf nahm. Harald unterhielt sich mit drei Fürsten, die er von Anfang an als Verschwörer verdächtigt und mit zwei weiteren,

die er für treu ergeben gehalten hatte. Außerdem sprach er mit einer Reihe einheimischer Händler; allem Anschein nach war der Düsterwald schlecht für das Geschäft. Die Mehrheit seiner Gesprächspartner aber waren Höflinge. Einerseits neigten Höflinge von Natur aus zu einer konservativen Haltung, da sie als Grundbesitzer oder Verwaltungsbeamte des Königs bei politischen Veränderungen viel verlieren und fast nichts gewinnen konnten. Andererseits aber gehörten die meisten Höflinge dem niederen Adel an und strebten mit aller Macht den Aufstieg in den Hochadel an, und das gelang nur, wenn sie entweder mehr Land erwarben oder einflussreichere Posten bei Hofe erhielten. Deshalb kamen sie zu Harald, verborgen hinter ihren Masken aus Stoff, Federn und dünn gehämmertem Edelmetall. Die Masken wechselten, aber das Thema blieb das Gleiche: Beistand gegen Patronage. Nach einer Weile hörte Harald nicht mehr zu und sagte zu allem ja. Das sparte Zeit.



Cecelia und Gregory schritten Arm in Arm im Saal auf und ab. Sie lächelten, plauderten und sorgten dafür, dass die Anwesenden stets genug Wein in ihren Gläsern hatten. Die beiden gaben ein schönes Paar

ab, klug und kühn. Cecelia sprühte vor Esprit; ihre witzigen Bemerkungen und boshaften kleinen Seitenhiebe brachten selbst die sauertöpfischsten Besucher zum Lachen. Gregory war zwar kein geborener Diplomat, aber er konnte charmant sein, wenn er sich Mühe gab; mit Cecelia an seiner Seite strahlte der junge Gardist Selbstvertrauen aus und flößte den Zauderern Zuversicht ein. Seine guten Manieren und seine offene Freundlichkeit wirkten beruhigend. Dass Cecelia ihn unterhakte, störte die wenigsten; jeder wusste oder ahnte zumindest, dass die beiden ein Liebesverhältnis hatten, und da auch Darius offensichtlich nichts dagegen einzuwenden hatte, beließen es die Höflinge bei einem Achselzucken oder einem spöttischen Blick. Die Politik schuf die sonderbarsten Bettgenossen – manchmal im wahrsten Sinn des Wortes.

Darius entging all das nicht. Possenreißer. Er wusste, dass man mit Schönheit mitunter mehr erreichen konnte als mit Vernunft und Logik, und da er selbst kaum Schönheit besaß, brauchte er jemanden, der ihn in diesen Belangen vertrat. Jemanden, der gut aussah, sich zu benehmen wusste und nicht ausreichend Hirn besaß, um Intrigen gegen seinen Herrn zu spinnen. Gregory war wie maßgeschneidert für diesen Posten. Dass Cecelia

ihn gernhatte, erleichterte die Sache. Aber schließlich war Cecelia auch nicht gerade brillant.

Darius seufzte und warf einen Blick in die Runde. Wenigstens hatte sich Harald endlich dazu herabgelassen, mit den übrigen Besuchern zu plaudern, auch wenn er vor allem vom niederen Adel umlagert war, der weder Macht noch Einfluss besaß. Darius rümpfte spöttisch die Nase. Es wurde Zeit, dass Harald seinen Beitrag leistete und sich die königlichen Finger schmutzig machte. Darius dachte an die harten Verhandlungen, mit denen er soeben die beiden führenden Getreidehändler des Waldes auf seine Seite gebracht hatte, und lächelte grimmig. Diplomatie und Waffengewalt reichten nicht, um einen Umsturz herbeizuführen, wie Harald und die Barone noch schmerzlich erfahren würden. Als Gegenleistung für künftige Konzessionen besaß Darius nun sämtliche Getreidevorräte, die es im Waldland noch gab. Keine Wagenladung konnte die gut verborgenen Speicher ohne seine Erlaubnis verlassen. Die Landgrafen mochten denken, sie hätten ihn in der Hand, aber er würde die Barone bald eines Besseren belehren, wenn sie mit der Mütze in der Hand zu Fürst Darius kommen und um etwas Getreide für ihre Truppen betteln mussten. Er lachte leise, setzte aber sofort wieder eine

undurchdringliche Miene auf, als Landgraf Blays auf ihn zukam. Darius sah sich unauffällig nach Guillam und Bedivere um, doch sie waren nicht zu sehen.

„Hoheit“, begann Darius und verbeugte sich formell. „Ich hoffe, Ihr amüsiert Euch auf meinem kleinen Fest.“

„Der Wein ist lausig, und die Gäste kotzen mich an“, sagte Blays. „Aber bei Verhandlungen mit Verrätern lernt man, Dinge zu übersehen, die man sonst nie hinnähme. Ich vermute, auch Euch ist Haralds wachsende Beliebtheit aufgefallen. Höflinge, die sonst meilenweit laufen, um ihm auszuweichen, wetteifern heute um einen Platz in seiner Nähe.“

„Harald macht seine Sache nicht schlecht“, sagte Darius leise, „wenngleich er mit seinen Patronage-Versprechen ein wenig übertreibt. Na ja, soll er versprechen, was er will. Solange es die Höflinge bei Laune hält; diese Dinge können wir später immer noch in Ordnung bringen.“

„Ihr meint, die Barone werden die Dinge in Ordnung bringen.“

„Natürlich, Hoheit. Aber natürlich.“

„Etwas beunruhigt Eure Gäste“, sagte Blays unvermittelt, „so sehr, dass sie hier nicht darüber zu sprechen wagen. Habt Ihr eine Ahnung, was das sein könnte?“

„Curtana“, entgegnete Darius kategorisch. „Sie glauben nicht, dass es weg ist, ebenso wenig wie Ihr oder ich das glauben. Nein, lieber Blays. Sie befürchten, John und sein geliebter Astrologe haben das Schwert des Zwangs in ihren Besitz gebracht und werden sie mit seinem Zauber nach und nach alle in willenlose Sklaven verwandeln.“

„Die Möglichkeit besteht“, meinte Blays abwägend. „Was denkt Ihr? Glaubt Ihr, John hat Curtana?“

Darius zuckte die Achseln. „Welche Rolle spielt das? Wenn er es hat, können wir es nicht ändern. Wenn nicht, ist er uns hilflos ausgeliefert. Außerdem hege ich nicht den geringsten Zweifel, dass die Macht Curtanas im Lauf der Jahrhunderte stark aufgebauscht wurde. Jede Magie verliert mit der Zeit ihre Wirkung.“

Landgraf Blays schüttelte den Kopf. „Der Legende nach erhält Curtana seine Macht vom Dämonenprinzen selbst. Wenn das stimmt, dann ist es derzeit wieder eine der tödlichsten Waffen, die es je in diesem Land gab, und falls es der König tatsächlich nicht besitzt, sollten wir möglichst schnell herausfinden, wer es hat. John würde das Schwert nur im äußersten Notfall einsetzen. Aber es gibt viele andere, die seine Skrupel nicht teilen.“

„Das ist ein Problem für ein anderma“, sagte Darius.

„Inzwischen gilt: Je länger Curtana verschwunden bleibt, desto besser. Sein größter Wert besteht zurzeit darin, dass es John von seinen Höflingen fernhält. Wenn sie John fürchten, laufen sie eher zu uns über.“

Ein höhnisches Lächeln glitt über Landgraf Blays' Züge. „Ihr macht Euch die Sache zu einfach, Darius. Furcht allein wird diese Schafherde nicht in Bewegung setzen; da müssen wir uns schon mehr einfallen lassen. Zum Beispiel das Angebot, sie gegen Curtana und die Leibgarde des Königs zu schützen.“

„Glaubt Ihr wirklich, die Königsgarde wird Schwierigkeiten machen?“ Darius runzelte gedankenvoll die Stirn. „Wenn Fürst Vivian das Oberkommando der Truppen übernimmt ...“

„Die Königsgarde wird loyal bleiben“, erklärte Blays knapp. „Sie ist John treu, ja beinahe fanatisch ergeben. Die übrigen Burgtruppen werden schwanken, ob sie zu Fürst Vivian überlaufen sollen. Höchstwahrscheinlich halten sie sich erst einmal zurück und warten ab, bis sie wissen, aus welcher Richtung der Wind weht. Nein, lieber Darius, wir brauchen eine Waffe, die stark genug ist, um unsere Sicherheit gegen alle Angriffe zu gewährleisten, ganz gleich, woher sie auch kommen mögen. Zum Glück gibt es solche Waffen, nun, da das Arsenal wieder

offensteht.“

Darius warf Blays einen scharfen Blick zu. „Denkt Ihr etwa daran, die Höllenklingen zu stehlen?“

„Genau.“

Darius blickte in sein Weinglas. „Curtana ist schlimm genug, Blays. Ich glaube nicht, dass ich einem Mann trauen würde, der einmal eine dieser gottverdammten Klingen geführt hat. Diese Schwerter sind das Böse schlechthin.“

„Für solche Bedenken ist es etwas zu spät. Seht Euch doch um! Von allen Burgbewohnern wagen es gerade dreihundert, uns offen zu unterstützen. Wir brauchen fünfmal so viele. Trotz allem, was sich in jüngster Zeit ereignet hat, halten die meisten Höflinge John die Treue oder fürchten zumindest seinen Zorn mehr als den unseren. Wir brauchen jede Waffe, derer wir habhaft werden können, einschließlich der Höllenklingen. Jetzt müssen wir hart bleiben.“

Darius hob sein Glas und trank es aus, ohne Blays anzusehen. Als er es absetzte, um zu antworten, klang seine Stimme kühl und ruhig. „Nun gut, Hoheit. Aber ich werde keine dieser Klingen in die Hand nehmen, nicht einmal, wenn man mir den Thron oder das ganze Waldland in Aussicht stellt.“

„Ich hatte nie beabsichtigt, Euch eines der

Schwerter auszuhändigen“, antwortete Blays.

Darius starrte ihn einen Augenblick lang an. Dann verbeugte er sich steif und entfernte sich. Die Landgrafen Guillam und Bedivere schlenderten heran und gesellten sich zu Blays.

„Besonders glücklich sieht der ehrenwerte Darius nicht aus“, sagte Guillam mit einem unangenehmen Lächeln. „Ich hoffe doch, er wird uns keine Schwierigkeiten machen.“

„Wird er nicht“, erwiderte Blays kurz angebunden. Der Landgraf machte sich nicht die Mühe, seine Verachtung zu unterdrücken. Er musste zwar mit Guillam zusammenarbeiten, doch das hieß nicht, dass er ihn mochte. Genau genommen war Landgraf Guillam ein ausgesprochener Widerling. Wenn ihn die Barone nicht fest in ihre Pläne einbezogen hätten ... Blays seufzte bedauernd und zuckte gleich darauf zusammen, als er die gierigen Blicke sah, mit denen Guillam die hübscheren unter den anwesenden Damen verfolgte.

„Versucht, Euren Blick etwas höflicher zu halten, verdammt“, knurrte Blays. „Wir sollen die Leute auf unsere Seite bringen, keine Zweikämpfe mit eifersüchtigen Ehemännern provozieren!“

Guillam lachte anzüglich und nahm einen tiefen Zug aus seinem Glas. Sein dickes, glattes Gesicht war

gerötet. „Ich bitte Euch, Hoheit, wir haben alle unsere kleinen Schwächen. Als Lohn für meine Dienste versprochen die Barone, ich könnte alles haben, was ich mir wünsche. Alles und jeden. Ich werde sie beim Wort nehmen. Mir ist hier auf der Burg ein gar köstliches Frauenzimmer aufgefallen, jung und voller Feuer! Die will ich haben, und ich werde sie bekommen. Ich bin sicher, auch sie wird mit der Zeit großen Gefallen an mir finden.“

Blays wandte den Blick ab. Die Gerüchte, die er über Guillams persönliche Vorlieben gehört hatte, reichten, um ihm den Magen umzudrehen. Offenbar mochte der Landgraf etwas Blut beim Liebesspiel, manchmal auch etwas mehr. Guillam hatte eine schlanke, maskierte Frau entdeckt, die sich an der Hand ihres Begleiters mit eleganten Tanzschritten durch den Saal bewegte. Sie fing seine geilen Blicke auf, stockte und blickte rasch weg. Guillam leckte sich die Lippen, und der Tänzer an ihrer Seite starrte ihn aufgeregt an.

„Verdammt“, knurrte Blays. „Ich sagte eben ...“
„Von Euch nehme ich keine Befehle entgegen!“, sagte Guillam hitzig. Er trat auf Blays zu und hielt plötzlich ein scharfes Messerchen in der Hand, wie man es zum Häuten von Wild benutzte. Seine Mundwinkel zitterten, und seine blassen Augen

blinkten. „Vergesst nicht, ich bin Meister im Umgang mit Degen und Schwert! Ohne mich könnt Ihr mit den Höllenklingen nicht das Geringste anfangen, und ohne sie ist Euer schöner Umsturz von vornherein zum Scheitern verurteilt. Ihr braucht mich; ich brauche Euch nicht. Mein Privatleben geht Euch einen Dreck an! Mir sagt niemand, was ich zu tun habe! Weder Ihr noch die Barone oder ...“

Eine große Pranke schloss sich um sein Handgelenk und drückte zu. Guillam stieß einen Schmerzensschrei aus, und sein Antlitz wurde schneeweiß. Tränen rollten ihm über die Wangen, während Bedivere seine Hand wie in einem Schraubstock zerquetschte.

„Du tust nichts, das unsere Pläne gefährden könnte“, sagte Landgraf Bedivere ruhig, „sonst zerquetsche ich dich mit bloßen Händen, du Zwerg!“

Er ließ los. Ächzend versuchte Guillam die Finger zu bewegen.

„Später kannst du deinem widerwärtigen Zeitvertreib nachgehen, wenn du willst“, fuhr Landgraf Bedivere fort. „Aber solange Harald nicht auf dem Thron sitzt und unseren Weisungen gehorcht, wirst du alles vermeiden, was unserer Mission schadet! Klar?“

Guillam nickte rasch, und Bedivere wandte sich ab und blickte in das Menschengewühl. Der rote Glanz

war bereits aus seinen Augen gewichen, aber der Wahnsinn blieb, wie immer.

Blays schüttelte langsam den Kopf, als Guillam ungeschickt das Messer in den Ärmel schob. Nicht zum ersten Mal fragte er sich, weshalb er sich mit einem Berserker und einem Perversen zusammengetan hatte, um ein Komplott gegen John zu schmieden. Es war Johns Schuld. Er hatte sich als zu nachgiebig erwiesen. Hätte er mehr Stärke und Tatkraft gezeigt und die erforderlichen Schritte unternommen, wäre es nie zu dieser Entwicklung gekommen. John hätte nie Curtana ins Spiel bringen dürfen. Alles andere, und man hätte sich irgendwie geeinigt.

Aber sobald das alte Arsenal wieder aufgespürt worden war, hatte er nichts mehr für John tun können. Harald würde sich besser anstellen. Er kannte die Spielregeln der Herrschaft. Einen starken König auf dem Waldthron, der mit den Baronen statt gegen sie arbeitete; das war es, was das Land brauchte. Dann konnte man den Dusterwald zurückdrängen und die Dämonen ausmerzen, und alles würde wieder so sein wie früher. Alles.

Er hasste John. Er hasste ihn, weil er ihn zum Verräter gemacht hatte.



Cecelia glitt gut gelaunt durch die Menge, plauderte mit Leuten, die sie nicht ausstehen konnte, und lächelte, bis ihre Wangenmuskeln schmerzten. Die Luft wurde trotz der vielen Ventilationsschlitze allmählich stickig und war zum Schneiden, und das unentwegte Dröhnen zu vieler Stimmen zerrte an Cecelias Gemüt, bis sie am liebsten laut aufgeschrien hätte. Schließlich fand sie, sie habe genug gelitten, nahm Gregory am Arm und führte ihn mit sanfter Gewalt zur Punscherrine, auf der Suche nach Ruhe und einem stärkenden Getränk.

„Mit wie vielen müssen wir uns denn noch unterhalten?“, stöhnte sie und trank durstig.

„Mit jedem, der uns über den Weg läuft“, antwortete Gregory ruhig. „Die Leute müssen davon überzeugt sein, dass es in ihrem Interesse ist, sich mit uns zu verbünden.“

Cecelia leerte ihr Glas aus und hielt es ihm zum Nachfüllen hin. „Weißt du, es gab Zeiten, da konnte ich bis in den Morgen hinein trinken und tanzen, dann vier Stunden schlafen und fröhlich weitermachen. Aber schau mich jetzt an, ich bin erst ein paar Stunden hier und kann mich kaum noch auf den Beinen halten. Ich werde zu alt für solche

Feiern.“

„Unsinn“, widersprach Gregory höflich.

„O doch“, beharrte Cecelia mit Kummer in der Stimme. „Ich bin einundvierzig, habe ein Doppelkinn und Hängetitten.“

„Was soll das?“, fragte Gregory bestimmt. „Du bist jung und schön wie immer. Das weiß niemand besser als ich.“

Cecelia lächelte und lehnte sich müde an die Brust des jungen Gardisten. „Lieber Gregory, du sagst immer so nette Sachen. Aus diesem Grunde habe ich dich so gern um mich.“

„Nur aus diesem Grunde?“

Cecelia lachte sinnlich und löste sich von ihm. „Später, mein Lieber. Wir haben noch viel zu tun.“ Dann zögerte sie und sah ihn gedankenvoll an.

„Gregory ...“

„Ja?“

„Weshalb bleibst du bei mir? Du weißt, ich werde mich nie von Darius scheiden lassen.“

„Ja“, sagte Gregory.

„Liebst du mich?“

„Möglicherweise. Weshalb zerbrichst du dir den Kopf darüber, solange wir Spaß haben? Für Grübelei ist morgen noch Zeit. Denn heute haben wir einander, und ich war nie glücklicher. Nie.“

Cecelia nahm seinen Kopf in die Hände, zog ihn zu sich herunter und küsste ihn zärtlich. „Danke, mein Lieber“, flüsterte sie und ließ ihn wieder los. „Jetzt tu mir den Gefallen und unterhalte dich eine Weile allein mit diesen grässlichen Leuten. Ich bleibe hier und genehmige mir ein paar Minuten Kopfschmerzen.“

Gregory nickte liebenswürdig und stürzte sich mannhaft ins Gewühl. Cecelia warf einen skeptischen Blick auf den Punsch, doch dann zuckte sie die Achseln und trank noch einen Schluck. Ein Glas mehr oder weniger würde sie nicht umwerfen. Darius trat zu ihr und tupfte sich mit einem seidenen Taschentuch, das schon bessere Zeiten gesehen hatte, den Schweiß von der Stirn.

„Wie läuft der Plan?“, fragte er und warf einen gierigen Blick auf die Punschterrine.

„Nicht schlecht“, meinte Cecelia. Sie bot ihm einen Schluck aus ihrem Glas an, aber er schüttelte den Kopf. „Mach dir keine Sorgen. Die meisten Gäste sind auf unserer Seite; die übrigen müssen wir wie immer zu ihrem Glück überreden.“

„Gib mir Bescheid, wenn jemand versucht, vorzeitig aufzubrechen.“

„Gern. Ich gehe davon aus, du hast deinen Giftdolch mitgebracht.“

„Natürlich, und die Wachposten haben ihre Order.“

Niemand verlässt lebend diesen Raum, solange ich nicht mein Einverständnis gegeben habe. Die Verschwörung ist so weit gediehen, dass wir jetzt keinen Verrat mehr riskieren können. Unser aller Köpfe würden rollen.“

Cecelia nickte düster und begann zu frösteln. Sie streckte die Hand nach Darius aus, doch der hatte sich umgedreht und musterte seine Gäste. Cecelia stand auf und trat neben ihn. Die Tänzer waren etwas unsicher auf den Beinen, machten aber durch Begeisterung wett, was ihnen an Geschick und Rhythmusgefühl fehlte. Der Lärmpegel schwoll an, und die Lachsalven wurden rauer und ausgelassener.

„Der Wein geht zur Neige“, sagte Cecelia. „Wann beginnen wir mit der Demaskierung?“

„Bald, meine Liebe. Wir dürfen nichts überstürzen, das Vertrauen in uns und unsere Sache muss sich noch etwas festigen. Wenn ich glaube, sie sind so weit, gebe ich dir ein Zeichen, und wir nehmen beide die Masken ab. Das bricht wahrscheinlich das Eis, und die anderen folgen unserem Beispiel.“

„Was, wenn nicht?“, fragte Cecelia ruhig. „Was, wenn wir sie nicht überzeugt haben?“

„Es muss gelingen“, antwortete Darius ebenso ruhig. „Sonst sind wir es, die diesen Raum nicht lebend verlassen.“



Julia schritt zügig durch den hell erleuchteten Gang und rieb sich geistesabwesend die schmerzenden Knöchel ihrer Hand. Dieser alberne Wachposten glaubte doch nicht im Ernst, ihr vorschreiben zu können, welchen Korridor sie benutzen durfte und welchen nicht. Gewiss würde er seinen beleidigenden Tonfall bereuen, wenn er wieder zu sich kam. Julia lächelte und blieb dann unvermittelt stehen, um zu horchen. Sie hätte schwören können, dass da etwas gewesen war ... sie drehte sich um und spähte den Korridor entlang, aber nichts regte sich in den Schatten zwischen den Wandfackeln. Achselzuckend setzte sie ihren Weg fort. Sie bog um eine Ecke und prallte erschrocken zurück, als plötzlich ein bewaffneter Wachsoldat aus einer Türnische trat. Ihre Hand zuckte zum Schwert, doch dann erkannte sie den Mann und entspannte sich.

„Bodeen! Was tut Ihr hier?“

„In erster Linie bin ich am Verdursten.“ Der kräftige Soldat senkte sein Schwert und schob es in die Scheide. „Seit drei Stunden schiebe ich hier Dienst und sehne mich nach einem Becher heißen Gewürzbiers, der mich wärmt.“

„Es ist schon ein hartes Leben bei der Wache“,

sagte Julia amüsiert. „Was genau bewacht Ihr eigentlich?“

„Ach, einen Ball“, erwiderte Bodeen. „Eine private Feier, die Fürst Darius für Freunde gibt. Ich wusste nicht, dass Ihr auch eingeladen seid, Prinzessin. Ihr scheint mir nicht der Typ dafür zu sein.“

„Bin ich auch nicht – beides“, lachte Julia. „Ich wollte auch nur kurz vorbeischaun, um Harald auf die Nerven zu gehen.“

„Prinz Harald?“, fragte Bodeen. „Ich glaube nicht, dass er sich da drin aufhält. Hier ist er nicht vorbeigekommen.“

„Oh.“ Julia runzelte die Stirn. Sie war sicher, der Wegbeschreibung des Dieners genau gefolgt zu sein. Diese gottverdammte Burg mit ihren Labyrinthen. Na, ja. „Weshalb seid Ihr überhaupt noch hier, Bodeen? Mit den Juwelen, die Ihr im Schatzhaus eingesteckt habt, hättet Ihr Euren Abschied nehmen und Euch irgendwo eine Taverne kaufen können.“

„Das dachte ich auch“, antwortete Bodeen grimmig. „Leider zwang mich König John, alles, was ich gefunden hatte, beim Seneschall abzuliefern.“

„Alles?“

„Alles, bis zur letzten Goldmünze. Zum Weinen, nicht? All die Juwelen ... ich meine, der König hat so

viele, dass ihn die paar Klunker nicht arm gemacht hätten, und schließlich wären seine Kostbarkeiten für immer verloren gewesen, wenn Ihr und ich sie nicht gefunden hätten. Na, ich habe meine Lektion gelernt. Man kann dem Adel nicht trauen. Nicht mal dem König.“

„Aber ... bekommt Ihr nicht wenigstens eine Belohnung für die Wiederentdeckung des Südflügels?“

„Das gehört zu meinen Pflichten. Dafür bekomme ich zwei Silberdukatn die Woche.“

„Ich fasse es nicht!“, erregte sich Julia. „Da muss ich wohl ein Wörtchen mit König John reden.“

Bodeen zog eine Braue hoch. „Ich hatte keine Ahnung, dass er auf Euch hört.“

„Euer Einwand lässt sich nicht von der Hand weisen“, sagte Julia trocken. „Aber es ist einen Versuch wert.“

„Unter Umständen. Jedenfalls danke.“

„Ich will Euch sagen, was ich für Euch tun kann – ich platze in Darius' Feier und bringe Euch etwas zu trinken heraus!“

„Klingt gut. Aber wenn Ihr keine Einladung habt, darf ich Euch nicht öffnen.“

„Nun kommt schon! Ihr könnt einen Augenblick wegschauen. Ich verrate es auch nicht.“

„Ich stecke bis zum Hals in Schwierigkeiten und kann mir keine neuen aufladen. Es bleibt beim Nein!“

„Bodeen ...“

„Aus dem Weg!“

Julia fuhr herum und sah den König an der Korridorbiegung stehen, den Blick entschlossen auf Bodeen gerichtet.

Hinter König John drängte sich eine ganze Kompanie Bewaffneter, alle in den rotgoldenen Farben der Königsgarde.

„Macht Platz, Julia“, sagte der König. „Ihr wollt doch sicher nicht, dass Euer Kleid Blutspritzer abbekommt.“



Harald schlenderte zur Punschterrass und füllte sein Glas nach. Ohne den Punsch hätte er die Feier kaum ertragen. Er setzte sich auf die Kante des Büfetts und starrte düster in die Runde, während er ein Bein in der Luft baumeln ließ. Nun, da Darius und Cecelia ostentativ ihre Masken abgenommen hatten, folgten andere zögernd ihrem Beispiel.

Obwohl die Gäste im Lauf des Abends an Mut gewonnen hatten, waren die Gesichter, die unter den Masken zum Vorschein kamen, gerötet von Verlegenheit und zu viel Wein, und das Lachen klang

gezwungen und rau. Harald grinste säuerlich und nippte an seinem Punsch. Landesverrat war selbst in guten Zeiten keine leichte Sache. Er streckte sich dezent. Die Feier zog sich für seinen Geschmack schon zu lange hin. Er hatte genug von den Höflingen und Händlern, von den Adligen und ihren Versprechen für den Fall, dass er König wurde, und von all den Bitten um Protektion und Beförderung, die man an ihn herantrug. Harald lächelte plötzlich.

Er hatte ein paar Überraschungen für sie bereit.

„Prinz Harald, könnten wir Euch kurz sprechen?“

Harald sah auf und nickte den drei Landgrafen kurz zu. „Natürlich, Hoheit. Schließlich ist es Euer Fest so gut wie meines. Was kann ich für Euch tun?“

„Wir erwarten Eure Entscheidung“, erklärte Guillam mit einem unangenehmen Lächeln. „Wir müssen darauf bestehen, dass Ihr uns nicht länger im Unklaren lasst!“

Harald sprang mit einer eleganten Bewegung vom Tisch und trat dicht vor Guillam, die Hand am Schwertgriff.

„Wenn Ihr mir gegenüber noch einmal auf etwas besteht, edler Landgraf“, sagte er ruhig, „dann schneide ich Euch das Herz aus dem Leib.“

Guillam lief rosa an, und Blays trat vor, um sich zwischen ihn und Harald zu stellen.

„Ich bin sicher, dass Landgraf Guillam Euch nicht kränken wollte, Hoheit. Nur läuft uns die Zeit davon. Die Demaskierung hat begonnen, und die Feier neigt sich dem Ende zu. Ihr wisst ebenso wie wir, dass die Gefahr für uns wächst, je länger wir bleiben. Falls man uns zufällig gemeinsam hier sieht, dürfte es schwerfallen, dafür eine harmlose Erklärung zu finden.“

Harald lachte. „Ihr habt ein Talent zur Untertreibung, Hoheit.“

„Durchaus.“ Blays rang sich ein Lächeln ab. „Wir brauchen eine Antwort, Prinz, und zwar jetzt. Steht Ihr auf unserer Seite oder nicht?“

„Ich brauche Bedenkzeit“, erklärte Harald.

„Eure Zeit ist abgelaufen“, sagte Landgraf Bedivere. „Was gibt es da noch zu überlegen? Wenn Ihr nicht für uns seid, seid Ihr wider uns, und dann ...“

„Was dann?“, erkundigte sich Harald. „Was dann, Herr Berserker?“

Ein karmesinrotes Licht flackerte kurz in den Augen des Hünen auf, aber als er das Wort wieder ergriff, war seine Stimme kalt und ausdruckslos. „Wenn Ihr nicht für uns seid, werden wir eben einen anderen zum König machen.“

„Wen denn?“ Harald schwenkte sein Glas in einer

Gebärde, die den ganzen Saal umfasste. „Rupert kommt nicht wieder, und von den Leuten hier hat keiner einen Anspruch auf den Thron. Was immer geschieht, ich bin der Letzte der Waldkönige. Die Linie endet mit mir.“

„Korrekt“, sagte Guillam. „Was sollte uns also daran hindern, eine neue zu gründen?“

Harald sah Blays mit festem Blick an. „Dazu müsstet ihr mich töten.“

„Das stimmt“, sagte Guillam und lachte, als hätte er eben einen großartigen Witz von sich gegeben.

„Dieses Geschwätz vom Töten ist unnötig.“ Blays warf Guillam einen verdrießlichen Blick zu. „Die Barone hätten gern einen vertrauenswürdigen Mann auf dem Waldthron, der ihnen keine Steine in den Weg legt. Sie hätten am liebsten Euch, Prinz Harald. Jeder hier im Saal vertritt diese Auffassung. Wir brauchen nur noch Euer Ja.“

„Mal angenommen, ich willige ein“, sagte Harald. „Was bringt euch das – euch dreien persönlich? Was haben euch die Barone versprochen? Geld, Macht oder was?“

Blays überlegte fieberhaft, während er Harald mit unbewegter Miene musterte. Da stimmte etwas nicht, und er wusste nicht, was es war. Harald wirkte irgendwie ... verändert. Als er den Prinzen

aufgefordert hatte, zum Fest zu erscheinen, hätte er schwören können, der Wille des jungen Mannes sei so gut wie gebrochen. Nun aber hatte Harald die Maske der Schnoddrigkeit abgelegt, mit der er sich zu tarnen pflegte, und seine Stimme klang unberührt und streng. Er war für Blays' Geschmack viel zu selbstsicher, und in seinem ruhigen Blick stand ein Anflug von Ironie, als wisse er etwas, das die Landgrafen nicht wussten. Im Moment blieb Blays keine andere Wahl, als Haralds Spiel mitzumachen, aber später ... später würde er mit ihm abrechnen.

„Wir dienen den Baronen“, sagte er langsam. „Das ist unsere Verpflichtung und unser Vorrecht. Gewiss wird man uns für unseren Einsatz hier reichlich belohnen, aber unsere Loyalität gehört Gold, Silber und Kupfer.“

„Quatsch“, antwortete Harald. „Wir sind unter uns, lieber Blays. Niemand hört mit. Vergesst einmal im Leben die Diplomatie und sagt die Wahrheit! Ihr kennt den Profit, den ich aus diesem Handel ziehe, aber zum Wohle unserer künftigen Zusammenarbeit möchte ich wissen, wo Ihr steht und was Ihr tun werdet, wenn ich auf dem Waldthron sitze. Mit anderen Worten: Ich will wissen, was für euch bei der Verschwörung herausspringt, meine edlen Herren.“

Es entstand ein unbehagliches Schweigen, dann verbeugte sich Blays eisig vor dem Prinzen. „Ich spreche für Gold, wie ich es immer tat. Als Lohn für meine früheren Verdienste und meine Rolle bei diesem Umsturz hat mich der Baron in seiner großen Güte zum Nachfolger ernannt und mir seine älteste Tochter zur Gemahlin versprochen. Eine nette junge Dame, wie Ihr Euch vielleicht erinnert. Sie war sehr bestürzt, als Ihr das Verlöbnis mit ihr löstet, um Prinzessin Julia zu heiraten. Ihr Vater war noch fassungsloser. Nun ja, zumindest bekommt der Baron jetzt einen vertrauenswürdigen Schwiegersohn. Nach seinem Tod werde ich Baron von Eichenhoff sein, und ich will keine mit Schulden belastete und von der Dunkelheit bedrohte Domäne übernehmen, nur weil der Wald einen schwachen König hat. Mit Euch als Herrscher und den Baronen als Euren Ratgebern wird das Reich wieder erstarren und die Domäne Eichenhoff prächtig gedeihen. Das ist mein Gewinn, Prinz.“

„Landgraf Bedivere?“, fragte Harald und wandte sich dem Hünen zu.

Einen Weile lang hatte es den Anschein, als wolle er nicht antworten, aber dann sah er Harald an und sagte ein wenig unbeholfen: „Ich werde Euch als Erster Ritter dienen, Hoheit. Das ist alles, was ich will.“

Das ist alles, was ich je anstrebte. Eure Gegner werden von meiner Hand fallen. Ich werde Euch die Köpfe Eurer Feinde bringen und sie zur Abschreckung am Burgtor aufspießen lassen. Ich werde Eure rechte Hand sein, die allen Tod und Verderben bringt, die es wagen, sich Euch zu widersetzen. Ich werde Euer Erster Ritter sein, Hoheit, und alle Lebenden werden Euch und Eure Strafen fürchten.“

Sein Blick war in weite Fernen gerichtet, und Harald zitterte. Er hatte immer gewusst, dass Bedivere ein Berserker war, aber als er nun in seine Augen sah, erkannte er darin den Wahnsinn. Der große Landgraf lechzte nach Blut und würde seine Mordgier nie stillen können. Harald schwor sich insgeheim, alles zu tun, um Bedivere unschädlich zu machen.

„Landgraf Guillam?“, fragte er kalt.

Guillam sah mit einem Ruck von seinem Glas auf, und ein paar Tropfen liefen ihm am Kinn entlang, als er den Wein, den er im Mund hatte, zu hastig schluckte und sich den Mund geziert mit einem gefalteten Seidentaschentuch abtupfte. „Die Barone versprochen mir, ich könne alles haben, was ich mir wünsche“, sagte er schließlich. „Ich habe hier auf der Burg eine Frau gesehen, die ich mir wünsche. Sie ist

hochgewachsen, voller Anmut und Schönheit, und sie soll mir gehören. Noch würdigt sie mich keines Blickes, aber ich werde ihren Willen brechen und sie mir gefügig machen. So läuft das immer.“ Er lachte plötzlich, befangerte das winzige Messer in seinem Ärmel und nahm erneut einen Schluck Wein.

Harald wandte sich widerstrebend ab. Die Ärmste, die sich der Landgraf als Bettgespielin einbildete, tat ihm jetzt schon leid.

„Großartiges Mädchen“, murmelte Guillam und seine Augen glänzten. „Großartiges Mädchen, diese Julia.“



„Was zur Hölle geht hier vor?“, verlangte Julia zu wissen.

Bodeen zog sein Schwert und trat einen Schritt zurück, blockierte die schmale Tür. Die Männer der Königsgarde hoben ebenfalls ihre Waffen, und Julia sah frisches Blut auf den Klingen.

„Verrat“, entgegnete König John, „und dieser Mann ist Teil der Verschwörung. Habe ich recht?“

„Ich kann Euch leider nicht passieren lassen, Majestät“, sagte Bodeen ruhig. „Ich habe meine Befehle.“

„Lasst den Unsinn, Bodeen!“, zischte Julia. „Diese Leute meinen es ernst.“

„Ich auch“, sagte Bodeen. Kerzenlicht schimmerte auf seiner Klinge. Die Männer der Königsgarde, die ihm am nächsten standen, traten unruhig von einem Fuß auf den anderen.

„Ich habe Euch vertraut“, sagte König John. Seine Stimme verriet nichts, aber in seinen Augen konnte Julia Verwirrung und Wut lesen. „Ihr brachtet meinem Sohn den Umgang mit dem Schwert bei. Ihr kämpftet im Grenzkrieg an meiner Seite – und nun verratet Ihr mich. Gebt mir Euer Schwert! Dann haben Ihr wenigstens die Möglichkeit, lebend davonzukommen und Euch vor einem Kriegsgericht zu verteidigen.“

„Das ist nicht viel besser“, antwortete Bodeen.

„Ihr könnt keine ganze Abteilung der Garde besiegen“, beschwor ihn Julia. „Kommt, Bodeen, seid vernünftig! Man wird Euch töten.“

„Da könntet Ihr recht haben“, meinte Bodeen. Im nächsten Moment packte er Julia am Handgelenk, drehte ihr den Arm um und zog sie zu sich heran. König John und sein Leibwächter wollten sich auf ihn stürzen, aber Bodeen setzte Julia die Schneide seiner Waffe an die Kehle.

„Noch ein Schritt, und sie stirbt!“

„Bleibt stehen!“, schrie König John seinen Leibwächter an. Der Mann gehorchte. Der König trat

näher.

„Das ist nahe genug“, sagte Bodeen. Die scharfe Klinge drückte leicht gegen Julias Kehle. Sie spürte, dass ihre Haut aufplatzte und Blut in den Kragen ihres Oberteils sickerte.

König John hielt ebenfalls inne. Julia versuchte, so flach wie möglich zu atmen.

„Lasst sie los!“, befahl der König.

„Ich denke nicht daran“, antwortete Bodeen ruhig. „Sie ist meine Lebensversicherung. Ich werde mich jetzt durch diesen Flur zurückziehen, und Ihr werdet nichts dagegen unternehmen. Denn sobald Ihr mich angreift, werdet Ihr Julias Vater zur Beerdigung einladen müssen.“

Julia versuchte, ihren Arm dem brutalen Griff zu entwinden, aber Bodeen drehte ihn sofort noch stärker um. Ihr Kopf bewegte sich unwillkürlich, als sie einen Schmerzensschrei ausstieß, und weiteres Blut rann ihre Kehle entlang.

„Haltet still, Prinzessin“, keuchte Bodeen. „Ich will Euch nicht verletzen, aber ich werde es tun, wenn Ihr mich dazu zwingt.“

„Er meint es ernst“, dachte Julia in Panik. „Er meint es absolut ernst.“

Der König bedeutete seinen Gardesoldaten, sich nicht von der Stelle zu rühren, und startete Bodeen

wütend an. „Also gut, Vaterlandsverräter! Ihr diktiert die Bedingungen!“

„Zuerst legen alle ihre Schwerter ab“, erläuterte Bodeen ungerührt. „Dann werden Julia und ich einen kleinen Spaziergang machen. Ich muss ein paar Leute warnen. Falls mir jemand folgen sollte, Majestät, schneide ich der jungen Dame die Kehle von einem Ohr zum anderen durch.“

Julia rammte mit voller Wucht den Hinterkopf gegen Bodeens Gesicht. Sein Nasenbein knirschte, er stieß einen Schmerzensschrei aus und lockerte einen Augenblick lang seinen Griff. Julia stieß ihm den Ellbogen in die Rippen, tauchte unter der bedrohlichen Klinge weg und riss sich los, während Bodeen das Gleichgewicht wiederzufinden versuchte. Er fuhrwerkte blindlings mit dem Schwert herum, und Julia warf sich zur Seite. Die Waffe piff an ihrem Antlitz vorbei. Mit einem Ruck riss Julia ihr Schwert aus der Scheide, während sie automatisch in Angriffsstellung ging. Bodeen schüttelte den Kopf, immer noch leicht benommen. Er ging mit dem Schwert auf sie los. Metall krachte auf Metall, als sie seinen Hieb parierte, und dann schlug sie seine Waffe zur Seite und traf ihn dicht unter dem Herzen. Einen Augenblick lang schien die Szene wie erstarrt: Julia mitten im Ausfallschritt und Bodeen, der

verständnislos das Schwert ansah, das seine Brust durchdrang. Dann versuchte er, die Waffe zu heben, aber ein Blutschwall kam aus seinem Mund, und er sank schlaff in sich zusammen. König John und seine Männer wollten sich auf ihn stürzen, aber Julia winkte sie zurück. Sie riss das Schwert aus Bodeens Brust und kniete neben ihm nieder. Er grinste mit blutigen Zähnen zu ihr empor.

„Ich hatte vergessen, wie gut Ihr kämpft“, murmelte er. „Verdammt. Verdammt.“

„Hättet Ihr mich wirklich umgebracht?“, fragte Julia.

„Ich weiß nicht“, sagte Bodeen.

„Höchstwahrscheinlich.“

„Warum?“, fragte Julia traurig. „Warum habt Ihr König John verraten?“

Bodeen kicherte unter Schmerzen. „Die Barone bezahlten mehr.“

Damit starb er.

Julia schaute auf, als ihr der König sacht eine Hand auf die Schulter legte. „Kommt. Es ist vorbei. Einer meiner Männer wird Euch zu Euren Gemächern zurückbringen.“

„Es ist noch nicht vorbei“, antwortete Julia. Sie stand auf und sah den König ruhig an. „Ich will die Männer kennenlernen, die meinen Freund gekauft

haben.“

„Ihr solltet Euch da besser heraushalten“, riet König John. „Es ist im Grunde nicht Eure Angelegenheit.“

Julia fuhr sich mit der Hand über die Kehle und zeigte dem König das Blut an ihren Fingern. „Nein?“

König John schaute sie einen Moment lang an und wandte dann den Blick ab. „Na gut. Aber kommt uns nicht in die Quere. Das Ganze wird nicht sonderlich angenehm.“

„Angenehm ist Hochverrat nie“, sagte Julia und wischte sich die blutverklebten Finger an den Beinkleidern ab.

König John gab seinen Leuten ein Zeichen, und die Gruppe marschierte zielstrebig den Korridor entlang in den Ostflügel.

Immer wieder entdeckten die Männer König Johns gegnerische Posten, die in den Gängen Wache hielten, aber es gab kaum Widerstand. Einige versuchten vergeblich, beim Anblick der Garde zu fliehen; die meisten aber ergaben sich kampflös. Schließlich bog die Truppe um eine Ecke und gelangte an ein verschlossenes Tor, vor dem zwei Wachposten standen. König John beobachtete wortlos, wie seine Garde sie entwaffnete und zur Seite zerpte, und nickte dem Kommandanten kurz zu. Der Truppenführer verneigte sich formell, trat

einen Schritt vor und hämmerte mit der eisengeschützten Faust gegen die Tür.

„Im Namen des Königs – aufmachen!“

Tumult breitete sich im Saal aus. Die Gäste rannten aufgebracht hin und her, stießen Flüche und Schreie aus und zückten ihre Schwerter und Dolche. Einige setzten eilig ihre Masken auf, als könnten ihnen die dünnen Larven Schutz bieten. Tische kippten um, als die Menge blindlings hierhin und dorthin lief und die Leute, die im Gewühl stürzten, rücksichtslos niedertrampelte. Fürst Darius bemühte sich verzweifelt, die Panik zu unterdrücken, aber seine Stimme ging im Lärm unter. Cecelia, deren Antlitz spitz und weiß vor Entsetzen war, umklammerte seinen Arm, aber Darius nahm sie überhaupt nicht wahr. Gregory versuchte, sich zu ihr durchzukämpfen, aber er kam in der Menge kaum vom Fleck.

Die Landgrafen starrten einander an.

„Die Büchertür in Darius' Arbeitszimmer“, sagte Blays. „Wir fliehen durch den Geheimgang, und dann ...“

„Dann was?“ Guillam lief kalter Angstschweiß in Strömen von der Stirn. „Man hat uns denunziert. König John wird uns alle hinrichten lassen!“

„Dazu muss er uns erst fangen“, knurrte Blays.

„Reißt Euch zusammen, Ihr seid doch angeblich Klingensmeister, oder? Wir müssten notfalls in der Lage sein, uns den Fluchtweg freizukämpfen, wenn Ihr nicht die ganze Zeit maßlos übertrieben habt, was Eure Fähigkeiten angeht. Nun beruhigt Euch und denkt nach! Das Tor besteht aus massiver Eiche und wird durch zwei schwere Riegel gesichert. Die Männer König Johns brauchen mindestens eine Stunde, um es aufzubrechen, und bis dahin sind wir längst verschwunden. Wir müssen nur unbemerkt zu den Ställen gelangen. Dann haben wir die halbe Strecke zur Domäne Eichenhoff zurückgelegt, ehe der König überhaupt merkt, dass wir uns nicht mehr auf der Burg befinden, und sobald wir uns im Bergfried meines Herrn verschanzt haben, kann niemand mehr Hand an uns legen.“

„Wo ist Harald?“, fragte Bedivere plötzlich.

Die drei spähten hastig umher, aber Harald war verschwunden. Das hohe Tor erzitterte erneut unter einem herrischen Pochen, und die gleiche Stimme wie zuvor forderte im Namen des Königs Einlass. Kaufleute und Höflinge bildeten kleine Grüppchen und zogen die Waffen. Die Adligen scharten sich auch zusammen, sichtlich um Würde bemüht. Das Panik- und Zorneschrei verebbte und wich trotzigem Geflüster oder gespielter Tapferkeit.

Dann wurde es im Saal totenstill, als ein neuer Laut das leise Stimmengewirr übertönte: das unverkennbare Geräusch eines schweren Eisenriegels, der zurückgezogen wurde. Als sich die Aufmerksamkeit der Verschwörer auf das Portal richtete, sahen sie gerade noch, wie Harald den zweiten Riegel löste und dann lässig die Tür öffnete. Der König nickte seinem Sohn ruhig zu, während er den Saal betrat, umgeben von der Königsgarde. Harald entdeckte Julia inmitten der Wachen und hob fragend die Brauen, schüttelte jedoch den Kopf, als sie etwas sagen wollte. Julia nickte. Für Erklärungen war später noch Zeit. König John überschritt die Schwelle, und die Verschwörer wichen schweigend zurück, bis nur noch Darius, Cecelia und Gregory vor ihm standen. Darius sah Harald an, der am Türpfosten lehnte und bekümmert den Kopf schüttelte.

„Tut mir leid“, sagte Harald. „Heute kann man keinem mehr trauen.“

Die Verschwörer starrten Harald fassungslos an. Darius trat vor und schluckte mehrfach.

„Warum?“, fragte er schließlich. „Warum? Wir hätten Euch zum König gemacht!“

Harald zuckte die Achseln, aber seine Augen waren kalt. „Wenn Ihr einen König zu verraten bereit wart,

hättet Ihr auch einen zweiten verraten, wenn es Euch in den Kram gepasst hätte. Dachtet Ihr denn, ich sei blind, Darius? Ihr bedrohtet meinen Vater, Ihr bedrohtet mich. Eure Intrigen hätten zum Untergang des ganzen Landes führen können. Ich kenne meine Pflichten dem Land gegenüber, Darius, es ist wichtiger, als Ihr oder ich je sein werden. Glaubt Ihr wirklich, ich würde es Euch in die Hände spielen? Ihr hattet Euer Leben lang noch nie etwas anderes als den eigenen Vorteil in Eurem dämlichen Schädel!“

„Das reicht“, sagte der König. „Gut gemacht. Hat dieser Saal noch weitere Ausgänge?“

„Nur die Tür rechts hinten. Sie bietet keinen Fluchtweg, da sie nur zu Darius' Privatgemächern führt.“

Darius fuhr herum und blickte seine Mitverschwörer an.

„Steht nicht tatenlos herum, verdammt noch mal! Auf jeden Gardisten kommen drei von uns. Tötet König John, und das Reich gehört uns! Tötet den König, oder wir enden alle auf dem Schafott!“

Die Blicke der Verschwörer wanderten zwischen Darius und König John hin und her.

„Legt eure Schwerter nieder“, sagte der König ruhig. „Alle, die sich ergeben, können unbehelligt ins

Exil gehen. Mein Wort darauf.“

Die Aufrührer sahen einander an.

„Kämpft, verdammt!“, heulte Darius. Rote Flecken brannten auf seinen Wangen. „Wir können sie bezwingen!“

Aber die Kaufleute, Höflinge und Adligen legten ihre Schwerter und Dolche wortlos auf das blankpolierte Parkett des Saales. Darius starrte sie ungläubig an, in seinen Augen spiegelten sich Wut und Mutlosigkeit.

Gregory trat neben Cecelia, das Schwert griffbereit.

„Es ist aus, Darius“, sagte Fürst Vivian. Seine Worte zerschnitten die Stille. „Besser ein ehrenvolles Exil als das Henkersbeil.“

Darius drehte sich rasch um und lief durch den Saal, der Verbindungstür zu seinen Gemächern entgegen. Cecelia und Gregory folgten ihm.

„Ihnen nach!“, rief König John, und zwanzig Gardesoldaten machten sich an die Verfolgung. Julia rannte mit, das Schwert in der Hand. Bodeen war auf Darius' Ränkespiel hereingefallen und gestorben, und sie hatte sich geschworen, seinen Tod zu rächen. Flüchtende und Verfolger verschwanden durch die Tür am anderen Ende des Raumes, und wieder legte sich dumpfes Schweigen über den Saal.

Zusammen gingen der König und Prinz Harald auf die drei Landgrafen zu, die einzigen Männer unter den Anwesenden, die ihre Schwerter noch in den Händen hielten. Etwa die Hälfte der Königsgarde bildete einen schützenden Halbkreis um den König.

„Hallo, John“, sagte Blays. „Alles in allem ein interessanter Tag, nicht wahr?“

Der König lächelte traurig. „Glaubtet Ihr wirklich, mein Sohn hinterginge mich, Blays?“

Der Landgraf zuckte die Achseln. „Die Möglichkeit bestand.“

„Wir kennen einander nun schon eine halbe Ewigkeit. Es gab eine Zeit, da wart Ihr einer meiner treuesten Verbündeten. Ihr standet mir so nahe wie meine eigene Familie – und nun dies. Warum? Warum habt Ihr Euch gegen mich gewandt?“

„Curtana“, entgegnete Blays knapp. „Als Ihr beschlosst, dieses verfluchte Schwert einzusetzen, empfand ich das als Bedrohung meines Herrn. Ihr müsst gewusst haben, dass ich es nicht tatenlos hinnehmen würde.“

„Deshalb stahl Ihr Curtana – aus Angst, ich könnte es gegen die Barone verwenden.“ Der König schüttelte müde den Kopf. „Das war nie meine Absicht. Ich brauche Curtana heute mehr denn je, um die Finsternis zurückzudrängen. Gebt es mir

zurück, und ich verspreche, Euch nur in die Verbannung zu schicken.“

Blays' Augen verengten sich, und sein Lächeln drückte offene Verachtung aus. „Was ist das nun wieder für ein Spiel? Ihr wisst, wir haben das Schwert nicht. Oder sucht Ihr nur nach einem Vorwand für unsere Hinrichtung?“

„Ich befehle Euch, mir das Schwert des Zwangs auszuhändigen!“

„Ich habe es nicht.“

„Ihr stahl es aus meinem Arsenal.

Vaterlandsverräter!“

„Heuchler!“

Blays warf sich König John entgegen, die Schwertspitze auf die Kehle des Gegners gerichtet. Harald parierte den Hieb, und zwei Wachleute durchbohrten Blays mit ihren Waffen. Blays stürzte zu Boden und rührte sich nicht mehr. Blut quoll aus seinen Wunden und bildete im Nu eine große Pfütze. Mit einem lauten Aufschrei ging Landgraf Bedivere zum Angriff über. Der erste Hieb seines kolossalen Schwerts zerteilte das Kettenhemd eines Gardesoldaten und senkte sich tief in dessen Brust. Mit einem unterdrückten Fluch sprang Harald vor und stellte sich schützend zwischen König John und den Berserker. Bedivere riss sein Schwert aus der Brust

des tödlich Getroffenen und wandte sich Harald zu.

Der duckte sich unter der herabsausenden Klinge weg und stieß dem Landgrafen sein Schwert durch den Kettenpanzer in die Rippen. Bedivere knurrte wie ein wildes Tier, ehe er Harald mit einem Schlag seiner Riesenpranke von den Beinen fegte. Harald fiel um, ohne sein Schwert loszulassen. Bedivere stieß einen Schrei aus, als sich der Stahl aus seiner Brust löste. Blut strömte aus der klaffenden Wunde, aber Bedivere schwankte vorwärts und mähte alle Gardesoldaten nieder, die sich ihm in den Weg stellten. Verbissen kämpfte er sich zum König durch, der mit dem Schwert in der Hand auf ihn wartete.

König John startete dem blutbespritzten Hünen mit einem Gemisch aus Entsetzen und Faszination entgegen. Das Schwert in seiner Hand hatte ein beruhigendes Gewicht, aber er wusste, es würde nicht ausreichen, um Bedivere aufzuhalten. Sein Gardekommandant drängte ihn zum Rückzug, doch der König schüttelte nur den Kopf. Es reichte nicht, dass ein Herrscher tapfer war; er musste es auch beweisen. Außerdem – wenn er Bedivere nicht jetzt gegenübertrat, würde er sich für den Rest seines Lebens die Frage stellen, ob er es geschafft hätte, den Mann zu besiegen. Plötzlich sanken die Leibwächter wenige Schritte vor ihm zusammen. Blut

floss in Strömen, als Bedivere ihre Reihen durchbrach. Einen Moment starteten die beiden Männer einander an; Bediveres Kettenhemd hing ihm in blutgetränkten Fetzen vom Leib, aber das erhobene Schwert wankte nicht, und in seinen Augen brannte wieder das rote Feuer. Der König sah, dass die nächste Reihe Leibwächter auf den Landgrafen eindrang, aber er wusste, dass sie Bedivere nicht mehr rechtzeitig erreichen würden. Den Mann konnte nichts und niemand davon abhalten, ihn zu ermorden. Bedivere riss sein Schwert hoch, und König John machte sich auf den Hieb gefasst, der ihn nie traf. Denn Harald trat dazwischen und zerschnitt dem Widersacher von hinten die Kniesehnen. Der riesige Landgraf brüllte vor Zorn, als die Beinmuskeln ihm plötzlich den Dienst versagten. Er schlug schwer auf, das Schwert entglitt ihm, und König John sah grimmig zu, wie sich ein Dutzend Leibwächter auf den Wehrlosen stürzte und ihn immer wieder durchbohrte. Landgraf Bedivere hatte Schaum vor dem Mund und versuchte noch im Sterben, in die Schwerthände seiner Gegner zu beißen.

„Tut mir leid“, sagte Harald. „Er hätte dich getötet.“

König John nickte kurz und wandte sich Guillam zu.

Der einzige überlebende Landgraf startete verzweifelt umher, das Schwert in der zitternden Hand. König John fragte sich, warum der Mann nicht längst die Flucht ergriffen hatte, und erkannte im nächsten Moment, dass seit dem Angriff und Tod Blays' und Bediveres kaum eine Minute vergangen war. Er warf Guillam einen verdrießlichen Blick zu und wandte sich dann müde ab. Es hatte genug Tote für einen Tag gegeben. König John nickte den Wachen zu, die ihm am nächsten standen, und sie nahmen Haltung an.

„Bringt Landgraf Guillam weg“, sagte er schroff, und die beiden Männer traten entschlossen vor.

Guillam stieß einem Leibwächter die Klinge ins Herz und hatte dem zweiten die Kehle durchgeschnitten, noch ehe der erste zusammengesunken war. Einen Augenblick lang standen alle wie erstarrt. Der Angriff Guillams war so blitzschnell erfolgt, dass man seine Bewegungen nur verschwommen hatte erkennen können. Dann schrie jemand, und alles geschah gleichzeitig. Als die Königsgarde Landgraf Guillam einzukesseln versuchte, empfing er sie mit erhobenem Schwert und richtete ein mörderisches Blutbad an. Die meisten der Männer fielen, ohne zu merken, was sie getötet hatte.

„Du liebe Güte!“, brummte König John entsetzt.
„Der Mann ist ein Klingenmeister. Ich hatte mich

schon gefragt, warum die Barone ihn zum Landgrafen ernannt hatten. Aber gibt es einen besseren Mörder als einen Mann, der mit dem Schwert in der Hand buchstäblich unschlagbar ist? Ich hätte es wissen müssen ... aber Klingenmeister sind heutzutage so selten.“

„Du solltest besser gehen“, sagte Harald ruhig. „Diese Gardisten können Guillam nicht mehr lange zurückhalten, er ist gefährlicher, als es Bedivere je war.“

„Mag sein“, sagte König John. „Aber ehe ich fliehe, will ich alle anderen Möglichkeiten ausschöpfen. Auch wenn Guillam mit dem Schwert nicht zu schlagen ist, wir wollen doch mal sehen, was er gegen eine Armbrust ausrichten kann.“

Er winkte zwei Gardisten herbei, die ihre Armbrüste bereits gespannt und mit einem Bolzen bestückt hatten und nun rasch nach vorn traten. Auf ein Zeichen König Johns gingen sie ein paar Schritte auseinander, um Guillam ins Kreuzfeuer zu nehmen. Dann stemmte jeder von ihnen die schwere, hölzerne Säule gegen die Schulter und zielte sorgfältig. Guillam schrie gellend, als er sie sah, fuhr unvermutet herum und rannte auf die Tür am anderen Ende des Saales zu. Er hieb mit dem Schwert wild auf die Höflinge ein, die nicht schnell

genug aus dem Weg sprangen, und unbewaffnete Menschen brachen blutüberströmt zusammen. Dann schwirten zwei Sehnen gleichzeitig, und Guillam prallte hart gegen die rechte Wand. Er stieß ein leises Winseln aus; dann fiel ihm das Schwert aus den schlaffen Fingern, und er hing vorgebeugt da, gehalten von den beiden Stahlbolzen, die ihn an die Wand nagelten.

Julia stürmte in die Privatgemächer des Ministers und sah gerade noch, wie ein Teil der großen Bücherwand langsam aufschwang und den Blick auf einen Geheimgang freigab. Darius stand neben dem Regal und wartete ungeduldig, dass die Öffnung sich verbreiterte. Cecelia klammerte sich laut weinend an seinen Arm, geschüttelt von Panik und Entsetzen. Gregory wandte sich mit dem Schwert in der Hand Julia zu. Die blieb unschlüssig im Eingang stehen. Sie hatte die Gardisten mit ihren schweren Rüstungen weit hinter sich gelassen und konnte nicht damit rechnen, dass sie rasch genug einträfen, um ihr beizustehen. Sie lächelte grimmig; notfalls musste sie eben mit zwei Gegnern fertig werden. Gregory hob sein Schwert und warf einen Blick zu Darius.

„Bringt Cecelia hier weg!“, sagte er ruhig. „Ich halte die Verfolger auf.“

Darius versuchte, seine Leibesfülle durch den Spalt

zwischen Wand und Bücherregal zu quetschen. Cecelia drängte sich weinend an ihn und umklammerte trostsuchend seinen Arm. Darius wollte sie abschütteln, aber sie ließ nicht los, und zu zweit kamen sie nicht durch die schmale Öffnung. Von draußen näherten sich immer lauter Schritte, und dann tauchte der erste Wachsoldat an der Tür auf, dicht gefolgt von einem Dutzend seiner Gefährten. Gregory trat ihnen in den Weg. Das Schwert in seiner Hand bebte, aber in seinen Augen las Julia die grimmige Entschlossenheit, sein Leben möglichst teuer zu verkaufen.

Er sah seine Gegner herablassend an und drehte sich noch einmal nach Cecelia um. Im gleichen Augenblick zog Darius einen Dolch aus dem Ärmel und stach damit auf Cecelia ein, bis sie seinen Arm losließ und zusammensank. Gregory schrie ihren Namen, warf das Schwert weg und lief auf die tote Frau zu, während Darius hinter der Bücherwand verschwand und die Tür sich langsam wieder schloss. Als die Wachen sie erreichten, war der Spalt bereits so schmal, dass sie ihn nicht mehr passieren konnten. Sie konnten nicht einmal verhindern, dass die Geheimtür zuschnappte.

Julia ging langsam auf Gregory zu, das Schwert abwehrbereit erhoben, aber er saß völlig reglos auf

dem Boden und hielt Cecelia an sich gedrückt. Ihre Augen starrten ins Leere, und das Blut, das aus ihrem zerrissenen Mieder quoll, tränkte Gregorys Uniform. Er sah zu Julia auf, und ihr wurde schlecht, als sie sah, dass der junge Gardeoffizier weinte.

„Das war nicht nötig“, sagte Gregory. „Nicht nötig. Cecelia? Cecelia, Liebes?“

Julia steckte ihr Schwert in die Scheide. „Kommt“, sagte sie schroff. „Ihr könnt nichts mehr für sie tun.“

„Cecelia?“

„Sie ist tot.“

Er hörte sie nicht. Er saß da und redete flüsternd auf Cecelia ein, als müsse er ein Kind in den Schlaf wiegen. Die Glöckchen an ihrem Kleid klingelten bei jeder Bewegung. Tränen liefen Gregory über die Wangen, und er sah und hörte nichts von dem Geschehen um ihn herum, gar nichts.



Das knisternde Feuer verbreitete Wärme und Trost, aber Julia war sogar zu erschöpft, um die Hände über die Flammen zu halten. Auf dem kurzen Weg zu den Privatgemächern König Johns hatte sie eine bleierne Müdigkeit ergriffen. Ein stumpfer, beharrlicher Schmerz pochte in ihren Rücken- und Beinmuskeln, und es fiel ihr schwer, die Augen offen zu halten.

Julia setzte sich aufrecht in den harten, abgenutzten Lehnstuhl und kämpfte gegen den Schlaf an. Es wäre schön gewesen, sich einfach zurückzulehnen und vor dem Kaminfeuer einzudösen, aber noch war der lange, aufreibende Tag nicht zu Ende.

Sie gähnte hinter vorgehaltener Hand, und Harald, der ihr gegenüber saß, lächelte mitfühlend. Im Gegensatz zu Julia lümmelte er zusammengesunken in seinem Ohrensessel, die langen Beine auf einem Schemel, und streckte die Zehen dem wärmenden Feuer entgegen. Unter seinen Augen lagen dunkle Ringe der Erschöpfung, die ihm ein gedankenvolles, zerstreutes Aussehen verliehen. Sein schiefes Lächeln verriet, dass er gern seinem Stolz über sich selbst Ausdruck verliehen hätte, aber viel zu müde war, um sich die Mühe zu machen. Ein Glas mit gewürztem, heißem Apfelwein stand auf einem Tischchen neben seinem Sessel, und er trank von Zeit zu Zeit einen Schluck, als müsse er seinen Mund von einem schlechten Geschmack befreien. Bei dem Gedanken musste Julia grinsen. Sie hatte von dem Wein probiert und konnte absolut nicht begreifen, dass jemand dieses Zeug freiwillig trank.

König John saß zwischen ihnen auf einem alten Stuhl mit hoher Lehne, zupfte sich versonnen am

Bart und sah stirnrunzelnd in die Flammen. Er trug immer noch seinen dicken Pelzmantel, und dann und wann durchlief ihn ein Frösteln, als wehe ein eisiger Wind durch den Raum, den nur er spürte. Julia musterte ihn besorgt. Auch wenn er deutlich erschöpft war, hätte er doch Freude oder zumindest Zufriedenheit empfinden müssen. Immerhin hatte er den Aufstand im Keim erstickt, die Rädelsführer zum größten Teil ausgeschaltet und so einen Bürgerkrieg verhindert, der das Ende des Waldkönigreichs bedeutet hätte. Aber stattdessen presste er die Lippen zusammen, machte eine bekümmerte Miene und wirkte irgendwie ... gealtert.

Julia wandte den Blick ab. Die Privatgemächer König Johns waren viel kleiner, als sie erwartet hatte. Ihr Vater hatte in Räumlichkeiten gelebt, die weitläufig genug waren, um ganze Kompanien darin zu drillen. Prächtige Mosaiken zierten dort die Fußböden und erlesene Gobelins die marmorverkleideten Wände, und durch hohe Glasfenster strömte das Licht herein. Sicher, das Schloss war elend zugig und kaum zu beheizen, aber das kümmerte den Herzog verdammt wenig. Er musste seinen Rang auch nach außen zur Schau stellen, und sobald er einen Raum betrat, der weniger als fünfzehn Schritt im Quadrat aufwies,

schien ihn die Angst vor dem gesellschaftlichen Abstieg zu packen. Julia kräuselte hämisch die Lippen. Es gab Dinge im Hügelland, nach denen sie Sehnsucht hatte, aber der Palast ihres Vaters gehörte nicht dazu. Ihr Vater übrigens auch nicht.

Der König lebte da viel bescheidener. Kein Zimmer war größer als fünf Schritte im Quadrat, und die Einrichtung wirkte eher behaglich als elegant. Julias Blicke schweiften anerkennend durch das Gemach, das Wohn- und Schlafraum zugleich war, und sie lächelte nachsichtig. Hier herrschte die für alleinstehende Männer typische gemütliche, etwas chaotische Enge. Bücher säumten die Wände vom Boden bis zur Decke und stapelten sich auf Tischen und Stühlen, wo ihnen benutztes Geschirr und Papiere den Platz streitig machten. Abgestoßene Statuen und verblichene Miniaturen füllten jeden freien Winkel. Die meisten Möbel waren abgenutzt und schäbig und hatten das Aussehen von Dingen, die man einfach nur deshalb über ihren Nutzen hinaus behielt, weil sie alt und vertraut waren.

Selbst die vielen Läufer, die den Boden bedeckten, wiesen durchgescheuerte Stellen auf. Dann stürzte ein Holzschert polternd in die Glut, und John rutschte unbehaglich in seinem Sessel hin und her.

„Völlig ungewohnt, so früh im Jahr in der

Winterwohnung zu hausen“, brummte er.

„Eigenartiges Gefühl. Eben erst ist der Herbst angebrochen, aber der Schnee liegt schon knöcheltief, und auf dem Burggraben hat sich eine Eisdecke gebildet. Noch ehe die Bäume richtig kahl sind, schmerzen meine alten Knochen vor Kälte, wenn ich nicht Tag und Nacht kräftig heize.

Außerdem haben die gottverdammten Diener meine Möbel völlig falsch gestellt. Sicher mit Absicht, weil ich das eine oder andere Mal etwas laut war.“

„Wir mussten den Umzug in diesem Jahr früher als sonst durchführen“, erläuterte Harald. „Du solltest ein wenig Nachsicht mit deinem Hauspersonal üben.“

„Will ich aber nicht!“, schnaubte John. „Schließlich bin ich König.“

Harald und Julia lachten, und nach einem kurzen Moment stimmte John ein.

„Du hast recht; ich hätte nicht herumschreien dürfen. Aber wenn du mal so alt bist wie ich, wirst du merken, dass die kleinen Dinge im Leben immer bedeutungsvoller werden. In meinen Räumen hat alles seine feste Ordnung und seinen Platz. Ja, lächelt ruhig, Julia, ich weiß genau, was Ihr denkt! Mag sein, dass es für Euch eher nach Chaos aussieht, aber es ist meine Unordnung, in der ich mich genau auskenne. Wenn ich nachts aufwache und es dunkel

ist, muss ich nur die Hand ausstrecken, um die Kerze an ihrem gewohnten Fleck zu finden. Das ist bedeutsam. Nicht, dass es je dunkel ist, ich brauche sie, um das gottverdammte Feuer wieder anzufachen, wenn es ausgehen will; andernfalls verbringe ich die halbe Nacht zähneklappernd unter meinen Decken. Ich kann dieses Feuer nicht ausstehen. Es lauert, während ich einzuschlafen versuche, lässt mich zusammenzucken, wenn es unverhofft knistert und kracht, und starrt mich die ganze Zeit über an wie ein böses rotes Riesenauge.“

Er unterbrach sich, als sich die Tür plötzlich öffnete und Fürst Vivian den Raum betrat, vorwärtsgeschoben von der Klinge eines Leibwächters. Auf Befehl des Postens blieb er stehen, ein gutes Stück von John entfernt, in lässiger Haltung, ohne die Anwesenden zu beachten. Man hatte ihn nicht gefesselt, aber seine Schwertscheide war leer. John nickte dem Posten kurz zu. Der Mann verneigte sich steif und ging. Fürst Vivian sah den König an.

„Habt Ihr so viel Vertrauen in mich, dass Ihr mich ohne Bewacher in Eurer Gegenwart duldet?“, fragte er langsam.

„Natürlich“, sagte Harald lässig. „Ihr seid unbewaffnet.“

Vivian lächelte kalt.

„Ich habe Euch kommen lassen, weil ich mit Euch zu reden habe“, sagte John und sah Harald mit einem warnenden Stirnrunzeln an. „Die Landgrafen sind tot, Darius ist verschwunden. Damit rückt Ihr gewissermaßen zum Rebellenführer auf. Ich gehe davon aus, dass die Revolutionäre eher auf Euch als auf mich hören werden. Deshalb ist das, was ich Euch jetzt mitteilen werde, auch für ihre Ohren bestimmt. Klar?“

„Natürlich“, sagte Fürst Vivian. Seine stahlblauen Augen musterten König John unverblümt.

„Außerdem bin ich kaum in der Lage zu widersprechen. Mein Leben liegt in Eurer Hand.“

„Ich habe die Absicht, Euch und Eure Mitverschwörer zu verbannen. Von Todesstrafe war nie die Rede.“

„Das Exil kommt dem Tod gleich. Nach altem Brauch erhalten die Geächteten keine Waffen, und niemand darf ihnen Zuflucht gewähren, bis sie die Landesgrenze erreicht haben. Sobald meine Freunde und ich die Mauern dieser Burg hinter uns lassen, sind wir leichte Beute für die umherstreifenden Dämonen.“

„Ihr könntet die Barone um Schutz bitten“, sagte Harald.

„Kaum“, antwortete Vivian. „Die Barone können ihre eigenen Untertanen nicht mehr ernähren, geschweige denn dreihundert zusätzliche Leute, und ohne bewaffnete Eskorte erreicht wahrscheinlich keiner von uns lebend die Grenze. Ich habe Spähtrupps von einem Ende des Reichs zum anderen geführt; die Dämonen sind überall. Schickt uns unbewaffnet vor die Tore der Burg, und Ihr sprecht unser Todesurteil!“

„Es gibt vielleicht eine Alternative“, sagte der König langsam.

Fürst Vivian lächelte kühl. „Das dachte ich mir.“

„Am frühen Abend“, fuhr König John fort, „gewährte ich einer Delegation von Grenzbauern eine Audienz. Sie führen einen aussichtslosen Kampf gegen die Dämonenhorden, die ihre Höfe überfallen. Sie kamen mit der Bitte um Hilfe, und ich konnte nichts tun. Aber nun sieht es aus, als gäbe es doch eine Möglichkeit, ihnen beizustehen. Begleitet sie, Fürst Vivian, Ihr und Eure Rebellen. Geleitet die Delegation zurück zu ihren Höfen, schützt die Leute gegen die Dämonen und bringt ihnen bei, sich zu verteidigen. Ich stelle Euch Waffen, Pferde und die Vorräte zur Verfügung, die wir entbehren können. Es ist ein Wagnis. Wenn die Dämonen Euch verschonen, erliegt Ihr möglicherweise der Pest, die

dort draußen wütet. Aber ich biete allen, die mich in dieser Sache unterstützen, volle Amnestie an, und wenn die Dunkelheit besiegt ist, können die Überlebenden ohne Eintrag in ihrem Schuldregister in die Burg zurückkehren.“

„Ihr habt recht“, sagte Vivian. „Es ist ein Wagnis. Aber ich nehme Euer Angebot für mich und meine Mitverschwörer an.“

König John nickte. „Ich werde mein Gelübde halten. Allerdings kann es sein, dass keiner von euch in den Genuss der Begnadigung kommt.“

„Es ist ein großzügiges Angebot, Majestät. Mehr habe ich nicht verlangt.“

Fürst Vivian stand gerade und aufrecht vor dem König, mit hoch erhobenem Kopf, und zum ersten Mal, seit er den Raum betreten hatte, strahlte er so etwas wie Stolz und Würde aus.

Julia sah ihn nachdenklich an, gegen ihren Willen beeindruckt von seiner Haltung. Anscheinend ließ sich aus der Tatsache, dass jemand ein Verräter war, nicht zwingend folgern, dass er auch ein Schuft oder Feigling war. Harald nahm schweigend einen Schluck von seinem Wein. Der König starrte eine Weile ins Feuer, und als er wieder sprach, klang seine Stimme fest und ruhig.

„Mein Seneschall wird Euch zu den Bauern bringen.“

Ihr Anführer ist ein Mann namens Madoc Thorne. Gehorcht seinen Befehlen, als würde ich sie erteilen, und unterstützt die Leute nach Kräften, Fürst Vivian! Sie hielten mir die Treue, selbst als ich sie im Stich ließ.“

„Wir werden ihr Leben mit dem unseren verteidigen, Majestät. Mein Wort darauf.“

Der König sah vom Feuer auf und studierte ihn lange. „Warum habt Ihr mich verraten, Vivian?“

Vivian lachte. „Ehrgeiz, Majestät. Ich wollte das Oberkommando über die Truppen.“

„Das ist der einzige Grund?“

„Ja, Majestät“, antwortete Fürst Vivian ruhig. „Der einzige bemerkenswerte.“

Harald warf Vivian einen Blick zu, schwieg aber.

„Nun denn“, sagte der König zögernd. „Wir sehen uns wieder, Durchlaucht, wenn alles vorbei ist.“

„Gewiss, Majestät“, sagte Fürst Vivian. Er verneigte sich förmlich vor König John, drehte sich um und ging, ohne Harald und Julia zu beachten. Eine Zeit lang schwiegen alle gedankenversunken.

„Glaubst du wirklich, er wird bei den Bauern bleiben?“, fragte Julia schließlich.

„Natürlich“, antwortete Harald. „Er hat es versprochen.“

Julia sah ihn an.

„Ein seltsamer Kauz, dieser Vivian“, meinte König John. „Ich kenne ihn ein halbes Leben lang, aber ich begreife immer noch nicht, was hinter diesen toten, leeren Augen vorgeht. Er ist überzeugt, dass er nur seinen eigenen Vorteil sieht, und doch denkt er dabei auf seine verdrehte Art immer an das Reich. Er folgt einer eigenen Logik, aber mir ist nicht bekannt, dass er einmal sein Wort gebrochen hätte. Er will sein Amt wieder und Buße tun. Ich habe ihm die Gelegenheit gegeben, beides zu verbinden. Es wird ihm schwerfallen, Befehle von Bauern entgegenzunehmen, aber er wird es tun und jeden seiner Mitverschwörer zurechtstutzen, der es ablehnt. Ein seltsamer Kauz, dieser Vivian, aber immer loyal gegenüber dem Reich und seinen Bedürfnissen.“

„Keine Sorge“, sagte Harald. „Vivian ist eiskalt, aber er kennt seine Verpflichtungen. Er wird uns kein zweites Mal verraten.“

„Hmmm.“ König John zupfte sich nachdenklich am Bart. „Damit hätten wir zwei Probleme gelöst. Leider wissen wir immer noch nicht, wo sich Curtana befindet.“

Julia sah ihn nachdenklich an. „Ich dachte, die Landgrafen hätten es.“

„Augenscheinlich nicht. Ich habe meinen

Wachmannschaften befohlen, die Zimmer der Verräter zu durchsuchen, aber ich glaube nicht, dass sie etwas finden. Blays schwor, dass er es nicht an sich genommen habe, und allmählich glaube ich ihm.“

„Guillam oder Bedivere könnten es gehabt haben.“
„Nicht ohne Blays' Kenntnis.“

„Ich bin geneigt, dir zuzustimmen.“ Harald startete frustriert in seinen leeren Becher. „Das bedeutet, dass es in dieser Burg einen Verräter gibt, den wir noch nicht entdeckt haben.“

„Da hast du recht“, sagte Julia. „Vermutlich derselbe, der die Dämonen in den Südflügel ließ.“

„Das hatte ich völlig vergessen“, sagte Harald.

„Ich nicht“, sagte Julia. „Ich habe immer noch Narben, die mich daran erinnern.“

„Darüber können wir uns morgen Sorgen machen.“ Der König gab sich keine Mühe, sein Gähnen zu unterdrücken. „Alles in allem war es, glaube ich, ein erfolgreicher Tag. Wenn man überlegt, was alles hätte schiefgehen können!“

„Stimmt“, sagte Harald. „Nicht auszudenken, wie viele Menschen dieser Guillam ermordet hätte, wenn die Armbrustschützen nicht gewesen wären.“

„Allerdings“, entgegnete König John. „Da hatte ich Glück. Die Landgrafen hatten mich früher am Abend bedroht, aber sofort eingelenkt, als sich die Bauern

auf meine Seite stellten. Das machte mich stutzig; was in aller Welt war mit den Bauern los, dass die Landgrafen so schnell aufgaben? Die Lösung war einfach: Meine Wachposten besaßen Schwerter, die Bauern aber Langbögen. Also folgte ich einer Eingebung, und das zahlte sich aus.“

Es entstand ein langes, gedankenvolles Schweigen. „Dreihundertachtundvierzig Verräter“, sagte König John schließlich, und jegliche Befriedigung war aus seiner Stimme gewichen.

„Dreihundertachtundvierzig. Nicht so viele, wie ich befürchtet, aber doch einige mehr, als ich gehofft hatte.“

„Nicht deine Schuld“, sagte Harald streng. „Sie haben das Land verraten, nicht du. Außerdem habe ich mich auf der Feier mit den meisten von ihnen unterhalten. Glaub mir, du bist ohne sie besser dran.“

„Wie konntest du mit solchen Leuten überhaupt mitspielen?“, fragte Julia. „Ein Doppelleben führen, für jeden eine andere Lüge ... wie hält man so etwas durch? Warum hast du Darius nicht umgehend angezeigt, als er zum ersten Mal mit diesem Ansinnen an dich herantrat?“

„Das hat er“, warf der König ein. „Ich überredete ihn, weiter den Verräter zu spielen, mich aber auf

dem Laufenden zu halten. Die Feier war Haralds Einfall, und dank ihm gingen uns alle Ratten auf einmal in die Falle. Jetzt weiß ich, wem ich trauen kann und wem nicht und dass Harald loyal ist.“

Harald hob lässig die Brauen. „Gab es daran je Zweifel?“

„Nein“, sagte John liebevoll, „aber es war schön, meine Meinung bestätigt zu sehen.“

„Wie wird es mit den Baronen weitergehen?“, fragte Julia. „Neue Komplote und Umsturzversuche?“

„Das glaube ich nicht“, antwortete der König mit einem grimmigen Lächeln. „Sie wollten herausfinden, ob sie stärker sind als ich – jetzt wissen sie es. Sie werden ihre Landgrafen enteignen, den Aufstand öffentlich verurteilen und mir Gott und die Welt versprechen, solange ich meine Armee nicht abziehe und sie mit den Dämonen allein lasse. Nein, sie werden nicht noch wider den Stachel löcken.“

„Dann ist alles vorbei“, sagte Julia. „Die Aufrührer haben aufgegeben.“

„Nicht ganz“, entgegnete Harald. „Wir haben immer noch keine Spur von Fürst Darius. Es gelang uns zwar nach einiger Zeit, diese gottverdammte Geheimtür aufzustemmen, aber alles, was wir dahinter fanden, war ein Tunnel zu den

Entlüftungsschächten, und die verzweigen sich endlos. Ich hatte keine Ahnung, dass so viele Innenwände hohl sind.“

„Aber das bedeutet, er könnte überall sein.“ Julia sah sich hastig um. Gänsehaut lief ihr über den Rücken.

Harald zuckte die Achseln. „Nur eine Ratte mehr in den Wänden. Wir werden ihn erwischen, Julia, keine Angst. Die Wachen durchsuchen gerade die Tunnel nach ihm. Ich denke, spätestens morgen haben wir ihn.“

„Wie geht es Gregory?“, fragte Julia plötzlich.

Harald und König John sahen einander verständnislos an.

„Wem?“, fragte Harald.

„Cecelias Liebhaber.“

„Oh, der.“ Harald runzelte die Stirn. „Hat sich in seiner Zelle erhängt, der arme Bastard.“

„Ich konnte ihn nie leiden“, sagte Julia. „Aber irgendwie tut er mir leid. Am Ende zeigte sich, dass er einen guten Kern hatte. Er hätte etwas Besseres verdient gehabt als Darius und Cecelia.“

Der König zuckte die Achseln. „Ich bin überzeugt, dass er auf Befehl der Barone jeden von uns getötet hätte. Er war zur falschen Zeit am falschen Ort.“

„Ja, und er liebte die falsche Frau“, ergänzte Julia.

„Ja“, sagte Harald. „Ich schätze, das tat er.“

„Ich bin müde“, brummte Julia. „Wenn ihr mich hier nicht mehr braucht, kehre ich in mein Zimmer zurück und versuche, ein wenig zu schlafen.“

„Ich begleite dich“, sagte Harald.

Julia sah ihn an. „Gut“, sagte sie schließlich. „Ich bin froh um etwas Gesellschaft.“

Sie stemmte sich aus ihrem Ohrensessel, und Harald stützte sie, als er sah, dass sie vor Erschöpfung schwankte.

König John nickte ihnen milde zu. „Ruht euch aus, Kinder, ihr habt es verdient. Es war ein langer, schwerer Tag.“

Sie hatten die Tür fast erreicht, als König John plötzlich den Kopf hob.

„Julia ... Bodeen war ein Freund von Euch, nicht?“

„Nein“, antwortete Julia. „Ich kannte ihn eigentlich gar nicht.“

Die lange Nacht

Dunkelheit lag von einer Grenze zur anderen über dem Waldland, vollständig und ungebrochen bis auf einen diffusen Lichttümpel um die Burg des Waldlands. Dämonen zogen geräuschlos durch die Schwärze, die alles erstickte, und schärften ihre Klauen an der morschen Rinde sterbender Bäume. Die Sonne schien nicht mehr, und das Licht des Mondes, der Nacht für Nacht über den Himmel wanderte, war bleiern und kränklich. Pflanzen gingen aus Lichtmangel ein, und die Tiere des Waldes verhungerten oder fielen der unersättlichen Gier der Dämonen zum Opfer. Schnee und Eis bedeckten den Boden, und die eisige Luft sog die letzte Wärme aus allem, was sie berührte. Die Menschen verschanzten sich mit den ihren in den Häusern, so gut sie konnten, und beteten um eine Morgendämmerung, die nie kam. Kalt, dunkel und ohne jedes Erbarmen herrschte die lange Nacht über das Reich.

Plötzlich durchdrang ein neues Geräusch den Dusterwald, tief und voll wie der Klang einer ehernen Riesenglocke. Das Geräusch wurde immer lauter, steigerte sich zu einem kolossalen Dröhnen, das in der Finsternis widerhallte, bis es den Erdboden erschütterte und die Bäume zittern ließ. Es schrie der Grabesstille eine Kampfansage entgegen. Dämonen schauerten, knurrten und versuchten zu fliehen, aber da das erbarmungslose Grollen von überall und nirgends zugleich kam, konnte ihm niemand entgehen. Das Bassgrollen erreichte seinen Höhepunkt und verstummte plötzlich, als der Raum selbst zerriss und sich qualvoll blendendes, silbernes Licht in den Dusterwald ergoss. Rupert und seine Gefährten waren heimgekehrt.

Rupert blickte wie betäubt umher, während er durch den leuchtenden Silbertunnel nach unten schwebte, und geriet ins Straucheln, weil er viel zu schnell Boden unter den Füßen spürte. Er war sicher, dass er nicht mehr als ein paar Sekunden im Tunnel verbracht hatte, aber in diesem kurzen Augenblick hatte sich die Welt weiterbewegt, und alles war verändert. Der bekannte Geruch nach Fäulnis und Moder stieg ihm in die Nase; lähmende Angst legte sich auf ihn und hüllte ihn ein wie ein vertrautes, altes Gewand. Er umkrampfte die Zügel

des Einhorns und blickte entsetzt umher, fest überzeugt, dass der Erzmagier es verbockt und sie wieder im Dürsterwald abgesetzt hatte, dem sie eben erst entronnen waren. Aber dann landete der letzte Mann auf dem unebenen Weg, der Silbertunnel schrumpfte zu einem Nichts zusammen, und mit ihm verschwand das schillernde Licht. Hilflos wandte Rupert die Blicke dem einzigen Licht in dem erbarmungslosen Dunkel zu, das er entdeckte: dem schwachen, wabernden Schein, der von der Burg ausging.

Einen Augenblick lang schnürte ihm der Schmerz die Luft ab, und er schüttelte in stummer Abwehr den Kopf. Er hatte den Dunklen Turm rechtzeitig erreicht; es konnte einfach nicht sein, dass die lange Nacht so weit in den Wald vorgedrungen war. Aber da stand die Burg und zeichnete sich weiß unter einer dicken Decke aus Schnee, Eis und Raureif ab. Längliche, spitze Eiszapfen hingen von jedem Türmchen und jedem Fenster, und der Burggraben hatte sich in eine Eisfläche verwandelt. Fackeln brannten in regelmäßigen Abständen auf den Brustwehren, aber ihr flackerndes, graugelbes Licht konnte der näherrückenden Nacht kaum Einhalt gebieten. Rupert begann zu zittern, und das hatte wenig mit der bitteren Kälte zu tun, die sich in

seinen Knochen festbiss. Es war eine Sache, sich durch den Dusterwald zu kämpfen, um ein Abenteuer zu bestehen oder den kürzesten Weg zum Erzmagier zu wählen. Aber die Dunkelheit hatte kein Recht, seine Heimat zu belagern. Der Dusterwald hatte sich immer irgendwo in bequemer Ferne befunden. Bis jetzt hatte Rupert nicht ernstlich daran geglaubt, dass die Burg, die den Waldkönigen seit dreizehn Generationen als Sitz diente, der Dunkelheit zum Opfer fallen könnte. Es war unmöglich; es konnte nicht sein. Er kämpfte gegen die aufsteigende Angst an und bekam sich allmählich wieder in die Gewalt. Seine Gedanken wanderten nervös hierhin und dorthin, auf der Suche nach einer Antwort auf die Frage, was geschehen war. Wie war es möglich, dass sich der Dusterwald so schnell ausgebreitet hatte? Dann, nach langer Zeit, sah Rupert auf.

Direkt über ihm hing inmitten der ewig währenden, sternlosen Nacht der Vollmond. Seine Farbe erinnerte an Schimmelkäse oder lepröses Fleisch; die einzige Farbe, die das Auge in der Schwärze der Nacht wahrnahm. Der blaue Mond war aufgegangen.

Im Dusterwald verging die Zeit anders.

Rupert wandte sich um und startete den Erzmagier an. „Was habt Ihr getan?“, fragte der Prinz, und

seine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern.

„Verdammt, was habt Ihr getan?“

Der Erzmagier sah ihn an und schluckte trocken. Seine Miene war starr vor Angst. „Keine Ahnung“, sagte er. „Da muss etwas mit meinem Teleport schief gelaufen sein. Der Ort stimmt, die Zeit nicht. Ich verstehe das nicht ...“

„Darüber können wir später diskutieren, Hoheit.“ Die Stimme des Ersten Ritters klang ruhig und kühl, aber seine Hand umklammerte die doppelschneidige Streitaxt so fest, dass die Knöchel weiß hervortraten. „Allerorten wimmelt es von Dämonen. Unsere Ankunft scheint sie ebenso erschreckt zu haben wie uns, aber das wird nicht lange so bleiben. Wir täten gut daran, so schnell wie möglich von hier zu verschwinden.“

Rupert warf einen Blick auf die Soldaten, die mit gezückten Schwertern und erhobenen Laternen einen engen Verteidigungsring bildeten, und nickte langsam. Die Ruhe und Kampfbereitschaft, die sie ausstrahlten, gaben ihm sein Gleichgewicht zurück, und er verbannte gewaltsam die Reste von Angst und Verzweiflung, die noch in ihm rumorten.

„Ihr habt recht, Herr Ritter. Erteilt den Marschbefehl! Wir übernehmen die Spitze, und der Zauberer gibt uns mit seiner Magie Rückendeckung.“

Das könnt Ihr doch wenigstens, Erzmagier, oder?“

Der Angesprochene zuckte zusammen und nickte. Rupert zog sein Schwert, hob es und wandte sich an seine Männer.

„Bleibt zusammen, seid vorsichtig und haltet nicht mehr an, wenn wir losmarschieren sind! Es sind höchstens fünfhundert Meter bis zur Burg, und nach allem, was wir durchgemacht haben, können uns ein paar dumme Dämonen nicht an der Heimkehr hindern. Los, Leute! Wer das Burgtor als Letzter erreicht, zahlt das Bier.“

Es war keine brillante Anfeuerungsrede, doch die Männer antworteten mit rauen Hurrarufen. Rupert war enorm stolz auf seine tapfere Truppe. Er grinste und wandte sich schnell ab, um die Tränen zu verbergen, die ihm in den Augen brannten. Er umklammerte die Zügel des Einhorns und ritt los, zügig, aber ohne Hast. Wenn die Dämonen den Eindruck gewannen, dass der Trupp vor ihnen floh, würden sie zum Angriff übergehen. Andererseits ließen sie sich durch gespielten Mut möglicherweise lange genug täuschen, bis die Heimkehrer die Burg erreicht hatten. In dieser Phase kam es auf jede Kleinigkeit an. Rupert musterte unauffällig die Umgebung. Der Erste Ritter schritt an seiner Seite und schwang die schwere Streitaxt so locker, als

hätte sie kein Gewicht. Die Gardisten und der Zauberer folgten ihnen dicht gestaffelt und spähten angespannt in das Dunkel. Der Erzmagier machte mehr Lärm als alle Kämpfer zusammen. Rupert konnte die Dämonen nicht hören, die sie von allen Seiten belagerten, aber hin und wieder glommen rote Augenpaare wie glühende Kohlen auf, und missgestaltete Wesen huschten vor und hinter ihnen von Schatten zu Schatten.

Rupert blickte finster und schlang sich den Umhang enger um die Schultern. Die Kälte setzte sich in seinen Knochen fest, bis er am ganzen Leib zitterte. Es war lange her, seit er etwas anderes als Schnee, Graupel und den Eishauch des frühen Winters gespürt hatte. Allmählich vergaß er, wie sich Wärme anfühlte. Er nahm aus dem Augenwinkel eine plötzliche Bewegung wahr und blickte hilflos in die Schwärze. Die Burg kam immer näher, aber ihr Licht reichte nicht weit in den Dusterwald. Rupert schmunzelte grimmig. Er musste die Dämonen nicht sehen, um zu wissen, dass sie in der Nähe waren, und es war ihm verdammt gleichgültig, wie viele es waren. Wenn es zu einem Kampf kam, würden wahrscheinlich weder er noch seine Begleiter die Burg lebend erreichen. Ihre einzige Hoffnung bestand darin, unbehelligt so nahe ans Burgtor

heranzukommen, dass sie die letzten Schritte im Laufschrift zurücklegen konnten. Keine große Hoffnung.

Rupert umkrampfte seinen Schwertgriff, bis seine Finger schmerzten, aber seine Hand zitterte dennoch. Der Dusterwald mit seinen Schrecken drückte ihn erbarmungslos nieder, und das Gewicht war keine Spur leichter geworden. Immer, wenn ihn die Pflicht zwang, in die Schwärze zurückzukehren, hoffte er wider alle Vernunft, es würde diesmal besser, aber jedes Mal wurde es noch schlimmer. Furcht, Verzweiflung und eine alles betäubende Hoffnungslosigkeit sickerten wie Eiswasser in seine Seele, bis er sich zu Boden werfen, zusammenrollen und nur noch schreien wollte. Aber das durfte er nicht. Das würde er nicht tun. Er hatte seine Männer nicht bis hierher gebracht, um so kurz vor der Ankunft aufzugeben. Rupert starrte die Burg vor ihm an, die mit jedem Schritt näherrückte. Beinahe da. Beinahe daheim. So gottverdammt nah ...

Das Einhorn trottete entkräftet neben ihm her, und Rupert tätschelte ihm tröstend den Hals.

„Bald haben wir's geschafft“, flüsterte er mit rauer Zärtlichkeit. „Noch einmal richtig ins Zeug legen, dann können wir ausruhen.“

„Das hast du schon so oft gesagt“, erinnerte ihn

das Einhorn trübselig. „Ausschlafen, in einem warmen, trockenen Stall! Das glaube ich erst, wenn ich es mit eigenen Augen sehe, keine Sekunde früher. Ich hoffe nur, sie haben auf der Burg etwas Vernünftiges zu fressen. Wochenlang nur Gras, das muss man sich mal vorstellen! Für eine Handvoll Hafer würde ich töten.“

„Sobald wir uns innerhalb der Burg befinden, begrabe ich dich in Hafer.“

„Angesichts unserer augenblicklichen Lage finde ich diese Ausdrucksweise geschmacklos.“

Rupert und das Einhorn wechselten einen Blick und mussten beide lachen.

„Alles in allem war es ein komisches Unternehmen“, entgegnete Rupert.

„Da hast du recht“, sagte das Einhorn.

„Du weißt, dass wir es wahrscheinlich nicht schaffen werden.“

„Der Gedanke kam mir.“

„Ich möchte mich ... bei dir bedanken, dass du immer da warst, wenn ich dich brauchte.“

„Ich möchte keines unserer Abenteuer missen. Du bist kein schlechter Kumpel. Für einen Menschen.“

„Danke ... schätze ich. Sind wir wieder Freunde?“

„Klar, warum nicht?“

„Toll.“

„Das heißt nicht, dass ich auf den Hafer verzichte.“

Rupert lachte laut los, und der Erste Ritter warf ihm einen fragenden Blick zu. Rupert hob sein Schwert und merkte, dass seine Hand nicht mehr so stark zitterte. Irgendwie wünschte er fast, die Dämonen würden angreifen, damit er die Sache endlich hinter sich bringen konnte. Wenn er kämpfte, hatte er keine Zeit, sich zu fürchten. Er atmete tief durch, um ruhiger zu werden, und bereute es sofort, als ihm der Verwesungsgestank des Dusterwalds in die Nase drang. Er schüttelte den Kopf und warf einen Blick über die Schulter. Die Gardisten marschierten immer noch in dichten Reihen hinter ihm, die Schwerter kampfbereit. Aber dann blieb ihm fast das Herz stehen, als er sah, dass der Zauberer verschwunden war. Einen Augenblick lang erstarrte er vor Angst, doch dann entspannte er sich mit einem Seufzer der Erleichterung, als er nach oben schaute und erkannte, dass der Zauberer gut drei Schritt über ihnen schwebte, die Augen geschlossen und die Stirn in tiefe Falten gelegt, als konzentrierte er sich auf ein Problem, das niemand außer ihm sah. Seine Hände schienen schwach zu leuchten, und jetzt erst merkte Rupert, dass die Gruppe von einem kleinen Lichtkreis umgeben war. Beruhigt sah er wieder nach vorn. Wenigstens war

die Magie des alten Hexenmeisters zu etwas nütze.

Die Burg kam beständig näher, in ihrem eigenen Fackelschein blass schimmernd wie ein gewaltiger Steingeist. Auf den Wehrgängen waren keine Wachposten zu sehen, aber die Zugbrücke war hochgezogen. Rupert grinste düster. Wenn sich die Dämonen je zu einem Überfall auf die Burg entschließen sollten, würden sie sich nicht die Mühe machen, die Zugbrücke zu benutzen, sondern an den Mauern hinaufklettern. Er erinnerte sich, wie er das letzte Mal in den verlassenen Burghof geritten war ... er schüttelte wütend den Kopf. Er konnte doch nicht so weit gekommen sein, um jetzt zu spät zu kommen, das konnte nicht sein.

Wo zur Hölle blieben die Dämonen? Worauf warteten sie?

Die Burg lag dreihundert Schritt entfernt. Zweihundert. Hundert. Dann waren die Dämonen da.

Rupert hatte kaum Zeit, das Schwert zu heben, ehe die Dämonen von allen Seiten auf ihn eindrangen, und dann war um ihn ein Durcheinander aus Metall, Blut und gierigen Klauen. Er schwang die Klinge in kurzen, wilden Bögen, durchtrennte mit sparsamen Hieben Dämonenfleisch, und der Geruch frischen Dämonenbluts verpestete die Luft. Sie

kamen aus allen Richtungen; krumme, bucklige Kreaturen mit Tatzen und Fängen, mit Augen, in denen ständiger, nimmersatter Hunger stand. Die Erde wölbte sich unter Ruperts Füßen und riss langsam auf.

Hunderte bleicher, schleimiger Tentakel schnellten aus den Spalten und tasteten mit grausiger Zielstrebigkeit nach den wild um sich schlagenden Männern. Rupert blickte in einen der Risse, während er ein zuckendes Tentakel durchschnitt; Hunderte von Mäulern mit nadelspitzen Zähnen geiferten ihm entgegen, und ein Riesenaugen, größer als ein Wagenrad, verfolgte jede seiner Bewegungen. Rupert zuckte erschüttert zurück. Drei Tentakel wanden sich um einen Soldaten und zerfetzten ihn so schnell, dass der Mann nicht einmal Zeit zum Schreien fand. Ein Etwas mit Fittichen und pelzigen, dunklen Spinnenbeinen stieß auf einen Gardisten nieder, riss ihm den Hals auf und war im Dunkel verschwunden, noch ehe er zu Boden stürzte. Rupert war so fertig, dass er keine Schmerzen mehr empfand. Er lehnte sich mit dem Rücken an einen der knorrigen, abgestorbenen Bäume und schwang unbewusst das Schwert hin und her. Die Angreifer vor ihm waren so dicht gedrängt, dass er sie nicht verfehlen konnte.

Noch mehr Dämonen tauchten auf, manche auf zwei Beinen, andere auf vier, wieder andere auf dem Bauch durch den Dreck rutschend. Im flackernden Lichtschein hatte Rupert den Eindruck, viele der Albtraumgestalten veränderten im Vorwärtsdrängen ihre Form und zerflossen wie nasser Lehm. Seltsam kränkliche Mischwesen aus Pflanzen und Insekten erhoben sich vor ihm und sanken zusammen, ekelerregende Monster, die in der Natur nie lebensfähig gewesen wären. Rupert kämpfte weiter. Für jede Kreatur, die unter seinem Schwert starb, kam eine Woge neuer Gegner.

Ein großes Gewicht fiel auf ihn herab, und etwas Kaltes, Schuppiges schlang sich um seine Schultern, während klauenbewehrte, hagere Arme eifrig nach seinen Augen und seinem Hals tasteten. Rupert schrie in Todesangst und versuchte verzweifelt, das Ding mit der Linken abzuwehren.

Der Ring der Dämonen schloss sich enger um ihn, und er hieb blindlings mit dem Schwert auf sie ein. Aus den Augenwinkeln sah er, wie der grinsende, elongierte Kopf mit der langen Schnauze hinter ihm plötzlich zustieß, dann bohrten sich Hunderte nadelspitzer Zähne in seine linke Schulter. Er stöhnte, als die Kiefer zuschnappten, und ließ das Schwert fallen. Die Dämonen vor ihm versuchten,

ihm an den Hals zu springen. Im nächsten Augenblick zischte ein grellweißer Blitz zwischen ihnen nieder, der sie in ein Häufchen Asche und verkohlter Gebeine verwandelte.

Rupert torkelte nach vorn, kämpfte weiter schwach gegen den Dämon auf seinem Rücken an, und ein zweiter Feuerstrahl schmetterte das Geschöpf zu Boden. Nur der Schädel blieb zurück, noch im Tod in Ruperts Schulter verbissen. Rupert sank in die Knie und zog das Schwert an sich, das in den Dreck gefallen war. Er versuchte, sich wieder aufzurichten, merkte aber, dass ihm die Kraft dazu fehlte. Plötzlich war der Erste Ritter an seiner Seite, schob seinen Dolch zwischen die Kiefer des Dämonenschädels und stemmte sie langsam auf. Rupert wandte den Blick ab. Ringsum flohen die Angreifer in die Schatten, um den grellen Blitzen des Erzmagiers zu entgehen. Blutverschmierte Tentakel zogen sich in die Erdspalten zurück und verschwanden, und binnen weniger Sekunden herrschte im Dürsterwald Totenstille. Dem Ersten Ritter gelang es endlich, den Dämonenschädel zu lösen.

Er warf ihn zu Boden und half Rupert auf. Das Einhorn war mit wenigen Schritten neben Rupert, der sich dankbar an die Flanke des Tieres lehnte.

Allmählich kehrten seine Kräfte zurück. Die Schulter schmerzte zwar unverändert weiter, aber es gelang ihm, sich zu sammeln. Während er spürte, dass ihm Blut über den linken Arm lief, hatte er in der linken Hand kein Gefühl.

„Darum mache ich mir später Sorgen“, dachte er entschlossen. Es gab eine Menge Dinge, um die er sich später kümmern musste.

„Herr Ritter!“, rief er heiser.

„Hoheit.“ Der Erste Ritter stand neben ihm, mit geradem Rücken, den Kopf hoch erhoben. Sein zeretztes Kettenhemd war dämonenblutgetränkt.

„Wir müssen versuchen, die Burg zu erreichen, Herr Ritter. Im Laufschrift. Wenn wir bleiben und weiterkämpfen, kommen wir alle um. Trommelt die Männer zusammen und sagt ihnen, dass wir sofort aufbrechen. Der Erzmagier kann die Dämonen durch Störfeuer ablenken. Habe ich mich klar ausgedrückt? Ja. Gut. Ihr übernehmt die Führung, Herr Ritter. Alle anderen folgen Euch.“

„Jawohl, Hoheit. Wir kämen übrigens schneller voran, wenn Ihr Euch entschließen könntet, wieder auf dem Einhorn zu reiten.“

Rupert sah das Einhorn an. Trotz seiner Benommenheit erkannte er klar, dass die Flanken des Tieres blutig waren. So hatte das Einhorn schon

einmal ausgesehen, auf der Lichtung des Dusterwaldes, als er selbst nur knapp dem Tod entronnen war ... Rupert schob die Erinnerung beiseite.

„Wie sieht es damit aus, Einhorn?“, fragte er leise.
„Kannst du mich so weit tragen?“

„Klar, kein Problem. Ich habe kaum einen Kratzer. Steig auf, Rupert.“

Der Erste Ritter machte die Räuberleiter und hievte Rupert mit Schwung auf den Rücken des Einhorns. Einen Augenblick lang schwankte Rupert im Sattel und kämpfte gegen die Bewusstlosigkeit an, die ihn zu überwältigen drohte. Er merkte mit einem grimmigen Lachen, dass er sein Schwert noch umklammert hielt. Ein gutes Zeichen, wenn man an Zeichen glaubte.

Im Dunkel bewegte sich etwas.

„Rennt zur Burg! Jetzt!“ Ruperts Stimme war kaum mehr als ein raues Gefluster, aber seine Männer setzten sich in Bewegung, noch ehe er den Befehl ausgesprochen hatte. Er hielt sich mit den Knien verzweifelt an den Seiten des Einhorns fest, als es lostrabte, und starrte angestrengt ins Dunkel. Der Erste Ritter lief vor ihm, die Streitaxt drohend erhoben. Der Erzmagier schwebte über ihnen. Von seinen Fingerspitzen prasselten und fauchten helle

Blitze in die Nacht. Vierzehn Wachen folgten Rupert in Richtung Burgtor.

Vierzehn. Vierzehn von fünfzig. Rupert ließ den Kopf ohnmächtig in die Mähne des Einhorns sinken, zu erschöpft, um sich aufrecht im Sattel zu halten. Die Hand, die das Schwert umklammerte, wurde immer schlaffer, und nur der entsetzliche Schmerz, der ihn bei jedem Schritt seines Reittiers über den holprigen Boden durchzuckte, hielt ihn bei Bewusstsein. Es störte ihn nicht, dass er versagt hatte; das war er gewohnt. Aber seine Männer waren ihm gefolgt und hatten ihm vertraut, und er hatte sie ins Verderben geführt. So wie er das Einhorn ins Verderben geführt hatte, bis es blutüberströmt und gebrochen auf jener kleinen Lichtung im Düsterwald lag. Nur hatte er diesmal keinen Regenbogen, um die Dunkelheit zu vertreiben.

Trotz der Schmerzen in der Schulter fielen ihm die Augen wieder zu. Er wusste, er war einer Ohnmacht nahe, aber das war ihm gleichgültig. Der Schock schien sowohl die Schmerzen als auch die Erinnerungen zu dämpfen, und genau das brauchte er jetzt. Die Riesenbäume des Waldes ragten aus dem Dunkel auf und verschwanden wieder, während das Einhorn der Burg entgegen trabte, und Rupert

schluckte Galle, als er die großen Faulstellen entdeckte, die sich überall durch die Rinde fraßen. Trotz der Finsternis und der Dämonenhorden hatte er nicht wahrhaben wollen, dass der Wald tot war; allein der Gedanke daran schien ihm abwegig. Den Wald hatte es immer schon gegeben, lange vor den Menschen, und tief in seinem Innern war Rupert überzeugt gewesen, dass er weiterexistieren würde, wenn die Menschen längst verschwunden und vergessen wären. Die großen, alten Bäumen tot und verrottend zu sehen schmerzte ihn mehr als der Gedanke, dass er wahrscheinlich selbst todgeweiht war; denn wenn der Wald der Dunkelheit zum Opfer fiel, gab es für nichts und niemanden mehr Hoffnung. In diesem Augenblick starb in Rupert der letzte Funke Hoffnung. Langsam begann die Welt um ihn zu verblassen, und mit ihr der Kummer und der Gram.

Dann kam ein grinsender Dämon aus der Schwärze auf ihn zugeflogen, und ein Reflex riss seinen Schwertarm nach oben.

Die längliche, hutzlige Kreatur sprang in die Klinge und sank mit gefletschten Zähnen zu Boden, ohne einen Laut von sich zu geben. Rupert blickte verständnislos auf sein blutbeflecktes Schwert und schüttelte den Kopf, während die dumpfe Wut, die

in ihm schwelte, immer heißer loderte und ihn schließlich aus seiner Starre riss. Vermutlich kam er zu spät, um den Wald zu retten, aber er konnte ihn zumindest rächen. Eine Dämonenhorde stürmte aus dem Dunkel heran, und Rupert hieb mit dem Schwert auf sie ein, während das Einhorn seine letzten Kräfte mobilisierte, um das Burgtor zu erreichen, ehe die Feinde es zu Boden zerren konnten.

Der Erste Ritter pflügte eine Gasse durch die Dämonen, ohne in seinem Lauf innezuhalten, den Blick starr auf die Zugbrücke gerichtet. Die Soldaten nahmen das Einhorn in die Mitte und bildeten eine Abwehrkette gegen die Dämonen, die geräuschlos aus dem Schwarz strömten. Rupert musste hilflos mit ansehen, wie drei weitere Männer den Fangarmen und Krallen der Gegner zum Opfer fielen, und konzentrierte sich darauf, sich im Sattel zu halten. Er versuchte, mit der Linken nach den Zügeln zu fassen, aber seine Finger gehorchten ihm nicht. Die Burg war nur noch fünfzig Schritte entfernt, doch ebenso gut hätten es fünfzig Meilen sein können. Dämonen blockierten die Straße zum Tor. Ein Schrei zu seiner Rechten verriet, dass er wieder einen Mann verloren hatte, aber er fand nicht einmal die Zeit, sich umzudrehen. Die Dämonen hatten ihn fast

erreicht, und die Schritte des Einhorns wurden immer mühsamer. Rupert widerstand dem Drang, einfach umzukehren und zurück in die Dunkelheit zu reiten, um sein Schwert niedersausen zu lassen, bis er in Dämonenblut ertrank; im Kampf starb statt auf der Flucht. Der Impuls verging so rasch, wie er aufgetaucht war, und der Prinz hieb mit einem grimmen Lachen einen Angreifer entzwei, der die Klauen nach ihm ausstreckte. Er war nicht so weit gekommen, um sein Leben für eine Geste wegzuwerfen. Er hatte den Düsterwald überwunden, um den Erzmagier aus dem Dunklen Turm zu holen, und nun kehrte er heim, und wehe dem, der ihn aufzuhalten wagte.

Das Einhorn taumelte weiter, Schritt für Schritt. Ruperts Schwertarm hob und senkte sich gleichmäßig und metzelte Feinde nieder. Die Burg kam näher ... aber die Dämonen gaben nicht auf. Vierzig Schritte. Dreißig. Fünfundzwanzig. „Wir könnten es schaffen“, dachte Rupert. „Wir könnten es knapp schaffen.“ Unheimliche, verzerrte Gesichter tauchten bedrohlich aus der Dunkelheit ringsum auf. Er hieb automatisch mit dem Schwert auf sie ein.

Ein schwerfälliges Pochen klang irgendwo weit hinter ihm auf; ein träger, dumpfer Laut, wie das Schlagen eines gewaltigen Herzens. Anfangs hielt

Rupert das ferne Geräusch für Donnertrommeln. Doch dann erbebte der Boden im Takt zu dem tiefen Bassrhythmus, und er erkannte, dass sich etwas unbeschreiblich Großes und Schweres langsam hinter ihm durch den Dusterwald wälzte. Rupert wagte einen Blick über die Schulter, doch das undurchdringliche Dunkel nahm ihm die Sicht. Dann spürte er, wie sich ihm die Nackenhaare aufstellten, als ein grauenhafter, halb erstickter Schrei die lange Nacht zerriss; ein ohrenbetäubendes Geheul, erfüllt von Hass und unvorstellbarer Wut. Der Boden bebte stärker, je näher das Geschöpf kam. Das Gefühl einer archaischen, bösen Macht breitete sich aus. Rupert dachte an den großen, durchsichtigen Wurm, den er in Kupferstadt bekämpft hatte, und trieb das Einhorn zur Eile.

Plötzlich zerschnitt strahlendes Licht die lange Nacht, und die Finsternis wich zurück, als der Erzmagier endlich seine Kräfte freisetzte. Bäume wurden entwurzelt und flogen zur Seite. Dämonen starben, die Mäuler weit aufgerissen, von einer unsichtbaren Macht zu Boden gepresst, bis alles Leben aus ihnen gewichen war. Die Erde hob und senkte sich wie eine Riesenwoge, als die Zauberkunst des Erzmagiers über sie hinweg strich, und tief in ihrem Schoß schrie ein Riesengeschöpf

vor Angst und Schmerz auf. Rupert zuckte zusammen, als die faulig stinkende Luft zu pulsieren begann und die Kräfte des Zauberers ungezähmt und unaufhaltsam in die Dunkelheit flossen. Es steckte eine wilde Urgewalt in der Magie, die der Erzmagier auf die Welt losgelassen hatte, eine Energie, die nur sein Willen im Zaum hielt. Sie wallte und knisterte in der Luft, zerstörte alles ringsum, und doch wusste Rupert, dass der Magier sie so meisterlich beherrschte, dass sie nicht auch die Burg und den Wald mit allem, was sich darin befand, in einer Orgie der Gewalt vernichtete. Die Dämonen flohen ins Dunkel, und die Zauberei folgte ihnen. Rupert senkte das Schwert, und das Einhorn fiel in mühsamen Trab, als es merkte, dass der Weg zur Burg frei war. Der Erzmagier schwebte hinter ihnen, sacht schaukelnd, als wiegten ihn Winde, die nur er spürte.

Rupert schwankte im Sattel, als der Bergfried plötzlich vor ihm auftrug, und wusste, er hatte seine letzten Kräfte verausgabt. Er krampfte die Finger um den Schwertgriff, damit ihm die Waffe nicht entglitt. Im gleichen Augenblick schoss ein behaartes, vierbeiniges Ding aus dem Dunkel und ließ sich auf den Nacken des Einhorns fallen. Das Tier geriet ins Straucheln und wäre um ein Haar gestürzt.

Der Dämon klammerte sich fest, sein Gewicht zwang das Einhorn beinahe zum Stehenbleiben. Dünne Blutfäden rannen über seine Kehle, als ihm der Angreifer die Klauen ins Fleisch bohrte. Das Einhorn bäumte sich auf und schüttelte in wilder Furcht den Kopf, als der Dämon ihm die Augen auszukratzen versuchte.

Rupert bemühte sich, im Sattel zu bleiben, und hieb mit dem Schwert auf das Monster ein. Die Klinge ging glatt durch den Dämon, aber kein Blut floss aus dem breiten Schnitt, und noch während Rupert hinsah, schlossen sich die Ränder, und die Wunde verschwand spurlos. Rupert hob das Schwert zum nächsten Hieb, und der gedrungene Angreifer verwandelte sich schauernd in ein Schlangenesen, das am Hals des Einhorns entlang auf Rupert zufloss. Es hinterließ eine Spur kleiner Blutstropfen auf der fahlweißen Haut des Einhorns, als bewege es sich mit Hunderten messerscharfer Saugnäpfe fort. Irgendwie wankte das Einhorn weiter, durchdringend wiehernd und halb wahnsinnig vor Angst und Schmerz.

Rupert zielte sorgfältig, um das Einhorn nicht zu treffen, aber seine Schwerthiebe konnten dem Untier nichts anhaben. Dauernd stülpten sich ungleichmäßige Gliedmaßen aus seinem haarigen

Körper und federten wieder zurück. Rupert durchbohrte das Ding, und es floss die Klinge entlang, um mit einem Dutzend knochiger Hände nach seinem Schwertarm zu greifen. Seine Berührung brannte wie Säure. Über einem geifernden, breiten Maul mit Hunderten von scharfen Zähnen saßen zwei grünlich gelbe Augen, die Rupert fixierten. Er stieß einen wilden Fluch aus und schlug mit der tauben Linken nach dem Monster. Die Finger versanken dicht über den Augen tief im Fleisch des Widersachers und schlossen sich erbarmungslos. Der Dämon versuchte, sich loszureißen, aber Rupert achtete nicht auf den Schmerz, der ihm wie Feuer durch den Arm lief, und stieß die Hand immer tiefer in das Dämonenfleisch. Seine Finger erwachten unerwartet wieder zu Leben.

Nackter Schmerz toste durch seinen Körper, aber jenseits der Qual spürte er etwas Weiches, Nachgiebiges in seiner Hand pulsieren: das Herz des Dämons. Das Monster ließ seinen Schwertarm los und versuchte, ihm an die Kehle zu fahren, das geifernde Maul weit aufgerissen. Rupert lachte und schmetterte den Angreifer mit letzter Kraft zu Boden, dicht vor die Läufe des Einhorns, das ihn unter durchdringendem Wiehern niedertrampelte. Endlich blieb der Dämon bewegungslos liegen, und

das Einhorn eilte in blinder Hast auf die Burg zu.

Der eisbedeckte Burggraben lag dicht vor ihnen, und Augenblicke später trommelten die Hufe des Einhorns laut über die alten Holzbohlen der Zugbrücke. Rupert schüttelte den schmerzenden Kopf, um seine Gedanken zu ordnen. Er hatte nicht mitbekommen, dass jemand die Zugbrücke heruntergelassen hatte. Der Erste Ritter befand sich bereits im Torhaus und hämmerte nun mit der eisenbewehrten Faust gegen die verschlossene Innentür. Langsam schwangen die Türflügel auf. Rupert ritt in den Torturm und zügelte das Einhorn; er wartete ungeduldig, dass sich der Türspalt weit genug öffnete, um ihn mit seinem Reittier durchzulassen. Hinter sich hörte er Bewegung und warf einen Blick über die Schulter. Zehn Gardisten näherten sich langsam der Zugbrücke, schwindelig vor Erschöpfung. Die zerfetzten Reste ihrer Kettenpanzer waren blutbefleckt, aber jeder von ihnen umklammerte ein Schwert.

Der Erzmagier schwebte langsam hinter ihnen; die magischen Kräfte, die in schimmernden Wellen von ihm ausgingen, beugten die hohen alten Bäume, als peitsche sie ein Sturm. Dämonen lagen zitternd am Boden, getroffen von der Wucht seiner Magie, und ihre missgestalteten Leiber schmolzen und

versickerten im Erdreich. Der Erste Ritter rief Rupert zu, er solle endlich kommen, und das Einhorn stolperte vorwärts. Er hob sein Schwert drohend gegen die Finsternis und ritt durchs Torhaus in die Sicherheit des Burghofs. Hinter ihm begannen die Türflügel, sich wieder zu schließen.

„Nicht!“, schrie Rupert. Seine Stimme klang harsch vor Müdigkeit und Schmerz. „Lasst die Tore offen! Meine Männer sind noch da draußen!“

„Zum Henker mit Euren Männern!“, schrie ein Wachoffizier zornig zurück. „Da draußen sind Dämonen. Schließt die Tore!“

Er unterbrach sein Gezeter, als Rupert das Einhorn dicht neben ihm zügelte und ihm die Schwertspitze an die Kehle setzte. Ihre Blicke trafen sich, und der Wachoffizier verstummte. Er starrte die abgerissene, blutbefleckte Gestalt an, die sich über ihn beugte, und wusste ohne den Schatten eines Zweifels, dass dieser Mann gefährlicher war als jedes Geschöpf aus dem Dusterwald.

„Das Tor bleibt offen, bis meine Leute die Schwelle passiert haben“, sagte Rupert. „Gebt den Befehl, oder Ihr seid tot, das schwöre ich!“

„Haltet die Tore auf!“, rief der Wachoffizier. „Zieht die Waffen, um den Eingang gegen Dämonen zu verteidigen! Es kommen Nachzügler.“

Rupert senkte das Schwert, drehte sich um und spähte ins Dunkel. Den Wachoffizier hatte er schon vergessen. Seine Männer kehrten endlich heim, und so ermattet, erschöpft und bluttriefend er auch war, spürte er doch bitteren Stolz, als die zehn Überlebenden über die Zugbrücke in den Hof wankten. Sie stützten einander und konnten sich kaum auf den Beinen halten, wehrten aber jede Hilfe der Wachen ab.

Nach allem, was sie durchgemacht hatten, nach allen Hindernissen, die sie überwunden hatten, waren sie entschlossen, auch den Rest des Weges aus eigener Kraft zurückzulegen. Das Licht des Erzmagiers flackerte plötzlich und erlosch, und er ließ sich sacht mitten auf die Zugbrücke sinken, wo er stehen blieb und in die Finsternis hinaus starrte. Die Hochmagie, die er entfesselt hatte, war erloschen, aber eine Spur seiner einstigen Macht blieb und verlieh seiner zarten Gestalt eine dunkle Würde. Dämonen scharten sich um den Lichtkreis der Burg, wagten aber nicht, sich dem Erzmagier zu nähern. Er kehrte ihnen den Rücken zu und ging steif über die Brücke und durch das Torhaus des Bergfrieds in den Burghof. Erst dann stürmten die Dämonen vorwärts. Bewaffnete schrien Kommandos, und die beiden Flügel des äußeren Tores schlossen sich langsam.

Rupert sah gerade noch, wie die Zugbrücke nach oben klappte, schon halb erstürmt von Dämonen, die sich in Trauben an die Holzbohlen klammerten. Dann fielen die Eichentüren lautstark zu, und Männer rannten herbei, um die schweren Eisenriegel vorzuschieben. Rupert schob endlich sein Schwert in die Scheide und sank ermattet im Sattel zusammen. Tausende von Dämonen hämmerten in hilfloser Wut gegen die Außenmauern der Burg, ein ohrenbetäubendes Geräusch, das auf- und abschwoll wie endloses Donnernrollen, und weit weg, tief im fauligen Herzen der Finsternis, heulte ein furchtbares, unmenschliches Wesen vor ohnmächtigem Zorn.

Rupert glitt aus dem Sattel, machte ein paar wankende Schritte und ließ sich zu Boden gleiten, den Rücken gegen die innere Mauer des Burghofs gestützt. Selbst durch die fünf Schritte dicke Barriere aus Stein war die schwache Vibration unzähliger Dämonenfäuste zu spüren. Er bettete seinen linken Arm in den Schoß und entspannte sich, zum ersten Mal seit zu vielen Monaten. Alles drehte sich, und er zitterte am ganzen Körper. Nur der Schmerz, der ihm in Wellen durch die linke Schulter jagte, bewahrte ihn davor, ohnmächtig zu werden. Aber das war ihm verdammt gleichgültig. Er war wieder auf der Burg,

und nur das zählte. Was immer nun geschehen mochte, er hatte es geschafft. Er war zurückgekommen.

Nach einiger Zeit gaben es die Dämonen auf, gegen die Burgmauern anzurennen, und das dumpfe Donnern wich einer Grabesstille, die noch unheilswanger wirkte. Rupert schloss die Augen und ließ sich einen Augenblick lang einfach treiben. Er hatte seine Pflicht getan. Er hatte das Recht innezuhalten. Wenigstens ein Weilchen. In seiner Nähe erklang ein leises, müdes Schnauben. Er öffnete die Augen, blickte auf und sah das Einhorn an seiner Seite stehen, den großen, knöchigen Kopf müde gesenkt, mit verhüllten roten Augen ins Leere starrend. Rupert bedachte sein Reittier mit einem warmen Lächeln.

„Guter Spurt, Einhorn“, sagte er heiser.

„Ich weiß“, antwortete das Einhorn trocken.

„Einen besseren wirst du nicht mehr erleben, so viel steht fest. Ich bin noch nie im Leben so schnell gerannt. Bemerkenswert, was man alles schafft, wenn es sein muss. Wie geht es dir?“

„Bescheiden, fast schon beschissen. Ich würde töten für einen Schluck Wasser. Vorausgesetzt, ich hätte die Kraft dazu.“

„Nun hör schon auf, den Todgeweihten zu mimen!“

Wo bleibt der versprochene Hafer?“

Rupert stieß ein heiseres Lachen aus und fand zum ersten Mal die Kraft, den Kopf zu heben und sich umzusehen.

Auf dem Burghof wimmelte es von Menschen: Bauern, Handwerker und Bürger, die vor den vorrückenden Dämonen geflohen waren und in der Burg Schutz gesucht hatten. Der Dunkelheit entgangen, drängten sie sich in kleinen Familienverbänden zusammen, umgeben von ihrer bescheidenen Habe. Hier und da flackerten kleine Feuer und versuchten, die Winternacht mit etwas Helligkeit und Wärme zu erfüllen.

Gleichwohl herrschte eine bittere Kälte, und Schatten sammelten sich zwischen den Feuern. Es gab ein paar erbärmliche Zelte und Unterstände, die aber keinen echten Schutz boten. Tiere streiften umher und wühlten in der Asche nach Essensresten. Der Gestank, der von den Menschen und Tieren ausging, war überwältigend, aber niemand schien es zu merken. Sie waren zu sehr daran gewöhnt.

Das Schlimmste war die Grabesstille. Die Menschen saßen der Wärme und des Trostes wegen stumm beisammen. Sie stierten mit Augen, die zu viel Grauen und zu wenig Hoffnung gesehen hatten, in die Flammen und warteten darauf, dass die

Dunkelheit kam und sie holte. Rupert grinste bitter. Selbst die Burgmauern und die Magie, die darin steckte, reichten nicht, um den Einfluss des Dusterwalds völlig fern zu halten. Furcht, Beklommenheit und Hoffnungslosigkeit hingen in der Luft wie ein zäher, alles erstickender Nebel und spiegelten sich in der Schwäche wider, die jedes einzelne Flüchtlingsgesicht zeichnete. Die Dunkelheit war in ihre Seelen gedrungen und hatte ihnen ihren Stempel aufgedrückt. Rupert wandte den Blick ab. Trotz allem, was er erduldet und geleistet hatte, musste er am Ziel seiner Reise erkennen, dass seine Mission gescheitert war. Er war zu spät zurückgekehrt. Der blaue Mond stand am Himmel, der Wald lag unter dem Bann der langen Nacht, und von den fünfzig Männern, die ihm durch den Dusterwald zum Dunklen Turm gefolgt waren, hatten nur zehn überlebt.

„Ich hab's versucht“, dachte Rupert niedergeschlagen. „Ich hab's zumindest versucht.“

Er kämpfte gegen eine Woge von Selbstmitleid an, die ihn ertränkt hätte, hätte er es zugelassen. Leidun konnte er sich später, wenn er Zeit dazu fand. Noch hatte er sich nicht bei König John zurückgemeldet, und er musste sich vergewissern, ob es seinen Männern gut ging. Sie hatten zuletzt

ziemlich gelitten. Rupert sah sich nach dem Ersten Ritter um, aber er war nirgends zu entdecken. Allem Anschein nach hatte er sich geradewegs zu König John begeben, um ihm die Rückkehr des Erzmagiers zu melden. Rupert zog die Stirn kraus. Als Anführer der Gruppe war es eigentlich seine Aufgabe und nicht die des Ersten Ritters, über die Mission zu berichten. Zumindest hätte der Erste Ritter sich vorher mit ihm absprechen können. Rupert schmunzelte mit schmalen Lippen, als ihm etwas dämmerte. Der Erste Ritter hatte geschworen, seinen Befehlen bis zum Ende des Unternehmens zu gehorchen. Nun, da sie sich wieder auf der Burg befanden, war Rupert für ihn nichts weiter als der zweite Sohn, ohne jede Befehlsgewalt. Genau genommen musste Rupert sich von jetzt an gut vorsehen, damit der Erste Ritter ihm nicht in den Rücken fiel. Schwere Stiefel scharrten über das Kopfsteinpflaster, und als Rupert den Kopf hob, sah er den Wachoffizier vor sich stehen, groß, kräftig und imposant. Ein Mann zum Fürchten, auch ohne die Wut, die sein narbiges Gesicht verdüsterte. Er hielt eine verrostete Pike in den mächtigen Pranken, und hinter ihm tauchten weitere Wachposten auf, die Rupert mit kalten, drohenden Blicken musterten. Rupert startete ihnen gelassen entgegen.

„Was wollt Ihr?“

„Mein Name ist Chane“, sagte der Bewaffnete vom Torhaus. „Ihr erinnert Euch? Dachte ich mir. Ihr hättet uns alle umbringen können, Ihr gottverdammter Blödmann, und das wegen ein paar Gardesoldaten! Ich weiß nicht, was zum Teufel Ihr da draußen gesucht habt oder wie es Euch gelang, das Tor zu öffnen, aber ich verspreche Euch eines: Wenn wir mit Euch fertig sind, wünscht Ihr Euch, Ihr wäret den Dämonen in die Hände gefallen!“

„Na toll“, dachte Rupert. „Da ackere ich mich durch sämtliche Dämonen des Düsterwalds, nur um gleich nach der Ankunft von den eigenen Leute eine Abreibung zu kriegen. Typisch.“

Er richtete sich mühsam auf, sein linker Arm war unbrauchbar und schlenkerte schlaff am Körper. Das Einhorn trat beschützend neben ihn. Chane hob die Pike und kam mit einem fiesem Grinsen näher. Doch im gleichen Augenblick lösten sich zehn verdreckte, blutverkrustete Soldaten aus den Flüchtlingsknäueln und schoben sich zwischen Rupert und die Angreifer.

Chane und seine Kameraden warfen einen Blick auf die wild entschlossenen Gestalten und wichen einen Schritt zurück.

Stahl schabte gegen Leder, als die Gardisten ihre Schwerter zogen, und die Wachen wichen einen

Schritt zurück.

„Das ist unser Befehlshaber“, sagte einer der Soldaten ruhig. Rupert erkannte ihn als Rob Hawke, den Klingenmeister. „Wagt es nicht, ihn zu bedrohen! Er hat uns heil aus der Dunkelheit zurückgebracht. Wenn er nicht gewesen wäre, hättet ihr uns das Tor vor der Nase zugeschlagen und uns da draußen sterben lassen! So, und jetzt weg mit den Waffen, oder wir rammen sie euch in die ungewaschenen Häuse.“

„Wer zum Henker seid Ihr?“, stammelte Chane und ließ seine Blicke unruhig über die erzürnten Gardesoldaten schweifen.

„Seit wann befehligt Ihr die Torwache?“, fragte eine kalte, wohlbekanntere Stimme. Rupert drehte den Kopf zur Seite und sah, dass der Erste Ritter neben ihm getreten war, die Streitaxt in Händen.

Chanes fiel das Gesicht herunter, und er erbleichte. „Herr Ritter“, flüsterte er kaum hörbar. „Es hieß, Ihr wärt tot. Aber ... wenn Ihr am Leben seid, dann muss das ... dann ist das ...“

Er stierte Rupert mit weit aufgerissenen Augen an. Der quittierte seinen Blick mit einem grimmigen Lächeln. Dann senkte Chane zu Ruperts großer Verwirrung die Pike, kniete vor ihm nieder und verneigte sich tief. Die anderen Wachen folgten

seinem Beispiel.

„Verzeihung, Hoheit“, sagte Chane, und seine Stimme bebte vor Erschütterung. „Verzeiht, dass ich Euch nicht gleich erkannt habe ... aber es ist so lange her ... wir hatten jede Hoffnung aufgegeben ... und alle sagten, Ihr wäret tot. Alle!“

„Nun, wie Ihr seht, waren die Gerüchte über mein Ableben stark übertrieben“, entgegnete Rupert. „Ein Geist wäre wohl nicht so verdammt durstig, wie ich es bin.“

Hawke reichte Rupert sofort seine Feldflasche. Der nickte ihm dankbar zu und schob sein Schwert in die Scheide. Er nahm die Feldflasche, zog den Stöpsel mit den Zähnen heraus und trank gierig. Nie zuvor hatte ihm lauwarmes Wasser so vortrefflich geschmeckt. Allmählich ließ sein Durst nach, und er gab die Feldflasche zurück. Chane und seine Männer knieten immer noch, und er gab ihnen durch eine verlegene Geste zu verstehen, endlich aufzustehen. Ihre Unterwürfigkeit war ihm peinlich.

„Willkommen daheim, Hoheit!“ In Chanes Augen leuchtete fast so etwas wie fromme Ehrfurcht.

„Willkommen auf der Burg, Prinz!“

Seine Worte hallten laut in der Stille wider, und ein Flüstern ging durch die Reihen der dichtgedrängten Flüchtlinge.

Köpfe drehten sich in Ruperts Richtung, und hier und da standen Menschen auf, um besser zu sehen. Das Getuschel wurde lauter und schwoll zu einem wilden Gekreisch an. Innerhalb von Sekunden waren alle im Hof auf den Beinen und rannten auf Rupert zu. Sein Name machte die Runde, und Jubel klang auf. Die Gardesoldaten bildeten einen schützenden Ring um Rupert, und Chanes Männer unterstützten sie rasch, als sie die wogende Menge näher kommen sahen. Rupert wich an die Mauer des Burghofs zurück und beobachtete verlegen den Freudenausbruch. Viele Menschen hatten Tränen in den Augen. Rupert warf dem Ersten Ritter einen fragenden Blick zu.

„Was zur Hölle läuft hier?“

Der Erste Ritter grinste. „Offenbar hatte man uns seit geraumer Zeit für tot erklärt, und welche Hoffnung hätte es nach dem Scheitern Eurer Mission zum Dunklen Turm noch geben sollen? Aber jetzt seid Ihr da, im letztmöglichen Augenblick zurück aus der langen Nacht, begleitet vom legendären Erzmagier, der mit einem Fingerschnippen alles wieder in Ordnung bringen wird. Ihr seid die Erfüllung ihrer Gebete, Hoheit!“

Rupert schnaubte. „Wollt Ihr ihnen die schlechte Nachricht beibringen, Herr Ritter, oder soll ich es

tun?“

Der Erste Ritter grinste betrübt. Die Flüchtlinge drängten wieder vorwärts, ohne auf die Warnungen der Wachen oder ihre gezogenen Schwerter zu achten. Die Stimmung der Menge wandelte sich langsam, wurde verzweifelt und wütend. Rupert war nicht nur der zurückgekehrte Held, er war auch ihr Prinz; sie wollten wissen, wo er gesteckt hatte, was ihm zugestoßen war, warum die Reise so lange gedauert hatte, weswegen er nicht rechtzeitig zurückgekehrt war, um sie vor der Dunkelheit zu bewahren. Sie sahen weder seine Ermüdung noch seine Verletzungen, sie sahen nur den Helden und Retter, den sie sehen wollten, den Wunderwirker, der die Dämonen vertreiben und alles wieder in Ordnung bringen würde. Ihre Stimmen wurden streitlustig und fordernd, und sie drückten und stießen, rempelten die Wachen an und streckten die Hände nach Rupert aus, um ihn zu berühren und seine Aufmerksamkeit zu erzwingen. Wieder änderte sich die Stimmung, wurde angriffslustig und gefährlich, als den Flüchtlingen dämmerte, dass Rupert ihnen nicht die Versprechungen machte, die sie hören wollten. Verschiedene Gruppen versuchten, einander zu überschreien. Die einen baten um mehr Essen oder Wasser für ihre Familien

oder Tiere, andere forderten Quartiere in der Burg, abgeschirmt von der Dunkelheit. Das Gekeife wurde immer lauter, während sie Hoffnung, Beschwichtigung und Antworten forderten – Dinge, die Rupert nicht bieten konnte. Der Prinz konnte ihnen ihr Missbehagen nicht einmal verübeln; er war so zerschlagen und verwirrt, dass seine Erklärungen nicht viel Sinn ergaben. Die Flüchtlinge wogten ärgerlich vor und zurück.

Der Jubel, mit dem sie ihn begrüßt hatten, war erstickt. Die Wachen sahen Rupert zögernd an und warteten auf seine Befehle, während die Menge erneut anstürmte.

„Lasst mich in Ruhe, verdammt!“, rief der Prinz dröhnend und zog sein Schwert. Die Gardesoldaten gingen sofort in Kampfhaltung und warteten auf den Befehl zum Angriff. Die Wachmannschaft brachte ihre Hellebarden in die Waagrechte, und der Erste Ritter wog die Streitaxt nachdenklich in der Hand. Die blutverschmierten Klingen und schweren Piken blinkten im Licht der Fackeln, als die Flüchtlinge plötzlich verstummten. Die drückende Stille dehnte sich, während Rupert den Blick über die verdrießliche Menge schweifen ließ.

„Ich bin total geschafft“, brummte er schließlich.
„Ich begeben mich jetzt erst mal in meine Gemächer,

um ein wenig Schlaf nachzuholen, und jeder, der mich stört, wird es bitter bereuen! Lasst mich mit euren Problemen zufrieden, bis ich mich ausgeruht habe. Sie laufen nicht davon, verdammt – und jetzt gebt den Weg frei, sonst lasse ich meine Männer eine Gasse freimachen!“

Die angespannte Stille wollte nicht enden.

„Na, immer noch der Diplomat in Person?“, fragte eine amüsierte Stimme aus dem Hintergrund. Rupert spähte über die Köpfe der Menge hinweg und sah, wie Harald ohne Eile die Haupttreppe herunterkam. Er flanierte lässig durch die Reihen der Flüchtlinge, strotzte nur so von Selbstbewusstsein und Tüchtigkeit, und so erschöpft Rupert auch war, er musste den Auftritt seines Bruders bewundern. Haralds leise Stimme versprach alles, ohne die geringste Verpflichtung einzugehen, und doch schien das den Flüchtlingen zu genügen, denn sie kehrten trübselig zu ihren Feuern und Tieren zurück, in leise Diskussionen vertieft. Keiner von ihnen hatte auch nur einen Blick für Rupert übrig.

Ihr heimgekehrter Held hatte sie enttäuscht, weil er gezeigt hatte, dass er nur ein Mensch war. Rupert beobachtete, wie Harald zuversichtlich durch die sich zerstreue Menge schritt, und schüttelte den Kopf. Harald hatte, wenn es darauf ankam, stets die

Gabe der Beredsamkeit besessen. Die Hohlkopf-Nummer mochte den Hof täuschen, aber Rupert kannte ihn besser. Schon als Kind hatte es Harald verstanden, Menschen und Situationen für sich zu nutzen, in der Regel auf Ruperts Kosten.

Trotz aller Untugenden – und Harald besaß unbestreitbar eine Menge davon – war er ein ausgezeichneter Organisator. Wahrscheinlich hatte er, noch ehe der Tag zu Ende ging, eine Aufstellung sämtlicher Beschwerden der Flüchtlinge gemacht und eine Methode ersonnen, um die Fragen in der Reihenfolge ihrer Bedeutsamkeit zu behandeln. Rupert seufzte widerwillig, schob das Schwert in die Scheide und lehnte sich gegen die Mauer des Burghofs. Bis vor kurzem hatte er geglaubt, Harald ziele mit seiner Masche darauf ab, selbst gut dazustehen, während er die Hauptarbeit anderen überließ; aber nun sah er darin einen weiteren Grund, warum Harald eines Tages König werden würde und er nicht. Harald war Diplomat. Rupert zuckte die Achseln. Scheißdiplomatie. Sollte mal einer versuchen, Dämonen mit Feingefühl und schönen Worten zu bändigen! Das konnte Kopf und Kragen kosten.

Er blickte auf und nickte Chane und seinen Bewaffneten zu. „Danke für den Beistand. Das hätte

ins Auge gehen können.“

Die Wachen hoben scheu ihre Piken und verneigten sich.

„Tut mir leid, das mit den Flüchtlingen, Hoheit“, sagte Chane. „Obwohl man es den Leuten kaum übelnehmen kann. Sie haben alles verloren, als das Dunkel hereinbrach. Es gibt kaum eine Familie, der die Dämonen nicht ein Kind, den Vater oder die Mutter genommen haben. Sie sind entmutigt und hilflos, und das lange Warten macht nichts besser. Pech für Euch, Hoheit, dass sich die gereizte Stimmung ausgerechnet gegen Euch entlud.“

„Schon gut“, sagte Rupert müde. „Nochmals vielen Dank.“

„Gern“, sagte Chane. „Wenn Ihr uns mal wieder braucht, wisst Ihr, wo wir zu finden sind. Aber jetzt sollten wir auf unsere Posten zurückkehren, schätze ich; diese Dämonen können jederzeit die Burg stürmen.“

Er verneigte sich noch einmal und führte seine Bewaffneten zurück zum Torhaus. Rupert sah der Gruppe nach und runzelte nachdenklich die Stirn. Entweder war dieser Chane der nachsichtigste Mensch, dem er je begegnet war, oder hier ging etwas vor, das er nicht so recht durchschaute. Oder vielleicht... Rupert musste plötzlich grinsen. Vielleicht

litt er selbst wieder mal an Wahnvorstellungen. Die Rückkehr brachte ihn anscheinend jedes Mal ziemlich durcheinander. Er wandte sich mit einem Seufzer den wartenden Gardisten zu. Ihnen konnte er blind vertrauen; sie waren ihm von Anfang an treu ergeben gewesen. Obwohl sie keinen Grund dazu hatten ... schließlich hatte sich der Erste Ritter seiner Führung nur auf Befehl seines Vaters unterworfen ... Rupert schüttelte ärgerlich den Kopf, aber der Gedanke ließ sich nicht vertreiben. Er wusste, er musste die Frage stellen, und sei es nur, weil er Angst vor der Antwort hatte. So oder so, er wollte die Wahrheit wissen. Ohne den Ersten Ritter zu beachten, der immer noch geduldig neben ihm stand, trat er auf Rob Hawke zu.

„Warum seid Ihr bis zuletzt an meiner Seite geblieben?“, fragte er geradeheraus. „Als ich von hier aufbrach, hatte ich fünfzig Mann. Nur zehn von euch sind heimgekehrt. Macht ihr mich nicht für den Verlust eurer Freunde verantwortlich?“

Hawke schüttelte langsam den Kopf. „Wir machen Euch für gar nichts verantwortlich, Hoheit. Wir hatten nicht damit gerechnet, den Dusterwald zu überleben, geschweige denn die Begegnung mit dem Erzmagier. Es war ausgemacht, dass wir fahnenflüchtig werden würden, sobald wir der Burg

den Rücken gekehrt hatten. Nichts für ungut, Hoheit, aber was wir von Euch gehört hatten, war nicht gerade ermutigend. Dem Hofklatsch nach hattet Ihr noch nie eine Truppe geführt und wart ein Feigling, der die anderen mit Lügen über eine zweimalige Durchquerung des Dusterwaldes zu beeindrucken versuchte. Wir hatten nicht vor, mit einem solchen Befehlshaber in den Kampf zu ziehen.

Dann sahen wir, wie Ihr es hier auf dem Burghof mit Eurem Bruder und dem Ersten Ritter aufnahm. Ihr tragt den Ersten Ritter gleich zweimal! Das hatte noch niemand geschafft, seit er seine Position innehat. Von dem Augenblick an gaben wir nichts mehr auf das Gerede. Dass Ihr Euch mit dem Ersten Ritter anlegtet, war nicht klug, aber es bewies, dass Ihr ein Kämpfer wart. Also beschlossen wir, wenigstens so lange bei Euch zu bleiben, bis wir Euch überreden konnten, den Plan mit dem Dunklen Turm aufzugeben und mit uns zusammen zu desertieren. Der Erste Ritter wäre eines Morgens aufgewacht und hätte das Lager leer vorgefunden. Einfach so.

Dann kam Kupferstadt. Wir sahen, was in der Tiefe des Bergwerkes hauste; wir sahen, wie Ihr gegen dieses Monster kämpftet und es besiegtet. Von da an ... nun, von da an glaubten wir an Euch und Eure

Mission und eventuell auch an uns. Alles in allem ist die Sache gut gelaufen. Niemand musste je gegen eine solche Übermacht bestehen, und wir haben überlebt. Euch trifft keine Schuld am Tod unserer Kameraden, Hoheit. Wir sind stolz, dass wir unter Euch dienen durften.“

Rupert nickte steif, so überwältigt von Rührung, dass er kaum sprechen konnte. „Danke“, sagte er. „Auch ich bin ungeheuer stolz. Ich werde mit meinem Vater reden. Falls wir die Dunkelheit überleben, soll jeder von euch ein Stück Land erhalten. Mein Wort darauf.“

„Wir haben nur getan, wofür man uns bezahlt“, entgegnete Hawke, „und die Kampfprämien, die uns nach diesem kleinen Ausflug zustehen, müssten ein hübsches Sümmchen ergeben. Vorausgesetzt, Ihr erweist uns einen winzigen Gefallen, Hoheit.“

„Was immer ihr verlangt“, beteuerte Rupert.

„Also“, begann Hawke zögernd, „wenn der Erste Ritter dem König berichtet, dass wir desertieren wollten, bekommen wir keinen Heller.“

„Er wird es nicht erwähnen“, sagte Rupert. „Oder, Herr Ritter?“

Der Erste Ritter warf ihm einen grüblerischen Blick zu und nickte dann. „Wie Ihr wünscht, Hoheit.“

Die Soldaten grinsten breit, dann reckte Hawke

plötzlich das Schwert zum traditionellen Treueschwur der Krieger. Die übrigen Männer folgten seinem Beispiel, und Sekunden später waren zehn Schwerter zum uralten Ehrensallut erhoben. Einen Augenblick lang schien die Szene zu einem lebenden Bild erstarrt, dann rasselten die Schwerter in die Scheiden, die Soldaten machten kehrt und marschierten zu ihren Unterkünften, um sich von den Strapazen des langen Kampfes zu erholen. Rupert sah ihnen nach und wünschte, er könne sie begleiten, um die schützende Kameradschaft in der Kaserne zu genießen. Aber das ging nicht. Er war Prinz, und das hieß, dass er in leere Gemächer zurückkehren musste, zu den Machenschaften seiner Familie und seines Hofes. Er wandte den Blick ab und merkte, dass der Erste Ritter ihn nachdenklich ansah.

„Stimmt etwas nicht, Herr Ritter?“

„Ich weiß nicht, Hoheit. Ich muss nachdenken.“

„Ich bin immer noch der zweite Sohn.“

„Ja“, sagte der Erste Ritter. „Das ist mir klar.“ Dann drehte er sich um und ging.

Rupert überlegte, ob er ihm nachgehen sollte, beschloss aber, die Aussprache könne auch bis zum nächsten Tag warten. Genau genommen konnte alles bis zum nächsten Tag warten. Oder bis zum übernächsten. Eilige Schritte rissen ihn aus seinen

Gedanken, und als er aufblickte, sah er einen ansehnlichen Burschen in aufwendigen Seidengewändern, der auf ihn zukam. Sein schulterlanges, dunkelblondes Haar war nach der neuesten Hofmode frisiert, und inmitten der ausgehungerten Flüchtlinge wirkte er fast obszön füllig. Er blieb vor Rupert stehen, nahm eine vornehme Haltung ein und verneigte sich hoheitsvoll. Rupert nickte ihm skeptisch zu, und der junge Mann richtete sich wieder auf.

„Verzeiht meine Aufdringlichkeit, Hoheit, aber als ich die Kunde von Eurer wundersamen Rückkehr vernahm, ließ ich alles stehen und liegen und eilte prompt hierher.“

„Wirklich?“

„Aber ja, Hoheit! Ihr kommt geradewegs aus dem Dunkel der Nacht, um uns alle zu retten. Ein feiner Stoff für ein Lied.“

Rupert sah ihn verständnislos an. „Ein Lied?“

„Gewiss, Hoheit. Ich bin der neu ernannte Hofminnesänger. Aber keine Sorge, Hoheit, das Lied, das Eure Kühnheit ehren soll, wird von Euren Heldentaten ebenso künden wie von Eurer Großmut. Es wird von Mut und Ehre berichten, von Euren Abenteuern und der Rettung aus tödlicher Gefahr ...“

Er brach ab, als er Ruperts Gesichtsausdruck bemerkte, wich Schritt für Schritt zurück, als Rupert das Schwert zog, und rannte Hals über Kopf davon, als Rupert mit Mordgier im Blick auf ihn zukam. Rupert gab die Verfolgung nach ein paar Schritten auf, aber der Minnesänger war vernünftig genug, seine Flucht fortzusetzen.

„War das nötig?“, erkundigte sich das Einhorn.

„Definitiv“, knurrte Rupert und lehnte sich wieder an die Mauer, nachdem er die Waffe weggesteckt hatte. „Schließlich brachten mich die Minnesänger mit ihren blöden Balladen über edle Helden und ihre Abenteuer in diese bescheuerte Lage.“

„Du siehst nicht gut aus“, meinte das Einhorn.

„Da könntest du ausnahmsweise recht haben.“

„Warum suchst du nicht deine Gemächer auf und legst dich hin, ehe du zusammenklappst?“

Rupert schloss die Augen und erlaubte sich zum ersten Mal Luxusgedanken an ein heißes Bad und ein weiches Bett. Mit einem wohligen Seufzer schlug er die Augen wieder auf und musterte das Einhorn. Die Dämonen hatten es schrecklich zugerichtet. Blutige Striemen bedeckten sein Fell vom Haupt bis zu den Läufen. Es ließ den Kopf hängen, und seine Beine zitterten vor Schwäche und Kraftlosigkeit.

„Dein Zustand ist auch nicht der beste“, meinte

Rupert. „Du stehst da wie das Elend in Person. Diese Dämonen haben bei dir echt ganze Arbeit geleistet.“

„Mit Komplimenten erreichst du gar nichts“, sagte das Einhorn. „Die paar Schrammen sind bis morgen verheilt. Was man von deinen Verletzungen nicht behaupten kann. Ich kannte Leute, die bei ihrem Begräbnis gesünder aussahen als du. Gehorche einmal im Leben der Vernunft und leg dich ins Bett, verdammt! Ich freue mich auf meinen ersten guten Schlaf seit Wochen und habe schon genug Sorgen, ohne dass ich mir auch noch um dich welche machen muss.“

„Ich werde dich zu den Ställen begleiten.“

„Nein, wirst du nicht. So erholungsbedürftig, wie du bist, hängst du am Ende doch bloß wieder im Sattel, und mein Kreuz schmerzt wie verrückt. Geh zu Bett! Ich finde mich schon zurecht, und mit etwas Glück erwische ich einen Stallknecht, den ich so lange bequatsche, bis er mir eine Handvoll Hafer überlässt. Vorausgesetzt, ich schlafe nicht vorher ein.“

„Schon gut, ich gebe mich geschlagen“, lächelte Rupert.

„Wird aber auch Zeit“, brummte das Einhorn und entfernte sich humpelnd. „Lass deine Schulter behandeln!“

„Ja, sicher“, flüsterte Rupert. Er lehnte den Kopf gegen die Mauer, weil er plötzlich Schüttelfrost hatte, der seine Hände zittern und die Zähne aufeinanderschlagen ließ. Der Schauer verging so schnell, wie er gekommen war, aber Rupert fühlte sich schwach und schwindlig. Er löste sich von der Mauer, kam jedoch nur ein paar Schritte weit, ehe er stehenbleiben musste. Der Boden schien unter seinen Füßen wegzukippen, und er musste sich anstrengen, sich auf den Beinen zu halten. Die Welt verschwamm und verwischte vor seinen Augen und wurde erst wieder scharf, als er tief durchatmete und sich konzentrierte. Schweiß lief ihm in die Augen. Er wollte verdammt sein, wenn er seinen Kampf durch den Dusterwald und die Dämonenhorden durch Bewusstlosigkeit mitten auf dem Burghof krönte! Er würde den Weg zu seinen Räumen ohne fremde Hilfe zurücklegen. Dann würde er umfallen.

Er bewegte sich langsam und vorsichtig durch die Menge der dichtgedrängten Flüchtlinge. Wann immer jemand ihn anzusprechen versuchte, zog er ein finsternes Gesicht und legte die Hand an den Schwertknauf. Das reichte. Sein linker Arm war wieder taub; Blut sickerte durch den Ärmel und troff ihm von der Hand. Vorsichtig schob er den tauben

Arm in das Lederwams und zog die Schnüre enger. So entstand eine behelfsmäßige Schlinge. Mit jedem Schritt flammte der Schmerz in der Schulter neu auf, aber er war so müde, dass er ihn fast nicht beachtete. Viele Flüchtlinge wichen erschrocken zurück, sobald er in ihre Nähe kam, und Rupert fragte sich, welchen Anblick er wohl bot. Sicher hatten sie sich ihren Helden etwas anders vorgestellt, nicht so entkräftet und griesgrämig, nicht so schmutzig und blutverschmiert. Er versuchte, die Rechte vom Schwertgriff fernzuhalten, aber das machte wenig Unterschied. Die Stufen der Haupttreppe ragten vor ihm auf. Rupert wollte eben den Fuß auf die erste setzen, als Harald sich aus der Schar der Flüchtlinge löste und ihm den Weg versperrte.

„Willkommen daheim, mein lieber Junge. Wir haben uns langsam Sorgen um dich gemacht.“

Rupert sah Harald müde an. „Ja, Harald? Wirklich?“

Harald zuckte die Achseln. „Du warst ewig weg. Wir hatten uns schon damit abgefunden, dass du nicht mehr zurückkommen würdest. Ich machte mich allmählich mit dem Gedanken vertraut, ausziehen und Vergeltung zu üben.“

Rupert beäugte ihn genauer. „Warum solltest du dein Leben riskieren, um meinen Tod zu rächen?“

„Du gehörst zur Familie“, sagte Harald. „Ich kenne meine Pflicht. Du hättest dasselbe für mich getan.“

„Ja“, sagte Rupert langsam. „Schätze schon.“

Er nickte Harald zu, ein wenig schroff, um seine Ergriffenheit zu verbergen. Harald lächelte, ehe er seine gewohnt undurchdringliche Miene aufsetzte.

„Nun“, sagte Rupert, „was war so los in meiner Abwesenheit?“

„Nicht viel“, antwortete Harald. „Der Dusterwald ist seit fast einer Woche hier, schätze ich; es fällt schwer, die Tage zu zählen, wenn keine Sonne am Himmel steht. Wir haben es mit markierten Kerzen und Wasseruhren versucht, aber das sind keine sehr exakten Methoden. Ich hoffe, dass mit dem Erzmagier alles ein wenig leichter wird. Du hast ihn mitgebracht, oder?“

„Oh ja“, sagte Rupert. „Er ist wieder da.“

„Ich kann mich kaum an ihn erinnern, um ehrlich zu sein“, sagte Harald. Ist er wirklich so schlimm, wie man ihn immer schildert?“

Rupert dachte einen Augenblick nach. „Ja und nein“, sagte er schließlich. „Spielt das eine Rolle? Er ist magiebegabt, und alles andere ist den Leuten gleichgültig.“

„Wird seine Macht reichen, um die lange Nacht zu verdrängen?“

„Ich weiß nicht.“ Rupert wandte sich ab und ließ den Blick über das Gedränge auf dem Burghof schweifen. „Wie viele Flüchtlinge beherbergen wir in der Burg?“

„Etwa zwölftausend. Der Himmel weiß, wie viele noch da draußen schutzlos durchs Dunkel irren. Wir nahmen so viele wie möglich auf, als die Dunkelheit hereinbrach, aber dann kamen die Dämonen, und uns blieb keine andere Wahl, als die Tore zu verrammeln und die Zugbrücke hochzuklappen. Es geschah alles so plötzlich, ohne Vorwarnung. Einen Frontalangriff haben die Dämonen bisher nicht gewagt. Sie belagern uns, warten und beobachten. Von Zeit zu Zeit ahmen sie Menschenstimmen nach und flehen uns an, sie einzulassen. Wir öffnen die Tore nicht mehr.“

Rupert hob erstaunt die Brauen. „Was hat euch bewogen, in unserem Fall eine Ausnahme zu machen?“

„Haben wir nicht“, sagte Harald. „Die Zugbrücke senkte sich von allein, und die Türflügel schwangen wie von unsichtbarer Hand auf. Deshalb nahm ich auch an, dass du den Erzmagier mitgebracht hast.“

„Wo ist der Drache?“, fragte Rupert rasch. „Weshalb hat er uns nicht gegen die Dämonen geholfen?“

„Augenscheinlich hat er seinen letzten Kampf gegen die Monster immer noch nicht überwunden. Julia vermutet, dass er doch schwerer verwundet war, als wir alle dachten. Er liegt seit Monaten im Winterschlaf und versucht, zu neuen Kräften zu kommen. So wie es aussieht, wacht er vielleicht nie mehr auf.“

Rupert sah Harald scharf an. „Julia – wie geht es ihr?“

„Sie erfreut sich bester Gesundheit, und du bist genau zur rechten Zeit heimgekommen. Eigentlich hätten Julia und ich schon vor Wochen heiraten sollen, aber irgendwie kam immer was dazwischen. Aber Vater hat mir versichert, dass die Zeremonie morgen stattfinden wird. Das wird der Moral des Hofes außerordentlich gut tun. Ich bin froh, dass du zurück bist, Rupert. Ich brauche dich unbedingt als Trauzeugen.“

Rupert startete ihn stumm an, und Harald trat einen Schritt zurück. Die Ermattung und die Schmerzen in Ruperts Zügen waren wie weggewischt, verdrängt von kalter, kalkulierter Wut. Haralds Augen verengten sich, und er tastete nach dem Schwertgriff.

„Glaubst du im Ernst“, fragte Rupert mit belegter Stimme, „dass ich mir den Weg durch die lange

Nacht gebahnt und den Erzmagier unter Lebensgefahr aus seinem Turm geholt habe, damit du mir Julia wegnimmst? Eher töte ich dich.“

Harald kämpfte gegen den Impuls an, noch einen Schritt zurückzuweichen. Er konnte es sich nicht leisten, Furcht zu zeigen. Er schluckte trocken, als er sich an seinen letzten Zweikampf gegen Rupert hier auf dem Burghof erinnerte. Einige der Narben hatte er immer noch. Diesmal schien Rupert zwar durch seine Verletzungen und den starken Blutverlust geschwächt, aber Harald wollte kein Risiko eingehen. Ein Schimmern in Ruperts Augen mahnte ihn zur Vorsicht, etwas Kaltes, Dunkles und außerordentlich Gefährliches.

„Die Dinge liegen jetzt anders“, sagte Harald schließlich. „Du warst lange weg, beinahe sieben Monate, und Julia hatte Zeit zum Nachdenken, Zeit, um die Dinge in einem neuen Licht zu sehen. Julia und ich ... sind uns in deiner Abwesenheit nahegekommen. Sehr nahe. Sie heiratet mich aus freien Stücken. Weil sie mich dir vorzieht.“

„Lügner!“

Harald setzte ein eisiges Lächeln auf. „Rede mit Julia, wenn du willst. Sie wird dir das Gleiche sagen. Du hast wieder einmal gegen mich verloren.“

Er wandte sich ab. Rupert riss sein Schwert aus der

Scheide und sprang ihm nach. Harald warf sich herum, die Waffe in der Hand. Ihre Klingen trafen einander in einem Funkenregen, dann gaben Ruperts Knie nach, und er brach auf der Treppe zusammen. Er versuchte, sich aufzurappeln, und schaffte es nicht. Er hatte seine letzten Kräfte in der Dunkelheit verbraucht und besaß nun keine Reserven mehr. Wehrlos lag er auf den Marmorstufen, keuchend, das Schwert immer noch in der Hand. Als er langsam den Kopf hob, sah er Harald, der mit einem Lachen auf ihn herunterschaute.

„Ruh dich erst mal aus, lieber Freund“, sagte er gönnerhaft. „Du hast viel durchgemacht, und ich möchte nicht, dass du meine Vermählung verpasst.“

Harald schob sein Schwert in die Scheide, wandte sich ab und ging, während sein Bruder blutüberströmt liegenblieb. Rupert versuchte, sich aufzurichten, aber seine Beine machten nicht mit. Seine verletzte Schulter schmerzte unerträglich, und das Dämonenblut auf seinen Kleidern stank so bestialisch, dass sein Magen rebellierte. Rupert senkte den Kopf auf seinen Schwertarm und schloss die Augen.

„Ich bin entkräftet“, dachte er elend. „Ich habe getan, was ich konnte; nun soll mir endlich jemand die Last abnehmen. Ich bin so gottverdammte müde.“

Er hörte jemanden die Treppe herunterkommen, hatte aber nicht die Kraft, den Kopf zu heben und nachzusehen, wer es war. Die Schritte hielten neben ihm an, und eine feste Hand nahm ihn an der gesunden Schulter und rollte ihn herum. Rupert stöhnte unwillkürlich und blickte auf, um den Erzmagier zu sehen, der sich mit sorgenvoll gerunzelter Stirn über ihn beugte.

„Warum zum Henker habt Ihr nicht gesagt, dass Ihr verletzt seid?“

„Nur ein paar Kratzer“, brummte Rupert benebelt.

„Idiot“, blaffte der Erzmagier. Er kniete neben Rupert nieder, und auf ein Schnippen seiner kurzen, dicklichen Finger löste sich das Lederwams langsam von der tiefen Wunde in seiner Schulter. Blut floss, als der frische Schorf wieder aufriss. Der Erzmagier piffte leise durch die Zähne.

„Seht euch das an ... bis zum Knochen durchgebissen und das Schulterblatt an mehreren Stellen gesplittert. Ein Wunder, dass Ihr es bis hierher geschafft habt. Nun haltet still!“

Die Finger des Erzmagiers tänzelten und zuckten so schnell, dass Rupert die Bewegungen nicht verfolgen konnte, und dann war der Schmerz in seiner Schulter plötzlich wie weggeblasen. Rupert drehte mühevoll den Kopf und beobachtete verblüfft, wie

sich der gesplitterte Knochen in der offenen Wunde zusammenfügte. Die Wundränder schlossen sich, und wenige Augenblicke später war nur noch eine lange, weiße Narbe zu erkennen. Rupert starrte den Wulst atemlos an und bewegte behutsam den Arm. Es ging gut. Ein überraschtes Grinsen breitete sich auf seinen Zügen aus, während er den Arm immer wieder hin und her schwang. Er fühlte sich großartig an. Der Erzmagier lachte leise, und aus dem Nichts erschien ein Weinglas in seiner Hand.

„Trinkt das. Es wird Euch guttun.“

Rupert schnüffelte argwöhnisch an dem trüben Gesöff, ehe er es in einem Zug hinunterkippte. Es schmeckte noch widerlicher, als es roch, und es roch ziemlich übel. Er schüttelte sich und gab das Glas mit einer Grimasse zurück.

„Ein sehr schlechter Jahrgang.“

Der Erzmagier grinste, und das Glas verschwand in einem schwefelgelben Rauchwölkchen. „Ihr hättet die Medizin kosten sollen, bevor ich sie in Wein aufgelöst habe. Sie wird die Blutbildung beschleunigen und einige Gifte aus Eurem Körper vertreiben, aber was Ihr mehr als alles andere braucht, ist eine längere Ruhepause. Seht zu, dass Ihr endlich ins Bett kommt! Mich entschuldigt jetzt bitte. Es wird höchste Zeit, dass ich mich mit Eurem

Vater unterhalte. Wir haben viel zu besprechen.“

Er zögerte, als wolle er noch etwas sagen, aber dann drehte er sich um und stapfte die Treppe zur Eingangshalle hinauf. Rupert blieb auf den Marmorstufen liegen und genoss den unfasslichen Frieden, der dem Nachlassen seiner Schmerzen folgte. Er bewegte nochmals den Arm. Die Schulter war etwas steif, und der frische Narbenwulst spannte, aber alles in allem fühlte sich Rupert besser als seit Monaten.

Eine wohlige Schwere durchströmte ihn, und er war versucht, einfach die Augen zu schließen und auf dem kalten Marmor einzuschlafen, aber er wusste natürlich, dass sich das nicht schickte. Beim Erwachen würde er es bitter bereuen. Er seufzte bedauernd und versuchte, sich mit dem Gedanken an ein dampfend heißes Bad und ein weiches Bett in einem warmen Schlafzimmer aufzubauen. Göttlich. Einfach göttlich. Er kam langsam auf die Beine, schob das Schwert in die Scheide, streckte sich, gähnte und stieg zum Haupteingang hinauf. Nach all den vielen Monaten sollte er tatsächlich wieder in einer behaglichen Umgebung schlafen, und jeder, der ihn daran zu hindern versuchte, würde gerade noch lange genug leben, um diesen Versuch zu bedauern.

Die Betrübnis und die Furcht, die ihn durch den

Düsterwald begleitet hatten, fielen von ihm ab, als er tiefer in die Burg vordrang und immer mehr dicke Mauerschichten zwischen sich und die lange Nacht legte. Es war ein langer Weg zurück zu seinen Gemächern im Nordwestturm, aber die Vorfreude machte das wieder wett. Nach so langer Abwesenheit genoss er die vertrauten Eindrücke. Aber je weiter er kam, desto häufiger runzelte er die Stirn, als ihm eine Reihe bedrohlicher Veränderungen ins Auge fiel. Die Flüchtlinge waren überall, sie quollen aus ihren Unterkünften in die Flure und Gänge. Die meisten rührten sich nicht von der Stelle, als Rupert vorbeikam, sondern starrten ihn nur leer und gleichgültig an. Vor allem die Kinder taten Rupert leid; sie saßen da, wo ihre Eltern sie hin befahlen, und spähten mit großen, angsterfüllten Augen in die Schatten ringsum. Rupert kannte diese Zeichen; sie hatten sich zu lange im Düsterwald aufgehalten, und die lange Nacht hatte sie geprägt. Er versuchte, mit einigen der Kinder zu sprechen, doch sie wichen zurück und ließen sich nicht trösten.

In allen Kaminen brannten lodernde Feuer, die einen beißenden Qualm verbreiteten, da die Entlüftungsanlagen hoffnungslos überlastet waren. Dennoch herrschte in den Gängen der Burg eine feuchte Kälte, und eine dünne Reifschicht bedeckte

die alten Steinmauern. Die Gänge und Gemeinschaftsräume waren nur spärlich erleuchtet. In der Waldburg verwendete man seit alters her Fuchsfeuer-Moos zur Beleuchtung; in diesem Jahr aber hatten der frühe Wintereinbruch und die Angst vor den Dämonen verhindert, dass man die Vorräte rechtzeitig ergänzte. Noch gab es Fackeln und Öllampen, aber ihr schummriges Licht erfüllte die engen Steinkorridore mit zu vielen friedlosen Schatten.

Ein paar unbedeutendere Höflinge kamen und begleiteten Rupert ein Stück; sie brachten ihm den neuesten Klatsch und berichteten in groben Zügen, was sich in seiner Abwesenheit ereignet hatte. Rupert hörte ungläubig zu, als sie ihm von dem gescheiterten Umsturzversuch und seinen Folgen erzählten, aber er war zu zerschlagen, um zu plaudern. Schließlich sprachen sie über Ereignisse, die er nicht hören wollte; er legte die Hand auf den Schwertgriff und starrte sie verdrießlich an, bis sie die Botschaft verstanden und sich aus dem Staub machten. Rupert ging allein weiter. Einige der Mitteilungen hörten sich aufregend an, aber er war zu müde, um sich genauer damit zu befassen.

Die stabile Eichentür zu Ruperts Gemächern hatte nie einladender ausgesehen. Er lehnte sich

entkräftet gegen das Holz und zögerte die Vorfreude auf sein Bett noch einen Augenblick hinaus.

„Rupert! Wo zum Henker warst du so lange?“

Er drehte sich um, und Julia schlang ihm stürmisch die Arme um den Hals, noch ehe er antworten konnte. Rupert presste sie an sich und vergrub das Gesicht in ihrem langen, blonden Haar. Zum ersten Mal seit langem fühlte er sich glücklich und geborgen. Endlich schob sie ihn auf Armeslänge von sich weg, und sie sahen einander hungrig in die Augen. Beide grinnten so sehr, dass ihnen die Mundwinkel weh taten. Doch dann sah Julia die harten Linien der Erschöpfung, die sich in Ruperts blutverkrustetes Gesicht gegraben hatten, und wurde ernst.

„Rupert, du bist verletzt! Was ist passiert?“

„Ein paar Hundert Dämonen wollten mich mit Gewalt daran hindern, zu dir heimzukehren. Mir geht es wieder gut, ehrlich! Aber wie geht es dir? Du siehst sagenhaft aus.“

„Na ja“, meinte Julia trocken, „der Eindruck wäre noch besser, wenn du meine neuen Kleider nicht mit Blut verschmiert hättest.“

Rupert trat zurück und musterte sie erstmals genauer. Sie war elegant, aber praktisch gekleidet

und geschminkt wie die Damen des Hofes. Das hüftlange Haar hielt ein schlichtes Lederband zusammen, und an ihrem breiten Gürtel war gut sichtbar ein Schwert befestigt.

„Das ist dein Schwert“, sagte Julia. „Du hast es mir im Dusterwald gegeben, erinnerst du dich?“

„Ja.“

Seine Stimme war plötzlich ausdruckslos und kalt. Julia sah ihn überrascht an.

„Was ist los?“

„Harald hat mich eben zu eurer morgigen Vermählung eingeladen.“

Julia schaute weg, weil sie seinen Blick nicht ertrug. „Wir glaubten, du seist tot. Ich dachte, du seist tot. Du kannst dir nicht vorstellen, wie das für mich war, so allein in dieser Burg. Außerdem hatte ich in diesen Heiratsplänen von Anfang an kein Mitspracherecht, und Harald ... war in deiner Abwesenheit sehr nett zu mir.“

„Ja“, sagte Rupert. „Darauf wette ich.“

Julia fuhr auf dem Absatz herum und stürmte den Gang entlang davon. Rupert schüttelte ärgerlich den Kopf. Warum zur Hölle hatte er nicht den Mund gehalten? Jetzt musste er ihr nachlaufen, sich entschuldigen und ... er ließ die Schultern hängen. Was sollte das? Sie hatte zugegeben, dass sie Harald

ehelichen Würde. Rupert spähte den Gang entlang, aber sie war bereits verschwunden.

Er öffnete seine Tür, trat ein, schob den Riegel vor und drehte den Schlüssel zweimal herum. Dann lehnte er sich gegen das solide Eichenholz, stieß einen langen Seufzer aus und ließ den Blick über sein Reich schweifen. Fünf mal fünf Schritt, ein Großteil davon durch Bett, Kleiderschrank und Waschbecken ausgefüllt. Schöne Teppiche bedeckten den Boden, aber die kahlen Steinwände waren kalt und schmucklos. Eine schmale Verbindungstür führte in sein Bad. Rupert hatte sich nie zu Luxus und Überfluss hingezogen gefühlt, und jeder außer ihm hätte sein Schlafgemach als schlicht und karg empfunden. Als Prinz hatte er Anspruch auf eine richtige Suite und ein halbes Dutzend Kammerdiener, aber davon hatte er nie Gebrauch gemacht. Dienstboten standen immer im Weg herum, wenn man seine Ruhe haben wollte, und er konnte sich schließlich nicht in mehreren Räumen gleichzeitig aufhalten.

Rupert ging auf sein Bett zu und kehrte noch einmal um, um sich zu vergewissern, dass die Tür abgeschlossen war. Er fuhr mit dem Finger über den schweren Eisenriegel, bis er spürte, dass er bis ans Ende vorgeschoben war. Seit er zum ersten Mal aus

dem Dusterwald heimgekehrt war, empfand er Dankbarkeit, dass sein Zimmer keine Fenster hatte. Das bedeutete, dass er nur seine Tür gegen Dämonen sichern musste. Mit dem Schwert in der Hand konnte er ganzen Horden von Dämonen gegenüberreten, aber seit jener ersten Reise durch die endlose Nacht hatte er Angst vor Monstern, die sich aus dem Dunkel anschlichen, während er schlief und wehrlos war. Er musste ruhen. Er musste schlafen. Aber er wusste, er würde weder ruhen noch schlafen können, solange er sich nicht völlig sicher fühlte. Er trat an den Kleiderschrank, schüttelte ärgerlich den Kopf und gab seiner Furcht ein weiteres Mal nach. Er stemmte die Schulter gegen das Seitenteil und schob den schweren Kasten langsam vom Fleck, bis er die Tür verbarriadiert hatte. Erst dann stolperte er zum Bett und setzte sich müde auf die Kante.

Eine Öllampe brannte auf dem schlichten, hölzernen Waschtisch. In Metallhalterungen am Kopfende des Bettes steckten zwei frische Kerzen. Rupert entzündete beide Kerzen mit der Öllampe, sorgfältig darauf bedacht, die Flamme nicht zu löschen. Der Gedanke, in einem völlig dunklen Raum zu erwachen, war ihm unerträglich. Er löste zögernd den Lederriemen des Schwertgehänges und legte

die Waffe in Reichweite auf den Boden neben dem Bett. Dann saß er einfach da und starrte die nackte Wand an.

Der blaue Mond stand voll am Himmel. Die Dunkelheit hatte das Waldland verschlungen, weil er nicht rechtzeitig zurückgekehrt war, und Julia ...

„Ich hätte dich lieben können, Julia“, dachte er.

Rupert legte sich aufs Bett, ohne die blutgetränkten Sachen auszuziehen, und flüchtete sich in den Schlaf. Seine Träume waren dunkel und friedlos.



Fürst Darius huschte ruhelos durch die pechscharzen Tunnel und flüsterte vor sich hin. Seine dünne, quengelnde Stimme hallte hohl von den mächtigen Steinwänden wider und schien in der feuchten Stille noch nachzuhallen, wenn er längst verschwunden war. Von Zeit zu Zeit hörte er das leise Trippeln vieler winziger Pfoten, wenn die Ratten, die in den Entlüftungsschlitzen hausten, bei seinem Näherkommen in ihre Löcher flüchteten. Darius ignorierte sie. Sie waren zu klein und ängstlich, um ihn anzufallen, solange er in Bewegung blieb. Ein zarter Lichtschein tauchte im Dunkel vor ihm auf, wie ein Stern in einer mondlosen Nacht. Darius wartete

und kauerte reglos in der Finsternis, während er argwöhnisch den unsteten, hellen Fleck weiter vorn beobachtete. Er hörte nur seinen eigenen, keuchenden Atem. Nach einer Weile zog er seinen Dolch aus dem Ärmel und schlich vorsichtig weiter.

Breite Streifen schmutzig-goldenen Lichts fielen aus einem seitlichen Luftschacht hoch in der Tunnelwand herein. Ein verrostetes Metallgitter teilte das Licht in ein Dutzend heller Strahlenbündel, in denen die Staub- und Rußteilchen der Tunnelluft tanzten. Darius kauerte am Rande des Lichtscheins und biss sich auf die Unterlippe. So viel Licht bedeutete, dass er sich einem bewohnten Teil der Burg näherte, und das bedeutete Essen, Trinken und die Chance, sich an seinen Feinden zu rächen. Aber er musste vorsichtig sein. Seit er ins Netz der verborgenen Tunnel und Entlüftungsrohre geflohen war (Wie lange war das her? Er hatte jegliches Zeitgefühl verloren), hatte er Angst davor, in die Burg zurückzukehren.

Selbst als Hunger und Durst ihn schließlich dazu zwangen, seine Tunnel eine Weile zu verlassen, lebte er in der ständigen Furcht, die Männer des Königs könnten ihn aufspüren und fassen. Er hegte keinen Zweifel, dass die Wachen ihn auf der Stelle töten würden. Er selbst hätte das angeordnet. Es

war nur logisch – und so verließ er das Dunkel nur, wenn es sein musste, schlüpfte durch geheime Wandtüren und verborgene Entlüftungsschächte, wenn er sicher sein konnte, dass niemand ihn bemerkte. Er entwendete Brot, Fleisch und Wein, nie so viel, dass es auffiel, und nie genug, um den Hunger zu stillen, der in seinen Eingeweiden nagte, wann immer er wach war.

Darius blickte in den goldenen Schimmer, der vor ihm lag, und kämpfte gegen den Impuls an, seine Tunnel zu verlassen und die Entdeckung zu riskieren, nur um wieder im Licht leben zu können. Die ständige Finsternis der verschlungenen Korridore lastete auf ihm und höhnte ihn unbarmherzig aus wie Wasser, das unentwegt auf einen Stein tropfte. Darius knurrte lautlos und schüttelte stur den Kopf. Er konnte das Dunkel noch nicht verlassen. Er hatte geschworen, in seinem Irrgarten zu bleiben, bis ihn sein dunkler Herr und Meister rief und ihm Macht über seine Feinde verlieh. Wahre Macht. Hexenmacht. Er spürte, wie sie in ihm brannte und beständig stärker wurde. Der Dunkle hatte Darius' lang verschmähtes Talent erkannt und zum Leben erweckt. Darius grinste. Bald würde seine Macht brennen wie ein Fanal, und dann würde er das Dunkel verlassen und Vergeltung üben. Bis dahin

wollte er warten, denn auch wenn er sich danach sehnte, wieder im Licht zu wandeln – der Rachedurst war größer. Bedeutend größer.

Darius trat in das goldene Licht und stellte sich auf Zehenspitzen, um in den Seitenschacht zu starren. Die Lichtflut tat seinen Augen weh, und Tränen liefen ihm über die schmutzverklebten, stoppeligen Wangen, aber er konnte den Blick nicht abwenden. Nach einer Weile begannen seine Knöchel zu schmerzen. Er verdrängte das eklige Ziehen so lange wie möglich, aber dann musste er die Füße ausschütteln und sich von dem tröstlichen, goldenen Schein entfernen. Er blieb still stehen, wog die Für und Wider ab und zog aus dem Ärmel den letzten, kostbaren Kerzenstummel. Mit dem Dolchgriff schlug er Funken aus dem Metallgitter, bis der Docht endlich aufglomm. Im nächsten Augenblick umfing ihn der Tunnel, als habe er nur auf ein wenig Licht gewartet, um seine Existenz zu manifestieren. Darius zog erschrocken den Kopf ein, als er merkte, dass die Decke nur eine knappe Handbreit über seinem Scheitel verlief. Auch die Wände rückten näher und machten ihm klar, wie entsetzlich eng ihn der Tunnel umschloss. Er stolperte umher, und überall startete ihm, kaum eine Handbreit entfernt, das alte Mauerwerk höhnisch entgegen. Kalter Schweiß lief

ihm von der Stirn, und er ächzte, wimmerte und fuchtelte ziellos mit den Händen, während ihn blanke Panik erfasste. Darius drehte sich im Kreis, immer wieder, und konnte nicht stillstehen. Er war tief in den steinernen Eingeweiden der Burg lebendig begraben, Meilen entfernt von Licht, Luft und Freiheit. Plötzlich begann er laut zu wehklagen und mit den Fäusten gegen die Wand zu hämmern, bis er erschöpft zusammenbrach und schluchzend in den Schlick fiel, der den Tunnelboden bedeckte. Eine Zeit lang lag er da, blind vor Furcht. Dann verklang sein Weinen allmählich, während die Panik nachließ und nur schlichte, überwältigende Müdigkeit zurückblieb. Er setzte sich auf und wischte sich mit dem Handrücken übers Gesicht. Er spürte etwas in seiner Faust, und als er die Finger öffnete, sah er, dass er den Kerzenstummel zu einer formlosen Wachsmasse zerdrückt hatte.

Darius schneifte einmal und warf das Wachs weg.

Er kam mühsam auf die Beine, fand den Dolch, den er fallengelassen hatte, und kehrte zurück in das goldene Licht, das durch die Gitteröffnung fiel. Er rieb an dem widerlichen Schlamm, der sich in seine Kleidung gesogen hatte, und wünschte sich flüchtig einen Spiegel. Er fragte sich oft, wie er jetzt aussah. Dass er abgenommen hatte, merkte er daran, wie

ihn die Kleidung umschlotterte, aber er spürte, dass er sich auch sonst verändert hatte. Er fror dauernd und war ständig müde, doch daran hatte er sich gewöhnt. Darius zuckte die Achseln. Es war einerlei. Nichts war mehr wichtig bis auf das Gesicht, das fortwährend vor ihm schwebte, selbst in den tiefsten, dunkelsten Gängen. Haralds Antlitz. Das kühle Lächeln auf den Zügen des Prinzen, als er Darius verraten hatte.

„Tut mir leid. Heute kann man keinem mehr trauen.“

Darius kauerte in dem goldenen Lichtkreis. Zu beiden Seiten sah er die schmutz- und rußverschmierten Wände, an denen Wasser in dünnen Rinnsalen zu Boden perlte und dort einen glitschigen Film bildete. Das jahrhundertealte Mauerwerk ringsum wies Risse und Unebenheiten auf, und die Entwässerungskanäle, die das Kondenswasser und andere Ablagerungen ins Freie leiten sollten, waren hoffnungslos verstopft. Die Burg war alt und marode. Genau wie er. Er runzelte die Stirn und zählte leise die Dinge auf, die er sich vorgenommen hatte, die Neuerungen. Er hatte so viele Pläne gehabt ... doch die konnte er jetzt vergessen. Sein Umsturz war gescheitert. Vorbei. Unterdrückt, ehe er richtig begonnen hatte. Darius

kicherte leise, und es dauerte lange, bis der hässliche Laut in wispernden Echos erstarb. Was ihm blieb, war Rache. Alle, die ihn belogen und ausgetrickst und in die Dunkelheit getrieben hatten, sollten mit ihrem Blut dafür bezahlen, was sie ihm angetan hatten. Das hatte ihm sein dunkler Meister versprochen.

Darius hob den Dolch und bewunderte die goldenen Lichtreflexe auf der schmalen Stahlklinge. Schmutzig braune Flecken getrockneten Bluts verunzierten sie nahe dem Heft. Darius runzelte die Stirn. Es war schade um Cecelia. Zweifellos war er ohne sie besser dran; sie hatte ihm nur im Weg gestanden und ihn aufgehalten. Hatte stets auf ihm herumgehackt, und dennoch vermisste er sie immer noch. Mit Cecelia hatte er reden können, auch wenn sie nur die Hälfte von dem verstanden hatte, was er gesagt hatte. Es war schade um Cecelia. Aber sie hätte ihm nicht im Weg stehen sollen.

Darius erstarrte, als er nicht weit entfernt Stimmen hörte. Sie schienen sich zu nähern, weil sie konstant lauter wurden, klangen aber sonderbar verschwommen, so dass er nicht verstehen konnte, was gesprochen wurde. Darius presste sich erschrocken gegen die Wand, als sie unvermittelt wie Donner durch den engen Tunnel dröhnten und

dann verstummen, mitten im Wort abgeschnitten. Er lächelte unbehaglich und entspannte sich. Der Schall verbreitete sich seltsam durch die Entlüftungsschächte und hallte endlos wider, bis er nur noch ein Flüstern war, aber manchmal drangen durch eine Laune der Akustik Stimmen und Teile von Unterhaltungen aus der Burg so deutlich an sein Ohr, als sei er im gleichen Raum wie die Sprechenden. Darius wusste, was mit seinen Mitverschwörern geschehen war. Mehr als einmal war er versucht gewesen, die Tunnel zu verlassen und König John zu bitten, auch ihn ins Exil gehen zu lassen, aber sein Stolz hinderte ihn daran. Er musste Vergeltung üben, sonst wäre sein langes Umherirren im Dunkeln umsonst gewesen.

Er wandte sich von dem Seitenschacht ab und ging in den Tunnel hinein, ließ den goldenen Lichtschein hinter sich. Bald umhüllte ihn wieder das gewohnte Dunkel. Darius murmelte leise vor sich hin, während er den langen, engen Tunnel entlanghastete; er zählte voller Vorfreude die blutigen Strafen auf, die er für seine Feinde ersonnen hatte.

„Bald“, versprach er sich. „Bald.“



Der Erzmagier langweilte sich. Der Erste Ritter war in

einer Besprechung mit dem König und durfte nicht gestört werden, Rupert war verschwunden, und alle anderen waren zu beschäftigt oder zu müde, um sich mit ihm zu unterhalten. Der Erzmagier bummelte durch die endlosen Gänge der Burg, um sich ein wenig umzusehen, aber auch das ödete ihn bald an. Er brauchte frische Luft und mehr Bewegungsfreiheit. Die Burg enthielt zu viele Erinnerungen. Er fand eine stille Ecke, setzte sich auf den Boden und versank in Trance. Sein Astralleib löste sich vom Körper, schwebte nach oben und flog durch die Gänge zurück zur Eingangshalle und in den Hof hinaus, ein unsichtbares Wesen, leiser als ein Windhauch.

Der Hof war überfüllt mit Obdachlosen, und die hohen Mauern aus Stein wirkten selbst unter freiem Himmel unerträglich einengend. Der Erzmagier glitt rasch über die gebeugten Köpfe der teilnahmslosen Flüchtlinge hinweg, schwang sich über den Burgwall und flog hinaus in die lange Nacht.

Die eisumschlossene Burg schimmerte unheimlich in ihrem eigenen Silberglanz wie eine riesengroße Schneeflocke. Das Licht reichte nicht weit in den Dusterwald. Einst war der Wald voller Leben gewesen, doch nun regte sich nichts außer Dämonen, die geräuschlos durch die lange Nacht

schlichen. Nur die Bäume selbst waren, obwohl morsch und halb verfault, auf schreckliche Art lebendig. Der Erzmagier hörte sie wimmern.

Um ihn vibrierte die Dunkelheit in der Luft wie ein lang gezogenes Donnernrollen, und über ihm heulte unaufhörlich der blaue Mond. Die Sinne des Erzmagiers enthüllten weit mehr von der Welt, als die meisten Menschen sahen, und was jedem gewöhnlichen Beobachter als stumme, statische Szene erschienen wäre, war ihm mit Lärm und wildem Aufruhr erfüllt. Ringsum machten die Geister des Gestern immer wieder dieselben Bewegungen; Augenblicke, in der Zeit gefangen wie in Bernstein eingeschlossene Insekten. Hin und wieder verschwand ein Geist aus seinem Blickfeld wie eine geplatze Seifenblase, wenn das Hier und Heute die ungewisse Erinnerung an das Einst überlagerte.

Wege der Macht, alt und stark, leuchteten rund um die Burg, unvermindert hell trotz des Dusterwaldes. Der Erzmagier runzelte die Stirn. Er spürte, wie sich tief in der Erde etwas regte, ein Wesen aus grauer Vorzeit, das sich gelegentlich aufbäumte und dann wieder in seinen langen Schlaf hinüberdämmerte. Der Erzmagier entspannte sich ein wenig. Der Wald war älter, als seine Bewohner ahnten, und die Wesen, die hier lange vor der

Menschheit gelebt hatten, waren nicht vollständig ausgerottet. Nur wenige wussten um ihren leichten Schlaf.

Der Erzmagier hob den Kopf, als ein Dämon aus dem Düsterwald trat. Das Wesen ging unsicher auf zwei Beinen und ähnelte einem Menschen, aber von seinen Kiefern quoll unentwegt öliges grünes Feuer, das zischend und Funken sprühend zu Boden tropfte. In seinem breiten Maul saßen riesengroße Zahnstümpfe, und seine Augen loderten gelb in der Nacht. Der Erzmagier sah es prüfend an und hob eine Hand.

Der Dämon blieb stehen, fauchte unhörbar und floh zurück in den Düsterwald. Ein grimmiges Lächeln spielte um die Lippen des Erzmagiers.

Als der Dämon in der langen Nacht verschwand, brüllte etwas tief in der Finsternis seinen Hunger heraus, und der Erzmagier zog nachdenklich die Stirn in Falten. Gegen Ende des letzten Dämonenangriffs hatte er gespürt, dass sich etwas Furchtbares auf die Burg zubewegte. Im letzten Moment hatte es innegehalten, statt seine Macht auf die Probe zu stellen, aber seither spielten sich Veränderungen im Düsterwald ab, die dem Erzmagier nicht entgingen. Die Dämonen sammelten sich zu einem neuen Angriff, und mit ihnen ... der Erzmagier erschauerte

plötzlich, obwohl er seinen Körper verlassen hatte. Im Licht des blauen Mondes waren Wesen aus einem Schlaf erwacht, der bis ans Ende der Zeit hätte dauern sollen, um neu die Welt der Menschen zu durchwandern. Fleischgewordene Albträume und Schreckensbilder regten sich in der langen Nacht und warteten voller Ungeduld auf den Befehl zum Angriff auf die Burg.

Der Erzmagier zuckte die Achseln und schwebte wieder empor. Der Lauf der Dinge ließ sich nicht aufhalten, und es hatte keinen Sinn, sich Sorgen zu machen. Er schob die düsteren Gedanken beiseite und flog gemächlich über den Burggraben. Nachdenklich betrachtete er die dicke Eisschicht, die das Wasser bedeckte. Ein großer, dunkler Schatten bewegte sich träge unter dem Eis und verfolgte seinen Weg mit. Der Erzmagier schwebte über dem Eis, und der Schatten verharrte unter ihm. Der Erzmagier runzelte neugierig die Stirn. Allem Anschein nach hauste ein Lebewesen im Burggraben, auch wenn er sich nicht recht vorstellen konnte, was es war. Dass es seinen Astralleib wahrnehmen konnte, verblüffte ihn besonders. Was immer es war, es war unter dem Eis gefangen. Der Erzmagier schwebte tiefer, bis er sich dicht über einem Riss im Eis befand, und spähte aufmerksam ins

Wasser. Die rätselhafte Silhouette lauerte unerschlossen, dann zuckte der Erzmagier instinktiv zurück, als sie plötzlich auf die Unterseite der Eisdecke zuschoss. Der Riss verbreiterte sich und barst, und ein einzelner Augapfel auf einem rosa Stiel tauchte in dem Spalt auf. Der Erzmagier schwebte in sicherer Entfernung aufs Eis.

„Hallo“, sagte er höflich. „Wer bist du?“

Eine undeutliche, blubbernde, leise Stimme erreichte ihn, aber er war nicht sicher, ob sie aus dem Riss im Eis kam oder direkt in seine Gedanken drang.

„Ich lebe hier“, sagte die Stimme. „Im Wasser. Im Burggraben. Heimat. Mein Name ... das ist lange her. Lange her. Wer bist du?“

„Ich bin der Erzmagier. Ich bin ein Hexer.“

Der Augapfel schwenkte auf seinem Stiel hin und her, um ihn besser sehen zu können. „Ich erinnere mich an dich, glaube ich. Vom Dunklen Turm.“

„Ah ja“, sagte der Hexenmeister. „Das war vor einigen Jahren, nicht? Du hast mich bei der Arbeit gestört, und da verwandelte ich dich und schickte dich zurück.“

„Lange her“, bestätigte die undeutliche Stimme, die nichts Menschenähnliches an sich hatte. „Lange her. Jetzt lebe ich hier. Im Burggraben. Heimat.“

„Die Zeit vergeht so schnell“, sagte der Erzmagier.
„Tut mir leid, Freund. Ich verwandle dich zurück ...“

„Nein! Bitte nicht. Ich bin glücklich hier als Beschützer des Burggrabens. Mehr will ich nicht, mehr wollte ich nie. Im Sommer gibt es Fische, Vögel und Insekten, und ich höre ihre Stimmen, ihre Lieder. Der Wind, der Regen und der Wald sind jetzt Teil von mir, und ich bin Teil von ihnen. Ich spüre, wie die Jahreszeiten vergehen und die Welt sich dreht und fühle den langsamen, gleichmäßigen Herzschlag des Lebens. Das kann ich nicht aufgeben. Ich will kein Mensch mehr sein.“

„Ja“, sagte der Erzmagier. „Ich weiß. Ich will es auch nicht. Kann ich sonst etwas für dich tun?“

Das Stielauge nickte gedankenvoll. „Besuch mich ab und zu“, sagte die blubbernde Stimme. „Sprich mit mir! Manchmal fühle ich mich einsam und sehne mich nach einer Menschenstimme.“

„Ich werde kommen, wann immer ich kann“, erklärte der Erzmagier.

„Versprochen?“

„Versprochen.“

„Gut. Gut.“ Der Augapfel drehte sich und startete an ihm vorbei in die Finsternis. „Die lange Nacht ist hereingebrochen, Erzmagier. In der Burg wärst du sicherer.“

„Du auch.“

Blubberndes Lachen. „Die Dämonen tun mir nichts. Sie wissen es besser. Kehr zurück in die Burg, Erzmagier! Geh zurück ins Licht, in die Nähe anderer Menschen. Aber komm wieder, wenn die Nacht vorüber ist. Bitte.“

„Natürlich“, sagte der Erzmagier. „Leb wohl, Freund.“ Er wandte sich ab und schwebte wieder empor. Der Augapfel startete ihm nach, bis er hinter der Burgmauer verschwunden war. Dann betrachtete er kurz die vorrückende Dunkelheit und tauchte mit einem leisen Schmatzen unter. Der Riss in der Eisdecke schloss sich, und die verschwommene, dunkle Gestalt glitt gemächlich durch das kalte Wasser des Burggrabens.



Rupert erwachte von einem lauten Klopfen. Jemand schlug unaufhörlich gegen die Tür. Er rollte sich auf den Rücken und startete zur Zimmerdecke, während seine Träume zögernd den Rückzug antraten. Dann schoss er in die Höhe und griff nach dem Schwert, das auf dem Boden neben dem Bett lag. Mit der Waffe in der Hand fühlte er sich sicherer. Er warf einen Blick auf die Öllampe; sie war ausgegangen, aber die Kerzen brannten noch. Er spähte in die

Schatten, die in den Ecken seines Zimmers lauerten, und versuchte, sich zu erinnern, was ihn geweckt hatte. Das Hämmern begann von neuem, und etwas in Ruperts Hinterkopf schrie: „Dämonen, Dämonen, Dämonen!“ Er schüttelte den Kopf und atmete tief durch, und die wilde, absurde Furcht, die sein Herz zum Rasen gebracht hatte, verebbte langsam zu einem vertrauten Hintergrundmurmeln. Vorsichtig schwang er die Beine über die Bettkante, zuckte zusammen, als er die schmerzenden Glieder spürte, und legte nach kurzem Zögern das Schwert aufs Bett. „Wer immer das sein mag“, dachte er verärgert, „hat hoffentlich einen guten Grund für diese Störung.“ Er rieb sich die verklebten Augen und ging zögernd zu dem Schrank hinüber, der den Eingang versperrte. Draußen klopfte sein Besucher erneut mit Nachdruck.

„Wer da?“, knurrte Rupert und streckte sich, bis seine Gelenke knackten.

„Der Erste Ritter, Hoheit. Ihr werdet gebraucht.“
„Seit wann?“, dachte Rupert sardonisch. Laut sagte er: „Gut. Wartet einen Augenblick!“

Er stemmte die Schulter gegen den Schrank und rückte das schwere Möbelstück mühsam an seinen ursprünglichen Platz.

Breite Streifen auf dem Teppich vor der Tür

verrieten, wo der Schrank in der Nacht gestanden hatte. Rupert bückte sich und drehte den Teppich sorgfältig um. Wenn sich herumsprach, dass er seine Tür verbarrikadieren musste, ehe er sich schlafen legte, konnte er sich bei Hofe nicht mehr sehen lassen. Rupert schob den Riegel zurück und schloss in aller Ruhe auf. Was immer ihm der Erste Ritter zu sagen hatte, war vermutlich eine unangenehme Nachricht. Schließlich öffnete er die Tür und sah den ersten Krieger des Landes feindselig an.

„Seid Ihr sicher, dass Eure Botschaft nicht warten konnte?“

„Ich sehe, dass es Euch wieder besser geht, Hoheit.“

Rupert starrte ihn an. Der Erste Ritter schüttelte betrübt den Kopf.

„Ihr wollt doch nicht behaupten, Ihr wärt noch müde? Ihr habt fast vier Stunden geschlafen.“

„Vier Stunden?“ Rupert sah sich nach einem schweren Gegenstand um, mit dem er dem Ersten Ritter den Schädel einschlagen konnte, gab den Gedanken aber wieder auf, weil die Durchführung zu viel Kraft gekostet hätte. Er lehnte sich müde gegen den Türstock und musterte den Ersten Ritter, der wie immer gelassen, ausgeruht und tatendurstig wirkte. „Heraus mit der Sprache, Herr Ritter! Was ist

geschehen, während ich schlief?“

„Leider nicht viel, Hoheit. Die Dämonen lauern immer noch jenseits des Burgwalls, während König John und der Erzmagier streiten, dass die Fetzen fliegen.“

„Klasse“, brummte Rupert. „Echt klasse.“

„Deshalb“, fuhr der Erste Ritter lässig fort, „fand ich, es könnte nicht schaden, wenn Ihr die Streithähne zur Vernunft brächtet.“

„Was bringt Euch zu der Überzeugung, dass die beiden auf mich hören werden?“

„Ihr wisst am besten über den Dusterwald Bescheid, Hoheit. Niemand hat ihn häufiger durchquert als Ihr, ohne auf der Strecke zu bleiben.“

„Ja und?“

„Ihr seid außerdem vermutlich das einzige Mitglied des Hofes, das nicht sein eigenes Süppchen kocht“, sagte der Erste Ritter.

„Ich kann es ja mal versuchen“, meinte Rupert achselzuckend. Er ging zum Bett zurück und schnallte sein Schwert um. Er hatte es so lange getragen, dass er sich ohne das Gewicht an der Hüfte beinahe nackt vorkam. Alles in allem fühlte er sich nach den vier Stunden Schlaf doch besser. Seine linke Schulter war nicht mehr steif, und der frische Narbenwulst spannte kaum, wenn er den

Arm bewegte. Die Abgespanntheit konnte er verdrängen; darin hatte er inzwischen Übung. Er fuhr sich mit den Fingern durch das wirre Haar, zog das Lederwams gerade und sah an sich herunter. Vier Stunden unruhigen Schlafs hatten seine blutverschmierte Kleidung nicht sauberer gemacht. Einen Augenblick lang war Rupert versucht, rasch in ein paar Sachen zu schlüpfen, die der Hofetikette angemessen waren, aber dann dachte er: „Vergiss es. Wenn es dem Hof nicht passt – deren Pech.“ Er zog in aller Ruhe den Gürtel fest und trat auf den geduldig wartenden Ersten Ritter zu.

„Gehen wir!“

Die Mundwinkel des Ersten Ritters zuckten, als er einen Blick auf Ruperts furchteinflößendes Äußeres warf. „Ihr werdet Aufmerksamkeit erregen, Hoheit.“ „Gut“, sagte Rupert und schritt durch die Tür.



Prinz Rupert und der Erste Ritter blieben im Vorraum stehen und wechselten einen vielsagenden Blick. Obwohl die Doppeltür zur großen Halle fest geschlossen war, drang der Streit bis zu ihnen durch. Rupert schüttelte den Kopf, trat vor und stieß gebieterisch die Türflügel auf. Eine mächtige Klangwoge toste über ihn hinweg, während er auf

der Schwelle stand und sich umsaß – ein tierischer Lärm, der nackte Furcht und Wut verriet. Die Höflinge begriffen endlich, dass die lange Nacht bis zur Burg vorgedrungen war, und der Anblick der Finsternis trieb sie an den Rand des Wahnsinns. Die distinguierten Damen und Herren liefen aufgeregt hin und her, mit schrillen Stimmen und erschrockenen Augen, wanderten von einer Gruppe zur nächsten, wie Bienen, die ziellos von Blüte zu Blüte taumeln. Andere drängten sich zusammen, nahmen von nichts Notiz und klammerten sich weiter an ihre tröstlichen Lügen. Alle Männer im Saal trugen Schwerter, selbst die, die noch nie im Leben eine Waffe in die Hand genommen hatten, und überall sah Rupert geballte Fäuste und verzerrte Gesichter, Zähneknirschen, Angst und offene Hysterie. Der Dusterwald hatte die Waldburg erreicht.

Am anderen Ende des Saals saß der König mit geradem Rücken auf seinem Thron, flankiert von zwei Gardesoldaten. Seit wann benötigte er an seinem eigenen Hof den Schutz Bewaffneter? Rupert runzelte verdutzt die Stirn. Der König bedachte den Erzmagier, der stolz aufgerichtet vor ihm stand, mit eisigen Blicken, und Rupert musste nicht hören, was die beiden sagten, um zu wissen, dass sie sich ein erbittertes Wortgefecht lieferten.

Sein Stirnrunzeln vertiefte sich, als er ihre Gesichtsausdrücke studierte. Groll war darin zu lesen, Groll und Furcht, aber hinter dieser verständlichen und für alle sichtbaren Reaktion lag noch etwas anderes verborgen – vielleicht Verrat. Auf beiden Seiten.

„Er war ein Verräter, Hoheit. Ein Vaterlandsverräter, ein Feigling und ein Trunkenbold.“

Rupert wandte den Blick ab. Zur Rechten König Johns stand Harald in glänzender Rüstung, jeder Zoll der Prinz. Mit beeindruckendem Muskelspiel wechselte er von einer Heldenpose in die andere. Rupert schmunzelte grimmig. Harald hatte diese Rolle immer schon besser beherrscht als er. Dann sah er Julia, die sich bei Harald untergehakt hatte. Sein Lächeln verflog, und nur Bitterkeit blieb zurück. Er beobachtete stumm, wie Julia mit einer vertrauten Geste Haralds Arm tätschelte. Harald wisperte ihr etwas ins Ohr, das sie zum Lachen reizte. Dann sahen beide instinktiv zum Eingang und entdeckten Rupert, der sie beobachtete. Julia zuckte vor seinem ruhigen Blick zurück, erwiderte ihn dann aber trotzig. Harald grinste und verneigte sich höflich. Rupert wandte den Kopf ab. Er fühlte sich so unendlich müde. Einen Augenblick lang kämpfte er gegen den

übermächtigen Wunsch an, einfach in sein Zimmer zurückzugehen, sich ins Bett zu legen und zu schlafen, schlafen, schlafen, bis alles vorbei war und niemand mehr Forderungen an ihn stellte. Der Augenblick verging, aber die Müdigkeit blieb. Rupert seufzte leise. Keine Ruhe den Gottlosen.

„Seht Euch das an!“, sagte der Erste Ritter angewidert und deutete mit dem Kinn auf die Höflinge. „Die lange Nacht hat die Burgtore erreicht, und die vornehmen Herrschaften streiten und zetern wie eine Schar kleiner Kinder im Sandkasten. Als Nächstes werden sie einander anspucken und an den Haaren ziehen.“

Rupert musste lächeln. „Wisst Ihr, ich glaubte anfangs wirklich, der Erzmagier könnte einige unserer Probleme lösen. Ich hätte es besser wissen müssen.“

Die Miene des Ersten Ritters wurde düster. „Ich hatte Euch gewarnt, Hoheit. Ich traue dem Erzmagier nicht weiter, als ich ein nasses Kamel werfen könnte.“

„Weshalb habt Ihr dann Euer Leben aufs Spiel gesetzt, um mich auf einer Reise zu begleiten, deren einziger Zweck darin bestand, den Zauberer zur Rückkehr zu überreden?“

„Weil der König es mir befahl“, erklärte der Erste Ritter. „Nur darum.“

„Oh, zur Hölle damit“, sagte Rupert und schüttelte den Kopf. „Ich denke, wir bereiten dem Gekeife jetzt ein Ende, damit endlich etwas vorangeht. Wenn die so weitermachen, verliert der Erzmagier noch die Geduld, und wir stehen plötzlich vor einem Thronsaal voll verdutzt dreinblickender Kröten.“

„Er wird es nicht wagen, Magie gegen den Hof anzuwenden.“

„Da wäre ich nicht so sicher“, meinte Rupert. „Der Erzmagier besitzt den gesunden Menschenverstand und den Selbsterhaltungstrieb eines depressiven Lemmings.“

Er betrat den Saal und fand sich im Nu von blind umherlaufenden Höflingen umringt. Das Stimmengewirr war ohrenbetäubend und das Gedränge so dicht, dass es für den Prinzen kaum ein Durchkommen gab. Er erspähte eine Lücke in der Menge, aber im nächsten Augenblick blockierte eine Hofschranze den Weg. Rupert versuchte, sich an ihr vorbeizuschlängeln, doch der Mann schoss ihm einen gehässigen Blick zu und wich keinen Schritt zur Seite. Rupert packte den Höfling an der Schulter, drehte ihn um, holte ihn mit einem Fausthieb von den Beinen und stieg über ihn hinweg.

Die am nächsten stehenden Herren und Damen wollten empört protestieren, aber als sie die Miene

des Prinzen sahen, machten sie hastig eine Gasse frei. Rupert schritt ungehindert auf den Thron zu, und das Geraune erstarb, als eine Gruppe nach der anderen die grimmige, blutverkrustete Gestalt in ihrer Mitte bemerkte. Stumm starteten sie ihn an.

Vor den Stufen des Throns blieb Rupert stehen. König John und der Zauberer stritten weiter, zu vertieft in ihren Disput, um Ruperts Anwesenheit oder die plötzliche Stille zu bemerken. Rupert erhaschte einen Blick Haralds. Der trat unbehaglich von einem Fuß auf den anderen, und Sorgenfalten auf der Stirn verunstalteten seine aalglatte, herablassende Miene. Die Zeit im Dusterwald hatte Rupert verändert, und zum ersten Mal spürte Harald eine leise Angst, die ihm ein Kribbeln im Nacken verursachte. Der blutverschmierte Fremde mit den empfindungslosen Augen hatte nichts mit dem ruhigen, nachgiebigen jüngeren Bruder gemeinsam, den er so viele Jahre lang unterdrückt hatte. Harald wandte den Blick ab, weil er den Ruperts nicht ertrug. Ohne wirklich zu wissen warum, hatte Harald plötzlich Angst. Der Tod schien Rupert zu umgeben wie ein Leichentuch, fast als habe er einen Hauch der langen Nacht mit in die hell erleuchtete große Halle gebracht. Ein Schauer überkam Harald, und er merkte, dass er ihn nicht unterdrücken konnte. Er

versuchte, sich auf das Streitgespräch zwischen seinem Vater und dem Zauberer zu konzentrieren, und achtete nicht auf den kalten Schweiß, der ihm auf die Stirn trat.

„Wir können uns nicht ewig hinter diesen Mauern verkriechen!“, schrie König John. „Wenn wir die Dämonen nicht angreifen, werden sie die Burg angreifen.“

„Du bist entweder blind oder verrückt“, knurrte der Erzmagier. „Du redest, als würde der Wald immer noch vom Düsterwald belagert. Gewöhn dich an den Gedanken, John. Den Wald gibt es nicht mehr. Draußen findest du nur die lange Nacht. Jenseits dieser Mauern herrscht völlige Finsternis, die nur Dämonen durchstreifen. Dämonenscharen, um genau zu sein. Jede Armee, die du ihnen entgegenschickst, wird allein ihrer Überzahl erliegen. Auf einen Soldaten kommen tausend dieser Wesen. Jeder, der die Burg verlässt, ist dem Tod geweiht.“

„Was rätst du uns?“, fragte der König mit gepresster Stimme. „Dass wir uns in unserem kleinen Versteck verbergen, bis die Mächte der Finsternis noch stärker werden? Warten, bis der Dämonenprinz uns persönlich holt? Ich habe schon jetzt nicht mehr genügend Männer, um die Burgmauern zu bewachen. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis die

Dämonen über die Wälle klettern und uns alle töten.“

„Ich brauche Zeit“, erklärte der Erzmagier. „Es gibt Zauber, die gegen die Dämonen helfen müssten, aber es dauert eine Weile, sie vorzubereiten. Du wirst es doch schaffen, die Dunkelheit noch ein wenig länger abzuwehren!“

„Womit denn?“, heulte König John auf, auf dessen Wangen sich rote Flecken zeigten. „Meine Männer sterben. Uns gehen Nahrungsmittel, Wasser und Feuerholz aus ... ich bin nicht sicher, ob ich die Dämonen zurückwerfen könnte, wenn sie in diesem Augenblick einen Sturmangriff wagten. Nun tu doch endlich etwas, verdammt! Du bist der Erzmagier. Tu etwas, oder wir sind alle tot!“

„Immer ich! Immer hängt alles an mir und meiner Magie. Ist dir je der Gedanke gekommen, dass ich es irgendwann satt haben könnte, die Dinge, die du verbockt hast, wieder in Ordnung zu bringen? Kannst du nicht einmal selbst die Verantwortung für deine Schnitzer übernehmen? Du hast dich keine Spur geändert, John. Du sitzt auf deinem albernen Thron und stammelst und zauderst, bis dir alles aus dem Ruder läuft, und dann soll ich mit einem Fingerschnippen das Unheil von dir abwenden. Egal, ob es mir passt oder nicht. Egal, ob ich mein Leben

riskiere oder nicht. Nein, mein Lieber, diesmal läuft es so, wie ich es sage! Ich habe keine Lust, meinen Kopf aufs Schafott zu legen, nur weil du nicht abwarten kannst.“

„Ich bin dein König! Ich befehle dir ...“

„Steck dir deine Befehle ...“

„Ruhe!“ Ruperts heftiger Ausbruch übertönte die Stimmen der beiden Streithähne und brachte sie jäh zum Schweigen. Totenstille breitete sich im Saal aus. Ein Höfling in Ruperts Nähe öffnete den Mund zum Protest und startete gleich darauf entsetzt und fasziniert auf die Schwertspitze, die sachte gegen seinen Bauch drückte.

„Ein Wort“, sagte Rupert ruhig, „und ich schlitze dir die Eingeweide auf. Das gilt für alle Anwesenden.“

Die Höflinge sahen seine erzürnte Miene und das blutverschmierte Schwert in seiner Hand und gelangten zu dem Schluss, er könne seine Drohung ernst meinen. Rupert ließ seine Blicke über die entgeisterten Gesichter schweifen und lächelte schwach.

„Nun, da ich eure Aufmerksamkeit besitze, können wir die Situation vielleicht in aller Ruhe diskutieren, anstatt zu kreischen und zu schreien und wie eine aufgeregte Hühnerschar umherzurennen.“

Er steckte sein Schwert in die Scheide, und ein

Seufzer der Erleichterung war zu hören, nicht zuletzt von dem Höfling, den Rupert benutzt hatte, um sein Anliegen zu unterstreichen.

„Ihr lernt, Hoheit“, sagte der Erste Ritter anerkennend.

Rupert sah sich um und war nicht sonderlich überrascht, dass der Erste Ritter dicht hinter ihm stand. Er nickte dem Weggefährten höflich zu, ehe er sich wieder dem Hofstaat zuwandte. Er war nicht sicher, wie viel Unterstützung er nun, da ihre Mission vorüber war, vom Ersten Ritter erwarten konnte, doch im Augenblick sah es zumindest so aus, als habe er am Hof seines Vaters einen Verbündeten, und sei es nur, weil die Verachtung für die Hofschranzen sie zusammenschweißte.

Rupert trat einen Schritt vor und verneigte sich kurz vor seinem Vater. König John starrte ihn lange an. Weder seine versteinerte Miene noch sein kühler Blick verrieten, was er empfand.

„Ich dachte, du seist tot“, sagte er schließlich. „Nachdem ich so lange nichts von dir gehört hatte, war ich überzeugt, dass du nicht mehr zurückkäme.“

„Das habe ich gemerkt“, antwortete Rupert trocken. „Die meisten Leute im Burghof führten sich auf, als sähen sie einen Geist. He, Augenblick mal!

Haben dir die Goblins nicht berichtet, dass ich noch lebe? Sie sind doch gesund hier eingetroffen, oder?"

„Ja“, sagte der König. „Leider. Aber das war vor Monaten. Da hättest du längst da sein müssen.“

Es entstand eine Pause, während sie einander mit ausdruckslosen Mienen ansahen und jeder darauf wartete, dass der andere das Wort ergriff.

„Du könntest wenigstens sagen, dass du dich freust, mich wiederzusehen“, meinte Rupert schließlich. „Oder war meine Rückkehr auch diesmal nicht eingeplant?“

„Du hast dich nicht verändert, Rupert“, sagte König John. „Nicht im Geringsten.“

„Darauf würde ich an deiner Stelle nicht wetten!“ In Ruperts Stimme schwang plötzlich eine erbarmungslose Härte mit, bei der der König zusammenzuckte und die Harald ein nachdenkliches Stirnrunzeln entlockte. Rupert wandte sich dem Erzmagier zu. „Nun, da Ihr Zeit zum Nachdenken hattet, Herr Zauberer, könnt Ihr mir vielleicht erklären, was zum Henker mit Eurem Teleport schiefgelaufen ist. Wir hätten lange vor dem Vollmond eintreffen sollen. Ihr versprach mir, uns rechtzeitig hierherzubringen. Ich habe mich auf Euer Wort verlassen, Erzmagier.“

„Es war nicht meine Schuld“, entgegnete der

Erzmagier mit einem fast kindlichen Trotz. „Jemand auf der Burg hat meinen Zauber gestört, so dass wir zwar am richtigen Ort, aber nicht in der richtigen Zeit landeten.“

„Auf der Burg?“, fragte Rupert. „Seid Ihr sicher?“

„Absolut! Schließlich bin ich der Erzmagier. Doch wer immer es war, hat nur schwache Kräfte. Er konnte den Zauber weder bannen noch verzerren, sondern lediglich ablenken. Wenn ich mich nicht irre, sollten wir noch weiter in der Zukunft landen, in einer Zeit, da die Burg bereits gefallen war ... aber dazu reichte seine Magie nicht.“

Rupert schüttelte den Kopf und versuchte, die Erklärung richtig einzuordnen. „Wie konnte jemand hier in der Burg Euren Bann stören? Kein Mensch wusste von Eurer Absicht, durch Teleportation zurückzukehren.“

„Der Dämonenprinz wusste es“, sagte der Erzmagier.

Ein leises Flüstern lief durch den Saal, und mehrere Höflinge sahen sich furchtsam um, als könne allein die Erwähnung seines Namen den dunklen Prinzen in Person herbeirufen.

Der König auf seinem Thron beugte sich vor und zupfte sich am Bart.

Rupert sah den Erzmagier scharf an. „Wollt Ihr

behaupten, dass der Dämonenprinz selbst die Finger im Spiel hatte, als Euer Zauber versagte?“

„Indirekt. Eigentlich ist seine Macht auf den Dusterwald beschränkt, aber er kann durch Agenten agieren. Irgendwo auf dieser Burg gibt es einen Verräter, der dem dunklen Prinzen dient.“

„So viel wissen wir bereits, Erzmagier“, knurrte der König. „Könnt Ihr herausfinden, wer es ist?“

„Nicht ohne Weiteres, er hat seine Spuren zu gut verwischt. Wenn ich Zeit hätte vielleicht ...“

„Wir haben keine Zeit“, unterbrach Rupert scharf. „Auf Verräterjagd können wir später gehen. Zuerst müssen wir etwas gegen die Dämonen jenseits unserer Mauern unternehmen. Vater, wie viele Bewaffnete kannst du noch aufbieten?“

„Nicht mehr viele. Die Pest hat vor der Armee nicht Halt gemacht.“

„Pest?“ Rupert lief ein Schauer über den Rücken. „Welche Pest?“

König John lächelte gezwungen. „Du hast viel versäumt. Die Pest wütet seit Monaten unter der Bevölkerung unseres Reiches. Erst Übelkeit, dann hohes Fieber, das den Körper schwächt und schließlich zum Tod führt. Wir haben alles versucht, aber nichts hilft dagegen. Die Pest breitete sich wie ein Lauffeuer im Wald aus und erreichte die Burg

etwa eine Woche vor der Dunkelheit.“

„Wie viele Leute haben wir verloren?“, fragte Rupert flüsternd.

„Hunderte“, sagte der König. „Vielleicht auch Tausende. Das weiß niemand so genau.“

„Verdammt!“ Der Erzmagier schnitt eine Grimasse, als hätte er Essig getrunken, und sein Blick verriet, dass ihm soeben eine neue Erkenntnis gekommen war. „Ich wusste es! In dem Augenblick, da Rupert mir erzählte, dass das Einhorn seine Zierde an die Dämonen verloren hatte, ahnte ich, dass es dafür einen Grund geben musste.“

„Ich kann Euch nicht folgen.“ Rupert sah den Erzmagier verständnislos an. „Was hat das Horn des Einhorns mit der Pest zu tun?“

„Alles“, erklärte der Erzmagier. „Ihr müsst wissen, Rupert: Erstens liegt es in der Natur des Dämonenprinzen, Verderben zu säen, und zweitens hat das Horn eines Einhorns eine ganz besondere Eigenschaft – es kann Gifte aufspüren und unschädlich machen. Zählt eins und eins zusammen, und der Ursprung der Pest ist klar: das Horn eines verstümmelten Einhorns, das Gift verbreitet, statt davor zu schützen. In den Händen des dunklen Prinzen hat dieses Horn eine grässliche Pest erzeugt, die seine Dämonen verbreiten und die weder mit

natürlichen noch mit magischen Mitteln zu heilen ist.“

„Wenn wir die Seuche nicht heilen können“, sagte König John, „dann gibt es keine Rettung mehr. Mein Volk ist dem Untergang geweiht, egal was wir unternehmen. Ich glaube das einfach nicht, Erzmagier. Wir müssen doch irgendetwas tun können!“

„Es gibt einen Ausweg“, erklärte der Erzmagier. „Vernichte den Dämonenprinzen, und die Pest wird mit ihm untergehen!“

„Das klingt ja sehr spannend“, warf Harald trocken ein. „Aber irgendwie scheinen wir vom Thema abzuweichen. Der Dämonenprinz und die Pest sind Aufgaben der Zukunft – falls wir noch eine haben. Darf ich daran erinnern, dass wir im Moment von Dämonen belagert werden? Rupert, ich hatte den Eindruck, du wolltest vorhin, als du die Diskussion so ... abrupt unterbrachst, eine Lösung für dieses Problem vorschlagen.“

„Diskussion?“, fragte Rupert ironisch. „So viel ich dem wirren Gekeife entnehmen konnte, kreiste die Diskussion vorwiegend um zwei Standpunkte: Schiere-Gewalt-und-Ignoranz oder Machen-wir-die-Augen-zu-bis-alles-vorbei-ist. Wenn ihr weiter in diesen beiden Richtungen denkt, stehen wir tatsächlich mit einem Fuß im Grab!“

„Hast du eine bessere Idee?“, fragte Julia ein.

Rupert sah die Prinzessin an, die sich ostentativ bei Harald untergehakt hatte. „Ja“, sagte er schließlich.

„Habe ich. Vater, wo ist Grey?“

„Er verbringt seine Tage in völliger Abgeschiedenheit“, erklärte König John, „um mit Hilfe seiner Magie herauszufinden, wer Curtana gestohlen hat und wo es versteckt ist.“

„Curtana?“ Rupert zwinkerte verwirrt. „Wie konnte das jemand entwenden? Ich denke, das Schwert ist im verlorenen Südflügel?“

„Nicht mehr“, sagte Julia. „Wir entdeckten einen Weg in den Südflügel – der Seneschall, seine Leute und ich. Als wir jedoch ins alte Arsenal eindrangen, war Curtana verschwunden.“

Rupert schwirrte der Kopf, weil zu viel Neues gleichzeitig auf ihn eindrang. „Du hast viel versäumt.“ Er seufzte und unterdrückte den Wunsch, alle Fragen zu stellen, die ihm auf der Zunge lagen. Er wusste, dass kostbare Zeit verginge, bis sie beantwortet wären, er ahnte, dass die Antworten ihn keinen Schritt weiterbringen würden.

„Du scheinst dich sinnvoll beschäftigt zu haben“, sagte er deshalb nur. „Aber darüber können wir später noch reden. Zunächst einmal solltest du Grey holen lassen, Vater. Wenn mein Plan Erfolg haben

soll, brauchen wir jede verfügbare Magie.“

„Was kann der Astrologe schon groß beisteuern?“, knurrte der Erste Ritter. „Soll er den Dämonen Horoskope stellen und ihnen sagen, dass die Gestirne für einen Burgangriff ungünstig stehen?“

„Er ist immerhin Zauberer“, gab Rupert zu bedenken, „und Magie ist der Schlüssel zu der ganzen Geschichte.“

„Magie ist die Waffe des Dämonenprinzen“, antwortete der Erste Ritter und warf dem Erzmagier einen finsternen Blick zu. „Wenn wir Feuer mit Feuer bekämpfen, werden wir uns die Finger verbrennen. Jetzt ist der Moment für kalten Stahl gekommen, Hoheit! Jetzt zählen Kraft und Mut.“

„Überlegt Euch, wie weit uns das im Dusterwald gebracht hat!“, entgegnete Rupert. „Kalter Stahl genügt nicht. Den Dämonen ist es egal, welche Verluste sie erleiden, wenn sie uns nur bezwingen. Jenseits der Burgmauern warten Tausende der gottverdammten Monster, und Gott weiß, wie viele noch aus dem Dusterwald strömen, wenn die ersten Angreifer fallen. Nein, Herr Ritter, der Dusterwald ist ein Ort der Magie, den man mit Magie bezwingen muss.“

König John setzte zum Sprechen an und hob verblüfft den Kopf, als unvermittelt die Flügel des

Portals aufschwangen und der Astrologe eintrat.

„Tut mir leid, dass ich so spät komme, Majestät, aber ich denke, ich habe auf der Suche nach Curtana einen Durchbruch erreicht. Soweit ich sehe, existiert das Schwert des Zwangs nicht mehr. Wer immer es aus dem Arsenal geholt hat, muss es zerstört haben. Ich gestehe, ich schwanke, ob ich das gut oder schlecht finden soll.“

Das leise Getuschel der Höflinge ließ darauf schließen, dass auch sie schwankten.

König John zupfte sich am Bart und runzelte zerstreut die Stirn. „Das Schwert hätte uns vielleicht vor der Finsternis retten können. Ich nehme an, wir können nicht herausfinden, wer es geraubt hat.“

„Ohne Curtana nicht.“ Der Astrologe wandte sich dem Erzmagier zu und verneigte sich tief. „Wie schön, Euch nach all den Jahren wiederzusehen. Die geringen magischen Kräfte, die ich besitze, stehen Euch selbstverständlich zur Verfügung.“

„Danke, Herr Astrologe“, erwiderte der Erzmagier höflich. „Ich bin überzeugt, Ihr seid ein äußerst wertvoller Verbündeter.“

„Freundlichkeiten können wir später austauschen“, warf Rupert gereizt ein. „Im Augenblick gilt es, einige Hunderttausend Dämonen zu besiegen.“

„Ah“, spottete Harald, „jetzt kommen wir wieder

zu deinem berühmten Plan.“

„Harald“, sagte Rupert langsam, „du gehst mir auf die Nerven. Noch eine solche Bemerkung, und ich versetze dir einen Tritt, dass dir die Eier um die Ohren fliegen!“

Es entstand ein unangenehmes Schweigen, als alle betont weghörten.

„Dein Plan“, sagte der König schließlich.

„Der ist recht einfach“, erklärte Rupert. „Im Gegensatz zu den meisten hier habe ich schon gegen die Finsternis gekämpft. Schwerer sind genauso wenig die Lösung wie Magie, aber wenn wir beides kombinieren, gibt es vielleicht noch Hoffnung. Also stellen wir alle Mann, die laufen und ein Schwert in den Händen halten können, zu einem Heer zusammen. Dann unterstützen wir es mit Zaubern des Erzmagiers, des Astrologen und sonstiger Magier. Dann greifen wir die Dämonen, die uns belagern, mit allem an, was wir haben. Wenn es uns gelingt, die Mächte der Finsternis zurückzuschlagen, können wir das Blatt noch wenden. Die Dämonen sind nicht unbesiegbar. Falls wir eine größere Anzahl von ihnen erledigen, werden sie die Flucht ergreifen, und ohne die Dämonen als Vorhut kann die lange Nacht nicht vordringen. Wenn wir uns dem Feind hier und jetzt entgegenstemmen, können wir der Dunkelheit die

Stirn bieten. Es ist keine besonders große Chance ... aber ... nun, was haben wir zu verlieren?"

Es entstand eine Pause.

„Das ist kein besonders toller Plan“, sagte König John taktvoll.

„Ich gebe zu, es ist ein verdammt lausiger Plan“, meinte Rupert. „Nur haben wir keine andere Möglichkeit. Die Dämonen werden nicht weniger. Aber greift sie an, mit vereinten Kräften, und ihr werdet sehen, dass sie genauso sterben wie alle anderen Kreaturen.“

König John nickte zögernd. „Falls sonst keine konstruktiven Vorschläge kommen ... konstruktiv, Harald ... nun gut. Wie die Uhren anzeigen, zieht in zirka drei Stunden der neue Tag herauf. Eine halbe Stunde vorher will ich alle kampffähigen Männer im Hof versammelt sehen. Mit etwas Glück haben wir bis dahin die Flüchtlingsfamilien anderweitig untergebracht. Dass mir keiner zu spät kommt! Wir öffnen die Tore pünktlich, und dann liefern wir den Dämonen einen Kampf, wie sie ihn noch nie erlebt haben. Das ist alles. Rupert, Harald, begleitet mich in meine Privatgemächer, bitte. Jetzt.“

König John erhob sich von seinem Thron, nickte den sich verneigenden Höflingen kurz zu und verließ mit entschlossenen Schritten den Saal. Seine

Leibgarde folgte ihm mit Respektsabstand. Im Saal ging die gedämpfte Diskussion noch eine Weile weiter, ehe sich die gewohnten Gruppen bildeten und ein allgemeiner Aufbruch einsetzte.

Der Erzmagier und der Astrologe verließen den Raum gemeinsam, in ein leises Gespräch über magische Taktiken vertieft. Die Höflinge zogen sich in kleinen Grüppchen zurück und begaben sich in ihre Wohnquartiere, um Schwerter, Rüstungen und ihren ganzen Mut zusammenzusuchen, im Wissen, dass sie in wenigen Stunden den Dämonen gegenüber treten und aller Voraussicht nach sterben mussten. Trotz seiner Abneigung gegen den Hofadel im Allgemeinen war Rupert beeindruckt von der Art und Weise, wie sie die Sache aufnahmen. Zum ersten Mal in ihrem Leben jammerten und diskutierten sie nicht.

Natürlich waren sie sprachlos vor Furcht, aber Rupert hegte keinen Zweifel daran, dass die meisten von ihnen zum vereinbarten Zeitpunkt mit dem Schwert in der Hand im Burghof stehen würden, und die wenigen, die zu mutlos waren, in die Entscheidungsschlacht zu ziehen, würden im Kampf ohnehin wenig nützen.

Ruperts Blicke wanderten zu Julia hinüber, die sich leise mit Harald unterhielt. Sie schienen nur Augen füreinander und nicht für ihn zu haben. Rupert

wollte wegschauen und konnte es nicht. Anfangs hatte er geglaubt, Julia möge ihn immer noch und flirte nur mit Harald, um ihn eifersüchtig zu machen. Nun wusste er es besser. Zum ersten Mal erkannte er, wie natürlich Julia in ihren höfischen Festkleidern wirkte. Sie passte an Haralds Seite, als sei das ihr angestammter Platz. Rupert sah an seiner zerrissenen, blutverkrusteten Bekleidung hinunter, und die Vorstellung, die hochgewachsene, charmante Prinzessin könne neben ihm einherschreiten, erschien ihm plötzlich grotesk.

„Ich bin nur ein zweiter Sohn“, dachte er bitter, „und das werde ich auch bleiben. Es kann nicht lange dauern, bis Julia entdeckt, wer in unserer Familie das Sagen hat.“ Er warf einen letzten Blick auf die wunderschöne, blonde Prinzessin, die mit Harald schäkerte, und wandte sich ab. „Das ist nicht die Frau, die ich kannte“, dachte er ermattet. „Das ist nicht die Frau, die Seite an Seite mit mir im Dürsterwald kämpfte, die ich lieben lernte. Jene Julia war nur ein Wunschbild, ein Traum, geboren aus der gemeinsam bestandenen Gefahr und der Einsamkeit. Ich hätte es wissen müssen.“

Er ging in steifer Haltung an dem leeren Thronpodest vorbei auf die Privatgemächer König Johns zu, die Pflicht wie eine schwere Last auf den

Schultern. Ihm war es egal. Sie war alles, was er noch hatte.



Julia sah ihm nach und biss sich auf die Unterlippe. Sie wollte ihm nachrufen, aber das ließ ihr Stolz nicht zu. Es war seine Aufgabe, zu ihr zu kommen; sie dachte nicht daran, ihm das Vergnügen zu bereiten, zu Kreuze zu kriechen. Nach allem, was sie durchgemacht hatte, nach all den Monaten, in denen sie ihn für verschollen oder tot gehalten hatte, hatte sie, als das Gerücht von seiner unversehrten Rückkehr zu ihr durchgedrungen war, vor lauter Freude und Fassungslosigkeit nicht gewusst, ob sie lachen, weinen oder durch die Gänge tanzen sollte. Sie hatte den Seneschall gedrängt, ihr zu verraten, wo sich Ruperts Räume befanden, und war hingerannt, um ihn willkommen zu heißen, nur damit er sie mit eisiger Kälte empfangen und beleidigen konnte. Sie hätte ihm die Sache mit Harald und der Vermählung schon erklärt, wenn er ihr die Möglichkeit dazu gegeben hätte. Aber nein, er musste den Beleidigten spielen. Er hatte kein Recht, so zu sein. Er wusste nicht, wie sie sich auf dieser Burg gefühlt hatte, ganz allein, während die Dunkelheit immer näher rückte. War es

denn ein Wunder, dass sie sich Harald zugewandt hatte, als er verschollen blieb und der Drache allem Anschein nach seinem Tod entgegendämmerte? Sie hatte jemanden gebraucht, und es hatte niemanden sonst gegeben ... Julia sah Rupert nach, bis er verschwunden war, und ihre Hände waren so fest zu Fäusten geballt, dass sie schmerzten.

Dann warf sie einen Blick auf Harald, der nachdenklich die Tür anstarrte, die sich langsam hinter seinem Bruder schloss. Harald war in den vergangenen Monaten zweifellos immer mehr in den Mittelpunkt ihres Lebens gerückt. Dennoch wusste sie nicht, was sie für ihn empfand. Er benahm sich freundlich, aufmerksam, charmant – und doch entdeckte sie in seinen Augen manchmal eine Kälte, die sie frösteln ließ.

Zweifellos hatte Harald Fehler, aber Julia war beeindruckt von der ruhigen Sachkenntnis, mit der er die Dinge in die Hand genommen hatte, als das Dunkel immer näher rückte und die Lage sich mit jedem Tag verschlimmerte. Der König hatte sein Bestes getan, doch als der Strom der Flüchtlinge aus den von Pestilenz und Dämonen heimgesuchten Gebieten nicht abreißen wollte, war ihm nichts anderes übriggeblieben, als seine Ohnmacht einzugestehen. Harald und der Seneschall hatten ihm

einen Großteil der Last abgenommen, aber der König war zunehmend schlecht gelaunt und niedergeschlagen gewesen. Er hatte sich Vorwürfe gemacht, weil er die Herrschaft über sein Reich verloren hatte, und immer missmutiger regiert, so dass Harald gar keine andere Wahl blieb, als die meisten Entscheidungen allein zu treffen. Er hatte seine Sache gut gemacht – zumindest so gut, wie es unter den gegebenen Umständen möglich gewesen war.

Trotz all seiner Probleme hatte Harald noch die Zeit gefunden, sich mit ihr zu unterhalten und ihr Gesellschaft zu leisten. Er war längst nicht mehr der zudringliche, ungestüme Bewunderer, der sie mit seinem linkischen Interesse verfolgte. Julias Mundwinkel zuckten in einem Anflug von Vergnügen. Zumindest hatte sie Harald Manieren beigebracht. Sie betrachtete ihn fast zärtlich, doch dann erstarb ihr Lächeln, als sie sah, wie sich seine Miene unvermittelt veränderte. Harald startete immer noch die Tür an, die sich hinter Rupert geschlossen hatte, und jäh gruben sich unauslöschliche, gallige Linien in sein Gesicht, die sein sonst so liebevolles Äußeres völlig veränderten. Julia musterte ihn verblüfft; es war, als hätte er eine Maske abgelegt, hinter der nun eine völlig veränderte Persönlichkeit

auftauchte. Sie runzelte grüblerisch die Stirn, unschlüssig, ob sie sich über den neuen Harald freuen sollte oder nicht. Sie sah Kraft in seinen Zügen, Entschlossenheit und einen eisernen Willen, aber sie sah auch Angst, und plötzlich erkannte Julia, dass Harald Angst vor Rupert hatte. Dann war der Augenblick vorbei, und Haralds gewohnte Maske war wieder da. Er drehte sich um, um sie anzulächeln, und sie war sicher, dass alles Einbildung gewesen war. Der kalte, brutale Zorn, den sie in seinen Augen gesehen zu haben vermeinte, existierte nur in ihrer Phantasie.

„Nun denn, Julia“, sagte Harald freundlich, „ich fürchte, mein Vater erwartet mich, aber ich denke, uns bleibt danach noch etwas Zeit, ehe ich unsere Truppen in den Kampf führen muss. Warum kommst du nicht in einer Stunde in meine Suite?“

„Ja“, sagte Julia. „Natürlich. Harald, ich ...“

„Es geht um Rupert, nicht?“, fragte Harald. „Mach dir keine Sorgen! Du wirst ihn vergessen, wenn wir erst vermählt sind. Du musst nicht mal mit ihm reden, wenn du nicht willst. Das wäre höchstwahrscheinlich das Beste. Rupert hat einen schlechten Einfluss auf dich – obwohl ich ehrlich gestanden nie ganz begreifen konnte, was du an ihm findest. Wenn unsere Beratung mit Vater vorbei

ist, wird er sich wohl irgendwo verkriechen, bis er im Morgengrauen mit uns in die Schlacht ziehen muss. Rupert war nie ein großer Kämpfer.“

„Bei eurem letzten Zweikampf blieb er immerhin Sieger“, entgegnete Julia und ärgerte sich im nächsten Augenblick über ihre Antwort.

Harald sah sie scharf an. „Unverdientes Glück. Er hatte ein paar neue Kniffe auf Lager, das ist alles. Das nächste Mal ...“

„Moment!“ Julias Augen wurden schmal. „Habe ich mich verhört, oder wird Rupert im Morgengrauen mit in die Schlacht ziehen?“

„Natürlich“, sagte Harald. „Es ist seine gottverdammte Pflicht!“

„Das kann nicht dein Ernst sein! Du hast ihn doch gesehen. Er ist am Ende.“

Harald zuckte kühl die Achseln. „Er hat keine Wahl. Das Volk erwartet, dass Rupert, Vater und ich an der Spitze des Heerbanns reiten. Jemand muss die Truppen schließlich befehligen. Nicht, dass es wirklich wichtig wäre, ob Rupert auftaucht oder nicht, solange ich da bin. Ich bin der älteste Sohn, mir werden sie folgen.“

„Er wird da sein, und das weißt du“, sagte Julia. Kalter Zorn hüllte sie ein wie ein vertrauter alter Mantel. „Rupert kennt seine Pflicht. Er hat sie immer

gekannt, und er ist kein Feigling!“

Harald lachte fies. „Rupert war immer ein Feigling. In seinem Zimmer muss heute noch ein Licht brennen, damit er schlafen kann.“

Julia wandte sich schweigend ab und stieg die Stufen des Thronpodests hinunter. Harald lief ihr nach.

„Julia! Wohin gehst du?“

„Ich muss Rupert sehen. Ich muss mit ihm sprechen.“

Harald holte sie am Fuß des Podestes ein und packte sie am Arm. Sie riss sich los und legte die Hand um den Schwertgriff.

„Lass mich in Frieden!“

„Nein!“, sagte er mit großer Bestimmtheit. „Dafür ist es zu spät. Du hast deine Wahl getroffen und kannst sie nicht mehr rückgängig machen.“

„Sei dir da nicht so sicher.“

„Oh, ich denke, das kann ich sein, meine Liebe. Oder glaubst du, Rupert nähme dich noch, wenn er wüsste, wie nahe wir uns während seiner Abwesenheit gekommen sind?“

„Ich dachte, er sei tot.“

„Ich bezweifle, dass das für Rupert einen Unterschied macht. Er war schon immer eher ... antiquiert ... in solchen Dingen. Finde dich mit den

Fakten ab, meine Liebe! Du hast mein Bett gemacht, und jetzt musst du darin schlafen. Vergiss Rupert. Wir werden bald heiraten, Julia, und als meine Gemahlin musst du lernen, mir zu gehorchen.“

Julia zog mit einem Ruck das Knie hoch, und Harald krümmte sich japsend. Ohne sich nach ihm umzusehen, lief sie auf die Tür zu, hinter der Rupert verschwunden war. Ein Gedanke trieb sie vorwärts: Wenn sie jetzt nicht Rupert sprach, zog er womöglich in dem Glauben gegen die Dämonen, dass sie ihn nicht mehr liebte, und sie konnte ihn nicht so in den Tod gehen lassen.

Sie stürmte den Flur entlang, der zu den Privatgemächern des Königs führte. Einen Augenblick lang verschnaufte sie an der Eingangstür, ehe sie höflich klopfte. Niemand antwortete, und als sie den Drehgriff betätigen wollte, gab er nicht nach. Sie schlug mit der Faust gegen das massive Holz und wich plötzlich einen Schritt zurück, als im Paneel ein glühendes Auge erschien und sie anstarrte. Julia begann, am ganzen Leib zu zittern. All ihre Instinkte befahlen ihr, kehrtzumachen und zu fliehen, aber sie blieb eisern stehen und starrte trotzig zurück.

„Diese Tür ist versiegelt“, sagte eine empfindungslose Stimme in ihrem Kopf.

„Du musst mich einlassen“, sagte Julia zitternd. „Ich

muss den König sprechen.“

„Nur Harald, Rupert und der Erzmagier haben hier Zutritt“, erklärte die kalte Stimme. „Für alle anderen sind die Räume versiegelt. Geh!“

„Ich muss König John sprechen. Es ist wichtig!“

„Geh jetzt!“

„Verdammt, lass mich rein!“

Julia griff nach ihrem Schwert, und ein greller Blitz warf sie zu Boden. Sie schüttelte den Kopf, um ihre Gedanken zu ordnen, und erhob sich unsicher, sorgsam darauf bedacht, das Schwert nicht mehr zu berühren. Das Auge in der Tür fixierte sie ruhig, hell, metallisch und ganz und gar unmenschlich.

„Geh“, sagte die kalte Stimme. „Geh jetzt!“

Julia bedachte das erbarmungslose Auge mit hilflosen Blicken, ehe sie sich abwandte und den Korridor zurückging. Das Auge sah ihr nach, schloss sich dann und verschwand wieder im Holz der Tür. Julia kehrte langsam in die große Halle zurück. Was immer König John mit seinen Söhnen und dem Erzmagier zu besprechen hatte, musste verdammt wichtig sein, wenn er sich mit einem derart mächtigen Bann vor unbefugten Eindringlingen schützte. Dann würde sie eben später mit Rupert reden.

Sie musste es tun, solange noch Zeit dazu war.



Tief im ständigen Halbdunkel des Südflügels schwang langsam eine Geheimtür auf, und Fürst Darius trat in den Gang hinaus. Er spähte vorsichtig umher, aber nichts und niemand regte sich in der breiten, leeren Galerie, die sich kalt, dunkel und still zu beiden Seiten erstreckte. Mit einem schwachen Lächeln zog Darius die Tür hinter sich zu. Sie schloss sich mit einem kaum vernehmbaren Klicken, und nichts deutete mehr darauf hin, dass die Wandvertäfelung ein Geheimnis barg. Eine einzelne Fuchsfeuerlampe nahe der Decke verbreitete ein trübes Licht, aber Darius hatte seine Augen so an das Dunkel gewöhnt, dass er den Korridor deutlich erkennen konnte. Seine Blicke glitten unruhig hin und her. Er fühlte sich nach dem langen Aufenthalt in dem engen, verwinkelten Tunnellabyrinth hier im Freien nicht besonders wohl, und so kauerte er sich mit dem Rücken zur Wand auf dem Boden nieder. Die einst so modische Kleidung starnte vor Schmutz und umschlotterte seinen ausgezehrten Körper.

Seine Haut wirkte schmutzig und wächsern und bildete schlaffe Falten um Wangen und Kinn, weil er in zu kurzer Zeit zu viel Gewicht verloren hatte. Niemand aus der adligen Hofgesellschaft hätte den

eleganten Fürsten Darius wiedererkannt, der wie eine dürre, halb wahnsinnige Vogelscheuche auf dem Boden hockte, weil er die Dämmerung dem Licht vorzog.

Seine verquollenen Augen funkelten hell, als er rasch um sich spähte, bereit, beim geringsten Anzeichen von Gefahr die Flucht zu ergreifen. Immer wieder bewegte sich seine Hand unruhig zu dem Dolch in seinem Ärmel, aber kein Schatten bewegte sich, und kein Laut außer seinem eigenen unregelmäßigen Atem unterbrach die Stille. Der Südflügel lag verlassen da wie seit vielen Jahren, aber in der stickigen Luft lastete eine Spannung, als ahnten die Steine, dass etwas Böses durch die leeren Korridore schlich.

Ein kalter, düsterer Ausdruck lag auf Darius' Gesicht, als trage er ein widerwärtiges Geheimnis mit sich herum, wisse um Dinge, die man im Dunkel planen und ausführen musste, weil sie das Licht des Tages scheuten. Rupert hätte den Blick erkannt. Er hatte die endlose Nacht durchquert, und etwas von jenem Dunkel war für immer in seiner Seele zurückgeblieben. Der Düsterwald hatte sie gezeichnet, aber während Rupert dagegen ankämpfte, hatte sich Darius in der Hoffnung auf den versprochenen Lohn bereitwillig in sein Schicksal

ergeben.

Darius hob seine linke Hand, und Flammen umflackerten seine Finger, ohne sie zu versengen. Er besaß jetzt die dunkle Macht seines Herrn und Meisters, und mit ihr wollte er alle offenen Rechnungen begleichen, alle Kränkungen rächen. Darius lachte leise, und die Flammen verschwanden. Er hockte allein im Schatten, stumm und stumpf, und wartete in der Stille und Kälte des verlassenen Südflügels auf jene, die er fürchtete und hasste.



Der König seufzte und beobachtete mürrisch, wie sein Atem in der frostigen Luft dampfte. Er wickelte sich enger in seinen Umhang und rückte den Sessel etwas näher an das schwach glimmende Feuer. Selbst in seinen Privatgemächern tief im Innern der Burg konnte er der bitteren Kälte des Dusterwaldes anscheinend nicht entrinnen. Er warf einen nachdenklichen Blick auf den Erzmagier, der auf der anderen Seite des Kamins Platz genommen hatte. Der Zauberer lümmelte wie ein Bauer in seinem Lehnstuhl und nagte an einem Hühnerbein. Die Kälte schien ihm nichts auszumachen.

Lichter und Kerzen nahmen jedes freie Fleckchen des überladenen Zimmers ein, und doch wirkte der

Raum insgesamt eher düster. In der Vergangenheit hatte König John stets Mut und Trost aus den alten Mauern gezogen, die ihn Schicht um Schicht einhüllten, aus der Magie und den Geheimnissen der Waldburg, die sein Erbe und seine angestammte Heimat war. Seit zwölf Generationen verteidigten die Waldkönige das Land gegen alle Gefahren, und John war immer davon überzeugt gewesen, etwas von ihrer Tapferkeit und Standhaftigkeit lebe in der Burg selbst fort. Aber nun war die lange Nacht angebrochen, und all die Magie der altehrwürdigen Mauern hatte nicht ausgereicht, um den Düsterwald fernzuhalten. König John zog gereizt die Stirn kraus; eine wahrhaftig schlimme Zeit, wenn ein Mensch nicht einmal mehr in den eigenen vier Wänden Trost und Frieden fand. Ein flüchtiges Lächeln huschte über seine Züge, als ihm die Bedeutungslosigkeit seiner Gedanken zu Bewusstsein kam, und er schob sie entschlossen beiseite. Wieder musterte er den Erzmagier, und nicht alle Erinnerungen, die ihm dabei durch den Kopf gingen, waren schlecht. Obwohl er und der Magier nie enge Freunde gewesen waren, hatten sie doch viele Jahre gut zusammengearbeitet. Eine Zeitlang hatte er den Zauberer sogar als seinen starken rechten Arm betrachtet, aber das lag weit zurück, so weit ...

Der Hexenmeister löste die letzten Fleischfasern von dem Hühnerbein, und noch während König John ihn beobachtete, zerbrach er den Knochen und saugte das Mark aus wie ein Kind, das an einer Zuckerstange lutscht. Als er fertig war, warf er den Knochen ins Feuer und wischte sich die fettigen Finger an seiner Robe ab. Der König schaute weg. Der Erzmagier, an den er sich erinnerte, war geschmackvoll und distinguiert gewesen, beinahe ein Geck. Stets nach der neuesten Mode gekleidet und jede Locke an ihrem Platz, und er hatte bis zum bitteren Ende Haltung bewahrt. Nach den Worten der Wirte war er der hoheitsvollste Säufer gewesen, den sie je gesehen hatten. König John musste unwillkürlich lächeln, doch er wurde wieder ernst, als ihm andere Dinge in den Sinn kamen. Er schloss die Augen, und nach einer Weile verblassten die unerfreulichen Bilder, obwohl wie immer ein leiser Schmerz zurückblieb. Er sah erneut den Erzmagier an, der geistesabwesend ins Feuer starrte. Seine Miene war ausdruckslos, und König John hatte keine Ahnung, woran der Mann dachte.

„Ich war nicht sicher, was ich bei unserem Wiedersehen empfinden würde“, sagte der König langsam. „Abneigung, Angst oder was immer. Es ist viel Zeit vergangen, nicht?“

Der Erzmagier nickte. „Freilich.“

„Du siehst fast genauso aus, wie ich dich in Erinnerung hatte. Du bist nicht gealtert.“

„Verwandlungsmagie. Ich kann mir aussuchen, wie alt ich sein möchte. Natürlich verbrennt meine übrige Lebensenergie umso schneller, je jünger ich mich mache. Ich bin ein alter Mann, älter als du und dein Vater zusammen. Weißt du, manchmal fehlt mir Eduard. Mit ihm konnte ich reden. Du und ich, wir hatten nie viel gemeinsam.“

„Das nicht“, stimmte ihm König John zu. „Aber dein Rat war immer gut.“

„Dann hättest du auf mich hören sollen.“

„Möglicherweise.“

Sie schwiegen, und lange mochte keiner von ihnen das Gespräch wieder aufnehmen. Das Feuer flackerte unruhig, und das Knistern der Flammen klang in der Stille furchterregend laut.

„Es war nicht nötig, mich zu verbannen“, sagte der Zauberer schließlich. „Ich hatte mich schon selbst verbannt.“

Der König zuckte die Achseln. „Ich musste etwas tun. Eleanor war tot, und ich musste etwas tun.“

„Ich habe alles Erdenkliche für sie getan.“

König John startete ins Feuer und schwieg.

„Was hältst du von Ruperts Plan?“, fragte der

Erzmagier nach einer Weile.

„Möglicherweise gelingt er. Alles andere haben wir schon versucht. Wer weiß?“

„Ich mag Rupert. Ein gescheiter junger Mann, wenn du mich fragst, und mutig dazu.“

„Ja“, sagte König John langsam. „Das ist er.“

Sie sahen einander an. Zu viele Jahre des Leids, der Wut und der angesammelten Verbitterung lagen zwischen ihnen, und das wussten sie. Sie hatten einander nichts mehr zu sagen; es war alles gesagt. Der Erzmagier erhob sich.

„Ich denke, es ist an der Zeit, ein paar Worte mit Grey zu wechseln. Seine magischen Kräfte haben in meiner Abwesenheit offenbar zugenommen; vielleicht kann er mich tatsächlich ein wenig unterstützen. Gute Nacht. Wir sehen uns, ehe wir in den Kampf ziehen.“

„Gute Nacht, Magier.“

König John startete ins Feuer und entspannte sich erst, als die Tür hinter dem Erzmagier ins Schloss fiel. Die Erinnerungen wollten ihn nicht loslassen, auch nicht nach all den Jahren. Er schloss die Augen, und wieder standen er und der Hexenmeister gemeinsam an Eleanors Bett. Ihr Gesicht war mit einem Bettlaken verhüllt.

„Sie ist tot. Es tut mir leid.“

„Hol sie zurück!“

„Das kann ich nicht.“

„Du bist der Erzmagier. Hol sie zurück, verdammt!“

„Ich kann nicht.“

„Du versuchst es doch nicht mal.“

„John ...“

„Du hast sie sterben lassen, weil sie dich nicht liebte!“

König John vergrub das Gesicht in den Händen, aber die Tränen wollten nicht kommen. Er hatte sie vor langer Zeit geweint und hatte keine mehr. Er nahm Haltung an, als sich die Tür hinter ihm öffnete, und setzte die gewohnt strenge Miene auf. Rupert und Harald traten auf ihn zu und verbeugten sich respektvoll. Sie standen Schulter an Schulter, aber getrennt durch eine unsichtbare Wand der Ablehnung. Der König lächelte müde. Er wollte seine Schuhe samt Schnallen fressen, wenn die beiden je mehr füreinander empfänden als eiskalte Antipathie. Rupert und Harald warteten geduldig, die Blicke auf einen Punkt irgendwo über dem Kopf ihres Vaters gerichtet. Der atmete tief durch. Weder Rupert noch Harald würde gefallen, was er zu sagen hatte, aber er war jetzt auf ihre volle Unterstützung angewiesen.

„Setzt euch!“, knurrte er schließlich. „Ihr tragt die

Ruhe raus.“

Harald ließ sich in den Ohrensessel sinken, den der Magier eben erst freigegeben hatte, so dass sich Rupert auf die Suche nach einem zweiten Sessel machen musste.

John wahrte mühsam Haltung, während er dem Poltern abgeschrammter Möbel und einstürzender Büchertürme lauschte. Schließlich kam Rupert zurück, achtlos einen Lehnstuhl hinter sich her schleifend. Harald bekam einen Hustenanfall, den König John mit einem verdrießlichen Blick erstickte. Der König drehte sich nicht um. Er wollte nicht sehen, welches Chaos Rupert angerichtet hatte. Das hätte er bei seiner aktuellen Laune nicht ertragen.

„Entschuldigung“, brummte Rupert, während er den Lehnstuhl zwischen Harald und König John stellte.

„Schon gut“, sagte König John höflich. „Es ist etwas eng hier.“

Er wartete, bis Rupert Platz genommen hatte, und zupfte dann nachdenklich an seinem Bart, weil er nicht recht wusste, wie er anfangen sollte. Die Stille dehnte sich hin, und immer noch zögerte er. Er wusste, dass sein Vorhaben richtig und dringend war, aber das machte es nicht leichter.

„Du wolltest uns sprechen“, begann Harald

schließlich. „Geht es um die Vermählung?“

„Nein“, antwortete der König. Ihm entging nicht, dass Rupert lässig mit dem Schwertgriff spielte. „Ich fürchte, deine Vermählung muss wieder mal verschoben werden.“

„So ein Pech aber auch!“, spottete Rupert.

„Das kannst du laut sagen“, antwortete Harald.

„Warum sind wir dann hier?“, verlangte Rupert zu wissen. „Wegen meines Angriffsplans gegen die Dämonen?“

„Ich würde das nicht wirklich einen Plan nennen“, erklärte Harald. „Ich würde eher von Massenselbstmord reden.“

„Wenn du einen besseren Vorschlag hast, wird es Zeit, uns davon zu unterrichten!“, fuhr Rupert auf.

„Was würdest du lieber tun – dich in der Burg verkriechen, bis uns die Dämonen holen? Glaub mir, es ist besser, im Kampf zu sterben!“

„Es ist besser, gar nicht zu sterben“, sagte Harald.

„Es muss einen anderen Weg geben. Vielleicht weiß der Erzmagier ...“

„Nein“, unterbrach König John ruhig, „selbst auf dem Gipfel seines Ruhms war er nie so mächtig. Aber du hast recht. Es muss einen anderen Weg geben, und mir ist auch etwas eingefallen. Zumindest sollte es unsere Stellung gegen die Dämonen verbessern.“

„Das verstehe ich nicht“, sagte Rupert und runzelte die Stirn.

„Wenn es einen anderen Weg gibt, warum hast du ihn dann nicht vor Hofstaat erwähnt?“

König John wich seinem Blick nicht aus. „Weil der Hofstaat ihn nicht gutgeheißen hätte.“

„Es hat etwas mit Curtana zu tun, nicht wahr?“, warf Harald unvermittelt ein.

„In gewisser Weise, ja“, entgegnete König John. „Ich hatte die feste Absicht, Curtana gegen die Dämonen einzusetzen, aber das ist nun nicht mehr möglich. Es gibt aber andere Schwerter, die ebenso mächtig, wenn nicht noch mächtiger sind.“

Rupert und Harald sahen einander bestürzt an, als ihnen dämmerte, wovon er sprach, und John beobachtete mit einer Spur von Belustigung, dass sie sich zumindest in ihrer entsetzten Ablehnung einig zu sein schienen.

„Du sprichst von den Höllenklingen“, sagte Rupert ungläubig. „Das kann nicht dein Ernst sein!“

„Wieso nicht?“

„Die Höllenklingen sind für uns tabu“, sagte Harald, doch König John sah sehr wohl die kalte Berechnung in seinem Blick.

„Wir können sie nicht einsetzen“, sagte Rupert. „Curtana war schlimm genug, aber diese Klingen ...“

ich bin nicht sicher, was mir mehr Angst einjagt, die Dämonen oder diese verfluchten Schwerter.“

„Verständlich“, entgegnete Harald. „Aber wir wissen ja, dass dir viele Dinge Angst machen.“

Rupert sah ihn an, und Harald rutschte unruhig in seinem Sessel hin und her. „Sprich ruhig weiter“, sagte Rupert leise. „Reden ist schließlich deine Stärke.“

„Schluss jetzt!“, fauchte König John. „Verschiebt eure Privatfehde, bis wir einen Weg aus der Dunkelheit gefunden haben. Das ist ein Befehl!“ Er blickte seine Söhne an, bis beide zögernd nickten. John lehnte sich zurück, und als er wieder das Wort ergriff, klang seine Stimme unbewegt: „Die Höllenklingen besitzen Macht. Genug Macht, um uns vor der langen Nacht zu retten, die das Land bedroht, und nur das zählt.“

„Wir wissen nicht mal, was diese Schwerter bewirken“, widersprach Rupert. „Es ist so lange her, seit jemand die Klingen zu ziehen wagte, dass selbst die Legenden in diesem Punkt missverständlich sind. Blendflamm! Wolfsbann! Felsbrecher! Diese Namen können alles Mögliche bedeuten. Wahrscheinlich bringen sie mehr Unheil in die Welt, als die Dämonen je anrichten können.“

„Selbst ein böses Schwert kann einem guten

Zweck dienen“, sagte Harald. „Vorausgesetzt, man behält es im Auge.“

Rupert schüttelte eigensinnig den Kopf. „Ich traue Zauberschwertern nicht.“

„Wir haben keine andere Wahl“, erklärte König John ruhig.

„Denk an deine eigenen Worte: Der Dusterwald ist ein Ort der Magie und muss mit Magie bezwungen werden. Die Legenden berichten, dass die Höllenklingen die mächtigsten Waffen waren, die der Mensch je ersonnen hat.“

„Als sie das letzte Mal gezogen wurden, verwüsteten sie die halbe Welt, ehe es gelang, sie zu bändigen und wieder in ihre Scheiden zu stecken. Berichten die Legenden.“

„Diesmal könnten sie die Welt retten!“

„Oder komplett zerstören.“

„Welchen Unterschied macht das?“, fragte Harald.

„Jenseits dieser Mauern herrscht die Dunkelheit. Das Land ist gefallen. Die Höllenklingen sind unsere letzte Hoffnung ... oder sie vernichten uns alle. Es ist im Grunde völlig egal. Wir sind verdammt, ob wir handeln oder nicht. Ich persönlich nähme unsere Feinde gern mit in den Abgrund, wenn es sich bewerkstelligen lässt.“

Rupert schaute finster drein und schüttelte

langsam den Kopf. „Es muss einen anderen Weg geben.“

„Nein“, antwortete John. „Wir sind am Ende unserer Möglichkeiten. Die Höllenklingen sind unser letzter Ausweg.“

„Dann sei Gott unseren Seelen gnädig“, brummte Rupert.

John, Harald und Rupert starrten eine Weile stumm ins Feuer, weil keiner dem anderen in die Augen schauen mochte. Sie wussten, dass sie sich in Kürze zum Südflügel begeben würden, um die verbotenen Schwerter aus den alten Scheiden zu ziehen, aber noch nicht sofort. Noch nicht sofort. Sie blickten mit stummer Verzweiflung in die Flammen, jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Rupert erinnerte sich an die Grube bei Kupferstadt und an den Wurm, dem er dort begegnet war, am deutlichsten aber erinnerte er sich an das Zauberschwert, das ihn im Stich gelassen hatte.

Blendflamm. Wolfsbann. Felsbrecher. Rupert begann zu zittern und konnte sich nicht beruhigen.



In dem stillen, verlassenen Gang, der den Übergang zum Südflügel bildete, verdichtete sich die Finsternis. Es gab zwar lodernde Fackeln, Öllampen und

Fuchsfeuerlampen, aber ihr Schein reichte nicht aus, um die Dürsterkeit zu durchdringen, die wie ein schmuddeliger Nebel die Luft erfüllte. Rupert stand am Nordeingang und blickte zweifelnd auf die verschlossene Doppeltür am anderen Ende des weitläufigen, widerhallenden Saales. Irgendwo hinter diesem Portal befand sich das Arsenal mit den Höllenklängen, der letzten Hoffnung des Waldlands. Rupert runzelte die Stirn und trat unbehaglich von einem Fuß auf den anderen. Dieser Gang war der Anfang des Südflügels, und er mochte ihn ganz und gar nicht; er erinnerte ihn zu sehr an den Dürsterwald.

Rupert hatte Wert darauf gelegt, vor den anderen einzutreffen, zum Teil, weil er ein wenig allein sein wollte, vor allem aber, um den wiederentdeckten Flügel verdammt genau in Augenschein zu nehmen, ehe er einen Fuß hineinsetzte. Eine Menge Geschichten hatten sich während der zweiunddreißig Jahre um den verschollenen Teil der Burg gerankt, und keine einzige davon ging gut aus. Über hundert Suchtrupps hatten im Lauf der Zeit versucht, dem Rätsel des Südflügels auf die Spur zu kommen, aber zurückgekehrt waren nur die, die den Eingang nicht gefunden hatten. Rupert ließ die Blicke schweifen und schüttelte den Kopf.

Nach allem, was er bisher gesehen hatte, wäre es kein Unglück gewesen, den Flügel weiter im Verborgenen zu lassen.

Eine der Lampen flackerte plötzlich und erlosch, und die Schatten wurden viel dunkler. Rupert bewegte sich unbehaglich. Statt seiner Angst nachzugeben, betrat er entschlossen den Gang. Er nahm die Lampe aus ihrer Nische und stellte mit einem kurzen Schütteln fest, dass sich kein Öl mehr darin befand. Er schmunzelte und entspannte sich. Von innen wirkte der Gang nicht mehr so groß und abweisend, aber die Stille und die unbewegte Luft legten sich auf sein Gemüt. Plötzlich hörte er leise, schlurfende Schritte hinter sich und fuhr herum, das Schwert in der Hand. Er entdeckte den Seneschall, der am Nordeingang stand und ihn mit einem frostigen Blick bedachte. Rupert grinste entschuldigend und schob die Waffe wieder in die Scheide.

„Tut mir leid, Seneschall!“

„Auf mich müsst Ihr keine Rücksicht nehmen“, meinte der Seneschall. Er kam in den Gang gehumpelt, schwer auf seinen knorrigen Gehstock gestützt. „Ich bin schließlich nur ein Diener von vielen. Niemand nimmt Rücksicht auf mich, weshalb also solltet Ihr es tun? Ich meine, schließlich bin ich

nur der Mann, der im Alleingang die magische Barriere zum Südflügel fand und zerstörte. Aber hört jemand auf mich? Haltet euch vom Südflügel fern, sage ich. Da drin seid ihr nicht sicher, sage ich. Aber hört jemand auf mich? Im Gegenteil. Jeder tut genau das, was ihm in den Kram passt. Ich hätte längst zusammenbrechen müssen, wenn ich mir das zeitlich leisten könnte.“

„Hat Euch jemand gekränkt, Seneschall?“, erkundigte sich Rupert vorsichtig.

„Ha!“, sagte der Burgverwalter bitter. „Gekränkt! Weil mich die halbe Leibgarde des Königs aus dem Bett gezerrt und in den Audienzsaal geschleift hat? Weil ich dort von einem Neandertaler mit Affenarmen und der denkbar niedrigsten Stirn erfuhr, mir sei die einmalige Ehre zuteilgeworden, die königliche Familie in den Südflügel zu geleiten, und zwar unverzüglich! Kein Bitte, kein Wenn es Ihnen recht ist.“ Der Seneschall ließ entkräftet und mutlos die Schultern hängen. Darauf verstand er sich; er hatte viel Übung in solchen Gesten. „Kein Thema, dass ich seit der Ankunft der Flüchtlinge keine freie Minute mehr hatte. Kein Thema, dass ich den lieben langen Tag durch die Korridore hetze, immer auf der Suche nach einem freien Plätzchen für alle diese Leute und immer auf die Gefahr hin, dass König John

es sich im nächsten Moment wieder anders überlegt. Jetzt verlangt er auch noch, dass ich ihn zum Arsenal bringe, zu einer Zeit, da jeder halbwegs vernünftige Mensch tief und fest schläft! Der alte Herr ist verkalkt, wenn Ihr mich fragt. Als Nächstes braucht er jemanden, der ihn zur Toilette führt.“

Rupert hörte sich das Geschimpfe des Seneschalls an und grinste. Es war schön zu wissen, dass ein paar Dinge gab, die sich während seiner langen Abwesenheit nicht geändert hatten.

Allmählich verrauchte der Zorn des Seneschalls, und Rupert fand Gelegenheit, seinen Wortschwall mit einer Frage zu unterbrechen. „Was ist eigentlich mit Eurem Bein passiert?“

„Meinem Bein?“ Der Seneschall starrte ihn verständnislos an und sah dann auf den dicken Eichenknüppel hinab, auf den er sich stützte. „Ach das. Julia und ich stießen auf Dämonen, die sich im Südflügel versteckt hatten. Aber keine Sorge, die sind längst erledigt.“

Er beließ es dabei, und Rupert beschloss, nicht nach Einzelheiten zu fragen. Er glaubte nicht, dass er es wirklich wissen wollte.

„Ich hatte noch nicht mal Zeit, meinen Großvater zu begrüßen“, grummelte der Seneschall weiter. „Nicht, dass wir einander viel zu sagen hätten, aber

immerhin.“

„Euren Großvater?“, fragte Rupert.

„Der Erzmagier“, sagte der Seneschall. „Muss zwanzig Jahre her sein, seit ich ihn zum letzten Mal sah.“

Rupert hörte Schritte hinter sich und blickte sich gerade rechtzeitig um, um Harald und den König die Halle betreten zu sehen. Der Seneschall schnaubte wütend und drehte ihnen allen betont den Rücken zu. Rupert und König John wechselten einen wissenden Blick.

„Hat Euch jemand gekränkt, Seneschall?“, fragte der König höflich.

„Ha!“, sagte der Seneschall.

„Rupert“, fragte König John, „warum ist der Seneschall beleidigt?“

„Ich bin nicht beleidigt!“

„Worauf warten wir dann?“, erkundigte sich Harald.
„Der Südflügel wartet.“

„Augenblick!“, unterbrach ihn Rupert. „Nur wir? Ohne Schutzwachen, ohne Eskorte? Nach den Worten des Seneschalls ist der Südflügel gefährlich.“

„Du kannst ja hier bleiben, wenn du Angst hast“, entgegnete Harald.

„Ich dachte eher an die Sicherheit des Königs“, antwortete Rupert.

„Natürlich, was sonst?“, lästerte Harald.

„Jetzt reicht es!“, sagte König John scharf. „Wir verzichten auf Wachen, weil der Hofstaat eingriffe, wenn er die leiseste Ahnung von unserem Vorhaben hätte, und wir keine Zeit mehr haben, eine Rebellion niederzuschlagen.“

„Was geschieht, wenn wir mit den Schwertern zurückkommen?“, fragte Rupert. „Den Höflingen wird es nicht gefallen, dass wir sie über unsere Idee im Unklaren gelassen haben.“

„Das könnt Ihr laut sagen“, murmelte der Seneschall.

„Nun fangt nicht wieder von vorn an, Seneschall“, sagte der König mit fester Stimme. „Ihr hattet Euch bereit erklärt, uns zu helfen.“

„Außerdem“, fügte Harald hinzu, „kann uns die Ansicht der Höflinge schnuppe sein, wenn wir die Schwerter erst besitzen.“

„Diskutieren können wir später“, mahnte König John. „Das Morgenrot naht, und wir sind noch nicht mal in der Nähe des Arsenal. Seneschall, zeigt uns bitte den Weg ...“

„Meinetwegen“, brummelte der Seneschall widerwillig. „Schätze, wir können genauso gut aufbrechen, wenn ich schon mal da bin. Das ist mein eigener Fehler. Ich lasse mich immer wieder

ausnutzen.“ Der Seneschall grummelte halblaut vor sich hin, während er sie aus dem Saal und zum Südflügel führte. Harald und König John folgten ihm auf den Fersen. Rupert bildete die Nachhut, die Hand nie weit vom Schwertgriff. Er ließ die Blicke aufmerksam schweifen, als die kleine Gruppe durch die düsteren, nur von Fuchsfeuer erhellten Passagen und Korridore hastete, und anfangs war er enttäuscht, dass alles so ... normal wirkte. Nach all den Erzählungen und Legenden über den verschwundenen Südflügel hatte er eigentlich mit einer Umgebung gerechnet, die Furcht und Schrecken einflößte. Ein grimmes Lächeln huschte über seine Züge. Hatte er nicht selbst die Erfahrung gemacht, dass Erzählungen und Legenden in den wenigsten Fällen stimmten? Dennoch hatte der Südflügel etwas ... Beunruhigendes an sich. Rupert hatte es bereits beim Verlassen des Saales gespürt, und je tiefer er durch die leeren, hallenden Gänge ins Herz des wiederentdeckten Gebäudeteils vordrang, desto deutlicher wurde der Eindruck des Unfertigen, Unvollendeten, als sei etwas im Wachsen, im Entstehen; etwas, das kein Ende hatte ... eine kalte Brise erfasste ihn, und die Nackenhaare sträubten sich ihm. Widerwillig schüttelte er den Kopf. Er durfte sich jetzt nicht von Paranoia

überwältigen lassen. Dann kam ihm ein neuer Gedanke, und er beschleunigte seine Schritte, bis er neben dem Seneschall ging.

„Herr Seneschall, warum ist dieser Flügel noch leer, während der Rest der Burg von Flüchtlingen überquillt? Sollten wir nicht einen Teil der Leute hier unterbringen?“

„Niemand will hier leben“, sagte der Seneschall ruhig. „Vor zweiunddreißig Jahren geschah etwas in diesem Flügel, etwas so Furchtbares, dass die Echos bis heute nicht verstummt sind. Man spürt es im Boden und in den Wänden, ja sogar in der Luft – einen Hauch des Bösen, das hier vor langer Zeit seinen Anfang nahm und nach all den Jahren immer noch nachwirkt. Die Steine erinnern sich. Ihr spürt es auch, nicht wahr, Rupert? Jeder tut das nach einer Weile. Die ersten, die wir hier unterbrachten, ergriffen nach wenigen Stunden die Flucht. Die nächsten hielten es nicht einmal so lange aus. Schließlich gaben wir auf und überließen den Südflügel sich selbst. Was immer hier lauert, verbirgt sich im Finstern und will keine Gesellschaft.“

Rupert schluckte; seine Kehle fühlte sich plötzlich so trocken an. „Dann ist der Flügel völlig leer?“

„Ja, wenn man von deinen abscheulichen Freunden absieht“, meinte Harald.

„Ach, die hatte ich ganz vergessen“, nickte der Seneschall. „Die Goblins leben hier, Hoheit. Sie scheinen sich recht wohl zu fühlen und immun gegen Effekt zu sein. Entweder sind sie nicht abergläubisch oder absolut unempfindlich gegen diese Umgebung.“

Rupert schmunzelte. „Vermutlich beides.“

„Ganz recht“, erklang ein dumpfer Bass aus den Schatten. „Willkommen daheim, Prinz Rupert.“

Ruperts Gruppe blieb abrupt stehen, als der Anführer der Goblins ins trübe Licht trat, umringt von einer halben Hundertschaft seiner Gefolgsleute. Sie trugen alle mehr oder weniger passende Rüstungen und waren bis an die Zähne bewaffnet. Eine Weile rührte sich nichts, doch dann knieten die Goblins wie ein Mann nieder und verneigten sich vor Rupert. Selbst der Befehlshaber senkte kurz den Kopf und deutete eine Verbeugung an. Rupert sah sich um, und ein erfreutes Lächeln breitete sich auf seinen Zügen aus. Das regelmäßige Essen und die besseren Lebensbedingungen auf der Burg hatten der unterernährten Schar gutgetan. Mehr noch, die meisten von ihnen handhabten inzwischen ihre Waffen mit der Selbstverständlichkeit gut gedillter, erfahrener Kämpfer. Jedenfalls machten die Goblins einen weit besseren Eindruck als bei ihrer ersten

Begegnung mit Rupert im Schlingforst. Fast hatte er das Gefühl, er müsse sich vor ihnen verbeugen.

„Hoch mit euch!“, sagte er schließlich, ohne die Wärme in seiner Stimme zu verbergen. „Ihr seid jetzt Krieger.“

„Sie versuchen es zumindest“, knurrte der Anführer und bedachte seine Truppe mit einem strengen Blick. „Wir freuen uns, Euch wiederzusehen, Hoheit. Es hieß, Ihr wärt tot, aber das haben wir nie geglaubt, keine Sekunde lang.“

„Danke“, sagte Rupert. „Es ist schön, wieder unter Freunden zu sein.“

Harald lachte hämisch. „Das sieht dir ähnlich, dich mit Goblins anzufreunden! Aber andere Kämpfer hätten ein solches Bündnis wohl auch nicht nötig.“

Der Anführer winkte lässig, und ein halbes Dutzend Goblins, die in der ersten Reihe standen, packten Harald und holten ihn ohne viel Federlesens von den Beinen. Harald rang wütend nach Luft und griff nach seinem Schwert, erstarrte aber mitten in der Bewegung, als der kleinste Goblin vortrat und ihm ein Messer mit gezackter Schneide an die Kehle hielt.

„Gebt den Befehl, und wir ziehen ihm die Haut ab!“, erklärte der kleinste Goblin freudestrahlend. „Es reicht auch, wenn Ihr nickt. Wir haben es nicht so mit Schwulst und Zeremonien. Oder sollen wir

Hackepeter aus ihm machen? Wir könnten ihn auch langsam über einem Holzfeuer braten.“

„Daran zweifle ich keine Sekunde“, antwortete Rupert. „Leider brauchen wir Harald lebend, momentan zumindest. Ihr könnt ihn loslassen. Ich bin sicher, er legt in Zukunft bessere Manieren an den Tag.“

„Dürfen wir ihn nicht wenigstens ein paarmal gegen die Wände werfen?“, bettelte der kleinste Goblin.

„Später“, versprach Rupert.

Die Goblins murten enttäuscht und entfernten sich zögernd, nachdem sie Harald noch ein paarmal kräftig geschubst hatten. Der setzte sich auf, sah hasserfüllt in die Runde und tastete unauffällig nach seinem Schwert, senkte aber den Arm, als er merkte, dass hundert gut bewaffnete Goblins jede seiner Bewegungen beobachteten. Also beschloss Harald, sie zu ignorieren. Er rappelte sich auf und nahm mühsam eine majestätische Haltung ein.

Der König beobachtete Rupert, der sich leise mit dem Anführer der Goblins unterhielt. Anfangs war er eher belustigt über die Ehrfurcht der Goblins gewesen, aber allmählich dämmerte ihm, dass sich hinter der grotesken Hochachtung Respekt und echte Ehrerbietung verbargen. Seit sich die Goblins auf der Burg befanden, hatten sie sich kein einziges

Mal vor König John verneigt, und wenn das jemand von ihnen verlangt hätte, so wären die rebellischen kleinen Geschöpfe vermutlich in lautes Gelächter ausgebrochen. Aber Rupert zeigten sie freiwillig ihre Achtung. Wie die Gardesoldaten, die mit ihm aus der langen Nacht zurückgekehrt waren. Wenn man die Geschichten hörte, die sie in den Kasernen erzählten, konnte man Rupert für einen Helden aus den Balladen halten. Sogar der Erste Ritter war voll des Lobes für Ruperts Mut und Kampfgeschick gewesen. Sogar der Erste Ritter! Der König runzelte die Stirn und zupfte sich am Bart. Darüber würde er nachdenken müssen. Rupert schickte sich an, ein Krieger und Held zu werden, und das ... war gefährlich.

„Ich muss jetzt los“, sagte Rupert zum Anführer der Goblins. „Wir haben es sehr eilig. Ihr wisst, dass wir in ein paar Stunden gegen die Dämonen ins Feld ziehen, oder?“

„Klar“, entgegnete der Befehlshaber der Goblins mit ruppiger Stimme. „Einige von uns werden Euch begleiten. Wir wissen noch, was die Dämonen uns und unseren Familien antaten. Sie kamen bei Nacht, als kein Mond am Himmel stand. Sie töteten unsere Kinder und dann unsere Frauen, und nur die wenigen unter uns, denen die Flucht gelang,

überlebten, um von dem Massaker zu berichten. Damals wussten wir nichts von Feindseligkeit und Rache. Wir wussten nicht, wie man sich wehrt. Wir haben in kurzer Zeit viel gelernt. Es heißt, die Menschen können vergessen, Prinz. Vielleicht lehren sie uns auch das irgendwann. Wir vergäßen vieles gern, aber wir wissen nicht, wie das zu bewerkstelligen ist. Wir haben immer noch das Blut und den Tod vor Augen, und in unseren Ohren hallen noch die Schreie wider.

Bisher haben wir nur gelernt, wie man Dämonen tötet. Das reicht für den Moment. Wenn wir keinen Seelenfrieden finden, geben wir uns mit Rache zufrieden. Vielleicht lernen wir auch noch, mutig zu sein, jetzt, da wir keine andere Wahl haben.“

Rupert streckte die Hand aus, und der Befehlshaber der Goblins nahm sie fest zwischen seine knorrigen Finger.

„Ihr werdet eines Tages stolz auf uns sein.“

„Ich bin es jetzt schon“, sagte Rupert. „Ich bin es jetzt schon.“

Der Anführer der Goblins nickte kurz, ehe er sich umdrehte und in die Schatten zurückzog. Sekunden später verschmolz auch seine Truppe mit dem Dunkel des Korridors, ebenso lautlos, wie sie aufgetaucht war. Rupert stellte fest, dass seine

Augen ein wenig feucht waren, blinzelte heftig und drehte sich erst zu seinen Begleitern um, als seine Augen wieder trocken waren. König John warf ihm einen eigenartigen Blick zu, sagte aber nichts. Harald brachte unauffällig seine Kleidung in Ordnung und tat, als sei überhaupt nichts vorgefallen. Der Seneschall lehnte ein Stück weiter vorn an der Wand, fixierte die Decke und wippte ungeduldig mit den Zehenspitzen.

„Können wir jetzt weitergehen?“, fragte er kühl, scheinbar an die Decke gewandt. „Diese Gespräche mögen ja sehr aufschlussreich sein, aber sie bringen uns keinen Schritt näher an das Arsenal heran.“

„Einen Augenblick, Seneschall“, unterbrach ihn der König. „Ihr habt einen Weg um den fehlenden Turm herum gefunden?“

„Amateure“, sagte der Seneschall. „Ich habe es mit Amateuren zu tun. Natürlich habe ich einen Weg um ihn herum gefunden! Das ist schließlich meine Aufgabe. Hat man mich nicht aus den warmen Federn gerissen, weil ich mich als Einziger in diesem gottverdammten Labyrinth auskenne? Nun folgt mir bitte und bleibt ganz in meiner Nähe; ich kann meine kostbare Zeit nicht damit verschwenden, dass ich mich um jeden Nachzügler einzeln kümmerge.“

„Natürlich nicht, Seneschall“, beschwichtigte ihn

der König.

Halblaut vor sich hin knurrend hinkte der Seneschall den Korridor entlang, und nach kurzem Zögern setzte sich die kleine Gruppe in Bewegung. Rupert übernahm die Nachhut und zog nachdenklich die Stirn kraus, während er über die Worte des Seneschalls nachdachte. Was zum Henker hatte dieser fehlende Turm zu bedeuten, weshalb war es so wichtig, dass man ihn mied, und überhaupt, wie waren die Dämonen in den Südflügel gelangt? Rupert schüttelte grimmig den Kopf. Man hatte ihm wieder mal vieles vorenthalten. Augenscheinlich war viel geschehen, seit Julia den Südflügel wiederentdeckt hatte, doch das erstaunte ihn nicht sonderlich. Wo Julia ihre Finger im Spiel hatte, gab es Komplikationen. Ein Lächeln huschte über Ruperts Züge, und dann bemühte er sich hastig, an etwas anderes zu denken. Die Erinnerung an Julia tat noch zu weh.

Die Lichter wurden weniger, als die Gruppe tiefer in den Südflügel vordrang. Flure wechselten mit breiten Galerien, Sälen, Rotunden und scheinbar endlosen Treppen, bis die Männer schließlich vor dem Arsenal standen. Der Seneschall schloss das hohe Portal auf und trat einen Schritt zur Seite, damit König John als Erster über die Schwelle treten konnte, aber einen

Augenblick lang blieben alle unschlüssig stehen. Rupert startete die Flügeltür an und spürte ein leises Kribbeln, das eine Mischung aus Furcht und Respekt in ihm hervorrief. Seit fast vierzehn Generationen war das Arsenal die Waffenkammer der Waldkönige. Jenseits dieses Einganges lagen alle jene geschichts- und legendenträchtigen Klingen, all jene Waffen der Helden, Schurken und besiegtten Feinde des Reiches, und irgendwo im Dunkel jenseits dieses Portals lagen die Höllenklingen: Blendflamm, Wolfsbann und Felsbrecher.

Rupert musterte seinen Vater, der immer noch keine Anstalten traf, das Arsenal zu betreten. Seine Züge waren ernsthaft und angespannt, und Schweißperlen drangen unter dem Stirnreif hervor. Ruperts Blicke streiften Harald, aber der verbarg seine Gefühle wie gewohnt hinter einer Maske kühler Ruhe. Vielleicht bildete sich Rupert ja nur ein, in den Augen seines Bruders einen gierigen Glanz zu erkennen.

Rupert musterte wieder das einladende Portal, trat entschlossen vor und schob den linken Flügel auf, der lautlos nach innen schwang, obwohl er seit vielen Jahren nicht mehr bewegt worden war. Der Seneschall war rasch an seiner Seite und hielt eine lodernde Fackel hoch, während Rupert die Schwelle

zum Arsenal der Waldkönige überschritt.

Der Saal war so weiträumig, dass seine Grenzen im Dunkel jenseits des Fackelscheins verschwammen. Links und rechts und vor ihm ragten Klingen auf, von denen er sein Leben lang gehört hatte, ohne sich Hoffnung zu machen, sie je zu sehen. Langsam ging Rupert durch den schmalen Mittelgang. Schwerter, Beile und Streitkolben füllten die Waffenregale und hingen stolz an den Wänden, das ziselierte Metall und die reich verzierten Lederhüllen dank der Magie des Arsenalts makellos erhalten. Unter einem schlichten Messingschild, in dem der Name eingraviert stand, hing das berühmte Breitschwert Rechtsprecher, das sieben Waldkönigen nacheinander gedient hatte, bis es schließlich so stumpf und verschrammt gewesen war, dass es keinen scharfen Schnitt mehr ausführen konnte. Nicht weit davon entfernt erhob sich die schlanke Silberklinge namens Verräter, die der erbärmliche Herzog Sternenlicht während der kurzen Zeit seiner gewaltsamen Machtübernahme geschwungen hatte. Und mehr ... ein Gefühl von Alter und Geschichte überwältigte Rupert, als er langsam bis zum Ende des Arsenalts vordrang. Das Waldkönigreich war viel älter, als die meisten Leute ahnten oder sich vorstellen konnten.

Viele Regale waren leer; man hatte sie ausgeräumt, um die Männer auszurüsten, die sich bereit erklärt hatten, die Burg gegen die Dämonen zu verteidigen. Andere Schwerter hatte man zurückgelassen, weil sie so viele Einsätze gesehen hatten, dass sie nur noch als Erinnerungsstücke oder Zeremonienwaffen taugten. Trotzdem enthielt das Arsenal Tausende und Abertausende von Waffen, die in langen Reihen geduldig auf den Tag warteten, da sie wieder zur Verteidigung des Waldlands benötigt würden. Manche Klingen kannte Rupert dem Namen oder der Geschichte nach, während andere längst aus der Erinnerung getilgt waren. Mehr als einmal startete er eine namenlose Waffe an und sann darüber nach, welcher Triumph oder welches Unglück sich hinter dem glatten Stahl verbergen mochte. Doch die Höllenklingen erkannte er auf den ersten Blick, obwohl er sie nie zuvor gesehen hatte.

Sie standen in einer Nische, drei mächtige Langschwerter in Scheiden aus ziseliertem Silber. Die Griffe waren mit dunklem, schmutzigem Leder umwickelt, und den Scheiden nach zu urteilen hatten die Klingen eine Länge von mindestens zwei Metern und am Ansatz eine Breite von etwa fünfzehn Zentimetern. Rupert musterte sie und wusste, weshalb er bereits vor dem Betreten des

Arsenals einen Schauer gespürt hatte. Einen Augenblick lang drang ihm der Gestank von Blut in die Nase, aber der Eindruck verflog so schnell, dass Rupert ihn als Einbildung abtat. Die Klingen ragten vor ihm auf, empfindungslos, majestätisch und allem Anschein nach nicht gefährlicher als jedes gewöhnliche Schwert. Dennoch spürte Rupert tief im Innern eine dumpfe Vorahnung, als wälze sich ganz in seiner Nähe eine uralte, furchterregende Kreatur unruhig im Schlaf. Ärgerlich verdrängte er den Gedanken und griff nach der erstbesten Klinge. Der Seneschall packte ihn am Arm und zog ihn zurück.

„Vorsicht, Hoheit! Wenn Ihr eines davon berührt, ehe der Bann gebrochen ist, können wir vermutlich Eure Reste in einem Eimer wegtragen.“

„Natürlich, Seneschall“, sagte Rupert. „Das hatte ich vergessen.“ Er merkte, dass seine Wangen brannten, und schalt sich heimlich einen Trottel. Ihm hätte klar sein müssen, dass so mächtige Waffen wie die Höllenklingen nicht für jedermann zugänglich herumstanden. „Ich nehme an, es gibt einen Gegenzauber?“

„Ja“, warf König John ein. „Ich lernte ihn von meinem Vater, der ihn von seinem Vater gelernt hatte. Allerdings hätte ich nie geglaubt, dass ich ihn

eines Tages anwenden müsste.“

Rupert und der Seneschall gaben den Weg für den König frei. Harald hielt sich im Hintergrund. Er trug immer noch die Maske der Gleichgültigkeit, beobachtete aber genau, was sein Vater tat. König John blieb eine Weile vor den drei großen Schwertern stehen und stieß schließlich drei Worte in einer rauen, gutturalen Sprache hervor, die Rupert noch nie zuvor gehört hatte. Die Worte hingen in der Luft, brachen sich an den Wänden und schienen endlos widerzuhallen – und dann antworteten ihm die Schwerter.

Ruperts Nackenhaare sträubten sich, als ihn die flüsternden, unheimlichen Stimmen von überall und nirgends erreichten, anschwellen und verebten und sich zu bizarren, verzerrten Klängen verwoben, die er fast verstand und doch nicht ganz zu fassen bekam. Es hörte sich unklar, harmonisch und ganz und gar fremdartig an. König John antwortete hin und wieder mit Worten, die sich hart und angestrengt von der sanften, fast verführerischen Sprache der Schwerter abhob. Dann verstummten die Klängen plötzlich. Die Stimme des Königs nahm einen sonderbar unangenehmen Rhythmus an und senkte sich zu einem fast unhörbaren Geflüster. Im Saal wurde es kälter, und Rupert sah, dass sein Atem

dampfte. Die in die Silberscheiden eingravierten Runen schienen sich zu winden, als seien sie zum Leben erwacht, und Rupert spürte jäh einen Druck ganz in der Nähe ... eine Kraft, die gegen ihre Fesseln ankämpfte. Die Luft stank nach frisch vergossenem Blut. Etwas bewegte sich in den Schatten jenseits des zuckenden Fackelscheins, und dann presste der König erneut drei Worte hervor, und die Höllenklingen lachten leise. Eine lauernde Lüsterheit schwang in ihrem Lachen mit. Rupert zuckte angewidert zusammen, als hätte ihn das Lachen irgendwie befleckt. Das letzte Echo verhallte schnell, und im Saal herrschte wieder Stille. Das Fackellicht flackerte und zuckte, aber die Schatten waren nur noch harmlose Schatten. Die Luft erwärmte sich, und der überwältigende Geruch nach Blut verwehte zu einer unangenehmen Erinnerung. König John startete die Höllenklingen unbewegt an. Als er sprach, klang seine Stimme wieder gelassen.

„Drei Schwerter“, sagte er leise. „Eines für jeden aus dem königlichen Geschlecht im Kampf gegen die ewige Nacht. Ich wähle ... Felsbrecher.“

„Der Herr erlöse uns von allem Bösen“, murmelte der Seneschall.

Der König streckte den Arm aus und nahm das linke Schwert aus dem Ständer. Die große Klinge

schien in seiner Hand fast nichts zu wiegen, doch er traf keine Anstalten, sie aus der Scheide zu ziehen. Er starrte sie einen Augenblick lang an, ehe er den Riemen über die linke Schulter streifte und festzurte. Der Griff ragte hinter seinem Kopf auf, während die Spitze einen Fingerbreit über dem Boden endete. Er hob kurz die Schulter, um den Tragriemen zurechtzurücken, und trat dann zur Seite, damit Harald seine Wahl treffen konnte.

Harald näherte sich vorsichtig den beiden verbliebenen Schwertern. Sein Blick wanderte unschlüssig von einer Klinge zur anderen, ehe er an der Waffe zur Rechten haftenblieb. Die Maske der Sorglosigkeit war verschwunden und enthüllte ein Antlitz mit harten Linien und dunklen, entschlossenen Augen. Ein grimmes Lächeln, das nichts mit Fröhlichkeit zu tun hatte, umspielte seine Lippen. Er buchstabierte die alten Runen, die in die Parierstange eingraviert waren. „Blendflamm“, sagte er leise. „Ich wähle Blendflamm.“ Er nahm die Waffe schnell aus dem Ständer, streifte sie über die linke Schulter und zerrte so ungeduldig an den Riemen, dass ihm der Seneschall beim Festziehen der Schnallen helfen musste.

Der König forderte Rupert mit einer Handbewegung auf, an den Waffenständer zu

treten. Rupert fixierte das Schwert, das übriggeblieben war, rührte sich aber nicht von der Stelle. „Beeil dich!“, flüsterte eine Stimme in seinem Innern. „Es ist nur ein Schwert.“ Die Silberscheide blinkte verführerisch im unruhigen Fackelschein. Wolfsbann. Ein Schwert der Macht.

Rupert stand wieder in der Bergwerksgrube in Kupferstadt, reckte sein Schwert in die Höhe und rief um einen Beistand, der nie kam.

„Nein“, sagte er und wandte sich ab. „Ich habe kein Vertrauen mehr in Zauberschwerter. Gib es einem anderen.“

„Nimm das Schwert!“, verlangte der König. „Du bist von königlichem Geblüt. Es ist dein Recht und deine Pflicht, damit zu kämpfen. Das Volk braucht Bilder, damit es uns in die Schlacht folgt.“

„Nein“, sagte Rupert. „Es gibt Dinge, die ich nicht tun werde, Vater, nicht einmal aus Pflichtbewusstsein.“

„Nimm das Schwert“, blaffte der König. „Das ist ein Befehl!“

„Fahr zur Hölle“, sagte Rupert, drehte sich um und ging. Seine Schritte hallten in der Stille dumpf wider, als er sich durch den Mittelgang entfernte. Die Schwerter zahlreicher Helden schienen ihn vorwurfsvoll anzustarren, weil er sich von ihnen

abwandte. Rupert ging weiter, mit hoch erhobenem Kopf. Er hatte genug getan, mehr als genug; niemand hatte das Recht, noch mehr von ihm zu fordern. Er würde sich den Dämonen wieder stellen, weil er musste, aber mit einer ehrlichen Waffe in der Hand. Er wollte sich nicht auf die Magie des Bösen verlassen, die die Höllenklingen ausstrahlten. Eine Woge der Schwäche erfasste ihn, und er überlegte, ob er sich vor dem Kampf im Morgengrauen noch eine Stunde Schlaf gönnen sollte. Er war so verdammt müde ... er schüttelte den Kopf und lächelte bitter. Nach dem Kampf würde er genug Zeit haben, sich auszuruhen, so oder so. Alle Zeit der Welt. Er verließ das Arsenal und trat in den Korridor hinaus, wo Darius auf ihn wartete.

Rupert sah einen kurzen Lichtreflex, als der Dolch die Luft zerschnitt, und warf sich eilends zur Seite. Darius' Klinge durchtrennte sein Kettenhemd, als er zu Boden stürzte, verfehlte aber wie durch ein Wunder seine Rippen. Rupert rollte sich ab und sprang wieder auf, das Schwert in der Hand.

Darius kam auf ihn zu, fauchend und wirr vor sich hin flüsternd.

Das verfärbte Messerchen schnellte in kurzen Bögen von links nach rechts, als Darius auf ihn eindrang, und Rupert wich Schritt um Schritt zurück.

Sein geübter Blick erkannte das Gift auf der Klinge, und er wollte kein Risiko eingehen.

Sein Schwert war lang genug, um Darius auf Abstand zu halten, bis die anderen ihm zu Hilfe kamen.

Harald und der König erschienen am Eingang des Arsenal, und Darius knurrte sie an wie ein Tier. Dunkle Flammen zuckten aus seinen Fingern, als er die Hand ausstreckte. In einer fließenden Bewegung riss Harald Blendflamm aus der Scheide und hielt Darius das Zauberschwert entgegen. Der glänzende Stahl sog die Flammen auf.

Darius wandte sich König John zu, doch der hatte bereits Felsbrecher gezogen. Darius ließ Rupert stehen und hob die Hände in einer beschwörenden Geste. Plötzlich klaffte ein langer, gezackter Spalt im Steinboden vor ihm, der sich schnell verbreiterte. Roter Nebel quoll hervor, gefolgt von einer Teufelshorde mit spitzen Klauen und Fängen, in deren Augen Mordlust glomm. Die Luft war voller Schwefelgestank. Einen Augenblick lang standen Harald und der König wie gelähmt da, gebannt von den Urängsten, die in ihnen aufstiegen, aber dann löste sich die Erstarrung, und sie griffen mit einem wilden Kriegsschrei an. Blendflamm und Felsbrecher schimmerten rötlich im roten Höllenschein. Die Teufel

schrien und wimmerten, als die Zauberschwerter sie niedermähten, aber ihre Wunden heilten im Nu, und sie erhoben sich immer wieder, um sich auf die Feinde zu stürzen. Harald und König John standen Rücken an Rücken und kämpften weiter.

Darius wandte sich erneut Rupert zu und drängte ihn gegen eine Wand. Immer wieder verlagerte er sein Gewicht von einem Fuß auf den anderen und versuchte, Ruperts Deckung zu durchbrechen. Er wollte Rupert mit dem Dolch erledigen. Spüren, wie sich die Klinge in sein Fleisch bohrte. Das würde ihm so viel mehr Befriedigung verschaffen. Rupert folgte den Bewegungen des Fürsten und überlegte verzweifelt, wie er sich aus dieser Falle befreien konnte. Wie es aussah, brauchten Harald und der König dringend seine Hilfe, aber die Wand schnitt ihm den Fluchtweg ab, und Darius fuchtelte gefährlich nahe mit seinem vergifteten Dolch herum. Rupert spürte, wie ihm Schweiß über den Rücken lief, während er die Hiebe parierte. Darius vernachlässigte seine Deckung sträflich, aber Rupert wagte keinen Angriff, denn der geringste Kratzer mit diesem Dolch wäre sein Tod gewesen. Andererseits verrieten ihm seine schmerzenden Muskeln, dass er nicht mehr lange durchhalten konnte. Obwohl der Erzmagier sein Möglichstes getan hatte, um ihn zu

heilen, war er noch vom Kampf gegen die Dämonen geschwächt, während Darius in seinem Wahn ungeahnte Kräfte entwickelte. Ruperts Gesicht verfinsterte sich. Er musste etwas tun, solange er noch die Energie dazu besaß.

Rupert parierte den nächsten Hieb und schwang sein Schwert in einem weiten, flachen Bogen gegen die Augen seines Widersachers. Intuitiv wich Darius zurück. Rupert setzte mit einem weiten Satz nach, umklammerte die Taille des Gegners und packte seinen Messerarm. Sie stürzten. Im nächsten Augenblick schloss sich die Spalte im Boden, und die Teufel waren spurlos verschwunden.

Rupert und Darius rappelten sich auf. Darius frohlockte keuchend und hechtete nach vorn, um Rupert mit dem Dolch die Kehle aufzuschlitzen. Harald hielt ihn mitten im Sprung mit einem gewaltigen Hieb Blendflamms auf. Blut spritzte, und Darius flog gegen die Korridorwand. Das Zauberschwert hatte ihm den Schädel gespalten, und doch versuchte Darius, sich umzudrehen und zu fliehen. Harald trat vor und durchbohrte ihn von hinten. Darius sank mit einem gurgelnden Geräusch zusammen und hinterließ eine breite Blutspur auf der altehrwürdigen Holzvertäfelung.

Harald versuchte, das Schwert aus der Wunde zu

ziehen, aber das war nicht so einfach. Ein roter Schimmer kroch langsam die stählerne Klinge entlang, während sie sich immer tiefer in die klaffende Wunde bohrte. Harald zerrte mit beiden Händen daran und schaffte es schließlich unter Aufbietung aller Kräfte, das Schwert an sich zu reißen. Der rote Glanz hatte sich verstärkt.

„Nun“, erklang die ruhige Stimme des Seneschalls vom Eingang des Arsenal her, „zumindest scheinen die Schwerter der Hölle ihrem Ruf gerecht zu werden. Kaum im Einsatz und schon mit Blut getauft.“

„Allerdings“, nickte Harald. „Blut scheinen sie zu lieben – und sie töten gern.“ Er betrachtete nachdenklich Blendflamms rot glänzende Klinge und schob das Schwert in die Scheide.

Seine Züge wirkten gelassen wie immer, aber seine Augen verrieten eine gewisse Verwirrung, als käme ihm jetzt erst zu Bewusstsein, worauf er sich mit dieser Waffe eingelassen hatte. Plötzlich sah er, dass seine Hände mit Blutspritzern übersät waren, und wischte sie mit schnellen, fast zwanghaften Bewegungen an seinem Wams ab.

„Auf alle Fälle haben wir unseren Verräter erwischt“, sagte er, nachdem er sich gesäubert hatte. „Darius muss die Dämonen durch die

Entlüftungsschächte, die er so gut kannte, in den Südflügel geschleust haben und hat vermutlich seine neu erworbenen magischen Kräfte dazu genutzt, den Teleport des Erzmagiers zu stören.“

Er warf einen Blick auf Darius, der tot in einer Ecke des Korridors lag. „Zum Glück ist sein Tod kein Verlust. Niemand wird ihn vermissen.“

Kreaturen der Finsternis

Noch ehe er die Haupteingangshalle verließ, spürte Rupert die Kälte, die draußen im Hof auf ihn lauerte. Die Temperatur sank stetig, als er sich dem Hauptportal näherte, und sein Atem dampfte in der eiskalten Luft. Er zog seinen Umhang enger um die Schultern und nickte dem Wachtposten am Portal wortlos zu. Der Mann schob einen Türflügel gerade so weit auf, dass Rupert auf die Haupttreppe schlüpfen konnte, und schlug sie hinter ihm sofort wieder zu, um nur ja keine Wärme entweichen zu lassen. Rupert zuckte zusammen, als die Kälte des Hofes ihm wie mit Messern in die Haut schnitt.

Kohlebecken und Feuerchen glommen hier und da tapfer gegen das Dunkel an, ohne viel Wärme oder Licht zu verbreiten. Dicke Schnee- und Eisschichten bedeckten die Brustwehren und Staldächer, und Reif kroch schimmernd an den inneren Mauern hoch. Fackeln flackerten in regelmäßigen Abständen an

den Wänden, aber mehr Helligkeit verbreitete der blaue Vollmond, der hoch am sternenlosen Himmel stand. In seinem bleichen Licht versammelte sich auf dem Burghof nach und nach das letzte Aufgebot des Waldlands.

Rupert stampfte mit den Füßen und schlug die Hände zusammen, um die Kälte aus Zehen und Fingern zu vertreiben, während seine Blicke über die Krieger schweiften, die sich mit grimmigen Gesichtern auf dem Burghof drängten und letzte Vorbereitungen für die Schlacht trafen. Die Flüchtlinge, die im Freien biwakiert hatten, hatte man wenigstens vorübergehend ins Burginnere verfrachtet. Es wurde kaum gesprochen oder gar geschwätzt. Der Düsterwald schob sich immer näher heran; er erinnerte an ein großes, schwarzes Tier, das geduldig auf die Beute lauerte, die ihm nicht entweichen konnte. Rupert schauderte, als ihn die alte Furcht vor der Dunkelheit überfiel. Er kämpfte sie energisch nieder, weil er wusste, dass sie ihn sein Leben lang nicht mehr loslassen würde, wenn er ihr einmal nachgab. Er musterte das Heer, das am Fuß der Treppe Aufstellung nahm, und fragte sich, wie die Leute reagieren würden, wenn sie in den Düsterwald eindringen und erkennen müssten, dass die Dämonen nur ein Teil des Bösen waren, das sie

umzingelte.

Er beobachtete mit mürrischer Miene, wie die etwa fünfhundert Männer und fünfzig Frauen ihre Rüstungen festschnallten und die Balance der diversen Klingen prüften, für die sie sich entschieden hatten. Zu viele von ihnen hatten augenscheinlich noch nie im Leben eine Waffe gezogen. Die Gardisten und Soldaten exerzierten gelassen und erfahren, während die Höflinge und Händler, die Bauern und Bürger es ihnen ungeschickt nachmachten. Priester gingen von Gruppe zu Gruppe, sprachen hier ein paar ermutigende Worte und spendeten dort Trost. Rossknechte führten die wenigen Pferde, die es auf der Burg noch gab, aus den Ställen; sie hielten die Zügel fest in der Hand und besänftigten die verwirrten Tiere mit leisen Worten. Rupert runzelte die Stirn. Als er das letzte Mal mit Pferden in den Dusterwald einzudringen versucht hatte, hatte man ihnen die Augen verbinden und sie am kurzen Zügel führen müssen. Er hoffte nur, dass sich die Streitrosse des Königs robuster zeigten.

Er wandte den Kopf ab, und ein Lächeln huschte über seine Züge, als er eine kleine Gruppe von Goblins im Schatten der Ställe kauern sah. Sie waren eifrig dabei, Widerhaken in die Schneiden ihrer

Schwerter zu feilen und sie mit frischem Pferdemist zu beschmieren, damit die Wunden, die sie ihren Gegnern zufügten, auch bestimmt eiterten. Droben auf den Brustwehren bereiteten die übrigen Kobolde Kessel mit Pech und kochendem Öl vor. Rupert schüttelte kritisch den Kopf. Auch wenn er die Kerlchen mochte, ließ sich nicht leugnen, dass sie kein Gefühl für einen ehrlichen Kampf hatten. Aber das machte sie für die unvermeidliche Schlacht umso wertvoller. Der Erzmagier saß auf der untersten Stufe der Haupttreppe und nahm einen tiefen Zug aus seiner Weinflasche. Rupert wollte sich zu ihm gesellen, blieb aber stehen, als er sah, dass die Blicke des Zauberers in weite Fernen gerichtet waren. Ein paar frische Weinflecken zierten sein Cape, und er schwankte im Rhythmus eines alten Lieds, das er leise vor sich hin sang, leicht von einer Seite auf die andere. Rupert betrachtete den Hexenmeister eine Zeit lang und spürte, wie sich seine Hoffnung verflüchtigte. Er hatte sich darauf verlassen, dass der Magier wenigstens jetzt, da so viel auf dem Spiel stand, nüchtern blieb, aber das war wohl zu viel verlangt. Rupert ballte die Fäuste und öffnete sie wieder. Der Hexenmeister konnte nichts dafür, dass er nicht dem Bild entsprach, das die Legenden von ihm entworfen hatten. „Er ist nicht der Einzige, der

mich enttäuscht hat“, dachte Rupert müde. Er sah Julia vor sich, wie sie bei Hofe an Haralds Arm gehangen hatte. „Man sollte meinen, ich hätte es mittlerweile gelernt. Verlassen kann ich mich nur auf mich selbst.“ Rupert setzte seinen Weg fort. Er ging ganz nahe am Erzmagier vorbei, aber der bemerkte ihn überhaupt nicht.

Rupert bahnte sich einen Weg durch das dichte Gewühl, und die Leute sprachen ihn an oder winkten ihm zu, aber er nickte nur mit geistesabwesendem Lächeln. Sie erwarteten sicher, dass er ganz und gar Prinz war und sie mit markigen Worten aufputschte, aber irgendwie war ihm das zuwider. In der gegenwärtigen Lage musste jedes Säbelgerassel gekünstelt und lahm klingen. Harald wäre das problemlos gelungen, er hätte den Soldaten auf die Schultern geklopft und ihnen tröstliche Lügen erzählt, den Bauern und Kaufleuten Ruhm und Ehre auf dem Schlachtfeld in Aussicht gestellt und all jene, die im Kampf fielen, zu Helden des Vaterlands hochstilisiert. Rupert ging weiter durch die Menge, und tiefe, besorgte Falten durchfurchten sein Gesicht. Er hatte zu oft gegen die Dämonen gekämpft, um sich Illusionen hinzugeben. Es gab nichts außer der Dunkelheit, den Kreaturen der Nacht und der hässlichen Arbeit, die

man erledigen musste, um sie zu besiegen. Das Geschwätz um Ehre und Ruhm für die Lebenden und Toten konnte ihm gestohlen bleiben.

Das Gedränge ließ nach, als sich Rupert einem der alten Pferdeställe näherte. Der weiträumige Bau wirkte unnatürlich still und verlassen, als habe man ihn vor kurzem aufgegeben. Alle Fenster waren mit Brettern vernagelt, und ein Schloss sicherte die einzige, große Tür. Eiszapfen hingen dicht gedrängt von den Regenrinnen, und auf den Fenstersimsen hatte sich Schnee angesammelt. Rupert zückte den Schlüssel, den der Seneschall ihm gegeben hatte, und sperrte das Schloss auf. Die Tür schwang langsam nach innen, als er sie aufdrückte, obwohl der verzogene Rahmen ächzte und knarrte. Rupert steckte den Schlüssel ein, blieb auf der Schwelle stehen und spähte ins Halbdunkel. Nichts rührte sich. Er trat einen Schritt zurück, nahm eine Fackel aus der Halterung neben der Tür und trat zaudernd ein.

„Drache?“, rief er leise. „Ich bin es, Rupert.“

Keine Antwort. Rupert hielt die Fackel hoch, und ganz hinten im Stall schimmerten grüne Schuppen schwach im zuckenden Licht. Rupert ging langsam auf den schlafenden Drachen zu, ohne auf die Schatten zu achten, die sich jenseits des Fackelscheins sammelten. Die Luft war trocken,

staubig und von einem starken Moschusgeruch erfüllt, der alles überlagerte. Der Drache schlummerte zusammengerollt in einem Nest aus schmutzigem Stroh, den Kopf auf den Schweif gelegt, die Schwinge wie eine riesige, smaragdgrüne Decke um den Leib gewickelt. Die Seiten bebten schwach im Rhythmus seiner trägen Atemzüge. Rupert schob die Fackel in eine Wandhalterung und kniete neben dem Haupt des Drachen nieder. Die großen, goldenen Augen waren geschlossen, während das breite Maul leicht offen stand und ihm den Anschein verlieh, als grinse er im Schlaf. Rupert streckte die Hand aus, zögerte und strich dann sanft über die knochige Stirn des Giganten.

„Drache? Ich bin es, Rupert – ich muss mit dir sprechen. Ich brauche Hilfe.“

Der Drache schlief ungerührt weiter. Rupert kauerte im schmutzigen Stroh und startete den Kampfgefährten verzweifelt an. Eine Welle der Mutlosigkeit schwappte über ihn hinweg. Tief in seinem Inneren hatte er immer geglaubt, der Drache werde zumindest dann an seiner Seite sein, wenn er zu seinem letzten Kampf in den Dusterwald hinauszöge. „Ich hätte es besser wissen müssen ...“, dachte er. Erst Julia, dann der Erzmagier und nun

der Drache. Er hatte kein Recht, von einem von ihnen etwas zu fordern, und es wäre ihm nie eingefallen, Beistand zu verlangen, selbst wenn er einen Anspruch gehabt hätte.

Aber er hätte es begrüßt, wäre einer der drei an seiner Seite gewesen. Damit er das Dunkel nicht allein ertragen musste. Rupert seufzte. Ihm kam in den Sinn, wie der Drache hoch aufgerichtet auf der Lichtung gestanden und Dutzende von Dämonen mit seinem Feueratem getötet hatte. Er erinnerte sich, wie er auf der gleichen Lichtung zusammengebrochen war, mit halb zeretztem Flügel, während ihm goldenes Blut in Strömen über seine Flanken floss. Sterbend in der Finsternis, weil Rupert ihn in den Düsterwald geführt und der Drache ihm vertraut hatte.

„Schlaf weiter, Freund“, murmelte Rupert. „Ich habe kein Recht, noch mehr von dir zu verlangen.“

Er richtete sich auf, nahm die Fackel aus der Wandhalterung und ging zurück zur Stalltür. Auf der Schwelle zögerte er und warf einen letzten Blick auf den schlafenden Drachen. Er hätte gern Abschied von seinem Freund genommen, dann wandte er sich achselzuckend ab, zog die Tür hinter sich zu und schloss ab. Der Stall war wieder in völliges Dunkel gehüllt, und nur das schläfrige, gleichmäßige Atmen

des Drachen durchdrang die Stille.



Der Erzmagier lümmelte auf der Haupttreppe, blickte düster in die Runde und nahm noch einen Zug aus seiner Flasche. Der Wein war ein lausiger Jahrgang, aber er hatte keine Lust, ihn zu verbessern.

Irgendwie schaffte er es nicht, sich zu betrinken, obwohl er hart daran arbeitete. Er spürte, wie der Wein seinen Magen übersäuerte, während der Geist weiterhin widerspenstig wach blieb. Seine Sicht war verschwommen, und die Beine wollten ihm nicht so recht gehorchen, aber die alten, quälenden Erinnerungen ließen sich nicht abschütteln, nicht so richtig jedenfalls. Der Erzmagier runzelte die Stirn und suchte vergeblich nach dem Text des Liedes, das er vor sich hin gesummt hatte. Er hasste es, wenn ihm Dinge nicht mehr einfielen. Er verabscheute es. Immer häufiger entdeckte er Gedächtnislücken. Kleinigkeiten meist, aber immerhin. „Du wirst alt“, dachte er gallig. „Zu viele Jahre auf dem Buckel. Oder zu viel Alkohol. Oder beides. Ja, beides.“ Er nahm einen weiteren tiefen Schluck. Der Wein rann ihm über das Kinn. Wenn er sich nur an den Text dieses Liedes erinnern könnte. Eleanor hatte dieses Lied geliebt.

Sie standen zusammen auf dem Balkon und betrachteten das Feuerwerk, das brillante Farben in den Nachthimmel spritzte. Hinter ihnen, im großen Saal, war der Siegesball in vollem Gang. Eine schwache Sommerbrise bauschte das Gewand des Zauberers und strich sanft über Eleanors Haar. Ihr Haar hatte die Farbe von Sommerweizen, und sie trug ein blaugoldenes Kleid, nur an ihre Augen konnte er sich nicht mehr erinnern. Im Hintergrund spielten und sangen die Minnesänger ihr Lied, halb übertönt vom Geplauder der Höflinge. Der Erzmagier betrachtete das Feuerwerk. Er hatte die Vorführung bis ins letzte Detail geplant, aber am Schluss misslang dann meist doch etwas. Grillenhafte Dinger, diese Feuerwerke. Eine Rakete barst in der Nacht, und ihr Gefunkel nahm die Form eines Löwenhauptes an. Der Erzmagier lächelte und entspannte sich. Eleanor nahm seinen Arm und schmiegte sich an ihn. Er konnte sich nicht an ihre Augen erinnern.

„Das Feuerwerk ist herrlich.“

„Danke, Majestät.“

„Müsst Ihr immer so steif sein, Herr Zauberer? In einer Nacht wie dieser sollte es keine Etikette zwischen Freunden geben. Nennt mich Eleanor!“

„Wie Ihr wünscht, Eleanor.“

„So ist's besser. Wie heißt Ihr?“

„Wer den Namen eines Zauberers kennt, hat Macht über ihn.“

„Tut mir leid. Das wusste ich nicht.“

„Das konntet Ihr nicht wissen.“

„Seht doch! Das ist ein Wasserfall; wo nehmt Ihr nur die Einfälle her? Es ist eine wunderbare Nacht, Herr Zauberer.“

„Ja.“

„Ich glaube nicht, dass ich je fröhlicher war. John kehrt siegreich aus dem Grenzkrieg zurück, die Ernte war gut und ist sicher in den Scheunen, und mein bester Freund auf der Welt veranstaltet zu meinem Geburtstag ein herrliches Feuerwerk. Das ist fast zu viel des Schönen – und die Minnesänger spielen mein Lieblingslied. Kommt, tanzt mit mir, Herr Hexenmeister! Bitte.“

„Ich ... weiß nicht, ob sich das für mich geziemt, Eleanor. Der Hof ...“

„Dann tanzen wir eben auf dem Balkon. Nur wir zwei, ganz allein.“

Ihr Parfüm machte ihn schwindlig, als sie tanzten, Hand in Hand, Wange an Wange, sich mit langsamen, anmutigen Schritten im Takt der leisen Musik wiegten.

Er konnte sich nicht an ihre Augen erinnern.

Der Erzmagier startete die halb leere Flasche in

seiner Hand an und verfluchte sich bitter dafür, dass er den Dunklen Turm verlassen hatte. Er hätte nie in die Waldburg zurückkehren sollen. In seinem Turm, verborgen vor dem Rest der Welt, mit seinem Alkohol und seiner Arbeit, war er sicher gewesen. Sicher vor seiner Vergangenheit, seinen Erinnerungen und den Dingen, die man von ihm erwartete. Er hätte nie heimkehren sollen.

Er blickte über den Hof und nickte Rupert zu, der auf ihn zukam und sich zu ihm gesellte. Rupert warf einen Blick auf die Flasche in seiner Hand und presste die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen.

„Ich weiß“, sagte der Erzmagier, „das passt Euch nicht. Aber Magier hin oder her, ich brauche etwas, das mir Mut macht.“ Er trank und wischte sich den Mund mit dem Ärmel ab. „Ich versichere Euch, ich bin nicht der allgewaltige Magier, für den mich die Leute halten. Es gibt keine richtigen Magier mehr. Jedenfalls keine mehr wie früher. Die Magie schwindet aus der Welt, und zwar unseretwegen.“

„Unseretwegen?“, fragte Rupert.

„Wegen des Menschen“, sagte der Erzmagier. „Alles wegen des Menschen. Seine Folgerichtigkeit und Vernunft werden der Magie Tod sein. Magie wirkt nach eigenen Gesetzen, und die scheeren sich wenig um Ursache und Wirkung. Deshalb sind und

waren alle großen Magier stets Exzentriker. Sie beherrschten ihr Fach, weil sie ebenso exzentrisch und widersprüchlich waren wie die Magie, die sie studierten. Die Hexerei besitzt durchaus Struktur und Logik, aber es ist keine Menschenlogik. Die Grundsätze, denen sie gehorcht, sind eher Abkommen und Übereinkünfte als Naturgesetze. Ich verwirre Euch, nicht wahr? Magie ist ein verwirrendes Geschäft. Jahr für Jahr gibt es weniger Menschen, die ihren Verstand so verbiegen können, dass sie die Magie beherrschen. Jahr für Jahr gibt es weniger Menschen, die verrückt genug sind, um die Magie zu begreifen, und mündig genug, um ihren Fallstricken zu entgehen.

In nicht allzu langer Zeit wird die Magie aus dieser Welt verschwunden sein. Verdrängt von der Menschheit mit ihrem Hang zu Folgerichtigkeit, Vernunft und einfachen, leicht verständlichen Antworten. An die Stelle der Magie wird die Wissenschaft treten, und dann geht es uns höchstwahrscheinlich besser. Auf die Wissenschaft ist Verlass. Alles, was uns dabei verlorenggeht, sind ein wenig Poesie, ein wenig Anmut ... und vielleicht ein wenig von den Wundern dieser Welt. Keine Drachen. Keine Einhörner. Keine Goblins oder Feen.“
„Aber auch keine Dämonen mehr“, ergänzte

Rupert.

„Alles Schlechte hat sein Gutes.“ Der Erzmagier wollte erneut die Flasche ansetzen und senkte sie mit einem Achselzucken, als er Ruperts Blick sah. „So ironisch es klingt: Das Einzige, was die Magie am Leben erhalten könnte, ist der blaue Mond. Aber das wäre wilde Magie, und eine Welt unter der Herrschaft der wilden Magie hätte keinen Platz für die Menschen. Für wilde Magie gibt es weder Vernunft noch Logik, weder Abwägen noch Kontrolle, nichts außer schierer Macht. Die Macht, die Realität zu verändern. Wenn wir diese Schlacht gegen den Dämonenprinzen verlieren, Rupert, dann ist alles zu Ende. Dann wird sich der Dusterwald über die Welt ausbreiten, und außer den Dämonen wird nichts bleiben.“

Kein menschliche Leben zumindest. Manche Lebewesen werden auch den Dusterwald überdauern. Das ist immer so. Im Burggraben gibt es ein solches Wesen, tief unter dem Eis. Ein faszinierendes Ding.“

„Das Burggrabenmonster“, sagte Rupert.

„Nennt ihr es so?“, sagte der Zauberer und zog fragend die Augenbrauen hoch. „Es war mal ein Mensch, den ich verwandelt habe, vor langer Zeit.“

„Ganz recht“, erklärte Rupert, „und wenn ich sonst

schon nichts erreichen kann, dann will ich wenigstens diese Sache in Ordnung bringen. Nehmt Euren Zauber zurück!“

„Bitte?“

„Nehmt Euren Zauber zurück!“, befahl Rupert kategorisch. „Das Ungeheuer war einst ein Mensch und sollte die Gelegenheit bekommen, als Mensch zu sterben, nicht als ... irgendeine Kreatur.“

„Aber es will nicht, dass ich es zurückverwandele“, widersprach der Erzmagier. „Es ist glücklich in seinem Burggraben. Das hat es mir versichert, als ich mich mit ihm unterhielt.“

Rupert warf ihm einen skeptischen Blick zu. „Ihr macht Witze!“

„Ich mache nie Witze“, sagte der Erzmagier kühl. „Es war nur ein temporärer Zauber. Er hätte sich jederzeit selbst zurückverwandeln können, nachdem die Frist abgelaufen war. Wenn er es nicht tat, dann weil ihm seine neue Form besser gefiel.“

Rupert sah sein Gegenüber prüfend an, aber die Miene des Erzmagiers blieb ernst.

„Ich glaube, ich sollte noch ein paar Worte mit meinem Einhorn wechseln“, sagte Rupert schließlich. „Wenn Ihr mich jetzt entschuldigen würdet!“

Der Erzmagier lachte leise vor sich hin, als Rupert mit einem verwirrten Kopfschütteln in der Menge

untertauchte, und nahm einen tiefen Zug aus seiner Flasche. Als er sie wieder senkte, stand der König vor ihm. Er gab sich keine Mühe, seinen Ekel zu verbergen. Fackellicht schimmerte rot auf dem Kettenpanzer, der ihn von Kopf bis Fuß einhüllte, und dem Zauberer entging auch der lederumwickelte Schwertgriff nicht, der hinter der linken Schulter des Königs aufragte.

„Hallo“, sagte er höflich. „Du siehst sehr ... imposant aus. Ich böte dir gern einen Schluck, aber das ist meine letzte Flasche.“

„Kannst du keine Sekunde auf das Zeug verzichten?“, fragte König John scharf.

Der Erzmagier zuckte die Achseln. „Ich brauche den Fusel.“

„Das war schon immer so.“

Der Erzmagier musterte den König eingehend. „Ich sehe, du hast dich mit Felsbrecher ausgestattet. Wessen Idee war das?“

„Meine“, erklärte der König knapp. „Die Höllenklingen sind unsere letzte Hoffnung gegen die Dunkelheit.“

Der Erzmagier schmunzelte grimmig. „Ich dachte, ich sei deine letzte Hoffnung gegen die Dunkelheit.“

„Nein.“ König John starrte die Flasche in der Hand des Erzmagiers an. „Nicht mehr.“

„Lass die Finger von der Waffe“, sagte der Erzmagier ruhig. „Du kannst den Höllenklingen nicht trauen. Gemeinsam können sie die Welt vernichten. Wenn du diese Macht erst einmal entfesselt hast, wird es verdammt schwer sein, sie zu beherrschen.“

„Wir benutzen die Schwerter“, erklärte König John.
„Wir haben keine Wahl.“

Der Erzmagier seufzte leise und wandte den Blick ab. „Du hast recht“, sagte er schließlich. „Ich sollte nicht so viel saufen. Es verwirrt meinen Verstand, verzerrt die Wirkung meiner Zaubersprüche und bringt mich langsam, aber sicher um.“

„Dann hör auf damit!“, knurrte König John.

„Ich kann nicht“, sagte der Erzmagier hilflos.
„Glaubst du, ich hätte es nicht versucht? Ich trinke nicht, weil es mir Spaß macht. Ich trinke, weil ich sonst den Tag nicht durchhalte.“

„Dieselbe alte Ausrede“, sagte König John.

Der Erzmagier warf ihm einen flehenden Blick zu.
„Du hast mich nie verstanden. Aber du wolltest mich auch nicht verstehen. Du hast nie im Leben einen Schluck gebraucht. Du hast nie etwas gebraucht. Zur Hölle damit. Wir können nicht alle perfekt sein.“

„Du bist nur ein Trinker.“

„Ich bin, was du aus mir gemacht hast. Du und deine gottverdammte Familie! Immer musste ich

eure edle Haut retten, aus einer Notlage nach der anderen. Ich war nicht immer ein Säufer.“

„Nur, wenn es darauf ankam.“

„Ich habe deine Wünsche erfüllt, betrunken oder nüchtern!“

„Alle bis auf einen“, sagte König John. „Bis auf den, der mir wirklich am Herzen lag.“

„Hör auf!“, wisperte der Erzmagier. „Bitte!“

„Meine Eleanor lag im Sterben, und du warst nirgends zu finden. Ich musste meine Männer in die Gastwirtschaften und Kneipen schicken. Es dauerte eine Ewigkeit, bis sie dich auf die Burg brachten, und während all der Zeit saß ich an ihrem Bett ... an Eleanors Bett. Du hättest sie retten können.“

„Ich kam zu spät.“

„Du warst betrunken.“

„Ja“, sagte der Erzmagier. „Ich war betrunken.“

Er sah die Flasche in seiner Hand an und begann zu weinen.



Prinz Harald stand ungeduldig vor dem geschlossenen Hauptportal und verbarg seinen wachsenden Ärger hinter einer gewohnt lässigen Maske, während ein Diener an ihm herum zupfte und die Riemen seiner Rüstung festzog. Die sich überlappenden Schichten

des Kettenpanzers waren heiß, schwer und sehr beengend, aber Harald schwor nun mal auf Rüstungen. Ganz gleich, wie gut man mit Schwert und Schild umgehen konnte, früher oder später traf man einen Gegner, der mehr Geschick oder mehr Glück im Nahgefecht besaß, und dann war eine gute Rüstung von entscheidendem Vorteil. Haralds Miene verdüsterte sich, als er an seinen letzten Kampf gegen Rupert hier auf dem Burghof dachte. Damals hatte ihm seine Rüstung nichts genützt. Aber gleich darauf grinste Harald wieder. Jetzt war alles anders. Diesmal hatte er Blendflamm. Immer wieder spähte er aus dem Augenwinkel nach dem langen Griff des Höllenschwerts, der über seiner linken Schulter aufragte. Blendflamm war unheimlich leicht für eine so gewaltige Klinge, und doch spürte Harald die Waffe bei jeder Bewegung. Es ging eine schwache, eklige Wärme von dem Schwert aus, als glühe das Metall in der Scheide. Manchmal durchzuckte Harald ohne jeden Grund der Gedanke, wie schön es wäre, die Klinge zu ziehen und seine Feinde niederzumähen, einen nach dem anderen.

Der Diener war fertig, und Harald schickte ihn mit einer ungeduldigen Handbewegung weg. Er zog sein gewöhnliches Schwert, das er umgegürtet hatte, und begann mit den gewohnten Aufwärmübungen.

Der schwere Stahl in seiner Hand beruhigte ihn, und er merkte, wie sich seine Muskeln lockerten, während er gewandt die Hieb- und Stichfolgen durchexerzierte. Er hatte sein Fechttraining seit der Niederlage gegen Rupert viel ernster genommen und spürte den Unterschied. Harald war immer ein guter Kämpfer gewesen, aber jetzt war er beinahe vollkommen. Ruperts triumphierende Miene stand ihm vor Augen, als er auswich, parierte und zum Angriff überging, immer und immer wieder. Blendflamm schlug bei jeder Bewegung gegen seine Schulter, als wolle es Harald an seine Kampfbereitschaft erinnern. Harald stampfte mit den Füßen, warf sich herum, schwang das im Fackelschein blitzende Schwert und wusste doch, dass sein ganzes Geschick und seine ganze Übung nicht ausreichen würden, sobald er sich in die lange Nacht hinaus begab. Seine einzige Hoffnung im Kampf gegen die Dämonen war die Höllenklinge, aber irgendwie war er nicht so begierig darauf, sie einzusetzen, wie er gedacht hatte.

Er sah den König auf sich zukommen, setzte seine Übungen aber bewusst fort. Erst als König John ihn fast erreicht hatte, schaute er auf und schob das Schwert mit einer einzigen fließenden Bewegung in die Scheide zurück. Dann lehnte er sich entspannt

gegen das geschlossene Tor. Er tupfte sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn und verneigte sich leicht vor König John, der ihm kurz zunickte.

„Einsatzbereit?“

„Natürlich, Vater.“

König John stand einen Augenblick lang schweigend da, als warte er darauf, dass Harald weiterspräche. Harald ließ ihn warten.

„Du wolltest mich sprechen?“

„Ganz recht, Vater.“ Harald fuhr sich erneut mit dem Taschentuch über die Stirn, ehe er es wieder in den Ärmel schob. „Ich will, dass du mir noch vor der Schlacht Julia zur Ehefrau gibst. Die Zeit reicht.“

König John startete ihn ungläubig an. „Was?“

„Ich will Julia zur Ehefrau, und ich will, dass die Trauung jetzt vollzogen wird. Für die Kampfmoral der Leute wird es Wunder wirken und ein für alle Mal die Frage klären, ob du mich oder Rupert als Nachfolger bevorzugst. Ich muss sicher sein, dass die Truppe hinter mir steht.“

„Deine Heirat ist verschoben“, sagte der König ruhig. „Abgesehen davon, dass dies weder die rechte Zeit noch der rechte Ort für eine Vermählung ist, möchte ich Rupert nicht aus der Fassung bringen. Er wird in Kürze Seite an Seite mit uns in die

Schlacht reiten, und es gibt Leute, die seinen Anweisungen folgen werden, während sie dir den Gehorsam verweigern.“

„Genau das meine ich“, antwortete Harald. „Ich bin der Erstgeborene. Meinen Instruktionen sollen sie gehorchen. Außerdem gibt es noch andere Gründe für die Vermählung. Es kann sein, dass wir alle drei in diesem Kampf umkommen und das Waldland ohne Herrscher zurücklassen. Wenn Julia und ich verheiratet wären, könnte unsere Linie durch sie weiterleben, und wenn durch eine unglückselige Fügung du fallen solltest, während Rupert und ich am Leben bleiben, würde meine Heirat mit Julia meine Thronfolge sicherstellen. Außerdem wäre die Zeremonie ein deutlicher Hinweis auf deine Wünsche in dieser Angelegenheit. Andernfalls könnte es sein, dass wir zwar die Schlacht gegen die Finsternis gewinnen, das Land aber durch einen Bürgerkrieg verlieren.“

„Nein“, sagte König John. „Ich habe dir meine Antwort gegeben, und ich wiederhole mich nicht gern. Die Hochzeit ist auf unbestimmte Zeit verschoben.“

„Ich verstehe“, brummte Harald. „Daher weht der Wind.“

Lange Zeit sahen die beiden einander schweigend

in die Augen. Ringsum bereitete sich das letzte Aufgebot des Reiches mit viel Lärm und Waffengeklirr auf den Kampf vor, aber Harald und König John waren blind und taub für alles außer ihrem persönlichen Konflikt. Der König musterte seinen ältesten Sohn kühl. Harald und Rupert hatten sich nie verstanden; das war angesichts ihrer Konstellation auch nicht anders zu erwarten gewesen. Aber die plötzliche Vehemenz, mit der Harald eine Entscheidung zu erzwingen suchte, kam für König John unerwartet. Früher war Harald stets bereit und in der Lage gewesen, selbst mit Rupert fertigzuwerden. Er verlor nie die Beherrschung und wusste, wie weit er gehen konnte. Aber dies war das erste Mal, dass Harald seinen Vater um Hilfe bat. Der König runzelte die Stirn. Entweder war Harald aufrichtig in Julia verliebt oder er machte sich ernsthaft Sorgen um Ruperts wachsenden Einfluss bei Hofe. Letzteres war der weit wahrscheinlichere Grund, aber bei Harald konnte man das nie genau sagen. Bei Harald konnte man nie etwas genau sagen.

König John seufzte und wandte den Blick ab. Die Versuchung war groß, sich umzudrehen und zu gehen, aber er widerstand ihr. Damit hätte er Harald das Gefühl gegeben, der König habe Angst, sich ihm

zu stellen. Das wäre gefährlich gewesen.

„Du bist mein ältester Sohn“, sagte König John und sah Harald dabei eindringlich an. „Wenn dieses Tor sich öffnet, wirst du zu meiner Rechten reiten. Aber Rupert ist auch mein Sohn, und er wird zu meiner Linken reiten. Es ist wichtig für die Moral der Truppe, dass wir drei eine geschlossene Front gegen die Finsternis bilden. Unser Heer wird genug zu tun bekommen, ohne entscheiden zu müssen, wessen Befehlen es gehorchen will. Wir haben jetzt keine Zeit mehr für Durchtriebenheit. Also wird es keine offenen Auseinandersetzungen zwischen dir und Rupert geben. Ist das klar?“

„Völlig klar“, sagte Harald.

„Gut“, sagte der König. „Dann können wir diese Diskussion beenden.“

„Ich sah dich mit dem Zauberer sprechen“, sagte Harald. „Trinkt er noch?“

„Natürlich. Aber soweit wir ihn brauchen, ist Verlass auf ihn.“

„Da ist noch eine Sache“, sagte Harald leichthin. „Ich habe mich immer gefragt, ob diese Geschichten stimmten.“

„Geschichten?“, fragte der König. „Welche Geschichten?“

„Die Geschichten über ihn und Mutter natürlich.“

Man erzählt sich, dass er sie geliebt hat und ...“

Der König hob die Hand, wie um Harald ins Gesicht zu schlagen, und senkte sie langsam wieder. Harald zuckte nicht mit der Wimper. Seine Augen verrieten Vorsicht. König John seufzte leise.

„Harald ...“

„Ja?“

„Du hast die Anlagen, ein guter König zu werden. Du verstehst dich auf Diplomatie, auf Intrigen und auf Gesetze. Du verstehst dich sogar auf das Formularunwesen, mit dem ich mein Leben lang auf Kriegsfuß stand. Aber du brauchst mehr als das, um das Volk für dich zu gewinnen. Gewiss, du besitzt Charme und setzt ihn auch ein, wenn du etwas erreichen willst, aber ich weiß eigentlich nicht, wo dein Herz schlägt, und bezweifle, dass es sonst jemand weiß. Manchmal mache ich mir Sorgen um dich. Du bist mein Sohn. Mein Fleisch und Blut. Aber ich bekenne, du bist mir heute noch genauso fremd wie am Tag deiner Geburt.“

„Ich bin, wozu du mich gemacht hast“, sagte Harald und verstand nicht, weshalb sein Vater bei diesen Worten zusammenzuckte.

Die Ställe lagen dunkel und verlassen am anderen Ende des Burghofs. Niemand kümmerte sich darum, dass die Tore offen standen. Die Pferde und

Rossknechte waren längst im Freien. Eine Laterne im Innern verbreitete einen goldenen Schein über die letzte Box, in der Rupert sein Einhorn sattelte. Die unmerklichen Geräusche ringsum klangen in der Stille seltsam laut, und ihre Echos schienen ewig weiter zu wispeln. In der Luft hing der schwere Geruch von Staub, Heu und Mist. Eigentlich hatte so ein leerer Stall etwas Unheimliches an sich, aber Rupert mochte die Grabesstille. Es beruhigte ihn, wenigstens für kurze Zeit von allem und jedem isoliert zu sein. Jenseits der Stalltüren hoben und senkten sich die Stimmen wie eine ferne Brandung; das Rauschen war so weit weg, dass es nichts mit ihm zu tun hatte.

Rupert legte den Sattel auf, rückte ihn zurecht und begann, die vielen losen Gurte festzuziehen. Das Einhorn sah viel besser aus als nach seiner Ankunft. Die Blessuren waren gereinigt und versorgt, Mähne und Schwanz gesäubert und gekämmt, und in der Futterraufe lag sogar ein kleiner Berg Hafer.

„Wie fühlst du dich?“, fragte Rupert.

„Verdammt elend“, antwortete das Einhorn. „Aber wenn ich sage, ich fühle mich wie ein Wrack, dann bringt ihr mich zum Abdecker und macht Leim aus meinen Hufen. Ich kann nicht glauben, dass wir schon wieder gegen die Dämonen in die Schlacht

ziehen müssen. Wer hatte denn diesen brillanten Einfall?“

„Ich.“

„Das hätte ich mir denken können“, brummte das Einhorn.

„Nun fang nicht zu streiten an! Noch ein einziger Kampf, dann ist alles vorbei.“

„Das fürchte ich auch. Könnten wir nicht etwas anderes probieren?“

„Was denn?“

„Spontan fällt mir nur die Flucht ein.“

Rupert lachte müde, während er den Sattelgurt einstellte.

„Wohin sollen wir fliehen? Das Dunkel ist überall. Nein. Entweder wir greifen an, oder wir warten, bis wir tot sind. Das sind die beiden Möglichkeiten.“

Lange schwiegen sie beide. Schatten verdichteten sich am Rand des Lichtscheins, und die Luft wurde deutlich kälter.

Rupert war mit seinen Vorbereitungen fertig und ließ sich ermattet in einen Strohaufen sinken. Noch eine Stunde, dann musste er sich dem Dusterwald stellen. Der Schwärze, den Dämonen und den Schrecken der langen Nacht. Rupert gähnte und lehnte sich an die Wand der Pferdebox. Er war zu entkräftet, um echte Angst zu empfinden.

Das Einhorn schnaubte plötzlich wie als Reaktion auf einen Kampf, wandte sich Rupert zu und sah ihn aus seinen karminrot glimmenden Augen ruhig an.

„Rupert ...“

„Ja?“

„Du hast mich mal nach meinem Namen gefragt. Damals antwortete ich, dass ich ihn erst wieder tragen würde, wenn ich frei wäre. Aber jetzt ... na ja, ich habe das Gefühl, du solltest meinen Namen erfahren, ehe es zu spät ist.“

Rupert fühlte sich unter dem ruhigen Blick des Einhorns zunehmend unwohl. „Du musst ihn mir nicht sagen.“

„Du bist mein Freund“, sagte das Einhorn. „Mein Name ist Brise.“

Rupert stand auf und legte die Arme fest um den Hals des Einhorns. „Brise“, sagte er und musste dann verstummen. Seine Stimme schwankte. Er wartete, bis er sich wieder gefasst hatte, und trat einen Schritt zurück, damit er dem Einhorn in die Augen schauen konnte. „Brise, falls wir durch ein Wunder dieses Chaos überleben sollten, dann bist du frei. Ich schwöre es bei Blut und Stein. Ich werde versuchen, in unserer Urkundensammlung herauszufinden, aus welchem Tal man dich entführt hat. Vielleicht gibt es dort noch Überlebende deiner Herde. Vielleicht

könnten wir ... hinreiten und sie suchen.

Gemeinsam.“

„Ja“, sagte Brise. „Das wäre schön.“

„Du glaubst nicht, dass wir überleben, stimmt’s?“

„Ja.“

„Also gut, dann: Kraft meines Amtes und königlichen Geschlechts schwöre ich hiermit bei Blut und Stein, dass ich das Einhorn namens Brise von allen Verpflichtungen mir und meiner Familie gegenüber entbinde. Das war es, Brise. Von nun an bist du zu hundert Prozent unabhängig – so frei, wie ein Lebewesen auf dieser Welt sein kann.“

„Das ist alles?“

„Was hast du erwartet – Trompetenstöße? Reicht dir mein Wort nicht?“

„Dein Wort hat mir immer gereicht, Rupert. Aber ist das legal?“

„Klar. Schließlich bin ich Prinz.“

„Das war mir aufgefallen“, meinte Brise trocken.

„Frei. Frei. Ich dachte immer, das müsste ein anderes Gefühl sein.“

„Wie fühlst du dich denn?“

„Seltsam. Ich weiß auch nicht. Irgendwie splinternackt.“

„Zumindest musst du nicht mehr zurück in den Dusterwald. Du bist von allen Verpflichtungen

entbunden.“

„Du würdest ohne mich keine fünf Minuten überleben.“

„Darum geht es nicht, Brise.“

„O, doch!“, sagte Brise mit großer Entschiedenheit.
„Ich hätte dich jederzeit verlassen können. Du hast mir ausreichend Gelegenheiten gegeben. Letztlich blieb ich bei dir, weil du mein Freund warst und mich brauchtest. Nur aus diesem Grund. Also Schluss mit dem Unsinn, dass du ohne mich in den Dürsterwald zurückkehrst! Wir sind ein Team, vergiss das nicht.“

„Trotzdem, du bist jetzt frei“, beharrte Rupert.
„Ich habe die Formel gesagt.“

„Brauchen wir keinen Zeugen?“

„Ich habe die Worte gehört“, sagte der Erste Ritter.

Rupert und das Einhorn fuhren herum und sahen den Ersten Ritter in der Stalltür stehen. Er neigte den Kopf vor Rupert, der sich auch verbeugte. Der Erste Ritter trug eine schwere Rüstung. Das polierte Metall blinkte kalt im Licht der Laterne. In die glatten Flächen waren Wappen und uralte magische Zeichen eingraviert. Unter dem Arm hatte er einen schlichten Eisenhelm, und schwere Panzerhandschuhe reichten ihm bis zu den Ellbogen. Er wirkte imposant, gefährlich und zu allem entschlossen. „Herr Ritter“,

sagte Rupert ruhig. „Ist es Zeit zu gehen?“

„Bald, Hoheit. Ich erfuhr von König John, dass Ihr Euch weigert, die Höllenklinge zu tragen, die man Euch anbot.“

„Ja.“

„Es war Eure Pflicht, das Schwert zu nehmen.“

„Meine Pflicht gilt dem Land, Herr Ritter, und diese verfluchten Schwerter bedrohen unser Zuhause nicht weniger als der Dusterwald selbst.“

Der Erste Ritter nickte langsam. „Vielleicht habt Ihr recht, Hoheit. Aber ich will nicht verschweigen, dass ich selbst nie viel mit Magie anfangen konnte.“

Rupert musterte den Ersten Ritter mit einem eindringlichen Blick. Er hatte das unbestimmte Gefühl, dass der ihm etwas Wichtiges sagen wollte.

„Habt Ihr den Zauberer gesehen?“, fragte der Erste Ritter plötzlich.

„Ja“, sagte Rupert. „Wir unterhielten uns eine Weile.“

„Er ist schon wieder betrunken.“

„Ich habe ihn nie anders erlebt.“

„Ich schon“, sagte der Erste Ritter. „Aber das ist lange her.“ Er lehnte sich an die Stallwand, und seine empfindungslosen, geheimnisvollen Augen starteten an Rupert vorbei in die Vergangenheit. „Er war ein eindrucksvoller Mann. Hätte es leicht zu höchsten

Ehren in seinem Beruf bringen können, zu dem legendären Magier werden können, für den ihn viele hielten. Er hätte der größte Held werden können, den dieses Land je hervorbrachte.“

Rupert hörte zu. In der Stimme des Ersten Ritters schlangen Hass und Bitterkeit mit, aber auch noch etwas anderes, das vielleicht mit Verrat zu tun hatte.

„Herr Ritter, warum verließ der Erzmagier nach dem Tod meiner Mutter die Burg?“

„Er hätte sie retten können. Wenn er nüchtern gewesen wäre. Wenn er da gewesen wäre.“ Wut verzerrte die Züge des Ersten Ritters, und Rupert hätte am liebsten weggeschaut. Er empfand es fast als anstößig, so heftige Gefühle in den Augen eines Mannes zu lesen, der sonst die Beherrschung in Person war. „Ich kam wegen des Zauberers auf die Burg. Er war prominent, und ich wollte an seinem Ruhm teilhaben. Deshalb bot ich Eurem Vater meine Dienste als Erster Ritter an. Dann erfuhr ich die Wahrheit über den legendären Erzmagier. Eure Mutter war eine große Schönheit, Rupert. Jeder sagte das. Als sie in jenem Sommer erkrankte, betete das ganze Land für ihre Genesung. Der Erzmagier hätte damals an ihrem Lager wachen sollen. Stattdessen ließ er sie allein und zog durch die Wirtshäuser. Als wir ihn endlich fanden und

zurückschleiften, war es zu spät.

Dann rannte er weg. Er rannte weg! Ich hatte den Mann wie einen Gott verehrt. Ich hatte an ihn geglaubt, und er erwies sich als Säufer und Feigling. Ich hätte ihm viele Dinge verzeihen können, aber das nicht. Das nie. Er ließ Eure Mutter sterben und rannte weg, statt sich den Folgen seines Tuns zu stellen, und nun ist er zurück, und wieder hängt unser aller Schicksal von seinen zittrigen Händen ab. Nach all den Jahren, nach allem, was ich als Erster Ritter geleistet habe, wird die Zukunft des Waldlands nicht von Helden und Kriegern und kaltem Stahl bestimmt, sondern von einem besoffenen Feigling und seiner Magie!“

Der Erste Ritter drehte sich brüsk um und verließ den Stall, die Fäuste hilflos geballt. Rupert sah ihm nach, bis er in der Menge verschwunden war. Ihm kam in den Sinn, wie er neben dem Ersten Ritter auf einem Hügel gestanden und zum Grubeneingang in Kupferstadt hinunter gestarrt hatte. Wie der Erste Ritter ihm erzählt hatte, dass er als Kind aus dem Bergwerk abgehauen war und sich geschworen hatte, nie mehr vor irgendetwas davonzulaufen.



Julia bahnte sich mit den Ellbogen eine Gasse durch

die wachsende Menge, ohne die bösen Blicke und unterdrückten Flüche derer zu beachten, die sie beiseitedrängte. Der Tag hatte mies begonnen, und es sah nicht so aus, als wolle er sich zum Besseren wenden. Sie blieb stehen und sah suchend umher, obwohl sie längst die Hoffnung aufgegeben hatte, Rupert irgendwo auf dem Burghof zu erspähen. Julia seufzte und eilte in die Ecke des Burghofs zurück, wo ihre kleine Truppe versammelt war. Sie hatte versprochen, vor dem Kampf noch einen letzten Waffendrill durchzuführen. Obwohl es keinen Unterschied machen würde.

Sie waren gut vorangekommen, besser, als sie, und sehr viel besser, als die Burgwache erwartet hatte. Noch ein paar Monate Drill, und sie wären gut genug gewesen, um ... Julia schnitt eine Grimasse. Es blieben ihnen weder Monate noch Stunden. Die Tore würden sich bei Anbruch der Morgendämmerung öffnen, und kurz darauf müssten sich ihre Frauen als Kämpferinnen bewähren oder sterben.

Julias Hand umkrampfte den Schwertgriff, bis ihre Knöchel schmerzten. So viel zu tun und nie genug Zeit. Rupert musste in der Nähe sein, aber kein Mensch hatte ihn gesehen. Er war wie vom Erdboden verschluckt. Sie musste ihn finden, ehe die

Schlacht begann, sie musste ihn ganz einfach finden. Aber die Frauen warteten. Julias Gedanken drehten sich im Kreis, während sie durch die Menge pflügte und verzweifelt nach einem Ausweg suchte. Plötzliche Ruhe überkam sie, und sie erkannte, es gab keinen Ausweg. Ihre Frauen brauchten sie, und sie hatte versprochen, rechtzeitig da zu sein. Rupert hätte das begriffen. Er wusste selbst genau, was Pflicht bedeutete.

Unvermutet teilte sich die Menge vor ihr, und Julia wäre um ein Haar gestolpert, als der König ihr den Weg versperrte. Harald stand neben dem König und hielt mit beiden Händen ein riesiges Langschwert, als sei es unendlich kostbar und zugleich unendlich abstoßend. Julia musterte die beiden argwöhnisch, als sie sich vor ihr verneigten. Sie waren ehrerbietig und förmlich, was nur bedeuten konnte, sie hatten etwas Krummes vor. Ihren Gesichtern war zu entnehmen, dass sie ihren Aufzug nicht billigten. Julia lächelte freundlich. Sie hatte die halbe Waschküche auf den Kopf gestellt, bis sie endlich die praktischen, widerstandsfähigen Sachen fand, die sie bei der Reise durch den Dusterwald getragen hatte, aber der Aufwand hatte sich gelohnt. Zum ersten Mal seit Monaten empfand sie ihren Aufzug als bequem.

Außerdem waren Hofgewänder beim

Schwertkampf mehr als störend.

„Prinzessin“, sagte der König langsam. „Eure Kleidung ist wohl kaum für eine Dame von Rang geeignet.“

„Wahrscheinlich nicht“, antwortete Julia. „Aber sie ist gut für die Schlacht geeignet. Wenn Ihr glaubt, ich trete mit Reifrock und Pfennigabsätzen gegen die Dämonen an, seid Ihr des Wahnsinns fette Beute. Äh ... wolltet ihr nur über die höfische Mode plauschen, oder gibt es noch etwas Wichtiges?“

„Wir haben etwas für dich“, sagte Harald.

„Wirklich?“ Julia sah ihn argwöhnisch an. „Was denn?“

„Ein Schwert“, sagte Harald. „Es heißt Wolfsbann.“

Er hielt ihr die lange, silberne Scheide entgegen, die er in den Armen trug, und Julia zögerte einen Augenblick, ehe sie das Schwert nahm. Trotz seiner großen Länge wirkte es leicht. Die Scheide war mit archaischen, tief eingravierten Schriftzeichen geschmückt, die vor ihren Augen tanzten und eine geheime Botschaft zu vermitteln schienen. „Ich will dieses Schwert nicht“, dachte Julia. „Es hat etwas ... Böses.“ Sie wollte die Waffe eben zurückgeben, als sie bemerkte, dass Harald und der König ähnliche Klingen trugen. Die lederumwickelten Griffe ragten wie spähende Augen hinter ihren Schultern auf, und

im gleichen Moment wusste Julia, was der Name Wolfsbann bedeutete.

„Das ist eine der Höllenklingen“, sagte sie langsam. „Eine der mächtigsten und gefährlichsten Waffen, die es gibt – und ich soll sie benutzen?“

„Sie sind unsere letzte Hoffnung“, sagte König John. „Wir brauchen ihre Zauber.“

„Einen Moment“, sagte Julia argwöhnisch. „Warum bietet ihr Wolfsbann mir und nicht Rupert an?“

„Er wollte es nicht“, antwortete Harald.

„Weshalb nicht?“

Harald lächelte leise. „Wahrscheinlich hatte er Angst vor seiner Macht.“

„Wahrscheinlich ist diese Angst begründet“, sagte Julia.

König John trat unbehaglich von einem Fuß auf den anderen, als Julia ihn fragend ansah. „Wir haben ihm das Schwert angeboten, aber er weigerte sich, es zu nehmen. Er sagte, er traue keinem Zauberschwert mehr. Versteht Ihr, was er damit meinte?“

Julia runzelte die Stirn und nagte an ihrer Unterlippe. „Nein“, sagte sie schließlich. „Keine Ahnung.“ Sie hob Wolfsbann mit einer Hand und traf Anstalten, die Klinge zu ziehen. Harald und König John schien der Atem zu stocken, und sie traten

einen Schritt zurück.

„Nicht!“, sagte der König aufgeregt. „Es könnte sein, dass Ihr die Zaubermacht des Schwertes entfesselt.“

Julia studierte die bizarre Waffe. „Drei Höllenklingen, jede mit einer anderen Eigenschaft. Ich erinnere mich an die Geschichten von den drei Zauberschwertern, die mir mein Vater erzählte, als ich noch ein Kind war. Von dem Unglück und der Zerstörung, die sie anrichteten, ehe man ihrer Herr werden konnte. Felsbrecher. Blendflamm. Wolfsbann. Ich hätte nie geglaubt, dass ich einmal eine dieser Legenden in Händen halten würde. Worin besteht die besondere Eigenschaft Wolfsbanns? Was kann das Schwert?“

„Wir wissen es nicht, um ehrlich zu sein“, erklärte König John. „Es ist lange her, seit jemand es wagte, die Klingen zu ziehen.“

„Toll“, sagte Julia. „Einfach toll. Was wisst ihr überhaupt?“

„Sie mögen Blut“, sagte Harald ruhig, „und sie töten gern.“

Julia sah ihn scharf an. In Haralds Stimme war etwas wie Furcht oder Ekel zu spüren gewesen.

„Warum ich?“, fragte sie unvermittelt. „Schön, Rupert wollte das Schwert nicht, aber was soll ich

mit dem Ding? Warum gebt ihr es nicht dem Ersten Ritter, dem Astrologen oder ..."

„Ihr seid von königlichem Geblüt“, erklärte der König.

Julia grinste spöttisch. „Klar! Ein Schwert wie dieses hat die Macht, seinen Träger zum König zu erheben, und deshalb könnt ihr es niemandem anvertrauen.“

„Genau“, sagte König John. „Niemandem außer Euch.“

„Daran habt Ihr ganz schön zu kauen, oder? Eine Frau mit einem Schwert ... wo soll das noch enden?“, lachte Julia. „Also gut, ich nehme Wolfsbann. Aber ich werde die Klinge nur im Notfall einsetzen. Ich traue Zauberschwertern auch nicht.“

Sie schlang die Waffe über die linke Schulter und schnallte die Scheide fest. Harald machte Anstalten, ihr zu helfen, unterließ den Versuch aber, als sie ihn mit einem verärgerten Blick bedachte.

„Wo steckt eigentlich Rupert?“, fragte sie beiläufig.

„Er kann nicht weit sein“, meinte König John.

„Aber ich habe ihn seit Darius' Tod nicht mehr gesehen.“

„Ja, stimmt“, sagte Julia. „Die Geschichte ist mir zu Ohren gekommen. Gut zu wissen, dass der Verräter seine gerechte Strafe erhielt.“

„Genau“, sagte Harald. „Ich habe Rupert nicht

gesehen, aber er geht mir auch aus dem Weg, seit ich ihn gebeten habe, bei unserer Hochzeit die Rolle des Trauzeugen zu übernehmen.“

Julia musterte ihn und dann König John. „Ihr könnt ihn nicht in Ruhe lassen, was? Selbst jetzt gönnt ihr ihm keine Sekunde Ruhe. Ihr seid es nicht einmal wert, dass man euch hasst! Geht mir aus den Augen, alle beide!“

„Julia ...“, begann König John.

„Verschwindet endlich, verdammt!“

Der König verneigte sich steif, machte kehrt und ging. Harald öffnete den Mund, um etwas zu sagen. Als er sah, dass Julia die Hand auf den Schwertgriff legte, lächelte er unverbindlich und folgte König John. Julia starrte ihm nach und merkte dann, dass sie am ganzen Körper bebte. Sie atmete tief durch, füllte ihre Lunge mit der eiskalten Luft, die über dem Burghof hing, und spürte, wie sie langsam wieder ruhiger wurde. „Rupert, mein Liebster ... was sollen wir tun?“, dachte sie. Sie schüttelte den Kopf und zuckte zusammen, als sie im Augenwinkel plötzlich den langen, lederumwickelten Griff des Zauberschwerts sah. Wolfsbann war trotz seines geringen Gewichts eine massive, unangenehme Präsenz auf ihrem Rücken, und sie war keineswegs sicher, dass sie das Richtige getan hatte, als sie es

annahm. Mit der Klinge, die sie kannte und die an der gewohnten Stelle an ihrer linken Hüfte hing, fühlte sie sich besser; dem Schwert, das Rupert ihr vor langer Zeit gegeben hatte, auf einer Lichtung im Dusterwald, als alles verloren schien ...

Julia sah sich auf dem vollgestopften Burghof um, auf dem sich die Menschen hin und her schoben. „Wo immer du bist, Rupert, gib acht auf dich“, dachte sie. Sie seufzte einmal erschöpft und ging dann entschlossen auf die Ecke des Burghofs zu, in der ihre Truppe wartete. Die Höllenklinge schien mit jedem Schritt schwerer zu werden.



Rupert stand im Schatten der Stalltüren und beobachtete, wie Julia die Frauen drillte. Schwerter, Spieße und Äxte blitzten im Fackelschein, als die Kämpferinnen Ausfallschritte, Finten und Angriffe übten. Trotz der schweren Kettenhemden, die sie alle trugen, wirkten ihre Bewegungen anmutig und elegant. Julia ging auf und ab, ermunterte die Frauen mit einem Lächeln oder ein paar Worten und zeigte geduldig die schwierigeren Hiebe und Ausweichmanöver. Im zuckenden Licht der Fackeln sah sie aus wie eine der schlanken, hochgewachsenen Kriegsgöttinnen von einst, die

ihre Gläubigenschar in der Kunst des Kämpfens unterrichtete.

Sie war gekleidet wie damals, als Rupert sie kennengelernt hatte, und er war nicht sicher, warum gerade das ihn so sehr schmerzte. Mit ihren alten Sachen, das lange, hellblonde Haar zu schlichten, praktischen Zöpfen geflochten, die im Nacken zusammengehalten wurden, erschien sie ihm wie eine einzige bittere Anklage, eine Erinnerung an die Zeit, die sie zusammen verbracht hatten, an die Zeit vor seiner Heimkehr auf die Burg. Damals war er so glücklich gewesen.

„Ich wünschte, du würdest hingehen und mit ihr reden“, sagte Brise. „Es macht mich ganz nervös, wie du hier herumstehst und dich hängenlässt.“

„Es gibt nichts mehr zu bereden“, antwortete Rupert ruhig. „Sie heiratet Harald – aus freien Stücken.“

„Klar“, spöttelte das Einhorn, „und Dämonen sind Pflanzenfresser. Du urteilst zu hart. Wenn sie Harald ehelicht, dann nur, weil der Hof sie unter Druck gesetzt hat. Sie hatte von Anfang an keine Wahl, oder?“

„Ich weiß nicht“, sagte Rupert entkräftet. „Ich weiß gar nichts mehr.“

„Reiß dich am Riemen!“, forderte ihn Brise auf. „Wir

reiten bald in die Dunkelheit hinaus. Da kannst du deine ganze Wut an den Dämonen auslassen. Die werden nicht wissen, wie ihnen geschieht.“

„Ja. Klar.“

Auf dem Burghof schaute Julia plötzlich zu den Ställen herüber, und Rupert trat rasch zurück, ehe sie ihn erspäht hatte. Er begriff seinen Zorn selbst nicht. Schließlich war es ihr Leben, und sie hatte das Recht, darüber zu entscheiden. Er kannte sie nicht mal richtig. Sie hatten ein paar Monate zusammen verbracht, und dann hatte er sich auf die Reise zum Dunklen Turm begeben und sie auf der Burg zurücklassen müssen. Nach so vielen Monaten der Trennung und in der berechtigten Annahme, er habe unterwegs den Tod gefunden, war zu erwarten gewesen, dass sich Julia einem anderen zuwandte, und Harald hatte schon immer verstanden, seinen Charme bei Frauen einzusetzen. Es war unvermeidbar gewesen, dass die beiden zusammenfanden.

„Sei dem, wie es sei“, dachte Rupert grimmig. „Aber dieser Hundsott kann nicht noch verlangen, dass ich ihm den Trauzeugen mache.“

Er kehrte der Stalltür den Rücken zu und zerzte wütend an seinem neuen Kettenpanzer. Das Oberteil war augenscheinlich für jemanden gefertigt,

der größer und in den Schultern sehr viel breiter war als er, und an den wenigen Stellen, wo das Ding tatsächlich eng genug saß, scheuerte es unbarmherzig die Haut wund. Die Ärmel waren zu lang, die Hose warf Falten, und die Taille verrutschte ständig. Zu allem Übel fiel ihm fortwährend die Kapuze in die Augen.

Rupert stapfte zwischen den Boxen auf und ab und versuchte, sich an die Rüstung zu gewöhnen, gab aber bald auf. Es konnte Wochen dauern, bis eine neue Rüstung richtig passte, aber die Zeit hatte er nicht. Er musste das gottverdammte Metall nehmen, wie es war.

„Das ist wieder typisch“, grollte er nach einer Weile.

„Was?“

„Da stehe ich in einer blitzblanken, neuen Rüstung, soll in Kürze in den Dusterwald ausrücken und das Böse bekämpfen, und mir fällt nichts Besseres ein, als dringend aufs Klo zu müssen.“

Brise grinste gefühllos. „Das sind die Nerven, mein Lieber. Versuch, an etwas anderes zu denken.“

„Du hast gut reden. Du urinierst einfach los, wenn die Blase spannt. Ich aber muss erst mal meinen Panzer ablegen.“

„Keine Sorge“, sagte Brise. „Sobald wir das Burgtor

hinter uns gelassen haben, vergeht dir beim Anblick der Dämonenhorde jeder menschliche Drang.“

„Du bist eine große Hilfe.“

„Immer gern.“

„Ach, zur Hölle damit“, fluchte Rupert und begann, vor den entsetzten Blicken des Einhorns den Kettenpanzer zu lösen.

„Um Himmels willen, was hast du vor?“

„Zuerst werde ich mich dieser scheußlichen Rüstung entledigen, und dann werde ich meine Blase entleeren. Noch Fragen?“

„Nur eine: Wie lange kannst du schätzungsweise ohne Rüstung überleben? Die werden dich zerreißen!“

„Eins nach dem anderen!“

„Wenn ich mich recht erinnere“, meinte Brise versonnen, „hast du schon einmal auf deinen Panzer verzichtet und kurz darauf die Goblins in die Flucht geschlagen. Eventuell hast du ja wieder Glück.“

„Ich kämpfe ohne Rüstung besser“, erklärte Rupert mit leerem Blick, während er gegen den nächstbesten Stallposten pinkelte. „Kettenpanzer sind zwar nicht so schlimm wie Platte, aber das Ding passt wie ein Sack und ist mir nur im Weg. Aber keine Angst, ich bin nicht völlig verdummt: Den Brustpanzer behalte ich. Wolltest du etwas sagen?“

„Das würde ich niemals wagen.“

Rupert schnallte das Schwert um und schlenderte zu Brise zurück.

„Fühlst du dich jetzt besser?“, fragte das Einhorn.

„Viel“, sagte Rupert.

„Dann könntest du mir vielleicht verraten, wie du unsere Chancen einschätzt, lebend aus dieser Geschichte herauszukommen.“

Rupert wandte den Blick ab und zuckte müde die Achseln. „Ich weiß es nicht, Brise. Wir haben den Erzmagier auf unserer Seite, falls er rechtzeitig nüchtern wird, und die Höllenklingen müssten auch einen Unterschied machen, wenn wir sie unter Kontrolle halten können. Unsere persönlichen Chancen sind nicht besonders gut, aber wir sind es gewohnt, aussichtslose Kämpfe zu gewinnen, oder?“

„Mit anderen Worten“, sagte Brise, „wir werden da draußen sterben.“

Rupert schwieg für einen Augenblick. „Es sieht so aus“, bestätigte er schließlich. „Wir haben unser Glück ziemlich ausgereizt. Nur ein Wunder wird uns retten. Aber wenn wir kämpfen, haben wir zumindest die Möglichkeit, ein paar Dämonen mit in den Tod zu reißen.“

„Kein echter Trost, wenn man es genau nimmt“, meinte Brise.

„Rupert ...“ Julias Stimme klang unsicher. „Ich muss mit dir sprechen.“

Rupert sah sich rasch um. Julias Schattenriss zeichnete sich gegen die offene Stalltür ab. Langsam kam sie näher, bis der Schein der Laterne sie erfasste, und Rupert wusste nicht, ob er lachen, sich verbeugen oder sich abwenden und die Flucht ergreifen sollte. In ihren alten Sachen sah sie aus wie früher, und er wollte nicht an diese Zeit denken.

„Ich habe gerade zu tun, Julia. Kann das nicht warten?“

„Nein“, sagte Julia. „Kann es nicht.“

Sie musterte Rupert schweigend, sah die dunklen Ringe der Erschöpfung unter seinen Augen und seine abwehrende Haltung. In seinen Zügen lag ein bitterer, niedergeschlagener Ausdruck, den sie noch nie an ihm bemerkt hatte, und einen Augenblick lang hatte sie das Gefühl, vor einem Fremden zu stehen. Der Augenblick verging, und Julia setzte ein Lächeln auf. Ihre Zweifel ließen sich am besten ausräumen, wenn sie direkt zur Sache kam.

„Ich liebe dich.“

Er zuckte zusammen, als hätte sie ihn geschlagen. „Natürlich, und darum heiratest du Harald.“

„Nein. Sie können drohen und bitten, sie können mich gegen meinen Willen vor den Altar schleifen,

aber ich lasse mich nicht zwingen, mit ihm die Ehe zu schließen.“

„Wirklich?“ Rupert schien nicht genug Kraft zu haben, um richtig wütend zu werden. Er war einfach zu müde für Gefühlsausbrüche. Julia legte ihm eine Hand auf den Arm, und er empfand die sanfte Berührung wie eine Last.

„Ich will nicht, dass du in diese Schlacht ziehst und an eine Lüge glaubst. Mir liegt nichts an Harald oder dem Thron des Waldlands. Ich will mit dir zusammen sein.“

„Ich habe dich im Audienzsaal gesehen“, sagte Rupert mit schwacher Stimme. „Mit Harald ...“

„Ich war sauer“, erläuterte Julia. „Ich wollte dir weh tun, dich eifersüchtig machen, weil ... ach, Rupert!“

Sie kam auf ihn zu und umarmte ihn. Er klammerte sich wie ein Ertrinkender an sie, vergrub das Gesicht an ihrem Hals, und sie drückte ihn an sich, ohne darauf zu achten, dass er ihr die Luft abschnürte.

„Lass mich nicht allein“, flüsterte Rupert heiser. „Ich habe nur noch dich.“

„Ich lasse dich nie mehr allein“, versprach Julia. „Nie mehr, Liebster!“

„Ich auch nicht“, sagte Brise und stieß die beiden erstaunlich sanft mit dem Kopf an. Ohne sich

umzudrehen, streckte Rupert einen Arm aus und schlang ihn um den Hals des Einhorns.

Nach einer Weile hatte Rupert sich wieder in der Gewalt und richtete sich auf. Julia gab ihn sofort frei. Sie strich sein Kettenhemd glatt und strich über seine Gewänder, um ihn nicht ansehen zu müssen, während er gegen die Tränen ankämpfte. Rupert war in diesen Dingen seltsam.

„Wann öffnet sich das Burgtor?“, fragte sie mit betont ruhiger Stimme.

„Es kann nicht mehr lange dauern.“ Rupert lächelte Julia an, während sie an ihm herum zupfte, und runzelte die Stirn, als er den lederumwickelten Schwertgriff hinter ihrer linken Schulter auftragen sah. „Woher hast du diese Waffe?“

Julia hörte die Anspannung in seiner Stimme und trat einen Schritt zurück, um ihm ins Gesicht sehen zu können.

„Der König wollte, dass ich sie trage. Er sagte, du hättest sie abgelehnt.“

„Stimmt, und ich wünschte, du hättest das auch getan.“

„Es ist nur ein Schwert, Rupert.“

„Nein, ist es nicht! Das Ding auf deinem Rücken ist eine der Höllenklingen. Die Waffen richteten einst solches Unheil an, dass meine Vorfahren sie

fünfhundert Jahre lang im Arsenal verwahrten, anstatt sie zu benutzen.“

„Wie kann ein Schwert solche Angst auslösen?“

Rupert sah sie ruhig an. „Der Legende nach besitzen die Höllenklingen ihr eigenes Leben und verderben die Seelen jener, die sie tragen.“

Julia schüttelte gereizt den Kopf. „Ein Schwert ist ein Schwert. Na ja, es fühlt sich irgendwie ... sonderbar an. Aber solange es Dämonen erledigt, kann ich es gut gebrauchen. Außerdem trägst du selbst ein Zauberschwert.“ Julia stockte und sah Rupert nachdenklich an. „Das Regenbogenschwert – das hatte ich ganz vergessen. Warum können wir es nicht gegen die Finsternis einsetzen? Es hat sie schon einmal vertrieben.“

Rupert schüttelte den Kopf. „Das habe ich bereits versucht. Erfolglos. Es wirkt nicht mehr.“

Julia machte ein enttäuschtes Gesicht, und einen Augenblick lang schwiegen sie beide. Dann glitten Julias Blicke zur Stalltür. „Ich kann nicht mehr lange bleiben. Meine Frauen warten auf mich.“

„Ja, ich habe beobachtet, wie du sie ausgebildet hast. Sie sahen ... vielversprechend aus.“ Rupert lächelte plötzlich. „Ich weiß nicht, Mädels, es ist fast unfair, dich mit einem Höllenschwert und einer Schar wild entschlossener Kämpferinnen auf die Dämonen

loszulassen. Wir wollen sie schließlich nur erledigen und nicht zusätzlich in Angst und Schrecken versetzen.“

Julia lachte. „Das zahle ich dir nach der Schlacht heim!“

„Versprochen?“

„Versprochen.“

Sie sahen einander in die Augen. Rupert streckte die Arme aus und nahm Julias Hände.

„Was immer geschieht, ich liebe dich. Daran darfst du nie zweifeln.“

„Ich dich auch. Pass da draußen auf dich auf!“

„Verlass dich drauf, und nach dem Sieg ...“

„Ja“, sagte Julia. „Nach dem Sieg nehmen wir uns die Zeit für andere Dinge.“

Sie küssten einander einmal lange, ehe Julia den Stall verließ und zu ihrer Truppe zurückkehrte. Rupert sah ihr nach und war zum ersten Mal seit langem mit sich und der Welt im Reinen. Er schob eine Hand in das Kettenhemd und zog aus seinem Lederwams ein verknittertes, zerfranstes Taschentuch mit braunen Blutflecken hervor. „Das Unterpfand meiner Herzensdame“, flüsterte er. Er berührte das Tuch mit den Lippen und schob es dann behutsam wieder in sein Wams, genau über dem Herzen.

„Lanzenreiter, aufsitzen! Torwachen, haltet euch bereit!“

Die Stimme des Ersten Ritters dröhnte über den Burghof. Einen Augenblick lang verstummte das Stimmengewirr, um gleich darauf verstärkt wieder einzusetzen, vermischt mit lauten Befehlen und Pferdegewieher. Rupert atmete tief durch, straffte die Schultern und führte Brise aus dem Stall.

Der Erste Ritter saß auf einem mächtigen Streitross, das tückisch dreinblickte. Auf seiner frisch polierten Rüstung spiegelte sich das rote Licht der Fackeln. Groß und unerschütterlich ragte er aus der Menge heraus, ein Held, wie ihn die alten Balladen besangen. Er hob nervös seine Streitaxt, und hundert Lanzenreiter nahmen hinter ihm Aufstellung. Die angelegten Lanzen ragten unbeugsam in den sternenlosen Nachthimmel, die glänzenden Schäfte mit bunten Bändern und den Tüchern der Liebsten geschmückt. Die Infanteristen reihten sich hinter den Lanzenreitern ein; scherzend und lachend ließen sie ein letztes Mal die Weinflaschen kreisen. Sie stampften mit den Füßen, um sich warm zu halten, und linsten gespannt zu den geschlossenen Burgtoren hinüber, erleichtert, dass das Warten endlich ein Ende hatte. Nach ihnen kam die Schar der Diener, Bauern und Händler. Man sah, wie

unwohl sie sich in ihren schlecht sitzenden Kettenhemden fühlten, aber sie waren fest entschlossen, ihr Bestes zu geben. Männer und Frauen standen Seite an Seite, mit Schwertern, Piken und Handäxten, und kein Mensch fand das eigenartig. Die Frauen kämpften aus dem gleichen Grund wie die Männer: weil man sie brauchte und weil sonst niemand da war, der das Land verteidigen konnte.

Rupert bestieg Brise und bahnte sich mühsam einen Weg durch die Menge, um seinen Platz an der Spitze des Heeres einzunehmen. Eine Handvoll Gardisten erschien aus dem Nichts und bildete eine Eskorte für ihn. Rupert nickte ihnen zu, und die zehn Männer, die er aus dem Dusterwald in die Burg zurückgeführt hatte, salutierten mit ihren Schwertern.

„Was zur Hölle sucht ihr hier?“, fragte Rupert. „Solltet ihr nicht im Spital eure Verwundungen auskurieren?“

„Wer gehen kann, ist nicht verletzt“, erklärte Rob Hawke. „So lautete der Marschbefehl. Außerdem ist geteiltes Vergnügen doppeltes Vergnügen. Wir hatten gerade den Bogen raus, wie man mit Dämonen umspringt, als Ihr uns zurück in die Kasernen scheuchtet.“

„Ihr wisst, die Feinde sind weit in der Überzahl“, begann Rupert, und spöttisches Gelächter seiner Männer unterbrach ihn.

„Das waren sie in jüngster Zeit meist“, grinste Hawke. „Wir gewöhnen uns daran.“

„Verloren!“, stöhnte ein anderer Gardist. „Wir sind alle verloren!“

Mehrere Gardisten stimmten einen getragenen Trauerchoral an, fanden ihn aber nach wenigen Takten zu langweilig und wechselten zu einem schnelleren Tempo. Die Leute ringsum starteten die Gardisten an und sahen dann betreten zur Seite. Rupert musste so lachen, dass ihm die Luft wegblieb. Als das Grüppchen mit Rupert an der Spitze das Burgtor erreichte, marschierte es zu den Klängen eines derben Soldatenlieds, in dem in regelmäßigen Abständen das Wort „verloren“ vorkam.



Der König kniete im Schatten der inneren Nordmauer neben seinem Pferd und mühte sich mit dem störrischen Sattelgurt ab. Sein verzotteltes, graues Haar hielt ein schlichtes, ledernes Stirnband zusammen, und sein Kettenpanzer trug die Spuren zahlreicher Feldzüge. Obwohl sich Felsbrecher an seinen Rücken schmiegte, als sei es ein Teil von ihm,

hatte er außerdem sein vertrautes, altes Schwert umgeschnallt. Grey stand neben ihm und sah ihm geduldig zu. Schließlich bückte er sich und zog den Gurt mit ein paar geschickten Handgriffen straff.

„Danke“, brummte König John und richtete sich mühsam auf. „Mit Pferden konnte ich noch nie gut umgehen.“

„Keine Ursache.“

„Ich bin froh, dass du bei mir bist. Allen anderen scheint es verdammt egal zu sein, ob ich lebe oder vor die Hunde gehe.“

„Da ist immer noch deine Familie.“

„Familie“, sagte König John. „Ich habe seit Eleanors Tod keine Familie mehr. Rupert, Harald und ich stehen einander nicht gerade nahe. Harald schätze ich als guten Kämpfer und noch besseren Politiker, aber sein Herz ist so leer wie der Beutel eines armen Schluckers. Ich glaube nicht, dass er ein echtes Gefühl erkennen würde, selbst wenn es ihn bisse.“

„Was ist mit Rupert?“

Einen Augenblick lang sah es so aus, als wolle König John dem Astrologen eine grobe Antwort erteilen, aber dann sanken seine Schultern nach vorn, und er wirkte älter und erschöpfter als je zuvor.

„Rupert. Der Junge hat kein einziges Mal im Leben meine Erwartungen erfüllt. Eigentlich sollte er gar

nicht hier sein. Als ich ihn aussandte, einen Drachen zu erlegen, rechnete ich fest damit, ihn nie wieder zu sehen. Ich konnte doch nicht ahnen, dass er tatsächlich so ein Ungeheuer aufstöbern würde! Er hätte das Sinnvolle tun, ins Exil gehen und dort bleiben sollen, wie ich es geplant hatte. Aber nein, er musste anders sein. Na schön, Rupert ist schon in Ordnung ... auf seine Weise.“

„Warum ist er dann nicht an deiner Seite?“

„Es gibt keinen Grund dafür. Der Bursche kennt seit dem Tag seiner Geburt nur Alleinsein und Trauer. Ich wollte und brauchte keinen zweiten Sohn, und die Hofschranzen merken so etwas sehr schnell. Sie machten Rupert das Leben zur Hölle, und ich tat nichts dagegen. Ich hätte ihn schützen können, ich hätte ihm Ratschläge und Liebe geben können. Ich tat nichts dergleichen, weil ich wusste, dass ich möglicherweise eines Tages gezwungen sein würde, ihn in den Tod zu schicken, um den Thron für Harald zu sichern. Mir blieb keine Wahl. Ein Bruderkampf so bald nach dem Grenzkrieg mit dem Hügelland wäre eine Katastrophe für das Reich gewesen. Aber jetzt, nach all den Jahren, quält mich immer häufiger der Gedanke, unser Land wäre in Ruperts Händen sicherer als in Haralds Obhut. Rupert hat zumindest ein Herz.“

John wandte sich wieder seinem Reitpferd zu, ruckte kurz am Steigbügel, um zu sehen, ob er gut befestigt war, und schwang sich dann in den Sattel. Das Streitross warf den Kopf hoch und scharfte mit den Hufen, aber John ließ sich nicht drängen. Er rutschte hin und her, bis er bequem saß, und sah Grey mit einem Lächeln an.

„Es geht los. Drück mir die Daumen!“

„Viel Glück, und pass gut auf dich auf!“

John nickte und lenkte sein Pferd langsam durch die Reihen der Kämpfer, bis er seine Söhne an der Spitze des Heeres erreicht hatte.



Ruperts Hände umklammerten Brises Zügel fester, während er beobachtete, wie König John zielstrebig auf ihn zukam. Er war so bemüht, lässig und unbekümmert zu wirken, dass sich seine Nackenmuskeln schmerzhaft verspannten. „Was willst du noch?“, dachte er bitter. „Du kannst mir nichts mehr antun und nichts mehr wegnehmen.“ Die Gardisten, die ihn geleiteten, verstummten und setzten drohende Mienen auf, als der König sein Pferd genau zwischen Rupert und Harald lenkte. Die beiden Prinzen verneigten sich knapp vor König John.

„Du kommst spät“, sagte Harald artig. „Wir hatten uns schon Sorgen um dich gemacht.“

„Danke“, entgegnete König John. „Wenn du uns jetzt kurz allein lassen könntest? Ich will mit Rupert unter vier Augen sprechen.“

Harald versteifte sich und sah Rupert nachdenklich an, doch dann nickte er kühl und lenkte sein Pferd ein paar Meter zur Seite. Er saß aufrecht im Sattel, studierte eingehend die Türflügel aus massiven Eichenbohlen, und seine Miene verriet keinerlei Empfindung. Der König beachtete ihn nicht, sondern blickte missbilligend Ruperts Ehrengarde an. Die Männer wichen seinem Blick nicht aus. Einige umklammerten sogar demonstrativ ihre Schwertgriffe. König John lächelte düster.

„Pfeif deine Wachhunde zurück, ehe ich ihnen Maulkörbe anlegen lasse!“

Die Männer blickten Rupert an. Der nickte ihnen nach kurzem Zögern zu. Die Gardisten verneigten sich, bedachten den König mit kalten, feindseligen Blicken und zogen sich in die Menge zurück, allerdings nicht sonderlich weit. Rupert musterte seinen Vater argwöhnisch.

„Was immer du willst, die Antwort lautet nein!“

„Du vermutest immer gleich das Schlimmste.“

„Nicht grundlos, wie du weißt.“

König John senkte den Kopf, weil er Ruperts unverwandten Blick nicht ertragen konnte, und zupfte an den Zügeln, bis sein Pferd unruhig zu tänzeln begann.

„Rupert ...“

„Vater.“

„Wie viel Zeit noch bis zum Aufbruch?“

„Höchstens ein paar Minuten.“

„Hasst du mich?“

Die plötzliche Frage überrumpelte Rupert.

„Manchmal“, entgegnete er stockend. „Du hast mir verdammt wenig Grund gegeben, dich zu lieben, aber du bist der König, und das Reich kommt an erster Stelle. Das wusste ich immer.“

„Politik“, seufzte der König. „Sie erscheint so grotesk angesichts der langen Nacht, die uns jenseits der Burgmauern erwartet. Ich habe stets das Beste für das Land getan oder zumindest das, was ich für das Beste hielt, auch wenn ich dafür einen hohen Preis bezahlen musste. Doch nun scheinen die Dinge, für die ich gekämpft habe, nichts mehr wert zu sein. Du bist mein Sohn, mein Fleisch und Blut, und ich möchte dir sagen, dass ich stolz auf dich bin. Trotz aller Widrigkeiten hast du stets deine Treuepflicht gegenüber dem Reich erfüllt.“

„Warum hast du bist jetzt gewartet, um mir das zu

sagen?“, fragte Rupert. „Warum hast du es mir nicht zu einem Zeitpunkt gesagt, als es wichtig für mich gewesen wäre? Warum kein einziges Mal vor versammeltem Adel?“

„Um dich nicht noch stärker zum Ziel von Hofintrigen zu machen“, antwortete der König leise. „Ich hielt dich vom Thron und den Baronen fern, weil ich hoffte, dass Haralds Parteigänger dann keine Gefahr in dir sähen. War es so falsch, dass ich einen Brudermord verhindern wollte?“

„Du hast es nicht für mich getan“, sagte Rupert unbewegt. „Du hast es für Harald und seinen Thronanspruch getan.“

Der König nickte ruhig. „Ich tat für dich, was ich tun konnte. Mehr war unmöglich.“ Er schweig einen Augenblick lang und fragte dann: „Wo ist dein Kettenpanzer? Warum trägst du ihn nicht?“

„Er war mir im Weg. Ich kann ohne Panzer besser kämpfen.“

König John schien dies nicht zu glauben, doch er ließ das Thema fallen, um keinen neuen Streit vom Zaun zu brechen.

„Pass gut auf dich auf, Junge! Ich will, dass du aus dieser Schlacht gesund heimkehrst.“

„Dein Wunsch sei mir Befehl“, sagte Rupert feierlich, und dann mussten beide lachen.

Es entstand eine Pause, in der jeder nach Worten suchte, aber sie spürten, dass alles gesagt war. Sie hatten noch nie viel gemein gehabt, und Rupert spürte, dass König John sich bereits wieder von ihm entfernte.

„Ich verstehe nicht, weshalb alle so verzagt sind“, meinte er schließlich. „Mit dem Ersten Ritter an der Spitze des Heeres kann uns eigentlich kaum etwas zustoßen.“ Er wies auf den Mann, der wie eine zum Leben erweckte Heldenstatue auf seinem Streitross saß.

König John warf dem Ersten Ritter einen flüchtigen Blick zu und zog die Stirn in Falten. „Der Erste Ritter ist kein Garant für den Erfolg, Rupert. Er hat keine einzige Schlacht verloren, seit er vor mehr als zwanzig Jahren in meine Dienste trat. Doch das macht ihn zu einer Gefahr. Für uns und für sich.“

„Inwiefern gefährlich?“

„Er hat ein übersteigertes Selbstbewusstsein. Bis er merkt, dass er nicht unverwundbar ist, kann es zu spät für ihn oder seine Mitkämpfer sein.“

Rupert nickte nüchtern. „Ich werde ihn im Auge behalten.“

„Das wäre vielleicht klug.“ John nahm die Zügel fester in die Hand und wandte sich von Rupert ab. „Jetzt möchte ich ein paar Worte mit deinem Bruder

wechseln, ehe es zu spät ist.“

„Noch eine Frage“, sagte Rupert plötzlich. „Du hättest auch meinen Tod angeordnet, wenn es dir erforderlich erschienen wäre, nicht wahr?“

König John drehte sich noch einmal zu ihm um. „Du hast verdammt recht, Junge“, erklärte er ruhig. Gleich darauf lenkte er sein Pferd durch die Menge auf Harald zu. Rupert sah ihm nach und schüttelte den Kopf.

„So, nun ist es gleich so weit, Brise. Der nächste Ritt in die Dunkelheit!“

„Na endlich“, sagte Brise. „Dieses Herumstehen geht mir auf die Nerven. Alles wäre besser. Na ja, fast alles.“

„Ja. Ich habe Angst, Brise.“

„Ich auch.“

„Du kannst dir nicht vorstellen, wie mein Gedärm rumort.“

„Nimm's leicht. Ich nehme an, es dauert nicht mehr lange, bis sich das Burgtor öffnet, und wenn der Kampf losgeht, hast du keine Zeit mehr für Angst.“

„Klar. Das weiß ich. Verdammt, ich muss schon wieder!“

„Nein, musst du nicht.“

„Na hör mal, ist das deine oder meine Blase?“

„Achtung am Torhaus!“, rief der Erste Ritter. Einen

Augenblick lang senkte sich erwartungsvolle Stille über das Heer.

Ein halbes Dutzend Bewaffneter nahm vor dem Burgtor Aufstellung, bereit, auf das Kommando des Königs die schweren Eisenbolzen zu lösen. Rupert schob den linken Arm durch die Schlaufen seines Schildes und zog sie noch einmal fest. Das Gewicht des massiven Buckelschildes war außerordentlich beruhigend. Er nahm die Zügel fest in die Linke und zog mit der Rechten das Schwert. Der Griff lag angenehm vertraut in seiner Hand.

Sein Gardetrüppchen bahnte sich einen Weg durch die Menge und nahm wieder dicht neben und hinter ihm Aufstellung. Die Männer traten rastlos von einem Fuß auf den anderen, hoben nervös die Schwerter und starteten unverwandt das hohe Eichentor an. Rupert spürte, wie ihn eine bizarre Ruhe überkam. Der Moment der Entscheidung nahte.

Egal, wie die Sache ausging, es war vermutlich das letzte Mal, dass er in die Finsternis hinausreiten musste. Julia rief ihm etwas zu, und als er sich umdrehte, sah er, dass sie ihr Reitpferd langsam auf ihn zu manövrierte, umringt von ihren Frauen, tüchtigen, verwegenen Kämpferinnen, die scheinbar furchtlos der Schlacht entgegensahen. Rupert fragte sich unwillkürlich, ob er neben diesen Amazonen

nicht abgespannt und verweicht wirkt. Er verbeugte sich höflich vor den Frauen und lächelte Julia zu.

„Sieht aus, als brächen wir endlich auf“, meinte Julia.

„Sieht so aus“, sagte Rupert.

„Gefechtsbereit?“

„So gefechtsbereit, wie ich je sein werde. Wie steht es um den Magier?“

„Gibt sich den Anschein großen Optimismus, auch wenn es ihm verdammt schwer fällt. Grey hat ein halbes Hundert kleinerer Magier und Hexen aufgetrieben, aber sie machen nicht viel her. Sie sollen seine Zauber verstärken, aber ob sie das schaffen, steht auf einem anderen Blatt.“

„Glaubst du an den Erfolg meines Plans?“

Sie lachte. „Nein. Aber er gibt uns wenigstens etwas zu tun.“

Rupert seufzte. „Es wäre nett, wenn wenigstens ein Mensch an den Erfolg meines Plans glauben würde.“

„Wäre es dir lieber, wenn wir dich anlügen?“

„Ja.“

„Soldaten: Ach-tung!“, rief der Erste Ritter mit lauter Stimme. Stille senkte sich über den Burghof, nur unterbrochen vom Stampfen und Schnauben

der ungeduldigen Pferde. Rupert verlagerte das Gewicht seines Schildes und packte das Schwert fest. In der Totenstille klang das Atmen der mehr als fünfhundert Männer und Frauen auf dem Hof merkwürdig laut und deutlich, wie das stete Auf- und Abswellen einer endlosen Brandung. Schwerter, Streitkolben und Spieße schimmerten rot im Widerschein der zuckenden Fackeln.

Die Furcht und die Ungeduld, die den Burghof erfüllt hatten, waren verflogen, ersetzt durch eine grimme Entschlossenheit, die das Heer zusammenhielt wie ein einziger, gigantischer Herzschlag. Eine Entschlossenheit, die nur ein Ziel hatte: den Dämonen heimzuzahlen, was sie dem Waldland angetan hatten. Der König hob sein Schwert.

„Öffnet die Tore!“

Die wuchtigen Bolzen rasselten in ihren Führungen, die mächtigen Torflügel schwangen auf, und die letzten Verteidiger des Waldlands stürmten dem Feind entgegen.

Das Hämmern der Pferdehufe hallte wie Donner von den Mauern des Bergfriedes wider. Gleich darauf waren die Reiter im Freien und jagten über die Zugbrücke. Die Fackeln blieben hinter ihnen zurück, und die Heerschar drang in die ewige Nacht vor. Der

bleiche Mond hing über ihnen, bläulich und aufgedunsen wie eine Wasserleiche. Dämonen erhoben sich zu Tausenden aus den tiefen Schatten des Dusterwaldes, hässlich, grotesk verzerrt und erfüllt von furchtbarer Blutgier. Keines der Monster sah aus wie das andere, aber in jedem der Augenpaare loderte der gleiche Hunger, und jedes der Wesen schien dem gleichen, geheimnisvollen Zwang zu gehorchen. Verruchtheit haftete ihnen an wie ein böses Mal, das Zeichen des Dämonenprinzen. Morbides, blaues Mondlicht schimmerte kraftlos auf Tatzen und Krallen, als die Kreaturen der Nacht aus ihren Verstecken quollen, im Laufschrift und in weiten Sprüngen, auf dem Bauch kriechend oder sich aus klaffenden Spalten in der Erde zwängend. Dann hatte das heranstürmende Heer die Dämonen erreicht, und das Blutbad begann.

Schwerer hoben und senkten sich gegen das wimmelnde Dunkel, und Dämonenblut spritzte durch die mit Ausdünstung erfüllte Luft, aber die Wucht des ersten Angriffs ermattete rasch, denn die Übermacht der gegnerischen Massen war groß. Die Lanzenreiter drangen verbissen vor, gefolgt von einem Teil der Gardesoldaten, aber der größte Teil des Heers fand sich nur wenige Hundert Schritt vom eisbedeckten Burggraben entfernt eingekesselt.

Pferde bäumten sich auf und wieherten bestürzt, als die Dämonen über sie herfielen, und oft verhinderte nur die Masse der Leiber, dass die Angreifer ihnen die Sehnen durchtrennten oder noch Schlimmeres antaten. Die Soldaten König Johns rannten planlos am Rand des Düsterwalds umher, in ein Dutzend Grüppchen aufgeteilt, die sich verzweifelt gegen den nicht enden wollenden Dämonenansturm aus der Dunkelheit zu behaupten versuchten. Durch die Luft schwirrten Befehle, Schmerzensschreie und die garstigen Geräusche von Stahl, der Fleisch und Knochen zerriss; die Dämonen aber griffen geräuschlos an und blieben selbst dann still, wenn die Klingen der Feinde sie durchbohrten. Im trügerischen Licht des blauen Mondes erinnerten die Dämonen an unheimliche Geister oder zu Leben erwachte Albträume, und so tapfer sich die kleine Heerschar auch wehrte, sie war hoffnungslos unterlegen. Schon in den ersten Minuten fiel mehr als die Hälfte der Soldaten. Es war eine Gnade, dass sie nicht leiden mussten. Es waren einfach zu viele Dämonen.

Unerwartet zerriss grelles Licht die Nacht, eine knisternde, weiße Flamme, die von selbst hoch über dem Kampfgetümmel brannte. Zackige Blitze fuhren wie Messer in den Düsterwald, mitten in die

Dämonenschar. Dutzende der Geschöpfe loderten wie Fackeln und stolperten blindlings zurück, die Mäuler in stummem Schmerz weit aufgerissen. Andere griffen sich an die Häse und fielen japsend zu Boden, als die Luft pfeifend ihren Lungen entwich. Helle Feuer erfüllten die Nacht, und die Hochmagie war überall. Dämonen griffen Dämonen an und rissen einander in Stücke. Die wenigen Überlebenden liefen Amok durch die Angreiferschar, bis auch sie fielen. Langsam begannen die Dämonen zurückzuweichen, die Soldaten drängten vorwärts und jubelten begeistert dem Erzmagier zu, während sie die fliehenden Feinde verfolgten. Doch dann erlosch das strahlende Licht, und die Aura der Hochmagie war verschwunden. Das Dunkel kehrte in den Wald zurück. Nur der blaue Mond stand hoch am Himmel.

Rupert beugte sich aus dem Sattel und hieb auf einen Dämon ein, der ihn anspringen wollte. Im nächsten Augenblick schnellte aus dem Astwerk über ihm ein Tentakel mit Widerhaken dicht an seinem Kopf vorbei. Er riss den Dolch heraus, aber Brise hatte ihn bereits außer Reichweite des neuen Angreifers getragen. Die Schlacht verkam zu einem heillosen Chaos. Die Angriffe der Dämonen erfolgten von allen Seiten gleichzeitig, und für jeden Gegner, der fiel, schienen hundert neue aus dem Dunkel zu

strömen. Heerschar und Dämonen drängten vor und zurück, ein bluttriefendes Gewirr aus Schwertern und Beilen, Fängen und Krallen, und auf dem Boden stapelten sich die Toten. Rupert ließ verzweifelt den Blick schweifen, suchte Deckung. Seine Gardisten waren von ihm getrennt worden, als sich die Schlachtordnung auflöste. Er stieß ärgerlich einen Fluch aus und wehrte die Dämonen ab, die sich um das Einhorn scharten. Mit dem Erlöschen des Zaubers hatte die Heerschar ihren kleinen Vorteil rasch wieder verloren. Schon fielen einige Splittergruppen zurück, als die Dämonen mit neu erwachter Wut auf sie losstürmten.

Rupert hackte auf einen Dämon ein, der sich selbst dann noch an seinen Stiefel klammerte, als er ihm den Schädel spaltete. Weniger als die Hälfte der Waldarmee stand noch und kämpfte, und das stark dezimierte Heer des Waldlands fiel langsam, aber stetig zurück. Rupert kämpfte gegen eine Welle von Übelkeit an, als er sah, wie viele seiner Mitstreiter schon tot waren, obwohl der Kampf gerade erst begonnen hatte.

„Sie standen immer auf verlorenem Posten“, dachte er entkräftet. „Ich versprach ihnen eine Chance, das Reich zu retten, und habe sie stattdessen in den Tod geführt. Zur Hölle mit alledem.“

Es muss etwas geben, das den Dämonen Einhalt gebietet! Es muss etwas geben.“

Er versuchte, Brise mit dem Schwert eine Gasse frei zu machen, aber von allen Seiten kesselten ihn Dämonen ein. Schritt für Schritt fiel das Heer zurück, und die Schlacht war nur noch ein verbissenes Rückzugsgefecht. Blut floss in den aufgewühlten Boden, dunkel und schmierig, und manche Dämonen bohrten ihre Mäuler tief in den Morast, um es zu trinken. Die Heerschar fiel zurück, und die Dämonen setzten nach; sie hetzten von Schatten zu Schatten, ließen sich aus dem Geäst fallen, zwängten sich durch Erdspalten aus der Tiefe. Die Nacht wurde immer dunkler, und in den Schatten lauerten Zerrbilder der Schöpfung.

Harald entlebte einen Dämon mit einem gezielten Hieb und umklammerte gleich darauf mit aller Kraft die Zügel seines Streitrosses, das das zappelnde Geschöpf unter seinen Hufen zertrampelte. Sein blankes Kettenhemd war beschädigt, aufgerissen und getränkt mit Blut, das zum Teil aus seinen eigenen Verletzungen floss. Sein Schwert hob und senkte sich ohne Pause, doch die Dämonen wichen nicht. Er kämpfte mit eisiger Ruhe, hart und unnachgiebig wie die Klinge in seiner Hand, aber die Dämonen ließen nicht von ihm ab. Wann immer sich

die Gelegenheit bot, warf er einen Blick über die Schulter, um abzuschätzen, wie weit es noch bis zum Burggraben war. Noch hatte König John nicht den Befehl zum Rückzug erteilt, aber die Schlacht war verloren, und jeder wusste es. Harald machte sich keine Selbstvorwürfe und spürte keine Reue; niemand hätte gegen diese Übermacht gewinnen können. Die Heerschar des Waldlands war besiegt gewesen, ehe sie die Zugbrücke überquerte. Der Graben war jetzt nicht mehr weit entfernt, und Harald versuchte, sein Pferd zu wenden, doch die Dämonen, die ihn in Trauben umlagerten, behinderten jede seiner Bewegungen. Er hatte keine Wahl, als Schritt für Schritt vor den Angreifern zurückzuweichen und dem Rest des Heeres zum Burggraben zu folgen. Plötzlich fühlte er sich hilflos in die Enge getrieben. Angst stieg in ihm auf. Er nahm seine ganze Beherrschung zusammen und rang die Furcht nieder. Wenn er jetzt nur einen Augenblick lang den Mut verlor, blieb ihm nicht einmal genug Zeit, um seine Schwäche zu bedauern. Zu seiner Rechten entdeckte er Rupert, den die Angreifer ebenfalls langsam zurückdrängten. Ruperts Klinge blitzte hell im Dunkel und mähte die Dämonen nieder wie eine Sichel das reife Korn. Harald wandte den Blick ab. Er hatte am eigenen Leib verspürt, dass

Rupert mit dem Schwert umzugehen wusste. Die Narben erinnerten ihn daran.

„Du könntest der bessere Schwertkämpfer sein“, flüsterte eine Stimme in seinem Innern. „Du musst du nur Blendflamm ziehen.“

Ein Schauer durchlief Harald, und er hieb wütend auf den nächsten Dämonen ein. Er würde Blendflamm ziehen, wenn er keine andere Wahl mehr hatte, und nicht früher.



König John kämpfte darum, sich im Sattel zu halten, da sein Streitross hierhin und dorthin zerrte, halb von Sinnen vor Furcht und Schmerz. Er schlug mit dem Schwert um sich, und längst nicht alle Schläge waren Treffer, aber irgendwie schaffte er es, die Dämonen auf Abstand zu halten. Die Waffe in seiner Faust wurde mit jedem Schlag schwerer und unhandlicher. Er litt unter Atemnot, und das Herz hämmerte ihm qualvoll gegen das Brustbein. Schweiß lief ihm in die Augen, aber er hatte weder die Zeit noch den Ehrgeiz, ihn abzuwischen. „Zu alt“, dachte John bitter. „Viel zu alt, verdammt.“

Felsbrecher schlug ihm bei jeder Bewegung gegen den Rücken, als wolle es ihn daran erinnern, dass es auch noch da war. Der König achtete nicht darauf.

Er war noch nicht bereit, die Höllenklinge einzusetzen. Noch nicht.



Julia wickelte die Zügel um den linken Arm und schwang das Schwert beidhändig mit einem wilden Zorn, der die Dämonen zurücktrieb. Ihre Truppe war längst weit verstreut. Julia wusste, die meisten Frauen waren den Dämonen zum Opfer gefallen. Sie hatten gut gekämpft und waren furchtlos gestorben, aber sie waren von Anfang an so vielen Angreifern gegenüber machtlos gewesen. „Wenn ich nur mehr Zeit gehabt hätte“, dachte Julia. „Welch eine Armee hätte ich mit euch aufbauen können.“ Ihr Pferd stolperte plötzlich und stieß ein schrilles Wiehern aus. Julia trat ihre Steigbügel weg und warf sich nach vorn, als das Tier unter ihr zusammenbrach. Es bäumte sich auf, als ihm Dämonen die Kehle zerfetzten, und blieb regungslos liegen.

Einige der Scheusale stürzten sich auf den großen Brocken Fleisch, den sie aus einer Flanke gerissen hatten. Julia war rasch wieder auf den Beinen und kämpfte weiter, aber der Sturz hatte sie irritiert. Alles geschah so schnell. Sie wich so flink wie möglich zurück, während die Dämonen sie umzingelten und ihr den Weg zum Heer abschnitten. Julia presste den

Rücken an einen altersschwachen Baumstamm und sah sich verzweifelt um. Das Heer wich vor jeder Angriffswelle weiter zurück. Sie sah keine Möglichkeit, die Lücke zu schließen. Die Dämonen kamen näher. Sie genossen die Angst ihres Opfers und ließen sich deshalb Zeit. Julia schwang die Klinge in einem weiten Bogen, ihr Atem ging kurz und stoßweise. Allein und zu Fuß hätte ihre ganze Kraft und Fechtkunst nicht ausgereicht, um sich zu retten, und das wusste sie. Mit einem heftigen Fluch schob sie ihre Waffe in die Scheide und zog Wolfsbann.

Das Schwert löste sich wie von selbst aus der silbernen Scheide und schien ihr förmlich in die Hand zu springen. Die lange, matt glänzende Klinge pulsierte in einem fahlgelben Licht. Die Dämonen blieben plötzlich stehen und blickten das glühende Schwert wie hypnotisiert an. Der Griff erwärmte sich unter Julias Fingern, und ein sonderbares Gefühl beschlich sie – als bewege sich etwas durch die Nacht, das seit Jahrhunderten geschlafen habe und nun erwacht und bei Bewusstsein sei ...

Ein Dämon flog auf ihre Kehle zu, und sie hieb ihn mit einem einzigen Hieb entzwei. Das riesengroße Schwert in ihren Händen schien fast nichts zu wiegen, und die Schneide fuhr ohne jeden Ruck durch die Rippen des Dämons. Der Angreifer fiel, und

Julia lachte brutal, doch gleich darauf blieb ihr das Lachen im Hals stecken, als der zerhackte Kadaver binnen Sekunden verfaulte und auseinanderfiel. Die nächsten Dämonen stürmten heran und lösten sich in Dreck und Verwesungsgestank auf, sobald die Klinge sie berührte. Ein gelbliches Leuchten, das an Krankheit und Flammen erinnerte, umgab die Höllenklinge. Die Dämonen wichen verwirrt zurück, aber etwas zwang Julia, sie zu verfolgen und alles auszumerzen, was sich bewegte. Die Dämonen starben mit geräuschlos verzerrten Fratzen, als die Totenfäule sie zerfraß.

„Wolfsbann“, dachte Julia. „Bann – das, was Tod, Verdammnis, Zerstörung oder Zerfall bringt.“

Voll reiner Mordlust schwang sie das Schwert im Halbkreis und tötete alles, was in Reichweite der Klinge geriet. Die Dämonen starben grauenvoll, aber Julia empfand kein Mitleid. Sie kämpfte brutal weiter, das Gesicht zu einem starren Grinsen verzerrt, und die Kreaturen der Nacht fielen ihrem Angriff scharenweise zum Opfer. Ein kalter Funke glühte in ihren Augen. Es war ein gutes Gefühl, Dämonen zu verletzen, wie sie andere verletzt, zu vernichten, wie sie das Waldland vernichtet hatten. Wolfsbann hob und senkte sich, und die Dämonen litten entsetzliche Qualen. Julia jubelte laut, mit einer Stimme, die so

furchtbar klang, dass sie ihr selbst fremd war.

Über das Kampfgetümmel hinweg hörte Harald das Splintern von Knochen, dann sank sein Pferd unter ihm zusammen. Er hechtete geschmeidig aus dem Sattel auf den blutgetränkten Boden, war mit zwei schnellen Sätzen bei dem grinsenden Dämon, der seinem Streitross das Bein gebrochen hatte, und durchbohrte ihn mit seiner Klinge. Das gestürzte Reitpferd wieherte und rollte angsterfüllt die Augen, als die Dämonen einen Kreis bildeten und näherkamen. Harald schob sein Schwert in die Scheide und zog Blendflamm. Die Widersacher zögerten.

Harald stieß die Klinge tief ins Herz seines Reittiers und wartete einen Moment, ehe er sie wieder herauszog. Eine rote Flamme züngelte über den scharf geschliffenen Stahl. Die Dämonen wichen zurück. Harald verbeugte sich kurz vor seinem toten Pferd. Er hatte das Tier von Anfang an sehr gerngehabt und sich gerade deshalb verpflichtet gefühlt, ihm die Qual des Sterbens zu verkürzen. Außerdem hatte er sein Blut gebraucht, um Blendflamm zu aktivieren. Die Dämonen rotteten sich zusammen und stürmten jäh auf ihn zu. Harald trat ihnen entgegen, Blendflamm in der Hand, und wo immer es einen Dämon berührte, sprühten Funken,

und das Wesen verbrannte in lichterlohen Flammen zu einem Häufchen Asche. Blendflamm trank das Blut der Angreifer, und es nährte die Flammen, die das Schwert aussandte. Harald schien es, als habe er das immer schon gewusst, und er begriff nicht, warum er plötzlich zögerte, Blendflamm zu benutzen.

Er drang beherzt auf die Dämonen ein und schlug Schneisen des Todes und der Vernichtung in ihre Reihen, aber seine Überlegenheit bereitete ihm keine Freude. Vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben hatte er das Gefühl, die Ereignisse nicht mehr zu beherrschen. Er schüttelte unausgesetzt den Kopf, als könne er seine Gedanken so besser ordnen. Die Flammen der Höllen Klinge züngelten immer heftiger, je mehr Dämonenblut sie aufzog, bis Harald die Fieberglut, die die Klinge abstrahlte, kaum noch ertragen konnte. Er hielt Blendflamm mit ausgestrecktem Arm von sich, und die tiefroten Flammen schlugen immer höher. Blendflamm verdrängte die Dunkelheit, aber sein roter Schein wirkte irgendwie gefährlich. Dabei wusste Harald tief in seiner Seele, dass Blendflamm eben erst erwacht war und nur einen Bruchteil seiner Macht entfaltete. Ringsum brannten Dämonen wie bizarre Fackeln, und der Schweiß, der Harald über das Gesicht rann, hatte seine Ursache nur zum Teil in Blendflamms Hitze.

Des Königs Schwert zersprang an den widerstandsfähigen Schuppen eines Widersachers, und er warf den unbrauchbaren Stumpf mitten in die grinsende Dämonenfratze. Die Kreatur wich einen Schritt zurück, und ehe sie erneut auf ihn eindringen konnte, hatte der König Felsbrecher gezogen und den Widersacher gespalten. Das Schwert lag unnatürlich leicht in seinen Händen, und ein goldener Schimmer umspielte die mächtige Klinge. Der König hieb fieberhaft auf die Dämonen ein, die sein Pferd umlagerten und ihn aus dem Sattel zu ziehen versuchten. Die Schneide fuhr durch ihre Körper, ohne dass er den geringsten Druck ausüben musste.

König John runzelte nachdenklich die Stirn. Er war beeindruckt, aber er hegte den Verdacht, dass diese Höllen Klinge mehr zu bieten hatte als eine scharfe Klinge. Er spürte die alte Macht, die sich ungeduldig im Stahl regte und nur darauf wartete, dass er sie einsetzte. Ohne zu wissen, was er tat, schwang er sich aus dem Sattel und blieb unschlüssig neben seinem Streitross stehen. Das Tier bäumte sich so abrupt auf, dass ihm die Zügel entglitten, warf sich herum und stürmte auf die Burg zu. Nach weniger als zehn Metern hatten die Dämonen es eingeholt und zu Boden gerissen. Der König wandte sich ab, verfolgt von den Todesschreien des Pferdes,

schwung Felsbrecher hoch über den Kopf und stieß das Schwert tief in den Waldboden.

Die Erde teilte sich mit knarzendem Brüllen, und gezackte Risse breiteten sich nach allen Richtungen aus, hundert Meter und länger. Ein Knarren drang aus der Tiefe, als sich der Grund in einer langsamen Wellenbewegung hob und senkte. Dämonen fielen in klaffende Spalten und starben unter nachrutschendem Geröll. Etwas wälzte sich friedlos im Schlaf, ein fremder Koloss im geheimnisvollen Schoß der Erde, und stieß ein entsetzliches Geheul aus, als es unter dem unerbittlichen Gewicht des Waldbodens starb. König John starrte mit grimmer Befriedigung umher, erfreut über die Verwüstung, die er angerichtet hatte. Doch dann verschwand sein triumphales Lächeln, als er sah, wie sich sein Heer aus den Spalten zu retten versuchte, ehe sich die Ränder wieder schlossen. Der König zog Felsbrecher mit einem Ruck aus dem Waldboden, und die aufgewühlte Erde kam wieder zur Ruhe.

„In diesem Schwert steckt große Macht“, dachte König John. „Die Macht, die Erde zu verwüsten und neu zu gestalten. Die Macht, Gebirge abzutragen oder neue entstehen zu lassen. Felsbrecher.“

Erst viel später kam ihm in den Sinn, wie viele seiner Untertanen durch diese Macht den Tod

gefunden hatten.

Die Dämonen fielen zu Hunderten durch die Höllenklingen, aber immer noch strömten sie in Scharen aus dem Dunkel. Das Heer erreichte den Abhang des Burggrabens und verteidigte sich dort, so gut es das vermochte. Die Zugbrücke war hochgezogen. Man würde sie erst herunterlassen, wenn König John den Befehl zum Rückzug gab. Von den fünfhundertfünfzig Männern und Frauen, die dem König in die Dunkelheit gefolgt waren, hatten keine hundert das Massaker lebend überstanden. Gleich in den ersten Minuten des Kampfes waren die Lanzenreiter gefallen, zu Boden gerissen und getötet von den anstürmenden Dämonenhorden. Die meisten der Bauern, Händler und Bürger waren tot, dazu die Hälfte der Soldaten und Gardisten. Die Überlebenden scharten sich nun zu einem trotzigem Haufen am Rand des gefrorenen Burggrabens zusammen und hieben mit ihren blutbefleckten Waffen verzweifelt auf die Angreifer ein. Die Dämonen waren überall, erfüllten die Nacht, und für jeden, der fiel, drängten neue nach.

Rupert wankte im Sattel. Um ein Haar wäre er gefallen. Er fing sich im letzten Augenblick ab und umklammerte die Zügel fester. Seine Muskeln brannten wie Feuer, alles drehte sich vor seinen

Augen, aber er gab nicht auf. Anfangs dachte er noch an seine Pflicht, dann ans Überleben, doch am Ende kämpfte er einfach weiter, weil er sich der Dunkelheit nicht geschlagen geben wollte. Er war in der Vergangenheit so oft unterlegen, aber er hatte nie aufgegeben, und er würde es auch diesmal nicht tun. Zu seiner Linken erkannte er den Ersten Ritter. Der stand an der Spitze des geschrumpften Heers und schwang seine kolossale Streitaxt wie ein Spielzeug. Sein Reitpferd war verschwunden, und Blut besudelte die verbeulte Rüstung, aber die Dämonenflut brach sich an ihm wie die Brandung an einer Felsenklippe. Rupert wusste, dass er bei diesem Anblick eigentlich neuen Mut schöpfen sollte, aber er fühlte sich so gottverdammmt müde, dass er gar nichts mehr empfand.

Plötzlich barst mit einem lauten Krachen die Eisdecke hinter ihm, und das Burggrabenungeheuer schoss mit Gebrüll aus den kalten Tiefen. Der Riese, der von der Schnauze bis zur Schwanzspitze gut zwölf Schritte lang war, stürzte sich auf den nächstbesten Dämon, der Rupert bedrohte, und zerriss ihn in der Luft. Dann riss er das Maul mit den krummen Fängen weit auf, warf den hässlichen Kopf zurück und heulte der Finsternis seine Kampfansage entgegen. Unter seinem Panzer verliefen dicke

Muskelstränge, und die Böschung des Burggrabens schien ein wenig unter seinem enormen Gewicht einzusinken. Nachdem er sich mit einem schnellen Blick vergewissert hatte, dass Rupert nichts zugestoßen war, stürmte er auf die Dämonen los. Seine großen Krallen und Zähne richteten ein Blutbad unter den Kreaturen der Nacht an.

„So also sieht das Burggrabenungeheuer aus“, dachte Rupert. „Ich habe mich das oft gefragt. Es ist ziemlich ... eindrucksvoll.“

Ein Dämon sprang aus dem Dunkel auf ihn zu, und Rupert riss ihm noch im Flug die Gedärme auf. Der Angreifer umfasste im Sturz seinen Schild. Mit einer Reflexbewegung schnitt Rupert die Halteschlaufen durch und ließ den Schild fallen, ehe ihn das Gewicht des Widersachers aus dem Sattel ziehen konnte. Ein Ding mit tiefenden, roten Augen kam aus den Schatten geflogen und prallte so heftig gegen seine Brust, dass er beinahe das Gleichgewicht verlor. Das Wesen verankerte sich mit einem Dutzend Beinen an den Ringen seines Kettenhemds und schnappte nach seiner ungeschützten Kehle. Rupert hob den linken Arm, um den Angriff abzuwehren, und der Dämon grub ihm die Fänge bis an den Knochen ins Fleisch. Stöhnend versuchte Rupert, die Bestie mit seinem Schwert zu erreichen, aber sie klammerte

sich zu eng an seine Brust. Ein paar andere Dämonen erkannten seine Verletzlichkeit und kamen auf ihn zugerannt. Rupert versuchte, erneut das Schwert zu heben, aber er konnte nur an den entsetzlichen Schmerz denken, der ihm wie Feuer durch den linken Arm pulsierte.

Dann kam die Axt des Ersten Ritters aus dem Nichts und spaltete den Dämon. Die Kiefer erschlafften, und Rupert konnte den Widersacher endlich abschütteln. Er drehte sich nach dem Ersten Ritter um, doch der war bereits wieder im Kampfgewühl verschwunden.

Einen Augenblick lang brandete die Schlacht an Rupert vorbei, und er fand Zeit, seinen verletzten Arm zu untersuchen. Weißliche Knochensplinter ragten aus der Wunde, aber er konnte die Finger bewegen. Rupert biss die Zähne zusammen, schob die linke Hand unter den Schwertgurt und zog den Gurt fester, um den Arm ruhigzustellen. Keine einwandfreie Schlinge, aber mehr konnte er im Augenblick nicht tun. „Mit diesem Arm habe ich nicht viel Glück“, dachte er, während er sein Zittern zu unterdrücken suchte. „Da hat der Erzmagier wieder was zu heilen.“ Bei diesem Gedanken fiel ihm ein, dass die Unterstützung durch die Zauberer sehr abrupt geendet hatte, und er drehte mühsam den

Kopf, um einen Blick auf die Burg zu werfen. Dutzende von Fackeln erhellten die Brustwehren, aber von den Magiern sah er keine Spur. Mit einem ärgerlichen Fluch wandte Rupert seine Aufmerksamkeit wieder dem Kampfesgeschehen zu.

Schritt für Schritt wich er mit dem Rest des Heers zurück. Doch obwohl die Zahl der Dämonen kaum abnahm, schien der Druck nachzulassen, da sich die Leiber der Toten und Sterbenden wie eine Barriere zwischen dem Heer und seinen Feinden türmten. Rupert suchte nach vertrauten Gesichtern unter den Überlebenden und runzelte besorgt die Stirn, als er Julia nirgends entdeckte.

Er stemmte sich in den Steigbügeln hoch und erstarnte mitten in der Bewegung, als er Julia sah: Den Rücken gegen einen Baumstamm gepresst kämpfte sie etwa zehn Meter jenseits der Barrikade gegen eine Horde von Dämonen an, die sie einzukesseln drohten.

Rupert umklammerte sein Schwert und lenkte Brise vorwärts, aber das Tier hatte kaum ein paar Schritte zurückgelegt, als es stolperte und beinahe zu Fall kam. Der Prinz schaute nach unten und schluckte entsetzt: Brise war blutüberströmt, und seine Flanken hoben und senkten sich zitternd. Er stieg rasch ab und untersuchte die Verletzungen seines

treuen Begleiters. Ein Dämon kam über die Barrikade gekrabbelt. Rupert erledigte ihn, ehe er angreifen konnte, und wandte sich wieder dem Einhorn zu.

„Was zum Teufel tust du da?“, stieß Brise atemlos hervor. „Sieh zu, dass du wieder in den Sattel kommst, ehe dich die Dämonen überwältigen!“

„Warum hast du mit keinem Wort gesagt, dass du verletzt bist?“

„Wir sind alle verletzt.“

„In diesem Zustand kannst du mich nicht weiter tragen. Sieh zu, dass du den Graben erreichst und auf den Burghof fliehst, sobald sie die Zugbrücke herunterlassen. Das dürfte nicht mehr lange dauern.“

„Vergiss es. Ohne mich würdest du keine fünf Minuten überleben.“

„Brise ...“

„Nein. Ich verlasse dich nicht.“

„Das ist ein Befehl, Brise!“

„Steck dir deinen Befehl an den Hut. Du hast mich losgesprochen, erinnerst du dich?“

„Brise, tu bitte ein einziges Mal in deinem Leben, worum ich dich bitte! Ich muss Julia helfen gehen, sie braucht mich. Wir kommen zu dir zurück, sobald mein Vater das Signal zum Rückzug gibt. Ehrenwort ... und jetzt hau ab, solange du noch die Kraft dazu hast!“

„Ich hasse es, dir recht zu geben“, brummte das Einhorn. Mit schlaff herabhängendem Kopf trat es den Rückzug an. Rupert sah ihm nach, bis er sicher war, dass Brise sich hinter den Reihen der Kämpfenden befand. Dann hastete er auf die Barrikade zu. Er musste Julia erreichen.



Harald und König John kämpften Rücken an Rücken und hielten mit ihren Höllenklingen die Dämonen in Schach. Blut troff von ihren zerfetzten Kettenhemden, und es war nicht nur Dämonenblut. Rupert wartete einen Augenblick, bis er sicher war, dass ihre ganze Aufmerksamkeit den Gegnern zugewandt war, und zog sich dann an der Barrikade hoch. Er glaubte zwar nicht, dass König John ihn zurückhalten würde, aber er wollte kein Risiko eingehen. Die Leichenstapel gerieten unter seinem Gewicht ins Rutschen, und er duckte sich alarmiert in die Schatten. Die meisten Dämonen schienen sich darauf zu konzentrieren, die Barriere zu durchbrechen. Ihnen kam gar nicht in den Sinn, dass jemand versuchen könnte, das Hindernis in der Gegenrichtung zu überwinden. Bald verlagerte sich der Kampf weg von Rupert, und er konnte unbemerkt auf der anderen Seite der Barriere

hinabspringen. Ein heißer Schmerz schoss ihm durch den Arm. Er zuckte zusammen und stieß einen gedämpften Fluch aus. Dann war er am Boden und rannte mit dem Schwert in der Rechten auf Julia zu.

Julia rückte keine Handbreit von dem schützenden Stamm weg, während sie Wolfsbann im Halbkreis von einer Seite zur anderen schwang. Ringsum verfaulten die Leichname der Dämonen, aber das schreckte die Angreifer nicht ab. Fieberhaft hieb sie auf die grinsenden Geschöpfe ein, die sie mit Zähnen und Klauen bedrohten. Sie wusste, es war nur noch eine Frage der Zeit, bis sie zu schwach oder zu langsam wurde, um sich zu wehren, und dann würde die Horde über sie herfallen. Sie hoffte, der Tod käme schnell, auch wenn sie das Gegenteil befürchtete. Ihre Klinge verharrte, als ihre Konzentration nachließ, und schon tauchte ein Dämon unter dem Schwert durch und versuchte, ihr an den Hals zu fahren. Sie zerschlug ihn mit einem Rückhandhieb, der ihre Deckung weit öffnete. Die Dämonen drängten näher.

Rupert stürmte heran und hieb eine Gasse durch die Horde der verblüfften Angreifer, bis er neben Julia stand. Lange sah man nichts außer den beiden Schwertern, die auf die Feinde niedersausten. Blut spritzte nach allen Seiten, dann wichen die Dämonen

so plötzlich zurück, dass Rupert und Julia allein vor dem morschen Baumstamm standen. Langsam senkten sie die Waffen und sahen sich argwöhnisch um. In der Dunkelheit wimmelte es von bizarren Schemen, aber alles deutete darauf hin, dass sich die Dämonen in den Düsterwald zurückzogen. Die wenigen Überlebenden des Heeres lugten ungläubig über die Barrikade, dachten aber nicht daran, die Fliehenden zu verfolgen.

„So leicht geben die sonst nicht auf“, stieß Rupert hervor. Er stand da, ermattet auf sein Schwert gestützt und nach Luft ringend. „Die haben etwas vor.“

„Vermutlich.“ Julias Knie gaben nach, und sie konnte sich gerade noch setzen. Augenblicke später hatte sich Rupert zu ihr gesellt. Er warf einen skeptischen Blick auf Wolfsbann.

„Ist das Ding gut – als Schwert, meine ich?“

„Ich habe schlechtere gesehen.“

Rupert startete mürrisch auf die Leichname, die überall verstreut lagen und nach Fäulnis und Moder stanken. Er wandte sich Julia zu und hob sardonisch eine Braue. „Weißt du, Mädels, es muss eine leichtere Art geben, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen.“

Julia verzog nur die Mundwinkel; sie war zu

schwach, um ordentlich loszulachen. Rupert musterte sie genauer und runzelte die Stirn.

„Du bist verletzt, Mädels.“, sagte er mit rauher Stimme.

„Du auch“, entgegnete Julia, „und doch bist du mir zu Hilfe gekommen und hast mir das Leben gerettet.“

„Du hättest das Gleiche für mich getan.“

„Wie schlimm ist der Arm?“

„Schlimm genug. Wie fühlst du dich?“

„Ich habe mich schon besser gefühlt.“

Rupert legte ihr den gesunden Arm um die Schultern, und sie lehnte sich an seine Brust. Schweigend saßen sie da und genossen, dass geteilte Schmerzen halbe Schmerzen waren. Rupert wusste, er musste Julia eigentlich zurück zum Heer bringen, solange die Dämonen sie in Ruhe ließen, aber er fand nicht die Kraft dazu.

„Zumindest“, sagte Julia, „kann ich meiner Sammlung ein paar neue Narben hinzufügen.“

„Mist.“ Julia kuschelte sich an seine Brust. „Diese Schlacht läuft nicht gut, oder?“

„Bis jetzt ist sie eine Katastrophe. Die meisten unserer Leute sind tot oder schwer verletzt. Ohne die Unterstützung des Erzmagiers sind wir nur lebende Zielscheiben. Es ist ein Wunder, dass

überhaupt jemand überlebt hat.“

„Rupert ... hörst du das?“

„Was?“

„Da draußen ist etwas Gewaltiges, und es kommt auf uns zu.“

Rupert sah in die Nacht hinaus und rappelte sich auf, das Schwert in der Hand. Julia kam auch mühsam auf die Beine und stützte sich auf Wolfsbann. Tief in der Nacht bildete sich ein bleicher Schimmer. Es war das gleiche morbide Blau, das der Vollmond über ihnen ausstrahlte.

Der blaue Schein kroch langsam aus dem Düsterwald heran, ein unbeständiges Licht, das sich hob, senkte und ständig seine amorphe Gestalt veränderte. Dämonen zischelten unruhig in den Schatten und wichen tiefer ins Dunkel zurück.

„Was zur Hölle lauert da draußen?“, dachte Rupert. „Was kann so schrecklich sein, dass selbst die Dämonen Angst bekommen?“ Er erinnerte sich an den monströsen Wurm von Kupferstadt und trat ein paar Schritte vor, um sich zwischen Julia und die Bedrohung aus der Schwärze zu schieben. Die Überlebenden des Heeres hatten sich hinter die grauenhafte Barrikade zurückgezogen und spähten atemlos in die Finsternis.

Ein tiefer Bass rührte durch die Nacht, ein lang

gezogenes, ohrenbetäubendes Gebrüll, erfüllt von sinnlosem, lebensgefährlichem Zorn. Das Dröhnen hallte in Ruperts Schläfen wider, nachdem es einem dumpfen, bedrohlichen Knurren gewichen und dann ganz verstummt war. Rupert warf einen flüchtigen Blick auf die Barrikade aus Toten, entschied aber sofort, dass es wenig Sinn hatte, in ihren Schutz zu flüchten. Das Ding, das aus dem Dunkel auf ihn zukam, ließ sich sicher nicht von diesem schwachen Hindernis aufhalten. Er hörte ein trübes, dumpfes Wummern, das an das Klopfen eines gewaltigen Herzens erinnerte und ihm einen Schauer über den Rücken jagte. Er hatte diesen Laut schon einmal gehört, als er mit dem Erzmagier vor der Burg eingetroffen war. Der Boden erzitterte unter seinen Füßen, und wieder spürte er eine Eiseskälte in seinem Innern, als er das Geräusch erkannte: Es waren die schweren, gleichmäßigen Tritte eines Riesen, der durch die Nacht stapfte und immer näher kam. Der allgegenwärtige Gestank von Fäulnis und Moder wurde stärker, als der amorphe blaue Schimmer heranwogte, und die Schritte erschütterten die Erde wie Hammerschläge. Das tanzende, blaue Licht verharrte schließlich knapp zwanzig Meter von den Verteidigern entfernt, und die Schritte verklangen. Das Licht flammte kurz auf

und umriss die Baumskelette mit seinem grellen Schein, ehe es erlosch und das Gräuel preisgab, das es verhüllt hatte.

Obgleich es offensichtlich seit geraumer Zeit tot war, konnte es sich bewegen und seine Umgebung wahrnehmen. Die fahle, kreideweiße Haut war trocken wie bei einer Mumie und an manchen Stellen so zerfallen, dass die blassen Gebeine zutage traten. In einem breiten Maul saßen riesengroße Sägezähne, und aus den leeren Augenhöhlen schossen grelle Flammen. Das Monster hatte je zwei Arme und Beine, und es konnte aufrecht gehen, aber damit war bereits jegliche Ähnlichkeit mit einem Menschen erschöpft. Ein langer Schwanz mit Widerhaken peitschte verdrießlich hin und her und zerfetzte die altersschwachen Baumstämme in seiner Reichweite, als die Kreatur dazwischen einherschritt. Sie war tot und sich dennoch ihrer Umwelt bewusst. Sie hatte eine Ewigkeit unter der Erde gelegen, bis jemand sie geweckt und erneut zum Töten ausgesandt hatte. Der Boden zitterte unter ihren Füßen, und ihr Hass dröhnte in der stinkenden Luft.

„Die Schwerter!“, schrie König John. „Die Höllenklingen! Sie sind unsere einzige Hoffnung!“

Er krabbelte über die Barrikade, gefolgt von Harald. Das Heer machte Anstalten, sich zu sammeln, aber

der König winkte ab. Er trat der Bestie mit festen Schritten entgegen, und Harald, Rupert und Julia nahmen ihre Plätze hinter ihm ein. Das Monster hob den Schädel und verfolgte angespannt jede ihrer Bewegungen. Die Flammen in seinen Augenhöhlen zuckten unruhig. Unvermittelt blieb der König stehen, warf dem hoch aufgerichteten Angreifer einen zornigen Blick zu und rammte das Schwert in den Boden. Die Erde wölbte sich auf und brach, stöhnend wie ein verwundetes Tier, aber das Monster wankte nicht einmal. Während König John Felsbrecher aus dem Erdreich zog, trat Harald vor und schwang Blendflamms hoch über den Kopf. Rote Flammen züngelten die Klinge entlang. Von der Schwertspitze jagte ein Feuerstrahl in die Brust des Monstrums. Es brüllte in blindem Zorn, aber die Hitze konnte seinem toten Fleisch kaum etwas anhaben. Julia packte Wolfsbann fester und versuchte, in einem weiten Bogen die linke Flanke des Monsters zu erreichen. Es drehte den Schädel, um ihre Bewegungen zu verfolgen, und Rupert scherte auf seine rechte Seite aus. Er wusste nicht, was er gegen ein Wesen ausrichten sollte, das längst tot war, insbesondere, da die Höllenklingen die Bestie nur reizten, aber irgendetwas musste er tun. Blendflamms Flammensäulen erloschen plötzlich, als

Harald das Schwert senkte, und das Monster taumelte vorwärts. Eine Klauenhand tastete nach Julia, und Wolfsbann loderte in einem fahlen Gelb, während es sich ins mumifizierte Fleisch grub. Das Scheusal zuckte zurück. Rupert sah, dass Wolfsbann die Hand bis zum Knochen durchtrennt hatte. Es floss kein Blut, doch die Wunde stank nach Fäulnis und Moder. Grollend griff das Geschöpf Julia noch einmal an.

Harald hob Blendflamm, und dunkelrote Flammen zwangen den Feind stehenzubleiben. Der König stieß Felsbrecher in den Boden und ließ die Klinge stecken. Das Schwert leuchtete auf, und in der Erde klafften Risse, die sich rasch verbreiterten. Aber immer noch stand das Monster aufrecht. Julia rannte vorwärts und hieb auf seine Schenkel ein.

Es jaulte in mörderischem Zorn, und Julia duckte sich, als eine riesengroße Klauenhand dicht über ihren Kopf hinweg sauste.

Wieder tastete das Scheusal nach ihr, aber im gleichen Augenblick kam Rupert von hinten und hieb mit dem Schwert auf den Knöchel des Monstrums ein. Die Sehne riss mit einem Schnappen wie ein überdehntes Tau, und das Monster schrie ohrenbetäubend, als das Bein unter seinem kolossalen Leib einknickte. Es stolperte rückwärts

und fiel dann der Länge nach in eine offene Kluft. Das lose Geröll gab wie Treibsand unter Ruperts Füßen nach, und plötzlich merkte er, dass auch er in die Tiefe rutschte. Er warf sein Schwert zur Seite, schnellte mit letzter Kraft nach oben und umklammerte mit der gesunden Hand die Bruchkante, während seine Beine frei über dem Abgrund baumelten. Das Erdreich bröckelte unter seinen Fingern weg, doch im nächsten Augenblick hatte ihn Julia am Handgelenk gepackt und hielt ihn fest, bis er sich hochziehen und auf festen Grund retten konnte.

Der König zog Felsbrecher aus dem Boden, und die Erde beruhigte sich. Rupert packte sein Schwert wieder, ehe er mit Julias Hilfe wieder auf die Beine kam. Eine Weile stützten sie einander, weil sie beide Halt und vor allem Trost brauchten. Dann drang der Widerhall eines furchtbaren, lang gezogenen Brüllens aus der Tiefe herauf. Eine bleiche, riesengroße Hand erschien in der Kluft und schlug ihre Krallen tief ins Geröll. Das große, keilförmige Haupt tauchte über dem Rand der Spalte auf. Die Augenhöhlen leuchteten grell, als das Monster versuchte, sich aus dem Boden zu befreien. Harald sprang vor und stieß ihm Blendflamm tief in den Hals. Rote Flammen verzehrten das Fleisch des Monstrums. Es jaulte laut

auf und riss Harald Blendflamm aus der Hand, als es den Schädel in Agonie zurückwarf. Flammen züngelten über seinen Kopf, aber es ließ die Grabenkante nicht los. Julia beugte sich vor und rammte ihm Wolfsbann bis zum Heft ins Maul. Das leblose, bleiche Fleisch moderte und verfiel vor ihren Augen, während Blendflamms Feuer immer höher loderte. Das Monster löste seine Umklammerung und fiel zusammen mit den beiden Höllenklingen in die Erdspalte. Es geriet außer Sicht, die Bruchkanten schlossen sich, und in der Nacht herrschte wieder Stille.

Rupert stand neben Julia, die stumm die Stelle anstarrte, wo noch vor kurzem ein Riss im Boden geklafft hatte. „Du hast das Schwert losgelassen“, flüsterte er. „Weshalb?“

„Mir gefiel nicht, was es mit mir machte“, antwortete Julia und wandte sich von der aufgewühlten Erde ab.

Des Königs Blicke wanderten über die Reste seines Heers, die sich hinter der Barrikade aus Leichen am Rand des Burggrabens versammelt hatten. Draußen in der Finsternis hörte er das erste Rascheln und Scharren, das die Rückkehr der Dämonenhorde verkündete. Er starrte in das endlose Schwarz, und tief im Herzen der Finsternis zeigte sich ein

schwacher, bläulicher Schimmer, dann noch einer und noch einer. Der König hob Felsbrecher, und plötzlich überkam ihn die Versuchung, die ganze Macht des Schwertes in einer endgültigen Geste zu entfesseln, die das Waldland und alles Leben darin für immer zerstören würde. Der Moment verging, und er schüttelte entkräftet den Kopf. Vielleicht würde es ohnehin dazu kommen, und dann würde er Felsbrecher brauchen, um den Untergang des Landes zu rächen, aber noch nicht. Er wollte warten, bis keine Hoffnung mehr bestand und die Burg gefallen war, und dann ... würde er seine Entscheidung treffen. Die Dämonen kamen näher. König John wandte sich dem wartenden Heer zu.

„Rückzug!“, rief er heiser. „Wir können hier nichts mehr tun. Torwache! Lasst die Zugbrücke herunter!“

Vom Bergfried her hörte man schwach das Klappern und Klirren von Ketten und Gegengewichten, und langsam senkte sich die Zugbrücke über den Burggraben. Zerschlagen, gebrochen und besiegt stolperten die Überlebenden des zusammengewürfelten Kämpferaufgebots über die Zugbrücke, so schnell es ihre Wunden und ihre Erschöpfung zuließen. Die Standarten lagen zerfetzt und blutgetränkt neben den Toten. Alle Zuversicht war verschwunden. Harald und der König hatten an

der Zugbrücke Aufstellung genommen und versuchten, die einrückenden Krieger zu trösten und aufzumuntern. Sie hatten das Heer geführt und wollten die Letzten sein, die den Rückzug antraten; man erwartete es von ihnen. Rupert und Julia standen Arm in Arm abseits, die Augen leer vor Erschöpfung. Ein paar Schritte von ihnen entfernt spähte der Erste Ritter in die Finsternis. Seine Züge wirkten gefühllos und kalt, und obwohl seine Rüstung blutverkrustet war, hielt er den Rücken gerade und den Kopf hoch erhoben.

Unvermittelt drang Getöse aus dem Dunkel, und aus den Schatten kam das Burggrabenungeheuer herangestürmt, umringt von Dämonen, die ihm mit Klauen und Fängen zusetzten. Das Ungetüm schlug wild um sich, aber die Angreifer waren einfach zu zahlreich. Es schleppte sich über die aufgewühlte Erde und fiel in den Graben. Das Eis barst unter seinem Gewicht und erstarrte sofort wieder, nachdem es im schwarzen Wasser versunken war. Es riss ein Dutzend Dämonen mit sich, und kein einziger tauchte wieder auf.

Neue Dämonen strömten aus dem Dunkel, und die wenigen Männer und Frauen, die sich noch auf der Zugbrücke befanden, gerieten in Panik und flohen Hals über Kopf in die Burg. Harald und König John

betreten die Eichenbohlen betont gelassen, gefolgt von Rupert und Julia.

Der Erste Ritter stand allein am Ende der Zugbrücke, die Streitaxt in Händen. Die Dämonenhorde strömte aus der langen Nacht, das blaue Mondlicht schimmerte fahl auf ihren Fängen und Klauen. Mit einem leisen Lächeln erwartete der Erste Ritter ihren Ansturm.

Die Dämonen warfen sich auf ihn, und er wehrte sie entspannt ab, mit weiten Schwüngen seiner Streitaxt, die mit Leichtigkeit durch Fleisch und Knochen schnitt. Die Feinde versuchten, in seinen Rücken zu gelangen, um ihn zu umzingeln, rutschten jedoch hilflos auf dem spiegelglatten Eis des Burggrabens aus. Die Zugbrücke bot den einzigen Zugang zur Burg, und diesen versperrte ihnen der Erste Ritter. In einem nicht enden wollenden Strom warfen sie sich auf ihn, doch der Erste Ritter wich nicht von der Stelle.

Rupert blieb am inneren Burgtor stehen und schaute zurück. Auf den Abhängen des Burggrabens wuselte es von Dämonen, und eine kleine Gruppe der dunklen, grotesken Gestalten versuchte, sich an dem umlagerten Ersten Ritter vorbeizuschieben. Er kämpfte tapfer und erbittert, aber es war nur eine Frage der Zeit, bis die Dämonen ihn besiegen

würden. Rupert ging los, und plötzlich war Harald an seiner Seite.

„Was läuft da vorn?“

Rupert wies wortlos nach draußen, und Harald wandte sich schnell ab, um den Wächtern am Torhaus Befehle zu erteilen. Rupert lief in den Bergfried hinaus.

„Herr Ritter!“, schrie er verzweifelt. „Die Leute sind in Sicherheit. Kommt endlich! Wir ziehen die Zugbrücke hoch.“

Der Erste Ritter hörte ihn nicht. Immer wieder fielen Dämonen unter den Schlägen seiner Streitaxt, aber fortwährend drängten neue nach. Es war ein gutes Gefühl zu kämpfen, sich als Erster Ritter zu beweisen, die zu töten, die das Reich bedrohten. Die Dämonen griffen pausenlos an, und er begegnete ihnen mit kaltem Stahl und einem ebensolchen Lächeln. Er wusste, er würde in diesem Kampf den Tod finden, aber das war ihm gleichgültig. Die Burg brauchte ihn, und das reichte. Er schwang die kolossale Axt, als sei sie schwerelos, und mähte die Dämonen nieder wie überreifen Weizen.

Das Blut der Feinde spritzte, und das Ende der Zugbrücke war übersät von Leichenteilen. Der Erste Ritter kämpfte weiter, ein Mann gegen ein Heer, bis

sich der Ansturm des Heeres verlangsamte und zum Stillstand kam.

Aber am Ende war er doch nur ein Mann, und kein Einzelner konnte es lange mit einem Heer aufnehmen. Die Dämonen durchbrachen seinen Harnisch immer häufiger und zerfleischten ihn mit ihren Klauen und Fängen. Er spürte weder die Verletzungen noch das Blut, das ihm über die Flanken und Beine lief. Die Burg stand unter seinem Schutz, und er dachte nicht daran, die Flucht zu ergreifen.

Er würde nicht davonlaufen.

Die Dämonen stürmten heran und rissen ihn zu Boden. Er spürte die Krallen nicht, die ihm an die Kehle fuhren, und versuchte noch im Sterben, die Streitaxt zu schwingen. Die Dämonen trampelten über seine Leiche und stürmten über die Zugbrücke zum Bergfried.

„Es bleibt keine Zeit, das Fallgitter zu senken“, dachte Rupert plötzlich, „und die Dämonen werden hier sein, ehe die Männer die Tore geschlossen und verriegelt haben ... es sei denn, jemand hält die Eindringlinge auf!“

Er rannte durch den Bergfried auf die Dämonen zu, das Schwert erhoben. Es reichte, wenn er sie ein paar Augenblicke aufhielt, bis die Tore fest

verrammelt waren. Rupert hatte den Rand der Zugbrücke erreicht, und der Vortrupp der Dämonen sprang ihn an. Er mähte sie mit ungestümen, wilden Hieben nieder. „Warum ich?“, dachte er mürrisch. „Warum muss es immer ich sein?“ Dann stand er vor der Hauptstreitmacht der Dämonen. Die Angreifer blieben abrupt stehen, als er ihnen mit drohend erhobenem Schwert den Weg versperrte.

„Schließt die Tore!“, schrie er heiser. „Schließt die verfluchten Tore!“

Die Dämonen rissen und zerrten an ihm, und er schluchzte laut vor Schmerz, aber noch hielt er die Horde zurück. Ein paar Augenblicke, nicht mehr als ein oder zwei Minuten, dann wäre es geschafft. „Julia, mein Mädel, wenn wir nur etwas mehr Zeit für uns gefunden hätten ...“, dachte er. Dann tobten die Dämonen über ihn hinweg und rissen ihn zu Boden. Er hielt verzagt sein Schwert fest.

Im Hof standen Harald und eine Handvoll Wachen bereit, die schweren Eisenbolzen vorzuschieben, sobald die Männer an der großen Winde die Tore geschlossen hätten. Julia lehnte an der inneren Südmauer und starrte benommen um sich.

„Rupert? Wo bist du, Rupert?“

Sie richtete sich auf, als sie merkte, dass er nicht neben ihr war, und ließ den Blick rasch über die

Menschenmenge auf dem Burghof schweifen. Er war nirgends.

Eisige Panik erfasste sie. Sie stieß sich von der Mauer ab und ging schwankend auf Harald zu. Er wusste bestimmt, wo sich Rupert befand. Dann blieb sie wie angewurzelt stehen, als sie einen Blick durch den Spalt der sich langsam schließenden Torflügel warf und mit ansehen musste, wie die Dämonen Rupert überrannten. Julia eilte zu Harald und packte ihn am Arm.

„Halte die Tore auf! Rupert ist noch da draußen!“

„Er ist schon tot“, sagte Harald mit rauer Stimme.

„Er hat sich geopfert, um uns die nötige Zeit zum Schließen der Tore zu verschaffen. Hilf mir, die Bolzen vorzuschieben, oder geh aus dem Weg!“

„Du wolltest, dass er da draußen stirbt!“, schrie Julia ihn an, riss ihr altes Schwert aus der Scheide und lief durch den Türspalt in das Torhaus hinaus. Schritte waren hinter ihr zu hören, und als sie sich umdrehte, sah sie, dass der König ihr dicht auf den Fersen folgte, Felsbrecher in der Hand. Sie hatten gerade noch Zeit, ein kurzes Lächeln zu tauschen, dann waren sie inmitten der Dämonen. Die ersten Feinde fielen unter Julias zornigen Hieben, und die wenigen, die ihr entkamen, waren eine leichte Beute für Felsbrecher. Julia schwang ihr Schwert mit

beiden Händen, und ein Dämon krümmte sich mitten in der Luft, vergeblich bemüht, die klaffende Wunde, die sie ihm zugefügt hatte, mit den Händen zusammenzupressen. Er fiel zappelnd zu Boden, und Julia stieß ihn mit dem Fuß zur Seite, während sie sich durch den schmalen Tortunnel zu der Stelle vorkämpfte, wo Rupert gestürzt war. König John war neben ihr und bahnte mit Felsbrecher einen breiten Weg durch die Angreifer, aber ein schneller Seitenblick verriet Julia, dass er am Ende seiner Kräfte war. Sie zwangen die Feinde Schritt für Schritt zurück auf die Zugbrücke, bis sie auf das Grüppchen von Dämonen stießen, das sich auf Rupert geworfen hatte. Die Monster flohen in alle Richtungen, als Julia und König John auf sie eindrangten.

Eine hochgewachsene, blutüberströmte Gestalt richtete sich mühsam auf und wankte ihnen entgegen. Der linke Arm hing schlaff herunter, aber mit der rechten hielt Rupert immer noch das Schwert umklammert. Er wischte sich das Blut aus dem Gesicht und bedachte Julia mit einem leicht schiefen Grinsen.

„Was hat dich denn so lange aufgehalten?“, fragte er vorwurfsvoll und durchbohrte einen Dämon, der sich zwischen ihn und die Prinzessin schob.

Julia trat lachend neben ihn und schwang ihre Klinge mit wilder Heftigkeit, ohne auch nur eine Sekunde an die eigene Sicherheit zu denken. Der Strom der Dämonen riss nicht ab, während Rupert, Julia und König John sich Schritt für Schritt durch den Korridor des Torhauses zurückzogen. Blut spritzte gegen die Mauern und lief daran entlang zu Boden.

Julia drehte sich kein einziges Mal zum Burgtor um. Sie glaubte zwar nicht, dass die Wachen die Torflügel verrammeln würden, ehe sich König John ins Innere der Burg gerettet hatte, aber falls sie es doch getan hatten, wollte sie es lieber nicht wissen. Sie hatte beschlossen, weiterzukämpfen, solange noch ein Fünkchen Hoffnung bestand. „Es gibt schlimmere Tode, als bei einer Rettungsaktion für den Geliebten zu sterben“, schoss es ihr plötzlich durch den Kopf, und sie merkte, dass sie wie eine Törin grinste, während ihr die Tränen über die Wangen liefen. „Rupert, mein Freund, wir haben zu viel gemeinsam durchgestanden, als dass ich dich jetzt verlieren will.“

Zauberfeuer erhellte die Nacht, explodierte inmitten der Dämonen und trieb sie auseinander. Blitze zuckten und züngelten über das Mauerwerk des Bergfrieds und versengten die Feinde, die nicht

schnell genug die Flucht ergriffen. Rupert drehte sich um und sah eine einsame, hell erleuchtete Figur in dem schmalen Spalt zwischen den fast geschlossenen Torflügeln stehen. Das Licht war so gleißend, dass er sich abwenden musste, doch er spürte ringsum das Pulsieren der Hochmagie und wusste, wer sich hinter dem Glanz verbarg. Julia umklammerte seinen gesunden Arm und schob ihn zum Tor.

„Der Erste Ritter“, flüsterte er mit belegter Stimme.

„Er ist tot, Junge“, sagte der König, der ihn von der anderen Seite zu stützen versuchte. „Wir können ihn nicht einmal beerdigen, weil die Dämonen nichts von ihm übrig ließen.“

Gemeinsam schleppten Julia und König John Rupert zurück zum inneren Tor, während das grelle Zauberfeuer die Dämonenhorde immer wieder zurückwarf. Rußiger Rauch stieg von den toten Angreifern auf, die sich vor dem Torhaus türmten und den Eingang blockierten. Julia und König John zerrten Rupert durch den schmalen Spalt in den Burghof. Die leuchtende Gestalt folgte ihnen, und mit einem lauten Dröhnen schloss sich das schwere Eichentor. Harald und die Bewaffneten schoben die Eisenriegel vor und errichteten in aller Eile Barrikaden.

Rupert brach an der Ostmauer zusammen, und Julia hatte nicht mehr die Kraft, ihn zu halten. Er blieb bewegungslos auf dem Kopfsteinpflaster liegen. Blut floss aus seinen Wunden und sammelte sich in einer Pfütze, die immer größer wurde. Julia kniete nieder, bettete seinen Kopf in ihren Schoß und ließ ihren Tränen freien Lauf. Der König saß in ihrer Nähe, den Rücken an die Mauer gepresst, und ließ den Kopf sinken. Felsbrecher lag neben ihm. Die helle Gestalt kam langsam auf sie zu, und als ihr Leuchten erlosch, erkannten sie den Erzmagier. Seine Züge waren von Schwäche gezeichnet, sein Haar war vollkommen grau.

Draußen hämmerten die Dämonen gegen die Eichenbohlen, bis sie wie eine riesengroße, unirdische Kesselpauke dröhnten.

In den D \ddot{u} sterwald

Rupert lag im Burghof auf dem R \ddot{u} cken und fragte, wer da weinte. Die tr \ddot{a} nerstickest Stimme, die seinen Namen rief, kam ihm bekannt vor, aber er konnte sie nicht zuordnen. Er wollte die Frau, wer immer sie war, tr \ddot{o} sten, aber er fand keine Worte, und nach einer Weile lie \ddot{b} das Weinen nach. Rupert wusste, er lag auf dem Burghof; das verriet ihm das Kopfsteinpflaster, das ihm hart ins Kreuz dr \ddot{u} ckte. Aber alles andere war undeutlich und weit weg. Er hatte kaum Schmerzen, und einen Augenblick lang beunruhigte ihn das, aber nur einen Augenblick lang. Er hatte Blut im Gesicht und in den Augen, und als er es wegwischen wollte, gehorchten ihm seine Arme nicht. Jemand zerte an seinem Brustpanzer, und die Stimme rief wieder seinen Namen, aber er schwieg. Es erschien ihm nicht wichtig, und er war m \ddot{u} de, so schrecklich m \ddot{u} de.

Julia bem \ddot{u} hte sich, die Reste von Ruperts

Brustpanzer abzustreifen, damit sie seine Verletzungen untersuchen konnte, aber die Schnallen waren glitschig von Blut, und sie war so erschöpft, dass sie alles verschwommen sah. Verbissen kämpfte sie gegen die Schnallen an und fluchte über ihre ungeschickten Finger. Rupert hatte sich nicht bewegt, seit er zusammengebrochen war, und je genauer Julia ihn betrachtete, desto mehr wuchs ihr Entsetzen. Da war so viel Blut, dass sie eine Wunde kaum von der anderen unterscheiden konnte, und was immer sie anstellte, es gelang ihr nicht, ihn ins Bewusstsein zurückzuholen. Sie wischte ihm mit einem Stoffetzen das Blut aus dem Gesicht und erstarrte in der Bewegung, als sie entdeckte, dass er sein rechtes Auge verloren hatte. Der Anblick der leeren Augenhöhle schnürte ihr die Kehle zu, aber sie hatte keine Tränen mehr, um ihrem Kummer Ausdruck zu verleihen. Sie wollte um Hilfe rufen, doch die Worte erstarben ihr auf den Lippen, als sie ihre Blicke über den Hof schweifen ließ.

Der Burghof war ein Schlachthaus. Tote, Sterbende und Verletzte lagen Seite an Seite. Einige der überlebenden Kämpfer hatten sich einfach zu Boden geworfen, zu ermattet oder zu entsetzt von den furchtbaren Erlebnissen, um etwas zu trinken oder zu essen, zu zerschlagen, um jemanden zu

bitten, eine Bandage anzulegen. Dienstboten liefen zwischen den Verwundeten hin und her; sie taten, was sie konnten, um die Schmerzen zu lindern. Unterdessen bewachten Frauen und Kinder mit Stöcken und Harken die Zinnen der Burg.

Hoch über dem Burghof startete der blaue Mond unbarmherzig aus der sternenlosen Nacht herab, und vor den Toren hämmerten die Dämonen unablässig gegen die ächzenden Eichenbohlen.

Der König erhob sich mühsam und schob Felsbrecher in die Scheide, ohne die Waffe auch nur eines Blickes zu würdigen. Trotz ihrer mythischen Macht hatten die Höllenklingen nur wenig gegen den Dusterwald auszurichten vermocht. Nun waren zwei der Klingen verloren, und er hatte der langen Nacht nichts mehr entgegensetzen. „Es ist alles aus“, dachte er. „Wir haben verloren. Ich habe alles versucht, was mir einfiel, aber es war nicht genug.“ Einen Augenblick lang kämpfte er gegen den Impuls an, einfach wegzurennen und sich zu verstecken, sich in seinen Gemächern zu verbarrikadieren und zu warten, bis ihn die Dämonen holten. Aber er wusste, dass er das nicht konnte. Er war König, und er hatte mit gutem Beispiel voranzugehen. Selbst wenn das keinen Sinn mehr hatte. Harald kam ihm entgegen, und er nickte seinem Sohn wortlos zu. Dann sahen

sie beide zu Rupert und Julia hinüber.

„Wie geht es ihm?“, fragte König John und musste sich zwingen, den Blick nicht abzuwenden, als er das ganze Ausmaß von Ruperts Verletzungen erkannte.

„Er sieht nicht gut aus“, sagte Harald, und Julia fuhr wütend zu ihm herum.

„Du hast ihn einfach da draußen liegenlassen, du Bastard!“

Harald hielt ihren zornigen Blicken ruhig stand. „Wenn er den Dämonen nicht den Weg blockiert hätte, wären wir nie in der Lage gewesen, rechtzeitig die Tore zu schließen. Der Vorsprung, den er uns verschaffte, reichte aus, um all jene zu retten, die sich in die Burg geflüchtet hatten. Rupert wusste, dass er sich opfern würde, als er zum Eingang des Bergfrieds rannte, aber er kannte seine Pflicht. Meine Pflicht bestand darin, die Tore schließen zu lassen, damit sein Opfer nicht umsonst war. Ich habe das Notwendige getan.“

„Das tust du immer“, sagte der König. Er kniete unter Schmerzen neben Julia nieder und legte ihr einen Arm um die Schultern.

„Es muss doch etwas geben, was wir tun können“, flehte ihn Julia an. „Wir müssen etwas tun. Er stirbt!“

„Ja“, sagte König John leise. „Ich fürchte, er stirbt. Es war ein beherzter Einsatz. Der mutigste, den ich

je gesehen habe.“

„Du darfst nicht sterben!“, schrie Julia, packte Rupert an den Schultern und schüttelte ihn. „Wach auf, verdammt! Ich erlaube nicht, dass du stirbst!“

Harald und König John versuchten, sie sanft von Rupert wegzuziehen, aber sie setzte sich gegen die beiden Männer zur Wehr.

„Lasst mich durch“, sagte eine müde Stimme. Es war die des Erzmagiers. Julia hörte auf, um sich zu schlagen, und drehte sich um.

„Helft ihm! Ihr habt magische Kräfte! Helft ihm!“
„Mal sehen, was ich tun kann, Mädels.“ Der Erzmagier kam näher, mit langsamen, bedächtigen Schritte, wie ein uralter Mann, dem sämtliche Knochen weh taten, und dann erkannte Julia entgeistert, dass der Zauberer ein uralter Mann war. Das kurz zuvor noch schwarze Haar war ergraut und von weißen Strähnen durchzogen; tiefe Furchen und Runzeln durchzogen das magere, hohlwangige Gesicht. Die gichtigen, knotigen Hände zitterten unentwegt, als er sie über Ruperts Brust ausstreckte. Einen Augenblick lang züngelten grelle Blitze aus seinen Fingerspitzen, und Ruperts Verletzungen schlossen sich. Die Blutungen kamen zum Stillstand, und Ruperts Züge entspannten sich ein wenig, aber er erwachte nicht aus seiner

Ohnmacht. Der Erzmagier nickte grimmig und wandte sich Julia zu. Sie spürte eine durchdringende Wärme, die sich in ihrem Körper ausbreitete, und als sie verschwand, nahm sie die Schmerzen mit. Nur die Müdigkeit und die tiefe Verzweiflung, die sie bei dem Gedanken erfasste, dass sie Rupert um ein Haar für immer verloren hätte, blieben.

„War es das?“, fragte sie den Erzmagier ängstlich. „Wird er wieder gesund werden?“

„Ich weiß es nicht. Meine Magie ist beinahe erloschen, aber ich habe getan, was ich konnte.“

„Was geschah während des Kampfes mit deiner Magie?“, fragte König John vorwurfsvoll.

„Man hat uns verraten“, entgegnete der Zauberer ruhig. „Kurz bevor die Torflügel aufschwangen, erschien ein Diensthote mit mehreren Krügen Wein, mit besten Empfehlungen von dir. Wir waren alle sehr berührt von dieser Geste. Die Leute jubelten, prosteten einander zu und tranken auf dein Wohl. Das Gift im Wein hätte ausgereicht, um ein ganzes Heer zu töten. Meine Magie war stark genug, um dem Getränk entgegenzuwirken, aber die anderen waren verloren. Sie brachen in dem Augenblick zusammen, als sich die Tore öffneten, die Hände gegen die Kehlen gepresst und nach Luft ringend. Ich hielt durch, solange ich konnte, aber dann

übermannte mich das Gift. Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, sah ich ringsum Berge von Leichnamen, und die Schlacht war vorbei. Ich gab mein Bestes, und es tut mir leid, dass es nicht ausgereicht hat.“

„Thomas!“, rief der König plötzlich. „Er war bei dir!“

„Er hatte Glück“, sagte der Erzmagier. „Ihm schmeckte der Wein nicht, deshalb nippte er nur. Er und ich waren die beiden einzigen Überlebenden unter mehr als fünfzig Zauberern.“

„Wer war das?“, fragte Harald. „Wer trägt die Verantwortung für diese niederträchtige Intrige? Ich dachte, wir hätten alle Landesverräter entlarvt und ausgeschaltet.“

Der Erzmagier zuckte die Achseln. „Der Dienstbote, der uns den Wein kredenzte, ist tot. Jemand benutzte ihn und tötete ihn dann, damit die Wahrheit nicht ans Licht kam.“

Er verstummte, als Rupert sich regte und aufzusetzen versuchte.

„Julia?“

„Ich bin hier.“ Sie legte ihm einen Arm um die Schultern, um ihn zu stützen, und er schüttelte schwerfällig den Kopf, um seine Gedanken zu ordnen.

„Wie fühlst du dich, Sohn?“, fragte König John.

„Schrecklich, aber ich werde überleben.“

„Natürlich“, sagte Harald. „Das tust du doch immer.“

„Mein Auge schmerzt“, brummte Rupert und erstarrte, als seine Finger statt des rechten Auges nur ein geschlossenes Lid ertasteten. „Mein Auge! Was ist mit meinem Auge geschehen?“

„Immer sachte, Junge“, sagte der König, und Julia hielt rasch seine Hand fest, damit er die frischen Narben im Gesicht nicht wieder aufriss.

„Tut mir leid, Rupert“, flüsterte der Erzmagier. „Mehr konnte ich nicht für dich tun.“

Rupert schluckte und kämpfte gegen die aufsteigende Furcht an. Er fühlte sich verunstaltet, verkrüppelt, weit schlimmer, als wenn er einen Arm oder ein Bein verloren hätte. Die Welt wirkte seltsam verändert, wenn man sie nur durch ein Auge betrachtete; sie sah flach und unwirklich aus, und es fiel ihm schwer, die Entfernungen richtig abzuschätzen. Ihm kam ein einäugiger, alter Wächter in den Sinn, der ihm einmal erzählt hatte, dass er nicht mehr mit dem Schwert kämpfen konnte, weil ihm das Gefühl für die Raamtiefe abhandengekommen war. Erneut stieg Panik in ihm auf.

„Wie soll ich ein Schwert benutzen, wenn mir ein

Auge fehlt?“

„Mach dir darüber keine Sorgen“, sagte Harald leichthin. „Da draußen wimmelt es so von Dämonen, dass du sie gar nicht verfehlen kannst.“

Einen Augenblick lang hatte Julia das Verlangen, Harald für diese Gefühlskälte umzubringen, aber sie nahm die Hand vom Schwertgriff, als sie merkte, dass Rupert lachte.

„Du Schweinehund!“ Rupert grinste Harald an. „Danke, dass du wieder mal die Perspektive zurechtrückst.“

„Eine meiner nützlicheren Begabungen“, entgegnete Harald. „Aber wenn ihr mich jetzt entschuldigt, ich möchte nachsehen, ob die Wehrgänge ausreichend besetzt sind.“

Er verneigte sich höflich und schlenderte über den Burghof. Julia sah ihm kopfschüttelnd nach.

„Manchmal“, sagte sie langsam, „ist mir der Mann ein Rätsel.“

„Mir auch“, pflichtete ihr König John trocken bei. Er rieb sich müde die Augen. Julia sah ihn forschend an.

„Ihr seht ganz schön fertig aus, John. Wie lief es in der Schlacht für Euch? Seid Ihr verletzt?“

„Nur ein paar Kratzer und blaue Flecken, meine Liebe – und wie die Schlacht lief? Ich führte meine Leute in den Kampf und brachte einige von ihnen

wieder in die Burg zurück. Eine Weile fühlte ich mich fast wie ein König.“ Er musterte mit unbewegter Miene den Berg von Toten, den man in einer Ecke des blutverspritzten Hofes aufgeschichtet hatte, und schüttelte den Kopf. „Das war den Preis nicht wert.“

„Ihr kamt mit mir nach draußen, um Euren Sohn zu retten. Das war mutig und heldenhaft.“

„Mut und Heldentum helfen uns nicht weiter“, sagte der König. „Seht Euch um! Mein Heer ist aufgelöst, Dämonen belagern die Burg, und ich habe nicht mal genug Leute, um die Wehrgänge zu besetzen. Zwölf Generationen unseres Geschlechts haben das Waldkönigreich aufgebaut und stark gemacht. Eine Generation reichte aus, um es zu zerstören, ein einziger unfähiger König.“

„Es war nicht Eure Schuld ...“

„Nicht? Der König ist das Land, und das Land ist der König. Ich habe als König versagt, und jetzt bezahlt das Land den Preis dafür.“

„Unsinn“, sagte Julia. „Ihr seid ein Mensch wie jeder andere, und Ihr tatet alles nur Erdenkliche, um diese unmögliche Aufgabe zu bewältigen. An Euch lag es nicht. Der Dusterwald schert sich nicht darum, wie mannbar oder stark Ihr seid. Er ist Teil der Natur, wie ein Erdstoß oder ein Sturm. Ihr dürft nicht hoffen, ihn mit Schwertern, Streitäxten und Truppen zu

besiegen.“

„Was also sollte ich tun? Aufgeben?“

„Nein“, sagte Julia scharf. „Wir kämpfen weiter, aber anders. Wir haben es mit Waffen und Magie versucht, und beides war vergeblich. Nun bleibt uns nur noch eine Chance. Denkt nach! Was ist das Herz des Dusterwalds, was gibt ihm Sinn und Zweck? Der Dämonenprinz. Vernichtet ihn, und Ihr vernichtet den Dusterwald!“

„Ich glaube, ich höre nicht recht“, sagte Rupert. „Wir haben Mühe, die Belagerer von der Burg fernzuhalten, und du verlangst, dass wir in den Dusterwald ziehen und uns den Dämonenprinzen höchstpersönlich schnappen! Wir würden keine fünf Minuten überleben.“

„Wir müssen es versuchen!“, sagte Julia. „Es ist unsere einzige verbleibende Hoffnung.“

„Warte mal eine Minute“, sagte Rupert. „Ich hasse es, das vorzuschlagen, aber wie wäre es mit einem neuerlichen Teleport? Wenn der Erzmagier diesmal alles richtig macht, könnte er uns geradewegs zum Dämonenprinzen bringen.“

„Nein“, erklärte der Erzmagier ruhig. „Für einen solchen Zauber reicht meine Magie nicht mehr aus.“

„Der Drache!“, sagte Rupert. „Er könnte uns über den Dusterwald tragen.“

Der Erzmagier sah ihn an. „Ihr habt einen Drachen? Hier?“

„Klar“, sagte Julia. „Er schläft in den Ställen.“

Der Erzmagier schüttelte den Kopf. „Warum erfahre ich das jetzt erst?“

„Als ich ihn das letzte Mal besuchte, konnte ich ihn nicht wach kriegen“, berichtete Rupert. „Vielleicht schafft Ihr es ja, Herr Zauberer.“

„Es wäre einen Versuch wert. Aber vorher muss ich mich aufs Ohr legen.“

„Nun gut“, entgegnete König John. „Ich schlage vor, wir versuchen alle, ein wenig Kraft zu schöpfen. In einer Stunde treffen wir uns, falls die Dämonen die Burg nicht vorher stürmen.“

„Du warst schon immer ein elender Pessimist“, knurrte der Erzmagier.



Der Erzmagier saß auf der untersten Stufe der Treppe, die zum Haupteingang führte, und betrachtete verdrießlich die leere Weinflasche in seiner Hand. Noch vor Stunden hätte der bloße Gedanke an Nachschub gereicht, um ihn mit dem edlen Nass zu versorgen, aber jetzt ... er seufzte und stellte die Flasche so ab, dass er sie nicht sah. Ein mürrisches Lächeln huschte über seine Lippen, als

er an das Giftgebräu dachte, das ihm der Diener kredenzt hatte. Wahrscheinlich sollte er die Warnung ernst nehmen und das Weintrinken ganz aufgeben. Im Augenblick war ihm ohnehin eher nach einem Gläschen Brantwein zumute. Er überlegte, ob er die Keller König Johns plündern sollte, entschied sich aber dagegen. Die Dämonen konnten jeden Augenblick den Burgwall erstürmen, und dann musste er bereit sein. Wieder seufzte er, dann gesellte sich jemand zu ihm. Er hob den Kopf und sah, dass es der König war.

„Du siehst furchtbar aus.“

„Danke.“

„Dein Haar ist in den letzten Stunden völlig ergraut.“

„Da siehst du, was es bringt, nüchtern zu sein.“

Der König musste gegen seinen Willen lachen. „Du verlierst deine Magie, nicht wahr?“

„Sieht so aus. Ist aber auch kein Wunder. Ich musste an einem Tag mehr zaubern als sonst in einem Jahr, und der Kampf gegen diesen Gifttrank hat meine letzten Reserven aufgezehrt. Jetzt werde ich mit jedem Zauber ein wenig älter. Ich spüre den Winter in meinen Knochen, und ich werde vergesslich. Ich hasse es, wenn mich mein Gedächtnis im Stich lässt.“

„Ich weiß“, sagte König John. „Mir geht es manchmal ähnlich. In gewisser Weise ist es aber ein Segen. Schließlich gibt es in unserem Leben ein paar Dinge, an die wir uns nicht gern zurückerinnern.“



Julia nahm die lange Silberscheide von der Schulter und betrachtete sie nachdenklich. Nun, da sie die Höllen Klinge nicht mehr enthielt, sah sie irgendwie anders aus. Das Silber wirkte matt und glanzlos, und die alten Runen, die tief in das Metall eingraviert waren, schienen keine geheime Botschaft mehr zu vermitteln. Julia hob die Scheide in den Händen und warf sie in hohem Bogen auf einen Stapel Waffen, den die heimkehrenden Kämpfer in einer Ecke des Hofes aufgeschichtet hatten. Aus der Ferne betrachtet war sie nur noch eine Schwertscheide unter vielen.

Julia lehnte sich gegen die Ostmauer und schloss die Augen. Es kam ihr beinahe ehrenrührig vor, sich auszuruhen, während alle anderen über den Hof rannten wie Hühner, die vor dem Kochtopf fliehen, doch solange der Zauberer nicht einsatzbereit war, gab es für sie nichts zu tun. Also setzte sie sich auf den Boden, drückte den Rücken gegen das Mauerwerk, streckte die Beine aus und versuchte,

sich zu entspannen. Ein schwaches Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie eine Hand zum Schwert an ihrer Seite sinken ließ. Rupert hatte ihr dieses Schwert vor einer halben Ewigkeit geschenkt – zumindest schien ihr das so –, und es hatte ihr gute Dienste geleistet. Das war mehr, als sie von Wolfsbann behaupten konnte. Mit der Höllen Klinge in der Hand hatte sie sich nie wohl gefühlt. Sie hätte es behalten können, statt es in der Erdspalte verschwinden zu lassen, zusammen mit dem Monster, das es töten sollte, aber sie hatte es absichtlich losgelassen und war immer noch überzeugt, das Richtige getan zu haben. Wolfsbann war sehr viel mehr als nur ein Schwert. Es lebte, besaß ein eigenes Bewusstsein und hatte versucht, von ihrem Verstand und von ihrer Seele Besitz zu ergreifen. Julia wusste, dass sie diesem Schwert verfallen wäre, wenn sie es lange genug benutzt hätte. Am Ende hatte sie es abgegeben, weil sie merkte, wie schwer sie sich davon trennen konnte.

Schritte nahten. Sie blinzelte, erkannte Harald und schloss die Augen wieder.

„Ich sehe, du hast die Scheide weggeworfen“, sagte Harald. „Eine gute Entscheidung. Wenn die alten Legenden stimmen, dann kann man die Höllenklingen nicht zerstören, und wenn man sie

verliert oder sich von ihnen befreit, kehren sie irgendwann zurück zu ihren Scheiden.“

„Du glaubst diesen Quatsch?“, fragte Julia, machte sich aber nicht die Mühe, die Augen zu öffnen.

„Ich habe in jüngster Zeit vieles erlebt, das ich früher nie für möglich gehalten hätte“, antwortete Harald ruhig. „Deshalb habe ich die Scheide Blendflamms auch weggeworfen.“

Julia öffnete die Augen und sah ihn an. Die Scheide war von seinem Rücken verschwunden, und Julia hatte das Gefühl, Harald wirke ohne das Ding ein Stück größer. Ihre Blicke trafen sich einen Augenblick lang, und sie wussten beide, wie nahe sie daran gewesen waren, sich von den Höllenklingen verführen und überwältigen zu lassen – ein Wissen, das sie nie mit anderen teilen würden. Nach einem Weilchen schauten sie zu Boden, vielleicht, weil sie die Erinnerung verdrängen, einfach vergessen wollten.

„Glaubst du, der Zauberer kann den Drachen wecken?“, fragte Harald.

„Ich weiß nicht. Der Drache liegt seit Monaten im Winterschlaf. Rupert glaubt, er dämmert in den Tod hinüber.“

„Hmmm. Auch Rupert soll sich schon getäuscht haben.“

Julia sah Harald nachdenklich an. „Du hättest das Tor geschlossen und ihm den Rückzug abgeschnitten, stimmt's?“

„Wie oft denn noch? Es war erforderlich. Jemand musste den Bergfried verteidigen, damit wir die Eingänge gegen den Feind sichern konnten.“

„Warum nicht du?“

Harald lachte. „Ich war noch nie gern der heldenhafte Typ.“

„Das ist mir aufgefallen“, sagte Julia, stand auf und machte sich auf die Suche nach Rupert.

Rupert lehnte an der verschlossenen Stalltür und wartete ungeduldig auf das Erscheinen der anderen. Es war immer noch kalt auf dem Burghof, und er bedauerte, dass er nicht nach drinnen gegangen war und sich einen dicken Mantel geholt hatte. Er schlug seine Hände zusammen, hauchte die Fingerspitzen an und verschränkte schließlich die Arme vor der Brust. Kalt. Immer kalt in letzter Zeit. Er lugte erwartungsvoll über das Menschengewimmel auf dem Burghof hinweg, aber von den anderen war keine Spur zu sehen. „Ich weiß nicht, warum ich mir immer die Mühe mache, rechtzeitig zu erscheinen“, dachte Rupert bitter. „Kein Mensch außer mir kommt pünktlich.“ Er zog sein Schwert und begann mit ein paar einfachen Manövern, aber die Eiseskälte machte

ihn ungeschickt und schwerfällig, und die eingeschränkte Sicht behinderte seine Zielsicherheit. Schließlich gab er auf und schob das Schwert verdrießlich in die Scheide. Ob es ihm passte oder nicht, seine Tage als Schwertkämpfer waren vorbei. Möglicherweise sollte er sich auf die Streitaxt umstellen. Mit einer Streitaxt traf man viel leichter. Er tastete vorsichtig nach dem geschlossenen Lid und fluchte leise vor sich hin. Das Auge war verschwunden, aber es schmerzte noch. Er bewegte den linken Arm und die Schulter und nickte mürrisch. Höchstwahrscheinlich musste er dankbar sein, dass wenigstens einiges wieder in Ordnung gekommen war.

Bei dem Gedanken fiel Rupert Brise wieder ein, und er runzelte die Stirn. Der Stallknecht hatte Brise einen starken Schlaftrunk eingeflößt, um seine Schmerzen ein wenig zu lindern, und Rupert versichert, dass die Wunden letztlich verheilen würden, aber seine Stimme hatte eher skeptisch als überzeugt geklungen. Rupert seufzte entkräftet. Ehe Brise aus seiner Betäubung erwachte, war die Entscheidungsschlacht sicher zu Ende – so oder so.

Er ließ den Blick über den Hof schweifen und lächelte, als er einen Goblin erkannte, der einen Rieseneimer mit kochendem Pech über das

Kopfsteinpflaster schleppte. Rupert rief ihm einen Gruß nach, und der Kleine drehte sich überrascht um. Er grinste breit, als er Rupert erkannte, und gesellte sich zu ihm. Einen Augenblick lang sah es so aus, als würde das Pech überschwappen, als er den schweren Eimer abstellte, und er fluchte ausgiebig. Dann wollte er Rupert die Hand reichen, sah allerdings gerade noch, wie schmutzig sie war, und salutierte zackig.

„Hallo, Prinzchen!“, feixte der kleinste Goblin. „Wie geht’s?“

„Den Umständen entsprechend“, antwortete Rupert. „Hast du eine Ahnung, wie es der Goblintruppe in der Schlacht erging? Ich wurde gleich vom Haupttheer abgeschnitten und verlor sie aus den Augen.“

„Sie sind alle tot“, erklärte der Goblin nüchtern. „Jeder Einzelne. Sie gaben ihr Bestes, aber Goblins werden nun mal nicht als Kämpfer oder Helden geboren.“

„Tut mir leid“, sagte Rupert. „Das wusste ich nicht.“

„Unser Anführer starb mit ihnen“, fuhr der kleinste Goblin fort. „Er bestand darauf, seine Männer in die Schlacht zu führen. Er war als Obergoblin nie so richtig glücklich, aber wir hatten keinen Besseren,

und er gab sich echt Mühe. Armer Bastard, er kam wohl nie über den Tod seiner Familie während des ersten Dämonenüberfalls hinweg.“

„Wer ist jetzt euer Befehlshaber?“, wollte Rupert wissen.

Der kleinste Goblin grinste breit. „Ich natürlich, wer sonst? Ich habe vielleicht wenig Ahnung von Mut, aber ich verstehe mich auf fiese Tricks und gemeine Fallen. Wenn du mich jetzt entschuldigst, Prinzchen – ich muss den Eimer zu den Wehrgängen bringen, bevor das Pech kalt wird. Warte nur, bis diese Dämonen versuchen, an der äußeren Burgmauer hochzuklettern. Die werden nicht wissen, wie ihnen geschieht.“

Er gluckste boshaft, packte seinen Eimer und eilte weiter über den Hof. Rupert sah ihm nach und dachte dabei an den größten Goblin, den er je gesehen hatte, in eine schlecht sitzende Bronzerüstung gehüllt und mit einer übel stinkenden Zigarre im Mund. Ein Goblin, der sich einst gewünscht hatte, von den Menschen das Vergessen zu lernen, weil sein Volk so viel zu vergessen hatte.

Jemand rief ihn. Rupert schaute auf und sah Julia und den Erzmagier auf sich zukommen.

„Ich habe etwas für dich“, sagte Julia gut gelaunt und reichte ihm ein Stück schwarzer Seide. Er

drehte das Ding skeptisch in beiden Händen.

„Was ist das, Julia?“

„Es ist eine Augenklappe, du Dummkopf. Streif sie über!“

Rupert gehorchte und rückte die Klappe hin und her, bis sie richtig saß. „Nun? Wie sehe ich aus?“

Julia hielt den Kopf schräg und betrachtete ihn voller Hochachtung. „Kühn!“, stellte sie fest. „Genau wie die Seeräuber in meinen Kinderbüchern.“

„Besten Dank“, brummte Rupert. Er warf einen drohenden Blick in die Runde, und der Erzmagier wandte sich rasch den Stallungen zu. Das weitläufige, heruntergekommene Gebäude schien ihm nicht sonderlich zu imponieren.

„Seid ihr sicher, dass ihr da drin einen Drachen habt?“

„Er suchte sich den Stall aus“, erklärte Julia, „und ich hatte ausnahmsweise keine Lust, mit ihm zu streiten.“

„Verstehe.“ Der Erzmagier schüttelte den Kopf. „Wie habt ihr ihn dazu gebracht, euch auf die Burg zu folgen?“

„Ich rettete ihn vor einer Prinzessin“, sagte Rupert, und Julia nickte feierlich. Der Erzmagier sah sie beide an und beschloss, nicht nachzuhaken. Er wollte es lieber nicht wissen.



Rupert drehte den Schlüssel und schob die Tür auf.

Im Innern des alten Holzgebäudes herrschte Finsternis, obwohl hier und da ein Lichtschimmer durch die mit Brettern vernagelten Fenster hereindrang. Rupert nahm eine Fackel aus ihrer Halterung neben der Tür und schlug mit Feuerstein und Stahl Funken. Die jäh auflodernde Flamme drängte das Dunkel zurück, und der Stall nahm vor ihnen Gestalt an.

In den leeren Boxen sammelten sich die Schatten, und das niedrige Strohdach war gerade noch zu erkennen. Rupert betrat den Mittelgang, gefolgt von Julia und dem Erzmagier.

Ihre Schritte hallten gedämpft in der Stille wider, und das Licht der Fackel hüpfte und tanzte unentwegt, obwohl sie keinerlei Zugluft spürten. Sie fanden den Drachen ganz hinten im Stall, eingerollt in einem Nest aus schmutzigem Stroh. Seine großen, gefalteten Flügel hoben und senkten sich im trägen Rhythmus seines Atems. Rupert starrte den schlafenden Riesen schweigend an, und eine Woge der Scham erfasste ihn. Der Drache war sinnetwegen im Dusterwald verletzt worden. So schwer verletzt, dass er Monate später immer noch

völlig entkräftet vor sich hindämmerte.

So schwer verletzt, dass er vielleicht sterben musste, und sein einziges Bestreben bestand darin, das Geschöpf zu wecken, damit es sich erneut in den Dusterwald und in Lebensgefahr begab. Rupert fühlte sich zerschlagen, schuldbewusst und mehr als verlegen, aber er dachte nicht daran, seinen Plan aufzugeben.

Der Drache war die einzige Hoffnung des Waldlands.

Der Erzmagier piffte leise durch die Zähne, als er sah, wie groß der Drache war, und nickte nachdenklich.

„Wie lange liegt er schon so?“

„Zwei oder drei Monate“, antwortete Julia. „Er hat sich nie richtig von den Verletzungen erholt, die er bei unserer ersten Reise durch den Dusterwald erlitt. Nachdem er hier Quartier bezogen hatte, dämmerte er die meiste Zeit vor sich hin, bis wir ihn schließlich überhaupt nicht mehr wecken konnten.“

Der Erzmagier runzelte die Stirn. „Seltsam, üblicherweise brauchen Drachen nicht lange zum Regenerieren. Eine Verletzung verheilt oder bringt sie um.“

Er trat dicht neben den Drachen und strich der Kreatur mit der Hand langsam über den Kopf. Den Riesen umspielte ein fahles Leuchten, das gleich

darauf wieder verschwand. Der Drache schlief ungerührt weiter, während der Erzmagier grimmig vor sich hin nickte.

„Wie ich es mir dachte, er steht seit Monaten unter einem Zauber.“

„Einem Zauber?“, stieß Rupert hervor. „Heißt das, jemand zwingt ihn zum Schlafen?“

„Leider ja, und wer immer den Zauber sprach, muss sich hier in der Nähe befinden, sonst wäre die Magie längst erloschen.“

„Ich kann es nicht glauben“, sagte Julia. „Ich kann es einfach nicht glauben. Noch ein verdammter Verräter? Das kann nicht sein! Darius und seine Verschwörer waren die Einzigen, die einen echten Groll gegen den König hegten. Aber die sind alle tot oder im Exil. Wer sonst käme in Frage?“

„Weshalb seht Ihr mich an?“ Der Erzmagier hob abwehrend die Hände. „Ich bin walddpolitisch nicht auf dem Laufenden.“

„Wer immer hinter dieser Geschichte steckt, hat es auf die Krone abgesehen“, sagte Rupert langsam. „Für ein geringeres Ziel würde sich das Wagnis nicht lohnen. Also müssen wir nach jemandem suchen, der König werden will ... oder es nicht erwarten kann, auf dem Thron zu sitzen.“

„Nein“, sagte Julia. „Das kann nicht sein.“

„Weshalb nicht?“

„Weil ... er das nicht fertigbrächte. Darum. Immerhin hat er sich gegen die Aufrührer gewandt, die ihn zum König machen wollten.“

„Wenn ich die Geschichte richtig verstanden habe, wäre er bestenfalls ein Marionettenherrscher der Barone geworden.“

„Vielleicht bin ich etwas begriffsstutzig“, warf der Erzmagier gereizt ein, „aber könntet ihr mir mal erklären, von wem hier die Rede ist?“

„Von Harald“, erklärte Rupert grimmig. „Von meinem Bruder. Er war schon immer sehr ... ehrgeizig.“

„Harald“, sagte der Erzmagier nachdenklich. „Ich erinnere mich an ihn als Knabe. Lebhafter kleiner Bursche, für den es nichts Schöneres als die Jagd gab. Ich war eine Zeit lang sein Erzieher, aber er besaß keinen Funken Talent für die Magie.“

„Da hast du es!“, sagte Julia rasch. „Unser Verräter muss ein ziemlich mächtiger Magier sein.“

„Nicht unbedingt“, entgegnete Rupert. „Wir haben Curtana nie gefunden.“

„Das Schwert des Zwangs“, sagte Julia. „Natürlich, das wollte der König ursprünglich gegen die Dämonen einsetzen.“

„Genau“, sagte Rupert. „Nur ging es während des

Aufruhrs verloren. Die Landgrafen behaupteten steif und fest, sie hätten es nie besessen, und ich neige dazu, ihnen zu glauben. Ich kenne die Schutzvorkehrungen, die man für die Höllenklingen getroffen hatte. Die Waffen waren nur Mitgliedern der Herrscherfamilie zugänglich. Jeder Außenstehende, der versucht hätte, sie an sich zu nehmen, wäre auf der Stelle gestorben. Es erscheint nur logisch, Curtana auf ähnliche Weise zu verwahren.“

„Wer immer das Schwert an sich nahm, muss Mitglied des Königshauses gewesen sein“, sagte der Erzmagier nachdenklich.

„Ja“, sagte Rupert. „Mein Vater, Harald oder ich. Ich war weit weg, als das Schwert verschwand, und dass der König selbst es nahm, ergibt keinen Sinn. Bleibt nur ... Harald.“

„Das ergibt keinen Sinn“, beharrte Julia. „Wenn sich Curtana in seinem Besitz befände, hätte er es inzwischen längst benutzt. Ganz sicher wäre er nicht ohne es in die Entscheidungsschlacht gegen die Dämonen gezogen.“

Rupert zuckte die Achseln. „Vielleicht gibt es einen Grund, warum er das Schwert noch nicht einsetzen kann. Aber es kommt einfach sonst niemand in Frage.“

„Nein“, sagte Julia. „Das glaube ich nicht.“

„Du meinst, du willst es nicht glauben“, sagte Rupert. „Wenn man dem Hofklatsch glauben darf, hast du dich gut mit Harald verstanden, während ich fort war.“

„Was soll das denn jetzt wieder heißen?“

„Du weißt genau, was das heißen soll!“

„Schrei nicht!“

„Ich schreie nicht.“

„Ruhe!“, fauchte der Erzmagier und blitzte die beiden jungen Leute wütend an, bis sie ihr Gezänk einstellten.

„Schlimmer als kleine Kinder! Ist es vielleicht zu viel verlangt, euch endlich mit dem eigentlichen Problem zu befassen? Falls ihr es vergessen habt, es geht darum, diesen gottverdammten Drachen irgendwie wach zu bekommen.“

„Tut mir leid“, brummte Julia zerknirscht. Rupert grunzte ebenfalls eine Entschuldigung, und die beiden tauschten versöhnliche Blicke, während sich der Erzmagier abwandte, um erneut den schlafenden Drachen zu betrachten. Er legte die Stirn in Falten, dachte nach und streckte beide Arme über dem Koloss aus. Schwaches Licht umspielte seine Finger, erlosch jedoch, noch ehe es die Schuppen des Drachen erreicht hatte. Der Erzmagier

konzentrierte sich und versuchte es noch einmal. Diesmal war der Schein heller, erreichte den Drachen aber wieder nicht. Der Erzmagier stieß eine halblaute Verwünschung aus, die zarte Gemüter erschreckt hätte, und hob die Arme in einer beschwörenden Geste. Einen Augenblick lang ging von seinen Händen ein roter Schein aus, und dann schwebte eine helle, knisternde Flamme vor ihm in der Luft. Sie sank langsam auf den schlummernden Drachen nieder, loderte plötzlich auf und flackerte unruhig an Ort und Stelle, als sei sie gegen eine unsichtbare Wand gestoßen. Der Erzmagier setzte zu einem fremdartigen Gesang an, der beängstigend in der Stille widerhallte.

Schweiß lief ihm übers Gesicht, und seine Hände zitterten, aber die Flamme schwebte immer noch in der Luft und kam dem schlafenden Drachen keine Spur näher. Der Erzmagier spreizte die Beine, um sich besser abzustützen, und sprach mit lauter Stimme einen Befehl. Sein Mund verzerrte sich wie in einem Krampf, strahlendes Licht hüllte ihn ein und fiel gleich darauf in sich zusammen. Aber die tiefrote Flamme senkte sich langsam auf die glänzenden Schuppen des Drachen. Die Atmosphäre im Stall war plötzlich wie verwandelt, als sei eine kaum spürbare Spannung zusammengebrochen und habe sich in

Nichts aufgelöst. Der Drache wälzte sich fiebrig hin und her. Dann schlug er die großen, goldenen Augen auf und hob den kolossalen Kopf aus dem schmuddeligen Stroh. Julia schlang ihm begeistert die Arme um den Nacken und schmiegte sich an ihn.

„Oh, Drache ... Drache!“

„Julia? Was ist, Julia?“

„Nichts. Alles kommt in Ordnung, jetzt, da du wieder da bist.“

Der Drache sah Rupert an, und seine Pupillen weiteten sich ein wenig.

„Rupert“, sagte er langsam. „Bist du doch heimgekehrt? Wie lange habe ich geschlafen?“

„Zwei oder drei Monate“, antwortete Rupert lächelnd. „Es ist schön, dich wiederzusehen.“

„Das gilt auch umgekehrt. Julia und ich machten uns allmählich Sorgen um dich. Sagtest du Monate?“

„Richtig“, entgegnete Julia und ließ ihn los.

„Finsternis ist über die Burg hereingebrochen. Die Dämonenhorden hämmern gegen die Tore, und es kann nicht mehr lange dauern, bis sie über die Mauern klettern und uns alle niedermetzeln.“

„Immer das alte Lied“, entgegnete der Drache und gähnte mit weit aufgerissenem Maul. Der Erzmagier war sichtlich beeindruckt, als er die vielen blitzenden, scharfen Zähne sah.

„Ihr habt mir nicht zufällig etwas zu essen mitgebracht, oder?“, erkundigte sich der Drache.

„Drache ...“, sagte Julia.

„Ich weiß“, unterbrach sie der Riese gelassen, „wir schweben alle in unmittelbarer Lebensgefahr. Aber ich habe monatelang geschlafen, und obwohl ich es gewohnt bin, geraume Zeit im Winterschlaf zu verbringen, habe ich Hunger. Bärenhunger. Ein paar Hühner vielleicht für den Anfang, und dann ein bis zwei Kühe. Oder drei.“

„Drache“, sagte Rupert. „Wir sind auf deine Hilfe angewiesen. Du musst uns über den Dusterwald fliegen, um den Dämonenprinzen aufzustöbern. Wirst du das tun?“

„Sicher“, erklärte der Drache. „Nach dem Essen.“

Der Erzmagier sah Rupert und Julia an. „Jetzt weiß ich, weshalb sich Drachen als Haustiere nie durchsetzen konnten.“



Eis überzog die innere Burgmauer und machte das Kopfsteinpflaster im Hof spiegelglatt. In einem Dutzend schmiedeeiserner Kohlebecken loderten helle Feuer, aber auch sie konnten die bittere Kälte nicht vertreiben, die sich wie eine schwere Decke über die Burg gelegt hatte. Man hatte die Verletzten

nach drinnen gebracht, wo sie noch einen kleinen Rest Wärme fanden; der Drache kauerte allein auf dem Hof und fraß sich durch einen Berg der verschiedensten Fleischsorten. Einige Wachen und Gardisten verstärkten die Barrikaden an den Haupttoren; sie trugen unförmige Pelze und Fäustlinge und bewegten sich plump wie Bären. Jenseits der Burgmauer erstreckte sich die endlose Schwärze.

Rupert und Julia standen in dicke Pelzmäntel gehüllt am Fuß der Haupttreppe und unterhielten sich leise. Als der König plötzlich am Eingang erschien und die Treppe herunterkam, um sich zu ihnen zu gesellen, verstummten sie und rückten enger zusammen. Rupert und Julia verbeugten sich steif, und der König nickte ihnen kurz zu.

„Die Augenklappe gefällt mir“, meinte der König. „Ausgesprochen kess, diese Seeräuber-Aufmachung!“

„Fang du nicht auch noch an!“, knurrte Rupert. „Den nächsten Gardesoldaten, der mich auffordert, ein Seemannslied zu singen, mache ich platt!“

„Reg dich nicht auf“, tröstete ihn Julia. „Wenn all das vorbei ist, kaufe ich dir ein Glasauge.“

„Ich kann es kaum erwarten“, brummte Rupert. Der König fand, es sei an der Zeit, das Thema zu

wechseln. „Wie lange dauert es noch, bis der Drache aufsteigen kann?“, fragte er.

„Sollte nicht mehr lange dauern“, sagte Rupert. „Unsere letzten Fleischvorräte hat er anscheinend verputzt.“

„Der Dämonenprinz“, sagte Julia nachdenklich. „Wie sieht er aus?“

„Das weiß niemand“, entgegnete König John. „Kein Mensch, der ihn je sah, hat es überlebt.“

„Klasse“, sagte Julia. „Echt klasse. Wie sollen wir ihn finden, wenn wir nicht wissen, wie er aussieht?“

„Thomas wird euch zu ihm führen“, erklärte der König. „Wenn ihr mich einen Moment entschuldigt ...“ Er nickte ihnen kurz zu und trat an ein

Kohlebecken, an dem der Astrologe und der Erzmagier standen, sich die Hände wärmten und leise über allerlei Zunftgeheimnisse plauderten.

Grey schaute auf, als der König näher kam, und flüsterte dem Erzmagier etwas zu. Der verbeugte sich höflich und schlenderte ohne Eile zum Drachen hinüber. König John trat neben den Astrologen und hielt seine Hände ebenfalls über die rötliche Glut.

„Thomas, wir müssen reden.“

„Natürlich.“

„Der Drache ist fast soweit. Er kann gewiss bald aufsteigen.“

„Gut. Ich denke jede Stunde, es könne nicht mehr kälter werden, aber es wird immer kälter.“

„Thomas ...“ Der König starrte lange in das Kohlebecken, als suche er in den knisternden Flammen nach einer Eingebung. „Ich hätte nie geglaubt, dass es so weit kommen würde. Das Reich in Trümmern, die Burg belagert, die vielen Toten ... und alles durch unsere Schuld.“

„Mach dir keine Vorwürfe! Wer hätte das ahnen können?“

„Wir hätten es ahnen müssen.“

„Wir taten, was wir für das Beste hielten.“

„Mein tapferer Erster Ritter ist tot! Wenn er die Zugbrücke nicht verteidigt hätte, wäre die Burg längst in den Händen der Dämonen. Er hat uns alle gerettet, und er starb ganz allein in der Finsternis, ohne zu wissen, ob sein Opfer sich gelohnt hatte oder nicht. Ich vermisse ihn. Ich war es gewohnt, ihn an meiner Seite zu haben. Er hatte Fehler, aber er war tapfer, treu und auf seine Weise sogar ehrenwert. Ich glaube, er war der Einzige im ganzen Königreich, auf den ich mich voll und ganz verlassen konnte.“

Grey zog die Augenbrauen hoch. „Der Einzige?“

König John lachte und klopfte Grey auf den Rücken. „Außer dir natürlich. Dir würde ich mein

Leben anvertrauen.“

„Ich sah dich vorhin bei Rupert“, sagte der Astrologe. „Weiß er, dass wir ihn in den Dürstwald begleiten wollen?“

„Noch nicht“, antwortete König John. „Das wird einiges an Überredung kosten. Deshalb wollte ich vorher noch einmal mit dir reden. Wir sollten ihm die Wahrheit sagen. Die ganze Wahrheit.“

Grey zuckte zusammen und sah ihn scharf an. „Hältst du das wirklich für klug?“

„Das wohl weniger. Aber für notwendig.“

Rupert beobachtete, wie der König den Astrologen verließ und wieder auf ihn zusteuerte. Er sah, dass Grey den Arm ausstreckte, wie um den König zurückzuhalten, ihn dann jedoch sinken ließ, als habe er es sich anders überlegt. In diesem kurzen Moment entdeckte der Prinz, dass der Astrologe ein Schwert trug, das er sorgfältig unter seinem Umhang verborgen hielt. Rupert grinste hämisch. Allem Anschein nach hatte Grey kein so grenzenloses Vertrauen in seine Magie, wie er immer vorgab, wenn er ein Schwert als Rückversicherung brauchte. Rupert setzte wieder eine ernste Miene auf, als sein Vater näherkam. Er spürte, wie Julia sich bei ihm unterhakte, und drückte ihren Arm sanft an sich. Im Moment konnte er ein wenig moralische

Unterstützung gut gebrauchen. König John blieb vor ihm stehen und zögerte, als suche er nach den richtigen Worten.

„Du musst nicht in den Dusterwald zurückkehren. Du hast das nun schon so oft durchgemacht ...“

„Gerade deshalb muss ich es noch einmal auf mich nehmen. Niemand hat meine Erfahrung.“

„Ich begleite ihn“, sagte Julia entschlossen. „Er braucht Rückendeckung. Jemanden, dem er trauen kann.“

König John zog die Stirn kraus. „Wie viele Menschen kann der Drache tragen?“

„Höchstens vier“, entgegnete Rupert. „Das wären bis jetzt wir und der Erzmagier ...“

„Nein“, unterbrach ihn der Erzmagier, der seine Unterhaltung mit dem Drachen beendet hatte und nun zu ihnen herübergeschlendert kam. Rupert fiel zum ersten Mal auf, dass die Haare des Erzmagiers schlohweiß waren.

„Was soll das heißen, nein?“, fragte Julia. „Wir brauchen Euch.“

„Tut mir leid“, sagte der Zauberer leise. „Aber ich habe meine letzten Reserven verbraucht, als ich den Drachen weckte. Nun, da die wilde Magie auf die Welt losgelassen ist, muss ich mit meinen Kräften haushalten. Nehmt Grey an meiner Stelle mit! Ich

bleibe hier und beschütze die Burg, so gut ich kann. Mit der Zeit wird meine Kraft zurückkehren. Eine Atempause von nur vierundzwanzig Stunden, und ich kann die Dämonen wieder ganz schön auf Trab halten.“

„Grey?“, wiederholte Julia ungläubig. „Soll das ein Witz sein? Wir brauchen einen richtigen Magier! Die Burg wird dem Dämonenansturm ohnehin nicht standhalten, egal, was Ihr unternimmt. Aber Ihr seid der Einzige von uns, der dem Dämonenprinzen Paroli bieten kann.“

„Nein, Julia“, widersprach der Erzmagier. „Ich kann euch im Augenblick nicht helfen.“

„Thomas ist ein guter Magier“, sagte der König. „Er kennt Mittel und Wege, die uns direkt zum Dämonenprinzen führen werden.“

Rupert sah ihn rasch an. „Uns? Was heißt uns?“

König John hielt seinem Blick ruhig stand. „Ich komme mit.“

„Kommt nicht in Frage“, erklärte Rupert energisch. „Dein Platz ist hier.“

„Wie Julia richtig feststellte, ist die Burg dem Untergang geweiht, wenn wir dem Dämonenprinzen nicht Einhalt gebieten“, sagte der König ruhig. „Ich muss mitkommen, weil ihr ohne mich nicht die geringste Aussicht habt, den Dämonenprinzen zu

vernichten.“

„Warum? Weil du Felsbrecher trägst?“ Rupert warf einen skeptischen Blick auf das Zauberschwert, dessen Griff über der Schulter König Johns aufragte.

„Das auch“, antwortete der König. „Aber es gibt noch einen Grund.“

„Lass mich mit ihnen reden“, bat der Astrologe und trat mit schnellen Schritten neben den König. Seine Züge wirkten besorgt und angespannt, und er ballte die Fäuste. Zögernd, fast widerwillig wandte er sich Rupert und Julia zu, und als er sprach, klang seine Stimme hart und grimmig. „Wir müssen euch begleiten. Wir standen am Anfang dieses Bösen, und uns bleibt keine andere Wahl, als es wieder zu vertreiben.“

„Ich verstehe nicht“, sagte Rupert, dessen Blicke zwischen dem Astrologen und dem König hin- und herwanderten und der nicht recht einordnen konnte, was er in ihren Gesichtern las.

„Es ist alles unsere Schuld“, erklärte König John leise. „Die Toten, die Zerstörung. Unsere Schuld.“

„Inwiefern?“, warf der Erzmagier ein. „Inwiefern ist das eure Schuld?“

„Weil wir den Dämonenprinzen zurück in die Welt der Menschen riefen“, sagte König John.

Lange fiel kein Wort. Die abwehrende Haltung

Greys hatte etwas Armseliges an sich; er spähte wie ein in die Enge getriebenes Tier von einem zum anderen. König John sah müde und besiegt aus, aber er wahrte zumindest eine Spur von Würde und hielt Ruperts entsetztem Blick ruhig stand.

„Weshalb?“, fragte Rupert schließlich.

„Die Barone taten, was sie wollten“, berichtete Grey. „Sie waren drauf und dran, das Königreich mit ihren ewigen Hinterlisten und Eifersüchteleien zu ruinieren. Irgendwie musste man sie wieder zur Vernunft bringen, und da kam uns der Gedanke, dass eine echte, große Gefahr die Barone endlich zwingen würde, sich wieder zu vertragen und gemeinsam zu kämpfen, unter der Führung der Krone.“

„Das war der Plan“, fuhr König John fort. „Wir glaubten, wir könnten den Zauber ohne weiteres rückgängig machen, wenn die Sache nicht gelänge, und den Dämonenprinzen in die Dunkelheit zurückschicken, aus der wir ihn gerufen hatten.“

„Ihr Narren“, sagte der Erzmagier. „Ihr gottverdammten Narren!“

„Ja“, sagte der König. „Alte, angsterfüllte Narren. Aber damals waren wir jünger und überzeugt, dass alles nach Plan verlaufen müsste. Aber alles ging von Anfang an schief. Wir zogen das Pentagramm, und

Thomas errichtete den Schutz gegen die bösen Geister. Ich entzündete die Kerzen an den Spitzen des Fünfecks, und er stellte das Weihwasser in die Zwischenräume. Selbst nach so vielen Jahren erinnere ich mich daran, als wäre es gestern gewesen. Wir sprachen die Worte und riefen ihn, und dann überfiel uns die Finsternis wie ein gieriges Raubtier. Ich konnte nichts sehen, konnte nicht atmen, aber ich spürte, wie sich etwas Schreckliches ganz in der Nähe bewegte, und dann hörte ich Thomas gellend schreien. Ich versuchte, ihm zu Hilfe zu eilen, konnte ihn jedoch im Dunkeln nicht finden. Schließlich verlor ich das Bewusstsein, und als ich wieder zu mir kam, war die Finsternis vorbei, und der arme Thomas lag ohnmächtig neben mir.

Jahre vergingen, und wir sahen nicht das Geringste vom Dämonenprinzen. Wir glaubten, er sei in die Dunkelheit zurückgekehrt, aus der wir ihn gerufen hatten, und atmeten auf, weil wir noch einmal davongekommen waren. Aber dann tauchten jüngst Dämonen im Schlingforst auf, und der Dusterwald breitete sich aus.“

„Augenblick“, unterbrach ihn Rupert. „Wann habt ihr diese Beschwörung vorgenommen?“

„Vor zweiunddreißig Jahren.“

„Aber damals ...“

„Ja. Damals verloren wir den Südflügel.“

„Ich war in jenem Sommer nicht in der Residenz“, sagte der Erzmagier. „Deshalb also bist du mir immer ausgewichen, wenn ich wissen wollte, was du eigentlich im Südturm zu suchen hattest. Warum hast du mich nicht um Rat gefragt? Ich hätte dich warnen können ...“

„Du hättest versucht, mir den Plan auszureden“, unterbrach ihn der König, „und das wollte ich vermeiden.“

„Das sieht dir ähnlich“, meinte der Erzmagier. „Aber woher hattet ihr die magische Kraft, eine solche Beschwörung durchzuführen?“

„Wir benutzten Curtana“, sagte der Astrologe. „Ich beförderte John per Teleport ins Arsenal, John nahm das Schwert, und dann kehrten wir auf die gleiche Weise zurück.“

„Ich wusste nicht, dass Ihr Euch auf die Kunst des Teleportierens versteht“, sagte Rupert.

Grey bedachte ihn mit einem kühlen Lächeln.

„Ihr wisst sehr wenig über mich.“

„Ihr wart es“, sagte Julia. „Kein Wunder, dass der Seneschall Curtana nicht im Arsenal fand. Ihr habt uns bewusst in die Irre geschickt!“

„Nein“, widersprach der König. „Das war das Problem. Thomas und ich brachten Curtana damals

ins Arsenal zurück, ehe wir den Südflügel verließen. Es hätte da sein müssen.“

Rupert und Julia wechselten einen schnellen Blick. „Wer könnte es denn genommen haben?“, fragte Rupert nachdenklich.

Der König zuckte die Achseln. „Nachdem ich die Schutzzeichen gestört hatte, hätte jeder das Schwert nehmen können. Darius ging durch diese gottverdammten Entlüftungsschächte jahrelang im Südflügel ein und aus. Wahrscheinlich stahl er Curtana als eine Art Rückversicherung, falls wir ihm auf die Schliche kämen, und vergaß dann in seinem Wahnsinn, wo er es versteckt hatte, und nun, da der Mann tot ist, werden wir das Schwert des Zwangs wohl nie mehr finden. Es kann beinahe überall in dem Tunnelgewirr sein.“

„Vielleicht ist das die beste Lösung“, entgegnete Rupert. „Curtana hat seinen Besitzern bisher nur Kummer und Leid gebracht.“

„Wir scheinen ein wenig vom Thema abzukommen“, wandte Grey ein. „Tatsache ist, dass John und ich euch begleiten müssen. Da wir den Fürsten der Finsternis gerufen haben, kann man ihn nicht ohne uns bannen oder vernichten.“

Rupert sah den Erzmagier fragend an. „Stimmt das?“

„Leider ja. So steht es in den Legenden.“

„Legenden“, maulte Rupert angewidert.

„Irgendwie enden wir immer bei diesen albernem Legenden.“

„Ich habe ein Recht darauf, vor den Dämonenprinzen zu treten“, erklärte der König.

„Trotz allem, was ich verbockt habe: Ich bin immer noch der Herrscher des Waldlands, und er soll mir dafür büßen, was er dem Land angetan hat.“

„John“, sagte der Erzmagier, „wenn du dich in den Dusterwald begibst, kehrst du wahrscheinlich nicht mehr zurück.“

„Das weiß ich“, erwiderte König John. „Aber irgendwie hat jeder von uns seine Anwendung von Altruismus. Wir leben für diese Augenblicke der Größe, oder?“

„Kommt schon“, warf Rupert ein. „Je länger wir hier herumstehen und schwätzen, desto größer wird die Wahrscheinlichkeit, dass die Dämonen die Mauer erstürmen. Drache! Bist du bereit?“

„Natürlich, Rupert“, sagte der Drache ruhig. „Steig auf, und wir können uns auf den Weg machen.“

Rupert und Julia gingen auf den Drachen zu, gefolgt von dem Astrologen. König John blieb noch einmal stehen, als Harald im Haupteingang erschien. Er wartete geduldig, bis Harald die Treppe

heruntergekommen war und sich zu ihm gesellt hatte. Einen Augenblick lang suchten beide nach den richtigen Worten.

„Wenn wir nicht zurückkehren“, sagte König John dann unvermittelt, „wirst du meine Nachfolge als König antreten. Erhalte das Reich, so gut du es vermagst. Die Dunkelheit kann nicht ewig dauern. Falls die Dämonen über die Mauer kommen oder die Tore aufbrechen, zieht euch ins Innere der Burg zurück und verbarrikadiert die Eingangskorridore. Kämpft um jede Kammer, jede Galerie! Die Burg ist so gebaut, dass sie auch langen Belagerungen standhält. Es gibt ausreichend Geheimgänge, um die Dämonen jahrelang in die Irre zu führen. Wenn du einen klaren Kopf behältst, kannst du es schaffen. Lass das Land nicht im Stich!“

„Versprochen“, antwortete Harald. „Du gehst jetzt besser. Die anderen warten.“

Rupert und Julia hatten den Drachen erklimmt und beobachteten, wie sich Harald und König John ein letztes Mal umarmten. Julia warf einen Blick auf Grey, der geduldig neben dem Drachen wartete, schlang dann beide Arme um Ruperts Taille und beugte sich vor, bis ihre Lippen sein Ohr berührten.

„Findest du, wir sollten etwas sagen?“, wisperte sie. „Wenn Harald der Verräter ist ...“

„Das nützt doch nichts“, brummte Rupert. „Wir haben keine Beweise gegen ihn. Du hast selbst gehört, was mein Vater sagte: Nachdem die Schutzzeichen verwischt waren, hätte jeder Curtana an sich nehmen können.“

„Aber ihm die Aufsicht über die Burg zu überlassen ...“

„Wir können nichts dagegen tun. Zumindest jetzt nicht.“

Sie schwiegen, während König John über den Hof eilte und sich ungeschickt auf den Drachen schwang, gefolgt von seinem Hofastrologen. Alle machten es sich mehr oder weniger bequem, und der Drache spreizte probeweise die Flügel.

„Steif“, brummte er. „Völlig steif.“

„Bist du sicher, dass du das schaffst, Drache?“, fragte Rupert. „Wir sind zu viert, und es könnte ein langer Flug werden ...“

„Sage ich dir, wie du mit einem Schwert umgehen sollst?“, brummte der Drache. „Natürlich. Haltet euch gut fest, und ich bringe euch ans Ziel. Falls einer von euch weiß, wo dieses Ziel ist ... und noch eins, Rupert!“

„Ja?“

„Versuch, mich das nächste Mal zu wecken, bevor die Lage außer Kontrolle gerät!“

Rupert dachte noch über eine entsprechend giftige Antwort nach, als sich der Drache plötzlich aufrichtete. Rupert umklammerte rasch den Nacken des Kolosses, während die mächtigen Flügel auf- und abschlugen, und dann warf sich der Drache so kraftvoll in die Lüfte, dass Ruperts Magen einen Satz tat. Der Burghof unter ihnen wurde kleiner, und im gleichen Augenblick überwand die Außenmauer. Rupert beobachtete entsetzt, wie sie die Verteidiger auf den Wehrgängen überrannten und sich überall verteilten. Der Erzmagier stand allein da und schleuderte den Angreifern seine Blitze entgegen. Geräuschvoll splitterten die Eichenbohlen der Torflügel, und Scharen von Dämonen drängten auf den Burghof.

Dann stieg der Drache höher, und die Burg versank in der Nacht. Unter ihnen breitete sich der Dusterwald im bleichen Schimmer des blauen Mondes aus.



„Es ist alles vorbei“, sagte Rupert gedrückt. „Die Dämonen haben triumphiert.“

„Wir müssen umkehren!“, sagte Julia. „Drache ...“

„Nein“, sagte der König. „Wir fliegen weiter. Etwas anderes können wir nicht tun.“

Der Drache setzte seinen Weg ins Dunkel fort, und lange sprach keiner von ihnen. Eisige Luft rauschte vorbei und biss sich in die ungeschützte Haut ihrer Hände und Gesichter. Rupert spürte, wie Julia sich enger an ihn schmiegte, und versuchte, sie mit seinem Körper gegen den Wind abzuschirmen. Der Himmel war dunkel, aber der blaue Mond erfüllte die Nacht mit einer uralten Macht. Die wilde Magie dröhnte durch die Nacht wie der Herzschlag eines Riesen, sonderbar und der Menschenart ganz und gar fremd. Rupert spürte, wie in der Tiefe Dinge erwachten und in Bewegung gerieten, die nicht in die Zeit der Menschen gehörten. Die Welt schien sich schleichend zu verändern, während der Drache seine Fracht tiefer in die Dunkelheit trug. Immer eindeutiger hatte Rupert das Gefühl, dass die Menschen nicht hierhergehörten, dass die Erde sich weitergedreht hatte und kein Platz mehr für ihn und seinesgleichen war.

Die Macht des blauen Mondes: die Realität zu verändern.

Rupert schüttelte rasch den Kopf, um seine Gedanken zu ordnen. Bis jetzt hatte das Land keinen Schaden genommen, der sich durch den Tod des Dämonenprinzen nicht rückgängig machen ließ. Zumindest hatten das die anderen erklärt. Rupert

runzelte die Stirn. Er merkte, dass er nicht mehr viel darauf gab, was andere sagten.

„Wie kommst du zurecht?“ Rupert brauchte den Trost einer Stimme, selbst wenn es nur die eigene war.

„Hervorragend“, erklärte der Drache. Er bewegte seine Flügel stark und gleichmäßig auf und ab. „Ich fühle mich ... wieder jung. Meine Knochen schmerzen nicht mehr, ich kann durchatmen, und ich sehe endlos weit. Ich hatte vergessen, wie wundervoll das Jungsein ist. Das macht die wilde Magie. Ich spüre sie. Sie singt in meinem Blut. Die wilde Magie herrscht wieder über die Welt. Wie damals in meiner Jugend. Als es noch keine Menschen gab.“

„War das eine bessere Zeit für dich?“, fragte Rupert gedankenvoll.

„Besser?“ Der Drache schwieg einen Moment und fürchte die breite Stirn, während er mit unverminderter Geschwindigkeit durch das Dunkel flog. „Sie war ... anders.“



Der Dusterwald erstreckte sich in der Tiefe, ein endloses Durcheinander eng verflochtener Baumkronen. Knorriges Geäst bildete ein

undurchdringliches Dach über den morschen Stämmen. Spitze Dornen ragten in die Nacht, und der süßliche Gestank von Verwesung war überall.

„Entschuldigt die naive Frage“, sagte Julia, „aber wie sollen wir den Dämonenprinzen in dem Labyrinth da unten jemals aufstöbern? Es kann Stunden dauern, bis wir uns einen Weg durch das Dickicht gebahnt haben, und niemand garantiert uns, dass es der richtige Weg ist.“

„Ich finde den Dämonenprinzen“, sagte Grey grimmig. „Meine Magie wird uns zu ihm führen.“

„Was geschieht, wenn wir ihn gefunden haben?“, wollte Julia wissen.

„Wir vernichten ihn“, sagte der König. „Das Land schreit nach Rache.“

„Klar“, sagte Julia. „Wir vernichten ihn. Einfach so. Ihr habt nicht die leiseste Ahnung, wie wir das bewerkstelligen sollen, stimmt’s?“

„Wir werden unser Möglichstes tun“, entgegnete Rupert. „Zuerst versuchen wir es mit kaltem Stahl. Wenn das nichts hilft, greifen wir zur Zauberkunst. Wenn das nichts hilft, kann der Drache Feuer speien.“

„Was ist, wenn das nichts hilft?“

„Dann haben wir ein großes Problem.“

„Toll“, sagte Julia. „Einfach toll.“

Das dichte Geflecht der Baumkronen wogte wie ein endloses Meer in der Tiefe. Das bedrückende Entsetzen der langen Nacht war über dem Dusterwald etwas leichter zu ertragen, aber dennoch drang die Schwärze von allen Seiten auf den Drachen ein. Sie lastete auf seinen Flügeln und wog immer schwerer, je weiter er vordrang, fast als stemme sie sich gegen ihn. Rupert spürte einen wachsenden Druck, als sie ihren Weg fortsetzten, und der Drache musste sich mächtig anstrengen, um sein Tempo beizubehalten. Sein Flügelschlag nahm einen rastlosen Rhythmus an, und sein Atem ging immer schneller. Stimmen drangen aus dem Dunkel, ein Brummen, Lachen, Kreischen, und mehr als einmal spürte Rupert, wie etwas seine Hände oder sein Gesicht streifte. Er wusste nicht, ob es den anderen ebenso ging wie ihm, und fragte auch nicht danach, weil er es gar nicht wissen wollte. Am liebsten hätte er den Hals des Drachen losgelassen und wild um sich geschlagen, um die unsichtbaren Geschöpfe auf Distanz zu halten, aber er nahm sich zusammen. Er durfte jetzt nicht die Beherrschung verlieren, keinen Augenblick lang. „Ruhig, Junge, ruhig“, dachte er. „Sie versuchen, dich in Angst zu versetzen, das ist alles. Lass sie nicht merken, wie gut ihnen das gelingt!“

„Dort unten“, sagte Grey plötzlich und deutete auf einen Fleck zu seiner Linken, „befindet sich eine Lichtung, die von Baumkronen überdacht wird. Dort werden wir den Dämonenprinzen finden.“

„Bist du sicher?“, fragte König John.

„Völlig sicher“, bekräftigte der Astrologe.

Der Drache drehte den Kopf, um zu sehen, wohin Grey zeigte, drehte eine Schleife und glitt tiefer. Aus dem grotesken Astwerk des Düsterwaldes ragten gefährliche Dornenspieße auf. Im letzten Augenblick sperrte der Drache das breite Maul weit auf und spie Flammen, die sich wie Säure durch das Dach des Waldes fraßen. Das spröde Holz schien ihnen keine Nahrung zu bieten, denn sie erloschen gleich darauf wieder. Aber das Loch, das sie in die Dornenbarriere gebrannt hatten, war groß genug, dass der Koloss mit eng angelegten Flügeln in die Tiefe tauchen konnte. Das Mondlicht fiel plötzlich nicht mehr auf sie, und der Drache raste wie ein Stein nach unten. Er spreizte die Flügel, um den Sturz abzufangen, und landete so hart auf dem Waldboden, dass seine Begleiter Mühe hatten, sich auf seinem Rücken zu halten. Einen Augenblick lang stockte allen der Atem.

Ringsum war tiefes Dunkel, lautlos und tödlich.

„Hat jemand daran gedacht, eine Laterne

mitzunehmen?", flüsterte Julia nach einer Weile.

Der Drache räusperte sich zuvorkommend. Ein kurzer Feuerstrahl aus seinem Maul entzündete einen kleinen Kreis aus Flechten und öligen Moosen. Blitzartig war die Lichtung in einen hellen, flackernden Schein gehüllt. Rupert schwang sich vom Rücken des Drachen, sorgsam darauf bedacht, nicht in den Feuerkreis zu treten. Die Flammen schienen ruhig und gleichmäßig zu brennen, ohne sich auszubreiten. Rupert nickte befriedigt. Er zog sein Schwert und trat ein paar Schritte zur Seite, damit die anderen absteigen konnten.

Die Lichtung war nicht besonders groß, ein Fleck von etwa zwölf Metern Durchmesser, von dem ein halbes Dutzend Pfade in den Wald führten. Genau in der Mitte stand ein halb verrotteter Baumstumpf, der die groben Umrisse eines Throns aufwies. Frische Blutflecken überzogen das faule Holz. Rupert spähte hinauf zu der Öffnung, die der Drache ins Astgeflecht gebrannt hatte, aber weder der blaue Mond noch sein Licht waren zu sehen. Julia trat neben Rupert, das Schwert in der Hand. Sie lächelten einander kurz an. Dann ging Julia langsam um den Drachen herum und horchte angespannt ins Dunkel. König John und der Astrologe standen gemeinsam neben dem modrigen Thron.

„Ist dieses Feuer nicht gefährlich?“, fragte König John leise. „Das Licht wird den Dämonen doch sicher verraten, dass wir hier sind?“

Grey lächelte dünn. „Das wissen sie auch ohne Licht.“

„Dieser Ort ist eklig“, sagte Julia, und stieg vorsichtig über einen Haufen blutverspritzter Knochen, an denen noch Fleischreste hingen. Aus den Moospolstern quoll Blut, als sie darauf trat.

„Also schön, Herr Astrologe“, meinte Rupert schließlich. „Wo bleibt der Dämonenprinz?“

„Ihr verlangt nach ihm?“, fragte Grey. „Dann werde ich ihn rufen. Meister! Sie sind hier! Ich habe sie hergeführt!“

Rupert und Julia starteten ihn bestürzt an und stürmten vorwärts, die Schwerter gezückt, doch bevor sie den Astrologen erreichten, wurden sie von einem gewaltigen Gewicht zu Boden gedrückt. Rupert kämpfte verbissen gegen die unsichtbare Kraft an, die ihn eisern festhielt, schaffte es aber nur, den Kopf aus den blutgetränkten Moospolstern zu heben.

Das Schwert war ihm aus der Hand gefallen, und er konnte den Kopf nicht weit genug drehen, um zu sehen, wo es lag. Dicht neben ihm lag König John, ebenso hilflos wie er selbst, und am Rande der

Lichtung wand sich der Drache und versuchte vergeblich, auf die Beine zu kommen. Grey lachte leise. Mit unmenschlicher Anstrengung hob Rupert den Kopf und blickte ihn an. Grey lümmelte auf dem morschen Holzstumpf und spielte mit einem leuchtenden Schwert, in dessen Griff ein trüber, schwarzer Edelstein eingesetzt war.

„Was geht hier vor?“, ächzte Julia. „Warum kann ich mich nicht rühren?“

„Das liegt an seinem Schwert“, stieß König John mühsam hervor. „Es ist Curtana. Er muss es genommen und versteckt haben.“

„Ganz recht“, sagte Grey. „Ich musste doch sichergehen, dass ihr meinen Herrn und Meister anständig begrüßt.“

„Willkommen“, drang eine flüsternde, zischelnde Stimme aus den Schatten. „Willkommen, Freunde! Ich habe euch erwartet.“

Rupert hielt mit letzter Kraft den Kopf aufrecht, während sich eine hochgewachsene Gestalt aus den Schatten am Rande der Lichtung löste. Nach und nach nahm sie Masse und Realität an, wie ein Albtraum, der sich in Fleisch und Blut verwandelt. Der Dämonenprinz war mindestens zweieinhalb Meter groß und so mager, dass er fast ausgezehrt wirkte. Seine bleich schimmernde Haut war in schwarze

Lumpen und Fetzen gehüllt, und unter der breiten Krempe seines Schlapphuts glommen zwei rote Augen, die unverwandt zu ihnen herüber starrten. Das Antlitz des Dämonenprinzen war kaum zu erkennen, wirkte jedoch irgendwie unfertig und verschwommen. Der Anblick seiner hilflosen Feinde auf dem Boden der Waldlichtung entlockte ihm ein Lächeln, das seine spitzen Zahnreihen entblöbte. Dann schoss er mit der Eleganz und Schnelligkeit einer Spinne auf den König zu und riss Felsbrecher aus der Scheide. Das Schwert schien in seiner Skeletthand zu beben.

„Nettes Spielzeug“, sagte der Dämonenprinz. „Es gab eine Zeit, da hätte es mich besiegen können.“

Mit einer schnellen, mühelosen Bewegung zerbrach er die Klinge über dem Knie und warf die Stücke achtlos beiseite.

Rupert glaubte, in weiter Ferne einen gequälten Schrei zu hören, der allmählich verstummte. Der Dämonenprinz wandte sich Grey zu und streckte gebieterisch die Hand aus. Grey sprang auf, eilte zu seinem Meister und überreichte ihm Curtana. Der Dämonenprinz wog das Schwert in der Hand, und die glühende Klinge begann lichterloh zu brennen. Innerhalb weniger Sekunden verwandelte sich Curtana in eine Pfütze aus geschmolzenem Metall, in

der ein paar geschwärzte Edelsteine schwammen. Rupert testete rasch den Zwang, der ihn festhielt. Der Druck schien nachzulassen, aber noch war der Bann der wilden Magie nicht gebrochen.

„Du hast deine Sache gut gemacht, Sklave“, sagte der Dämonenprinz zu Grey, der sich tief verneigte. „Alle meine Feinde sind an einem Ort versammelt, und von den Schwertern, die mir hätten schaden können, ist keines mehr übrig.“

Er unterbrach sich und war mit einem Satz bei Julia, die verstohlen die Hand ausstreckte, um das Schwert, das ihr entglitten war, wieder an sich zu nehmen. Sie hatte eben den Griff ertastet, als der Fuß des Dämonenprinzen mit voller Wucht auf ihre Finger krachte. Das Geräusch splitternder Knochen drang furchterregend laut durch die Stille.

Der Dämonenprinz zerquetschte Julias gebrochene Hand unter seinem Absatz, aber sie biss die Lippen zusammen und gab keinen Laut von sich. Er lachte heiser, weidete sich einen Moment an ihrem schmerzverzerrten Gesicht und wandte sich dann wieder Grey zu. Selbst im schwachen Licht der Flammen konnte Rupert erkennen, dass Julias Hand nur noch ein Brei aus Blut und Knochenfragmenten war. Als sie trotzdem das Schwert zu heben versuchte, klorrte es zu Boden. Der Dämonenprinz

drehte sich nicht einmal um. Er nahm elegant auf dem Thron aus morschem Holz Platz, winkte Grey an seine rechte Seite und blickte kalt auf seine besiegten Feinde herab.

„Nun“, begann er mit sanfter Stimme, „habt ihr mir nichts zu sagen? Schließlich musstet ihr lange auf diese Begegnung warten. Willst du beginnen, Drache? Schließlich sind wir von der gleichen Art. Wir haben die Zeit erlebt, als die Erde jung war und wir zu den Mächtigen dieser Welt zählten. Seit damals, seit der Mensch auf den Plan trat, hat sich vieles verändert. Du bist alt geworden, alt und schwach. Die Magie verlor wie du nach und nach ihre Kraft. Aber nun steht der blaue Mond voll am Himmel, und die wilde Magie ist zurückgekehrt. Vergiss die Menschen, sei mein Diener, und du wirst erleben, wie die Drachen wieder zu Ruhm und Ansehen gelangen!“

Der Drache kämpfte verärgert gegen die Zauberkräfte an, die ihn gefangen hielten, und hob mühsam den großen Kopf.

„Antworte mir“, sagte der Dämonenprinz.

„Verrotte in der Hölle“, sagte der Drache. „Julia und Rupert sind meine Freunde, und ich denke nicht daran, sie an den Herrn über ein paar verfaulte Baumstämme zu verraten.“

Ein Feuerstrahl schoss aus seinem Maul, konnte aber den Dämonenprinzen nicht erreichen. Die Flammen sanken kraftlos zu Boden und erstickten im Moos.

„Dummes Tier!“, schnaubte der Dämonenprinz.
„Schlaf!“

Die Augen des Drachen fielen zu, und sein Schädel sank schwer vornüber. Der Dämonenprinz schlenderte zu ihm hinüber und trat ihn mit voller Wucht ins Gesicht. Aus dem Maul des Giganten floss goldenes Blut. Der Dämonenprinz trat ihn erneut.

Rupert zog langsam ein Knie unter den Körper, ein kraftraubendes Unterfangen, da ihn der Bann des Dämonenprinzen immer noch ins Moos presste. Er sah, dass sein Schwert zwischen ihm und König John lag. Ein einziger Sprung würde ihn in Reichweite der Waffe bringen, aber der Zwang Curtanas ließ nur allmählich nach. Rupert brachte das zweite Knie in Stellung. Geduldig und in kalter Wut wartete er auf den Moment, da er sich wieder frei bewegen konnte.

„Du hast das alles von langer Hand geplant, Thomas“, sagte der König mit matter Stimme. Das Feuer in seinen Augen war erloschen, und sein Gesicht erinnerte an eine hölzerne Maske, der das Entsetzen und der Schmerz jeden Ausdruck geraubt

hatten. „Der vergiftete Wein, der die anderen Magier tötete – das war dein Werk.“

Grey lachte selbstzufrieden.

„Warum?“, ächzte der König. „Warum hast du dich gegen das Waldland, gegen mich gewandt?“

„Antworte, Sklave!“, befahl der Dämonenprinz.

„Seine Verzweiflung amüsiert mich.“

„Du!“ Grey verzog das Gesicht zu einem böartigen Grinsen. „Du und dein gottverdammter Thron! Dreißig Jahre und länger bestand meine Aufgabe darin, dich und deine Entscheidungen zu stützen, aber was bekam ich dafür? All die Jahre lebte ich in deinem Schatten, erledigte die Dreckarbeit für dich, während du immer reicher und mächtiger wurdest. Ich hätte es weit bringen können! Ich hätte es bis zum Erzmagier bringen können! Aber ich gab meine Pläne auf, weil du mich brauchtest. Ich hätte einen besseren König abgegeben als du. Das sagten viele. Aber ich hielt dir die Treue. Du warst mein Freund. Aber dann, viele Jahre später, musste ich erkennen, dass ich keinen Deut mehr Autorität, Ansehen oder Reichtum besaß als an jenem Tag, da ich dir als Hofastrologe Gefolgschaft schwor.“

Der König starrte ihn an und merkte nicht, dass ihm die Tränen über die eingefallenen Wangen liefen.

„Thomas ... wir waren seit der Kinderzeit Freunde!“

„Aus Kindern werden irgendwann Erwachsene.“

„Hasst du mich wirklich so?“

„Mehr, als du dir vorstellen kannst, John. Ich freue mich seit Jahren auf diesen Augenblick. Seit vielen Jahren.“

„Du!“, fuhr König John stockend fort. „Du hast vorgeschlagen, den Dämonenprinzen anzurufen!“

„Natürlich“, erwiderte Grey ruhig. „Nur mit seiner Hilfe konnte ich den Thron für mich gewinnen.“

Er verstummte, als ihm der Dämonenprinz eine Hand auf die Schulter legte. Die langen Krallen bohrten sich in sein Fleisch, bis ihm Blut über den Arm lief, aber er zuckte nicht zusammen und gab keinen Schmerzenslaut von sich.

„Törichter Sterblicher“, brummte der Dämonenprinz. „Dachtest du im Ernst, du könntest mich benutzen? Von dem Augenblick an, da du mich aus der Finsternis holtest, warst du mein Leib und Seele. Von dem Augenblick an warst du mein Werkzeug, mein Sklave, mein!“

„Verräter“, wisperte der König.

„Verräter haben mir immer gut gedient“, sagte der Dämonenprinz.

König John senkte den Kopf und schloss die Augen. An einem Tag hatte er sein Königreich, seine Burg und seinen ältesten Freund verloren. Es

erschien unmöglich, dass ein Mensch solche Schmerzen überleben konnte.

Rupert stemmte sich behutsam auf die Ellbogen. Der Zauberschwang wirkte kaum noch, aber das Schwert war einfach zu weit entfernt. Der Dämonenprinz würde ihn töten, ehe er es erreichte. Der König dagegen lag fast auf der Klinge ... Rupert überlegte. Wenn er seinem Vater die Möglichkeit verschaffen wollte, das Schwert an sich zu nehmen, musste er den Dämonenprinzen und den Astrologen irgendwie ablenken ... Rupert lächelte gequält, als ihm die Lösung dämmerte. Er mochte das Schwert nicht erreichen können, den Dämonenprinzen aber schon. „Verdammt, das kann eine blutige Angelegenheit werden“, dachte Rupert. Er nahm Blickkontakt zu seinem Vater auf und wies mit dem Kinn unauffällig auf das Schwert. Jetzt musste der Dämonenprinz nur noch ein paar Schritte näher kommen. Grey lachte auf, und König John drehte mühsam den Kopf, um ihn anzusehen.

„Nun?“ Grey grinste breit. „Hast du nichts zu sagen? Kein letzter Appell an meinen Großvater oder an die Freundschaft, die uns so lange Zeit verband?“

Der König sah ihn nur wortlos an.

„Ich werde König sein“, fuhr Grey fort, und eine ganze Welt der Genugtuung schwang in seiner

Stimme mit. „Endlich. Der Meister hat mir deinen Thron versprochen, als Lohn für die Rolle, die ich übernahm. Sei unbesorgt! Ich werde das Waldland wieder auf die Beine stellen und es klug regieren. Mit den Dämonen als Verbündeten wird es kein Baron wagen, sich gegen mich zu erheben.“

„Ihr seid wahnsinnig“, sagte Julia scharf. „König? König wovon? Es gibt nur noch den Dusterwald!“

„Das wird nicht so bleiben“, entgegnete Grey ruhig. „Ich werde über das Waldland herrschen. Das hat er mir versprochen.“

„Du gibst dich mit einer Belanglosigkeit zufrieden“, warf der Dämonenprinz ein. „Ich bot dir alle Königreiche der Welt.“

„Ich will nur das Waldland“, erklärte Grey. „Ich wollte von Anfang an nicht mehr, und nun bin ich endlich am Ziel meiner Träume angekommen.“

„Das glaube ich nicht“, sagte der Dämonenprinz. Grey fuhr herum und starrte die Kreatur an, die sich lässig auf dem fauligen Thron räkelte.

„Ich habe keine Verwendung für Monarchen“, fuhr der Dämonenprinz fort. „Ich brauche Sklaven. Komm her!“

Grey schüttelte den Kopf. „Ich werde König des Waldlandes sein. Du hast es mir versprochen!“

Der Dämonenprinz lachte. „Ich habe gelogen.“

Er richtete sich unvermittelt auf und kam auf Grey zu. Der wich langsam zurück. Dann drehte er sich um und begann zu rennen. Nach ein paar Schritten schloss sich die Nacht wie ein Tuch um ihn und brachte ihn zu Fall. Grey schlug um sich und begann, wie ein Tier zu schreien, als er merkte, wie sich seine Knochen und Muskel verwandelten, verzerrten, verformten ...

Die Schreie erstarben schließlich, und der König beobachtete voller Grauen, wie sich das Ding, das einst sein Freund gewesen war, als Dämon vom Waldboden erhob. Ein Schädel mit niedriger Stirn saß auf gedrunghenen, kräftigen Schultern, und die überlangen Arme baumelten bis unter die Knie. Dichtes, struppiges Fell quoll durch große Risse im Umhang des Zauberers. In den roten Augen flackerte ein primitiver, verschlagener Verstand, aber keine Spur von Erkennen, als der Dämon einen flüchtigen Blick auf den König warf und dann schmeichlerisch zu Füßen des Dämonenprinzen niederkauerte.

„Nun?“ Der Dämonenprinz sah den König herausfordernd an. „Wie gefällt dir dein Freund?“

Rupert schnellte vor und warf sich auf den Dämonenprinzen. Die Kreatur geriet ins Stolpern und wäre um ein Haar gestürzt, fing sich aber im letzten

Augenblick ab. Rupert umklammerte den Gegner mit beiden Armen und hielt ihn eisern fest, den Kopf gegen die magere Brust gedrückt.

„Vater!“, gellte er verzweifelt. „Nimm das Schwert! Nimm das verfluchte Schwert!“

Der Schädel des Dämonenprinzen flog mit einem Ruck nach vorn, der längliche, dünne Hals dehnte sich, und Rupert sah blitzende Fänge nach seiner Kehle schnappen. Im letzten Augenblick ließ er los und warf sich nach hinten. Die Kiefer schnappten Millimeter vor seinem Gesicht zu, dann schoss ein hartes, spitzes Knie hoch und traf ihn in die Seite. Rupert ächzte, als eben erst verheilte Rippen brachen. Der Boden kam auf ihn zu. Er rollte sich ab und sah gerade noch, wie Julia nochmals versuchte, ihr Schwert zu erreichen. Der Dämonen-Astrologe versetzte ihr einen Magenschwinger, und sie brach nach Luft ringend zusammen. Der Dämon lachte. Langsam trat der Dämonenprinz auf sie zu, ein breites Grinsen auf den Lippen. Rupert stützte sich ab und warf einen raschen Blick auf König John. Der König hatte sich überhaupt nicht gerührt, und das Schwert lag noch da, wo Rupert es fallenlassen hatte.

„Vater!“

Der Dämonenprinz blieb vor König John stehen und

lächelte auf ihn hinab. „Ich glaube nicht, dass er dich hört, Junge. Er ist ein gebrochener Mann, ein weiterer meiner Sklaven. Habe ich recht?“ Er bückte sich, packte den König brutal an der Kehle, riss ihn hoch und hielt ihn an einem Arm in die Luft. Dann schüttelte er ihn wie ein Spielzeug.

„Habe ich recht?“

König John versuchte erfolglos, den Griff des Dämonenprinzen um seinen Hals zu lockern. Sein Atem ging pfeifend.

„Du sollst der niedrigste meiner Sklaven sein, du Feigling!“, wisperte der Dämonenprinz. Er zog König John zu sich heran, bis ihre Augen auf gleicher Höhe waren, und lachte spöttisch. Der König spuckte ihm ins Gesicht. Der Dämonenprinz jaulte zornig auf. Während er mit einer Hand die Kehle des Königs zudrückte, riss er ihm mit der anderen den Kettenpanzer auf und stieß ihm die Klauen tief in die Brust.

Rupert kam schwankend auf die Beine und lief auf die beiden zu, doch der Dämonen-Astrologe schnitt ihm den Weg ab.

Julia hechtete vor, packte Ruperts Schwert und warf es ihm zu. Rupert fing es mitten aus der Luft und drang damit auf den Dämon ein. Der grollte und zog sich dann Schritt für Schritt von ihm zurück. Der

Dämonenprinz schleuderte König John zur Seite und kam geduckt auf Rupert zu. Rupert blieb stehen und zückte sein Schwert. Er sah Julia und König John, beide blutüberströmt und zu schwach, um sich aufzurichten. Selbst der Drache stöhnte unruhig im Schlaf.

Rupert schluckte. Er wusste, dass blanker Stahl nicht reichen würde, um dem Dämonenprinzen Einhalt zu gebieten, aber er musste es wenigstens versuchen. Seine Freunde brauchten ihn. Er riss die Klinge zu einem letzten, verzweifelten Angriff hoch über den Kopf. Seine ganze Wut, alle Hoffnung und alles Leid strömten durch das Schwert in die lange Nacht und immer weiter, und der Dämonenprinz schrie auf, als sich der Regenbogen mit dem Rauschen eines mächtigen Wasserfalls auf die Lichtung des Dusterwaldes senkte.

Gleißende Farben wogten ohne Unterlass gegen die Dunkelheit an und drängten sie zurück. Rupert hob das Gesicht in die Lichtkaskaden und lachte laut, als er die Kraft spürte, die ihn durchflutete. Die Lichtflut brannte sich durch die Nacht und vertrieb den Dusterwald. Rupert sah sich nach dem Dämonenprinzen um. Schemenhaft erkannte er in dem sprühenden Licht einen hageren Schatten, der mit schwindenden Kräften um sich schlug und

zappelte wie ein von zähem Bernstein umschlossenes Insekt, und noch während er das Schauspiel beobachtete, löste sich der Schatten auf und verschwand. Nur der Regenbogen leuchtete hell und siegreich im Schwarz, ehe auch er verblasste.

Rupert senkte langsam sein Schwert und blickte in den Nachthimmel. Einen Augenblick lang glaubte er, nichts habe sich verändert, doch dann traten die Sterne hervor, und der Vollmond verbreitete ein silbernes Licht. Die bedrückende Schwere war verschwunden, als hätte es den Dusterwald nie gegeben, und am Horizont zeigte sich der erste, schwache Streifen der Morgenröte. Die lange Nacht war besiegt.

Rupert schob das Regenbogenschwert in die Scheide und sah sich um. Die Moose und bleichen Pilze waren einem weichen, schimmernden Grastepich gewichen. Der Dämonenprinz war verschwunden und mit ihm das bizarre Geschöpf, das einst der Astrologe gewesen war. Der Drache saß auf den Hinterbeinen und schüttelte gerade die letzte Müdigkeit ab. Julia stand neben dem Riesen, bewegte verblüfft die Finger der frisch verheilten Hand und beobachtete staunend den Wandel, der sich ringsum vollzogen hatte. Rupert ging zu ihr hinüber und nahm sie in die Arme. Im gleichen

Augenblick ging strahlend die Sonne auf.

Der König saß neben dem modrigen Baumstumpf, den Kopf in beide Hände vergraben, und weinte um seinen verlorenen Freund.

Enden und Anfänge

Draußen im Wald sangen Vögel. Manche Bäume am Rande der Lichtung trugen junges Laub, und die Luft war erfüllt von den frischen, vertrauten Gerüchen des Waldes. Sonnenlicht strömte durch immer breitere Lücken im Astgeflecht über ihnen, und der Frühlhimmel war von einem so hellen, leuchtenden Blau, dass Rupert kaum hinsehen konnte.

Hoch über dem Wald kreiste der Drache mühelos in der sanften Morgenbrise, und seine Schuppen glommen in allen Farben. Rupert spürte, wie die Sonne die Winterkälte aus seinen Knochen vertrieb. Ein saches Rascheln und Knacken im Unterholz verkündete, dass die ersten Tiere in ihre Nester und Höhlen zurückkehrten, und doch ragten zwischen dem üppigen grünen und rostroten Laub auch tote Stämme auf, kahl, zerfressen und ausgehöhlt. Für einige, für zu viele, war der Regenbogen zu spät gekommen.

„Die Hälfte des Waldes ist immer noch tot“, sagte Julia. „Ich dachte, mit dem Sieg über den Dämonenprinzen würde alles wie früher werden.“

Rupert schüttelte langsam den Kopf. „Nicht mal der Regenbogen kann die Toten zurückbringen, und manche dieser Bäume waren der Finsternis einfach zu lange ausgesetzt. Der Dusterwald mag verschwunden sein, aber der Wald wird Jahrhunderte brauchen, um sich von seinen Schäden zu erholen. Das Erbe des Dämonenprinzen wird uns noch lange zu schaffen machen.“

Julia stolperte plötzlich über etwas, das im hohen Gras verborgen lag, und bückte sich, um es aufzuheben.

„Was hast du da?“, fragte Rupert.

„Ich bin nicht sicher“, sagte Julia. „Sieht wie ein Stück Knochen oder Horn oder so aus.“

„Ein Horn? Lass mich mal sehen.“ Rupert streckte die Hand aus, doch als Julia ihm ihren Fund geben wollte, ließ sie ihn fast fallen, weil die eben erst verheilten Finger den Dienst verweigerten. Rupert fing das Horn auf und lächelte mitfühlend. „Was macht die Hand, Mädels? Noch steif?“

„Ja“, sagte Julia mit trockenem Humor und knetete mit der gesunden Hand die frischen Narben. „Der Regenbogen hat die schlimmsten Schäden beseitigt,

aber es wird noch lange dauern, bis die Finger geschmeidig genug sind, um ein Schwert zu halten.“

„Ich weiß, was du meinst“, sagte Rupert und verzog das Gesicht, weil seine eben erst zusammengewachsenen Rippen bei jeder unüberlegten Bewegung schmerzten.

„Es tut mir leid, dass der Regenbogen dein Auge nicht heilen konnte.“

Rupert zuckte vorsichtig die Achseln. „Mir auch. Aber andererseits muss ich froh sein, dass ich noch lebe.“ Er musterte das Stück Horn in seiner Hand. Es war gut einen halben Schritt lang und stark geriffelt, doch das ehemals cremeweiße Elfenbein wirkte ausgebleichen und wies eine Reihe von Sprüngen auf. Rupert nickte mürrisch. „Das habe ich mir gedacht.“

„Was ist das?“

„Brises Horn. Er verlor es im Dusterwald an einen Dämon, weißt du noch? Der Dämonenprinz benutzte es, um die Pestilenz zu verbreiten.“

Julia sah das Horn argwöhnisch an. „Ist es noch gefährlich? Vielleicht sollten wir es zerstören.“

„Der Erzmagier weiß am besten, was man damit anfängt“, meinte Rupert und schob das Horn in seinen Stiefelschaft. „Ich werde es ihm geben, wenn wir wieder auf der Burg sind. Vielleicht gibt es eine Möglichkeit, es dem Einhorn wieder anzusetzen.“

„Rupert“, flüsterte Julia, „wir wissen nicht einmal, ob die beiden den letzten Dämonenangriff überlebt haben.“

„Verdammt“, sagte Rupert. „Verdammt noch mal! Tut mir leid. Ich vergesse immer wieder, dass so viele Freunde in so kurzer Zeit gestorben sind.“

Julia legte einen Arm um Ruperts Schultern, und er zog sie an sich. Eine Weile standen sie so da, genossen den Sonnenschein und atmeten in tiefen Zügen die frische Waldluft ein, ganz dem Morgen hingegeben, damit sie die Schrecken der Nacht vergessen konnten.

„Es ist schwer zu glauben, dass endlich alles vorbei ist“, sagte Rupert.

„Es ist nicht vorbei“, sagte eine sanfte Stimme. Rupert und Julia fuhren herum und warfen einen Blick auf den König, der allein am Rande der Lichtung saß und mit leeren Augen zu Boden starrte. „Der Dämonenprinz ist nicht tot. Der Regenbogen trieb ihn in die Dunkelheit zurück, aus der er kam, aber da Grey und ich ihn auf die Erde riefen, können nur wir ihn für immer vertreiben. Eines Tages wird der Dämonenprinz zurückkehren, und wenn es Hunderte von Jahren dauert.“

Rupert und Julia warteten geduldig, aber König John sagte nichts mehr. In der ganzen Zeit hatte er

kein einziges Mal die Stimme erhoben oder sie angeschaut.

„Nun“, entgegnete Rupert schließlich, „selbst wenn das stimmen sollte, Vater, und der Dämonenprinz irgendwann in ferner Zukunft zurückkehren wird, dann ist es nicht an uns, dieses Problem zu lösen. Wir müssen dafür sorgen, dass das Regenbogenschwert nicht verlorengeht.“

„Genau“, sagte Julia. „Wir haben den Wald gerettet, und das zählt.“ Sie unterbrach sich und warf Rupert einen fragenden Blick zu. „Rupert ...“

„Ja?“

„Darf ich dich etwas fragen?“

„Warum nicht?“

„Weshalb sagtest vor einiger Zeit, der Zauber des Regenbogenschwerts wirke nicht mehr?“

Rupert lächelte beschämt. „Der Drache sagte mir einmal, am Ende des Regenbogens könne mein Herzenswunsch in Erfüllung gehen, obwohl ich ihn nicht unbedingt als solchen erkennen würde. Als ich das erste Mal auf dem Regenbogen wandelte, wünschte ich mir von ganzem Herzen, dich und meine Freunde vor der Finsternis zu retten. Dieser Wunsch erfüllte sich. Bei meinem zweiten Versuch, das Regenbogenschwert einzusetzen, im Kupferbergwerk, wollte ich nur meine eigene Haut

retten. Also klappte es nicht. Diesmal dachte ich nicht an mich; ich wollte nur dich und die anderen vor dem Dämonenprinzen schützen. Den Erfolg hast du erlebt. Eigentlich ganz einfach, wenn man darüber nachdenkt.“

„Hätte dir das nicht früher einfallen können, wenn es so einfach ist?“

„Tut mir leid, ich hatte in letzter Zeit viel um die Ohren.“

Sie sahen einander lächelnd an und fuhren dann herum, als unvermittelt ein lang gezogenes, lautes Dröhnen die Morgenstille zerriss und den Gesang der Vögel zum Verstummen brachte. Die Luft flimmerte und teilte sich, und aus einem silbernen Tunnel, der sich in endlose Fernen erstreckte, schwebte der Erzmagier. Er landete elegant, und der Riss im Kontinuum von Raum und Zeit schloss sich. Rupert und Julia stürmten unter lautem Jubel auf ihn zu und klopfen ihm abwechselnd auf den Rücken, bis alle drei ermattet waren. Dann trat Rupert einen Schritt zurück, und sein Lächeln erstarrte, als er den Erzmagier genauer betrachtete. Haare und Schnurrbart des Zauberers waren schlohweiß, und er wirkte älter und gebrechlicher als je zuvor.

„Herr Zauberer“, begann Rupert stockend. „Ihr seht ... äh ...“

„Ja, ich weiß“, entgegnete der Erzmagier säuerlich. „Das kommt davon, wenn man bieder und nüchtern lebt.“

Rupert musste gegen seinen Willen lachen. „Na schön, was geschah auf der Burg, nachdem wir sie verlassen hatten? Als Letztes sahen wir, das es auf dem Burghof von Dämonen nur so wimmelte.“

Der Erzmagier zuckte lässig die Achseln. „Sie blieben nicht lange genug, um Schaden anzurichten. Wir zogen uns ins Innere der Burg zurück und stellten Wachen an den Barrikaden auf. Aber ohne die eiserne Faust des Dämonenprinzen dauerte es nicht lange, bis die Dämonen in ihr früheres Verhalten zurückfielen und sich wie Bestien ohne Sinn und Verstand benahmen. Die meisten von ihnen brachten sich gegenseitig um. Mit dem Rest hatten die Wachmannschaften leichtes Spiel, und die wenigen, die fliehen konnten, werden wohl nicht lange überleben, nun da die Finsternis gebannt ist.“ Er stockte und sah Rupert nachdenklich an. „Aber wie gelang es Euch eigentlich, den Dämonenprinzen zu besiegen?“

„Damit“, antwortete Rupert schlicht und streckte dem Erzmagier sein Schwert entgegen. „Ich fand es am Ende des Regenbogens.“

Der Zauberer sah ihn durchdringend an. „Warum

erfahre ich jetzt erst, dass Ihr das Regenbogenschwert besitzt?“

„Wir wissen nicht, ob der Dämonenprinz tot ist“, warf Julia hastig ein. „König John behauptet, wir hätten ihn nur vertrieben.“

Der Erzmagier runzelte nachdenklich die Stirn. „Bei einem Wesen wie dem Dämonenprinzen muss man alles in Frage stellen. Da er ungeboren ist, kann er wohl auch nie richtig sterben. Eventuell sollte ich mich näher mit diesem Problem befassen.“

Sie schwiegen und musterten die Landschaft. Die Farben waren zurückgekehrt, und von überall drangen der Gesang der Vögel, das Summen der Insekten und das Rascheln der scheuen Waldtiere auf sie ein.

„Ich sehe zu meiner Freude, dass Ihr wieder im Besitz Eurer magischen Kräfte seid, Herr Zauberer“, sagte Rupert schließlich.

„Ja“, sagte der Erzmagier mit trockenem Humor, „das war kein schlechter Teleport, was? Nun, da die wilde Magie ihre Macht verloren hat, habe ich den Rest meiner Fertigkeiten wieder voll im Griff.“

„Wie steht es auf der Burg?“, fragte Julia. „Habt ihr viele Verluste erlitten?“

„Einige“, berichtete der Erzmagier. „Vor allem auf den Wehrgängen. Aber die meisten von uns sind

unversehrt. Als ich aufbrach, begann gerade das große Aufräumen.“

„Das kann eine Weile dauern“, entgegnete Rupert.

„Ich weiß nicht“, widersprach Julia. „Harald wird die Leute schon auf Trab halten.“

Rupert lachte. Er kannte die Vorliebe Haralds, die Arbeit der anderen zu organisieren. Dem Erzmagier fielen die Blicke auf, die zwischen Rupert und Julia hin- und hergingen, und er grinste breit.

„Gehe ich recht in der Annahme, dass Haralds Hochzeit geplatzt ist?“

„Definitiv“, sagte Rupert. „Julia und ich ...“

„Ich bin ja nicht blind“, sagte der Erzmagier, „und ich hoffe von ganzem Herzen, dass ihr glücklich werdet.“

„Augenblick mal“, warf Julia ein. „Werde ich überhaupt nicht gefragt?“

„Nein“, sagte Rupert und küsste sie, ehe sie protestieren konnte. Es dauerte lange, bis sie sich aus seinen Armen löste.

„Das zahle ich dir heim“, drohte sie und küsste ihn ihrerseits. Der Erzmagier wartete eine Weile, bis ihm klar wurde, dass er für die beiden nicht mehr existierte, und schlenderte dann zu König John hinüber. Lange starrte er schweigend in die Ferne.

„John ...“

„Ich weiß. Du verlässt uns, stimmt's?“

„Ja“, sagte der Erzmagier. „Ich bringe dich per Teleport zurück auf die Burg, dann mache ich mich auf den Weg. Die Magie verschwindet aus der Welt, und meine Jahre holen mich ein.“

„Selbstmitleid?“, fragte König John.

Der Erzmagier lächelte müde. „Nur ein wenig. Ich sollte mich wirklich nicht beklagen. Immerhin habe ich ein letztes großes Abenteuer erlebt.“

„Ein letztes großes Abenteuer“, sagte der König. „Ja. Ein guter Weg, das Leben zu beenden. Ich kehre auch nicht in die Burg zurück. Du weißt, dass Thomas tot ist?“

„Ja“, sagte der Erzmagier.

„Er hat sich gegen mich gewandt und das Land verraten, und am Ende sagte er, alles sei meine Schuld. Ich komme immer mehr zu der Überzeugung, dass er recht hatte. Dass ich Thomas zu sehr vertraute, war nur einer meiner vielen Fehler. Ich kehre nicht in die Burg zurück.“

Ich wollte nie König sein. Die viele Arbeit, die Probleme, die ständige Verantwortung ... ich tat mein Bestes, aber irgendwie war es nie genug, und jetzt benötigt das Waldland mehr denn je einen starken Herrscher. Es gibt viel zu tun. Der Wiederaufbau der Städte und Dörfer, das Einbringen

und Verteilen der spärlichen Ernte, und man muss die Barone zur Vernunft bringen, damit im Land endlich wieder Ordnung einkehrt. Aber ich schaffe das nicht. Soll ein anderer es versuchen – Harald oder Rupert. Jeder von ihnen würde einen guten König abgeben.

Ich will nur noch allein sein. Vielleicht finde ich hier im Wald Frieden, ein wenig Versöhnung. Vielleicht gelingt es mir, mit der Erinnerung daran zu leben, was ich getan habe und was nicht.“

„John ...“

„Leb wohl, Erzmagier. Ich nehme keinen Abschied von Rupert und Julia, weil ich sonst vielleicht nicht mehr den Mut zum Gehen aufbringe. Grüß sie. Ich werde sie nicht wiedersehen.“

Er lächelte kurz, dann verließ er die Lichtung und betrat den Wald. Der Erzmagier sah ihm ruhig nach, bis er in den dunkelgrünen Schatten verschwunden war. Rupert und Julia bemerkten plötzlich, dass der König nicht mehr da war, und eilten zum Erzmagier hinüber.

„Wo ist König John?“, fragte Rupert.

Der Erzmagier drehte sich um und verneigte sich formell. „Euer Vater ist tot. König John ist tot. Lang lebe König Rupert vom Waldreich!“



Es war drei Uhr morgens, und auf der Burg lag alles in tiefem Schlaf. Der Nachthimmel war besternt, und der Vollmond tauchte den verlassenen Burghof in helles Licht. Ein paar müde Männer patrouillierten auf den Wehrgängen und bewachten das Torhaus, aber im Hof rührte sich nichts. Rupert ging lautlos die Treppe des Haupteingangs hinunter, überquerte hastig das mondbeschienene Kopfsteinpflaster und verbarg sich in den Schatten des inneren Westwalls. Dicht an das Mauerwerk gepresst wartete er, bis sich seine Augen an den Lichtwechsel gewöhnt hatten und sein Atem wieder ruhiger ging. Die Wachtposten gingen langsam ihre Runden und hielten gelegentlich an, um in den Wald hinauszuspähen. Niemand kümmerte sich um den Burghof. Rupert atmete noch einmal tief durch und rückte den schweren Sack, den er auf dem Rücken trug, etwas bequemer zurecht. Dann lief er im Schatten der inneren Mauer zum alten Pferdestall. Er klopfte an die Tür, wartete einen Augenblick und klopfte erneut. Die Tür schwang gerade weit genug auf, um ihn einzulassen, und schloss sich hinter ihm.

Julia nahm den Blendschutz von ihrer Laterne, und ein rauchig-gelbes Licht erfüllte den Stall. Zwei

gesattelte Pferde warteten geduldig in ihren Boxen, während Brise nervös den Mittelgang entlang spähte. Rupert warf einen schnellen Blick auf die Fensterläden, um sich zu vergewissern, dass sie kein Licht durchließen. Dann lehnte er sich erleichtert gegen die Stalltür.

„Du kommst spät“, zischte Julia. „Wo warst du so lange?“

„Es gab noch einiges zu tun.“

„Was denn?“

„Ich habe das Regenbogenschwert ins Arsenal gebracht. Nur für den Fall, dass Vater recht hatte und der Dämonenprinz eines Tages zurückkehrt.“

Julia entspannte sich. „Gut, nun, das Zauberschwert nützt ihnen wahrscheinlich mehr als uns. Ich hoffe, du hast dir eine andere Waffe besorgt?“

„Klar.“

„Was ist mit den Torwachen?“

„Alle mir treu ergeben. Ach ja: Der Drache wartet im Wald auf uns. Nun beruhige dich endlich, es geht bestimmt alles gut. Bist du so weit fertig?“

„Fast. Hast du schon entschieden, wohin wir gehen?“

„Nicht richtig. Das Wichtigste ist, aus diesem Tollhaus zu verschwinden. Mein Vater ist noch keine

vierundzwanzig Stunden tot, und schon versammeln sich die Geier. Der Hof ist in jede Menge Fraktionen aufgesplittert. Je eher ich verschwinde, desto besser.“

„Was ist, wenn sie uns verfolgen?“

„Das kann ich mir nicht vorstellen“, entgegnete Rupert achselzuckend. „Ohne mich wird Harald leichtes Spiel haben. Wenn ich bliebe, müsste er mich ins Exil schicken. Oder töten.“

„Wenn ihr euch nicht bald zum Aufbruch entscheidet, stöbert uns hier jemand auf“, zischte Brise, „und dann lässt Harald euch wahrscheinlich als Pferdediebe hängen.“

„Harald wird uns doch die beiden Pferde gönnen“, widersprach Rupert. „Nun, wird er nicht, aber zumindest kann ich mir nicht vorstellen, dass er uns deshalb verfolgen lässt.“

„Überhaupt, wozu braucht ihr zwei Pferde?“, fragte das Einhorn gekränkt. „Der Erzmagier hat mich vor seinem Aufbruch wieder gut in Schuss gebracht. Ich sehe keinen Grund, warum Rupert meinen Rücken verschmählt.“

„Äh ...“ Rupert kam ins Stammelnen. „Es gibt einen Grund ...“

„Ach ja? Welchen denn?“

„Ich kann kein Einhorn mehr reiten“, sagte Rupert.

„Siehst du, Julia und ich ...“

„Schon begriffen“, unterbrach ihn Brise. „Ihr habt heute Nacht gefeiert, was?“

„Wir möchten, dass du mitkommst“, erklärte Rupert. „Ich hatte versprochen, nach deiner früheren Herde zu suchen, erinnerst du dich?“

„Klar.“ Brise klang barsch. „Ich erinnere mich. Aber was macht ihr danach, wenn ihr die Herde gefunden habt?“

„Ich weiß noch nicht“, entgegnete Rupert. „Wieso?“

Brise warf schnaubend den Kopf hoch. „Wenn ihr glaubt, ich lasse euch einfach so durch die Gegend ziehen, dann habt ihr euch getäuscht. Ohne mich würdet ihr keine zehn Minuten überleben, keiner von euch, das wisst ihr genau. Jemand muss aufpassen, dass ihr nicht in euer Unglück rennt.“

Rupert und Julia lachten und umarmten Brise abwechselnd. Das Laternenlicht spiegelte sich golden in seinem Horn.

„He, Rupert“, sagte Julia plötzlich, „was ist in dem Sack?“

Rupert lachte. „Ein weiterer Grund für meine Verspätung.“ Er stellte den schweren Sack ab, stützte ihn gegen einen Schemel und öffnete ihn. Julia keuchte und stieß einen anerkennenden Fluch

aus. Der schmutzige, alte Ledersack enthielt Hunderte schimmernder Juwelen. Julia zögerte, doch dann ließ sie eine Handvoll der funkelnden Steine durch die Finger rieseln.

„Wo zur Hölle hast du die her, Rupert? Die müssen ein Vermögen wert sein.“

Rupert lachte. „Sie sind Teil des Schatzes, den der Seneschall mit deiner Hilfe im Südflügel entdeckt hat. In der Eile kam niemand mehr dazu, ihn richtig zu verwahren. Sie schafften das Zeug in eine Vorratskammer und sicherten es mit einem Vorhängeschloss sowie einem einfachen Zauber zum Schutz gegen Eindringlinge, der nur von Angehörigen der Königsfamilie gelöst werden konnte, und da wir keinen einzigen Wachposten entbehren konnten, beließen sie es dabei. Also wartete ich einen günstigen Augenblick ab, knackte das Schloss und den Zauber und bediente mich. Bis Harald merkt, dass etwas fehlt, sind wir über alle Berge.“

Er verschnürte den Sack wieder und ächzte ein wenig über sein Gewicht, als er ihn auf den Rücken nahm. „Ich betrachte die Steine als mein Erbteil, nun, da König John ... von uns gegangen ist.“

Julia legte ihm eine sanfte Hand auf den Arm. „Wir wissen nicht, ob er tot ist. Man hat seine Leiche

nirgends gefunden, und der Zauberer ist ebenfalls verschwunden.“

„Ich kann nicht glauben, dass er fort ist“, sagte Rupert. „So lange ich mich zurückerinnern kann, war mein Vater ein Teil meines Lebens wie das Essen oder Schlafen oder die Pflichten. Wir standen einander nie besonders nah, aber das war Absicht, und gerade jetzt, da wir uns besser verstanden, da ich anfing, ihn zu mögen ...“ Rupert senkte den Blick und schluckte. „Er ist tot. Das spüre ich. Er hätte das Reich nie aus freien Stücken verlassen. Das konnte er nicht.“

„Aber du“, sagte Julia. „Dich hält hier nichts.“

„Ja“, sagte Rupert, hob den Kopf und sah sie an. „Es wird Zeit, dass wir uns auf den Weg machen.“

„Warte mal einen Moment“, sagte Julia.

„Angenommen, Harald schickt uns nicht die halbe Armee hinterher, um seine Juwelen zurückzuholen – hast du dir schon überlegt, wovon wir in Zukunft leben sollen?“

„Eigentlich nicht“, gestand Rupert. „Bisher musste ich nie meinen Lebensunterhalt verdienen. Die Juwelen müssten eine Weile reichen.“

„Ja“, sagte Julia. „Wir könnten uns eine Schenke kaufen.“

Rupert schüttelte den Kopf. „Miese Arbeitszeiten.“

„Wie wäre es mit einem Bauernhof?“

„Klingt nach Schwerarbeit.“

„Was schlägst du vor?“

Rupert zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht, Mädels. Vorzugsweise etwas Friedfertiges, weil ich es satt habe, das Schwert zu schwingen.“

„Gut“, sagte Julia. „Zumindest, bis ich meine Schwerhand wieder gebrauchen kann.“

„Komm“, meinte Rupert. „Ich fühle mich erst sicher, wenn ein paar Meilen zwischen uns und der Burg liegen.“

„Rupert“, sagte Julia langsam, „du musst das Land nicht verlassen. Du könntest bleiben und dich zum König krönen. Nach allem, was du für das Reich getan hast, hättest du keine Probleme, Unterstützer zu finden.“

„Ich will kein König sein“, antwortete Rupert schlicht. „Ich taue nicht für diesen Posten. Außerdem wird es auch ohne Bürgerkrieg verdammt schwierig sein, die Monarchie wieder aufzubauen. Ich habe mein Leben nicht aufs Spiel gesetzt, um mit anzusehen, wie das Waldland endgültig zerstört wird. Nein! Wenn ich gehe, ist das der beste Dienst, den ich dem Land erweisen kann. Meine letzte Pflicht. Dann werde ich endlich frei sein.“

„Ist es dir recht, dass Harald den Thron

übernimmt?“

„Absolut. Trotz seiner Schwächen – und davon hat er mehr als genug – wird Harald ein guter König sein. Ganz bestimmt ein besserer, als ich es je sein könnte.“

„Ganz deiner Meinung“, sagte Harald.

Rupert und Julia fuhren herum und entdeckten Harald, der entspannt an der Stalltür lehnte. „Es wäre besser gewesen, das Tor zu verriegeln“, fuhr der Kronprinz ruhig fort. „Du wirst leichtsinnig.“

„Versuch ja nicht, uns aufzuhalten“, sagte Rupert.

„Ich denke nicht im Traum daran, dich aufzuhalten, Bruderherz“, antwortete Harald. „Wie du selbst erkannt hast, würde deine Anwesenheit im Reich nur zu Problemen führen. Anders sieht das mit Julia aus.“

„Ach ja?“, fragte Julia.

„Du gehst nicht“, erklärte Harald. „Du bleibst und wirst meine Königin!“

„Vergiss es“, sagte Julia. „Diesen Ehevertrag haben unsere Väter ohne meine Einwilligung geschlossen. Für mich ist er deshalb ungültig. Außerdem wird mein Vater kaum auf die Einhaltung des Übereinkommens pochen. Da die Schäden, die der Dusterwald im Hügelland angerichtet hat, wahrscheinlich ebenso schwer sind wie hier, hat er vermutlich andere

Sorgen als eine Invasion ins Waldland, und falls es dir um ein politisches Bündnis geht: Ich habe jede Menge Schwestern.“

„Die können mir gestohlen bleiben“, antwortete Harald. „Ich will, was mir gebührt. Dich.“

„Harald“, sagte Julia eindringlich, „schlag dir das aus dem Kopf! Ich würde dich selbst dann nicht heiraten, wenn die Alternative ein Klosterleben wäre. Habe ich mich klar ausgedrückt?“

„Wie kannst du nach allem, was zwischen uns war, so etwas sagen?“, fragte Harald ruhig. „Hast du Rupert dahingehend reinen Wein eingeschenkt?“

„Das musste sie nicht“, meinte Rupert. „Ich war noch keine Stunde daheim, als mir deine Leute mehr oder weniger einfühlsam hinterbrachten, dass sie in meiner Abwesenheit mit dir geschlafen hat, und weißt du was, Harald? Das ist mir einerlei! Sie dachte, ich sei tot, und du warst schon immer ein charmanter Bastard. Nein. Was zählt, ist, dass sie sich am Ende doch für mich entschieden hat, weil sie mich genauso liebt wie ich sie.“

„Genau“, bestätigte Julia und trat neben Rupert. „Du bist endgültig aus dem Rennen.“

„Wir verlassen die Burg“, sagte Rupert. „Gib den Weg frei!“

„Eher lasse ich euch hängen!“

Er griff nach seinem Schwert, und Rupert schlug ihm ins Gesicht. Harald verlor das Gleichgewicht, taumelte rückwärts gegen die Stalltür, und Rupert rammte ihm die Faust in den Magen. Harald klappte zusammen wie ein Taschenmesser, worauf Julia ihm zur Sicherheit noch einen Handkantenschlag ins Genick mitgab. Harald fiel zu Boden und rührte sich nicht mehr. Rupert kauerte neben ihm nieder, vergewisserte sich, dass sein Puls regelmäßig ging, und richtete sich grinsend wieder auf.

„Das wird er noch ein Weilchen spüren.“ In seiner Stimme schwang Befriedigung mit. „Auf diesen Augenblick habe ich lange gewartet.“

„Ich auch“, sagte Julia. „Ich auch.“

Sie reichten einander ernst die Hand.

„Ich störe nur ungern“, meinte Brise trocken, „aber ich halte es für unwahrscheinlich, dass Harald allein hier aufgetaucht ist. Wollt ihr nicht nachsehen, ob draußen ein paar Wachleute auf euch warten?“

Rupert und Julia wechselten einen Blick. Dann eilte Rupert zur geschlossenen Stalltür, um nach draußen zu horchen, während Julia die Laterne abdunkelte. Einen Augenblick lang waren nur das unruhige Scharren der Pferde und das Raspeln von Stahl auf Leder zu hören, als Rupert und Julia ihre Schwerter zogen.

„Hörst du etwas?“, wisperte Julia.

„Nichts“, murmelte Rupert.

„Ich will endlich weg von hier.“

„Ich auch. Bereit?“

„Bereit.“

Rupert riss die Stalltür auf und stürmte auf den mondbeschiedenen Hof hinaus, dicht gefolgt von Julia. Vor dem Stall durchsuchten ein Dutzend Goblins die Taschen von einem halben Dutzend bewussten Wachsoldaten nach Beute. Der kleinste Goblin schaute erschrocken auf und grinste breit, als er Rupert erkannte.

„Prinzchen! Wie geht es?“

„Bei deinem Anblick viel besser.“ Rupert schob das Schwert in die Scheide. „Aber sollten wir die Leute nicht besser in eine dunkle Ecke schaffen, wo sie weniger auffallen?“

„Eins nach dem anderen“, meinte der kleinste Goblin und zerrte an einem widerspenstigen Siegelring. „Die Einzigen, die uns entdecken könnten, sind die Männer auf den Zinnen, und ich habe ein paar von meinen Jungs damit beauftragt, sie zu beschäftigen.“

„Was habt ihr mitten in der Nacht hier draußen gesucht?“, erkundigte sich Julia, die immer noch ihr Schwert fest umklammert hielt. Sie ließ ihre Blicke

argwöhnisch über den Hof schweifen und starrte einen Goblin, der ihr zu nahe kam, drohend an. Der kleine Krieger zog sich eilig zurück.

Der kleinste Goblin musterte triumphierend den Siegelring, der nun an seinem Daumen prangte, und wandte sich dann ein wenig verlegen an Rupert. „Um ehrlich zu sein, ihr seid nicht die Einzigen, die einen Rückzug bei Mondschein geplant haben. Wir brauchten nicht viel Grips, um uns auszumalen, dass wir nach dem Ende der Schlacht hier so erwünscht wären wie eine Tollwutepidemie. Deshalb haben wir beschlossen, unsere Familien zu versammeln, ein paar Kleinigkeiten mitzunehmen und uns aus dem Staub zu machen. Es gibt für uns keinen Grund, noch länger hier zu bleiben. Du warst der Einzige am Hof, der sich Zeit für uns nahm, und nun, da dein Bruder den Thron besteigen wird ... jedenfalls haben wir gesehen, dass die Sache dumm für dich ausgehen konnte, und haben beschlossen, dir zu helfen. Schon der alten Zeiten wegen.“

„Danke“, sagte Rupert. „Wohin wollt ihr?“

„In den Wald. Städte und Ansiedlungen sind nicht unser Ding. Zu viele Mauern machen uns Angst. Außerdem habe ich ein paar hervorragende neue Taktiken für Überfälle auf wehrlose Reisende entwickelt. Schuster, bleib bei deinen Leisten, sage

ich immer.“

„Dann viel Glück“, sagte Rupert trocken und streckte die Hand aus. Der kleinste Goblin stellte sich auf die Zehenspitzen und schüttelte sie kräftig.

„Dir auch, Prinzchen! Du bist für einen Menschen schwer in Ordnung.“

Er piffte die anderen Goblins herbei und wies sie an, die bewusstlosen Wachen von der Stalltür weg in den Schatten des inneren Walls zu schleifen. Augenblicke später war der Platz vor dem alten Pferdestall leer. Der kleinste Goblin salutierte zackig, warf Julia eine Kusshand zu und verschwand ebenfalls in den Schatten.

„Verschwinden wir endlich“, sagte Julia. „Auf diesem Burghof geht es ja zu wie an einem Markttag.“

Rupert nickte spöttisch, und gemeinsam eilten sie in den Stall zurück. Julia führte die Pferde auf den Hof, während Rupert Harald gründlich fesselte und knebelte. Anschließend warf er ihn in eine dunkle Ecke des Stalls, die rein zufällig besonders staubig war, winkte Brise zu sich und folgte Julia ins Freie. Obwohl sie die Hufe der Tiere mit Sackleinen umwickelt hatten, um den Lärm zu dämpfen, fühlte sich Rupert im Mondlicht wie auf dem Präsentierteller. Er spähte umher, nahm die Zügel

seines Pferdes und führte es über den Hof zum Bergfried. Gleich dahinter kam Julia mit ihrem Pferd, während Brise die Nachhut bildete. Selbst das leiseste Geräusch wirkte in der Stille unnatürlich laut, und Rupert hoffte von ganzem Herzen, dass die Männer auf den Wehrgängen noch von den Goblins abgelenkt waren. Julia schloss rasch zu ihm auf, als sie sich dem Bergfried näherten. Vier Wachmänner standen mit erhobenen Piken vor dem geschlossenen Tor.

„Sind das deine Leute?“, flüsterte Julia.

„Ja.“

„Hältst du sie für zuverlässig?“

„Na und ob! Sie sind mit mir aus dem Düsterwald heimgekehrt. Ihnen könnten wir unser Leben anvertrauen.“

„Das tun wir schon“, bemerkte das Einhorn spitz.

Die Wachleute nickten Rupert respektvoll zu und senkten ihre Piken.

„Wir dachten schon, Euch sei etwas zugestoßen, Hoheit“, sagte Bob Hawke.

„Ich hatte noch ein paar Kleinigkeiten zu erledigen“, antwortete Rupert. „Alles in Ordnung?“

„Bis jetzt ja. Ihr habt alles, was Ihr braucht?“

„So ziemlich.“

„Dann kommt, ehe der Wachoffizier seine Runde

macht!“

Die vier Männer schoben die massiven Eisenriegel zurück und öffneten die schweren Eichenflügel. Das alte Holz war angesengt und an manchen Stellen gesplittert, aber das Tor hatte dem Ansturm der Dämonen standgehalten. Die Wachmänner kamen zurück, und Rupert reichte jedem von ihnen die Hand.

„Viel Glück, Hoheit“, sagte Hawke.

„Danke, das werden wir brauchen“, antwortete Rupert.

„Harald nimmt übrigens eine kleine Auszeit drüben im alten Stall. Wenn ihr später mal nach ihm sehen könntet ...“

„Oh, sicher“, sagte Hawke. „Aber es eilt nicht, oder?“

„Ich hoffe, ihr bekommt keine Schwierigkeiten, weil ihr uns passieren lasst?“, fragte Julia.

„Das bezweifle ich“, sagte Hawke und grinste breit. „Hier geht alles drunter und drüber, so dass keiner weiß, wo er Dienst tun soll. Das gilt besonders für die Wachen.“

„Hört mal“, sagte Rupert plötzlich, „ich nehme euch gern mit, wenn ihr wollt.“

„Nett von Euch“, sagte Hawke höflich, „aber wir bleiben lieber hier. Wenn der neue König das Reich

wieder aufbauen will, wird er alle Leute brauchen, die mit einer Waffe umgehen können, und das bedeutet Beförderungen und mehr Lohn für alte Hasen wie uns. Außerdem haben wir jetzt selbst Land, um das wir uns kümmern müssen, erinnert Ihr Euch? Ihr selbst hattet uns das Land versprochen, und König John unterzeichnete die Schenkungsurkunden, bevor er in die letzte Schlacht zog. Wer weiß ... vielleicht werden unsere Nachkommen mal Gutsbesitzer oder gar Barone.“

„Das sollte für einige Unruhe sorgen“, sagte Rupert, und die Männer grölten.

Rupert und Julia schwangen sich auf die Pferde und ritten durch das Torhaus, dicht gefolgt von Brise. Die Tore schlossen sich hinter ihnen, nachdem sie das hochgezogene Fallgitter passiert hatten und auf die Zugbrücke geritten waren. Das Eis des Burggrabens war geschmolzen, aber das Monster ließ sich nirgendwo blicken. Rupert drängte zur Eile, und schon bald hatten sie den Rand der Lichtung erreicht. Hinter ihnen schloss sich lautlos die Zugbrücke. „Gut, dass mir noch eingefallen ist, die Rollen schmieren zu lassen“, dachte Rupert. „Normalerweise sind sie so laut, dass die ganze Burg davon wach wird.“ Ihm fiel ein, dass dies wohl der letzte Befehl war, den er erteilt hatte. Er wusste

nicht, ob er das bedauern oder begrüßen sollte, aber dann überwog die Erleichterung. An der Spitze des kleinen Zuges drang Rupert in den Wald ein, bis zu einer Stelle, die man von der Burg aus nicht sehen konnte, dann zügelte er sein Pferd. Julia und Brise hielten ebenfalls an.

„Drache?“, rief Rupert leise. „Wo bist du?“

„Hier“, sagte der Drache und tauchte so unvermittelt zwischen den Bäumen zu Ruperts Linken auf, dass die Pferde scheuten und sich erst nach langem Zureden wieder beruhigen ließen. Julia warf dem Drachen einen verdrießlichen Blick zu.

„Entschuldigung“, brummte der Drache und kam vorsichtig näher.

„Was immer du tust, lächle sie nicht an“, warnte Rupert, nachdem sein Pferd ihm endlich wieder gehorchte. „Ich glaube nicht, dass sie das jetzt schon verkraften. Bist du reisefertig?“

„Natürlich. Können wir vielleicht einen Abstecher zum Drachenfels machen und meine Schmetterlingssammlung holen? Ich habe im Wald ein paar faszinierende Exemplare entdeckt, die ich meiner Sammlung gern einverleiben würde.“

„Sicher“, sagte Julia. „Warum nicht?“

„Gut“, sagte der Drache. „Wisst ihr, ich glaube, ich werde diese Reise genießen, egal, wohin sie führt.“

Ihr seid die aufregendsten Menschen, die ich seit Jahrhunderten kennengelernt habe. Immer da, wo sich was rührt. Mit euch wird es nicht langweilig.“

Rupert lugte in den Nachthimmel. „Der Morgen naht, wir sollten besser weiterziehen. Da draußen, jenseits der Grenze, gibt es Länder, von denen das Waldkönigreich keine Ahnung hat. Schauen wir sie uns an.“

„Ja“, sagte Julia.

Sie ritten den staubigen Weg entlang, der in den Wald führte, ließen die Wirklichkeit hinter sich und begaben sich ins Reich der Legenden, und was immer ihnen unterwegs begegnete, sie meisterten es gemeinsam, Rupert, Julia, der Drache und das Einhorn. Helden allesamt.

ENDE